

Magazin

— für —

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Dritter Band.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.
1901.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1901,

alphabetisch geordnet.

Kirchliche Rundschau.



Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 3. Band. St. Louis, Mo. Januar 1901.

Anstatt eines Vorworts.

„Wer nicht wider uns ist, der ist für uns." Lukas 9, 49 und 50.

Da antwortete Johannes und sprach: Meister, wir sahen einen, der trieb die Teufel aus in deinem Namen; und wir wehreten ihm, denn er folgte dir nicht mit uns. Und Jesus sprach zu ihm: Wehret ihm nicht, denn wer nicht wider uns ist, der ist für uns.

Was wehret ihr den Brudernamen
Dem Jünger, der mit euch nicht geht?
Was **lästert ihr** den guten Samen,
Den eure Hand nicht ausgesät?
Ein großer Herr braucht manches Knechtes
Viel Hände kämpfen für sein Reich,
Und im Gedränge des Gefechtes
Ist für euch, wer nicht wider euch.

Wohl sprach dereinst der große Meister:
„Wer nicht für mich, ist wider mich";
Er kennt die Seinen, prüft die Geister,
Und nimmer täuscht sein Auge sich;
Doch nicht der Jünger sei's, der richtet,
Der Knecht ist nicht dem Herren gleich,
Ihr seid dem mildern Wort verpflichtet:
„Für euch ist, wer nicht wider euch!"

Braucht's denn, um Christi Werk zu führen,
Ein pergamentenes Diplom?
Dämmt ihr nach euren hänfnen Schnüren
Der ewgen Gnade freien Strom?
Es fleugt der Geist auf Sturmesflügeln
Und geistet, wo er geisten will,
Und will er wo sein Werk besiegeln,
Bedarf's nicht euer Amtssigill.

Giebt's keinen bessern Kampf zu kämpfen,
Als Wortegezänk und Silbenstreit?
Gilt's nicht, des Satans Macht zu dämpfen
In dieser letztbetrübten Zeit?
O grüßet froh als Bundsgenossen,
Wer unterm Banner Christi ficht;
Die dichten Glieder festgeschlossen!
Denn anders geht's zum Siege nicht.

Soll denn der Erzfeind lieber siegen,
Eh ihr besiegt den Brudergroll?
Soll Zions Bau darniederliegen,
Eh daß der Nachbar helfen soll?
Ist dies das heilige Erbarmen?
Ist dies der stille, sanfte Geist?
Sind dies die Kleinen, Geistigarmen,
Die unser Meister selig preist?

Zwar, wie mein Geist ihn fühlt und fasset,
So ist und bleibt er einzig mein,
Doch einst im höhern Licht erblasset
All meiner Erdenweisheit Schein;
Und sollt ich noch dem Bruder fluchen,
Der auch des Geistes ein Fünklein spürt?
Nein, Frieden allen, die da suchen
Die Straße, die gen Zion führt!

Blickt auf zu jenen Aetherfluren:
Ein jeder Stern hat eignes Licht,
Doch all die selgen Lichtnaturen
Sie stoßen und sie drängen nicht;
In seinen diamantnen Gleisen
Wallt jeder seinen stillen Gang,
Das Weltenurlicht zu umkreisen
Harmonisch in der Sphären Klang.

Schaut hin zu jenen Frühlingsfeldern,
Geht hin durchs bunte Blumenreich:
Wo ist in Gärten und in Wäldern
Ein Blättchen nur dem andern gleich?
Doch zankt die Rose mit den Nelken,
Die Eiche mit den Buchen nicht,
Ein jedes weiß, wir blühn und welken
In einer Sonne mildem Licht.

„Wir blühn und welken," ja verwelken
Wird viel, was heute steht im Flor;
Auch eures Kirchentums Gebälken
Steht noch ein Tag des Zorns bevor;

Was Silber, Gold und Edelsteine,
Was Holz und Heu und Stoppel war,
Einst macht's der Herr im Feuerscheine
Des Weltgerichtes offenbar.

So wuchert still mit euren Pfunden,
Bis daß der Meister kommt nach Haus,
Und kauft die kurzen Arbeitsstunden
Für ewge Freudenernten aus;
Der hat dem Herrn wahrhaft gehuldigt,
Der seinen Dienst am treusten übt,
Doch daß ein Knecht den andern schuldigt,
Das ist's, was Christi Geist betrübt.

Laß zwischen mein und deinen Hirten
Nicht ferner Zank und Hader sein (1 Mos. 13, 8).
Ist doch, um alle zu bewirten,
Die große Erde nicht zu klein;
Ist doch kein bittres Haderwasser
Das süße Evangelium,
Kein Leibgericht für Bruderhasser
Des Liebesmahls Mysterium.

O, sieh die Thorheit deiner Freunde,
Verklärtes Haupt in Mitleid an,
Und bau dir selber die Gemeinde
Nach deinem ewgen Meisterplan;
Und hältst du mit verklärten Seelen
Die himmlische Kommunion,
Dann laß auch unsern Feind nicht fehlen
Zur großen **Brüderunion**. **K. Gerok, Palmblätter.**

Unser Bekenntnis.

Wenn wir auch vorstehendes Gedicht von Gerok überschrieben haben mit den Worten: „Anstatt eines Vorworts," so soll es doch an einem Nachwort zu diesem Gedicht nicht fehlen. Und zwar aus drei Ursachen: 1. Nach der populären Annahme beginnen wir mit dem ersten Januar ein neues, das 20. Jahrhundert. Die gegenwärtige Nummer des „Magazins" ist also die erste im Jahrhundert, die von uns veröffentlicht wird. Da will es uns bedünken, daß es ganz in der Ordnung sei, unserem Bekenntnisstandpunkt einen unzweideutigen Ausdruck zu geben.

2. Ferner aber fanden wir im „Literary Digest" vom 10. Nov. 1900, S. 561 einen Artikel, der eine schwere Anklage gegen den Protestantismus enthält. Er trägt die Ueberschrift: „Hat der Protestantismus die Tendenz, den Glauben an die Gottheit Christi zu zerstören?"

Es wird in diesem Artikel referiert über eine im „American Ecclesiastical Review" erschienene Publikation, die den katholischen Pater MacSorley zum Autor hat.

Der Verfasser ist keineswegs, nach seinem Artikel zu schließen, ein fanatischer Katholik, der im protestantischen Lager keinen Bescheid weiß und nichts Gutes darin sehen kann. Er scheint mit den mancherlei Gestalten, welche das Christentum in den verschiedenen Ländern der Reformation angenommen hat, wohl vertraut zu sein.

Er sieht aber von seinem Standpunkt aus in dem Grundprinzip des Protestantismus, der Proklamation der Religionsfreiheit, die größten Gefahren für das Grunddogma der christlichen Kirche, „daß Jesus Christus, der Sohn der Maria, sei selbst der ewige und unendliche Gott, und daß der Gegenstand unserer Liebe, wenn wir den gekreuzigten Erlöser anbeten (worship), niemand anders sei als der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden." Da die Erkenntnis und Erforschung der Wahrheit stets fortschreitet, nach protestantischer Auffassung, und da es hierin keine für alle Zeiten feststehende und geltende Fixierung der Lehre geben kann, also auch kein festes Dogma, das unabänderlich für immer feststeht, so sieht McSorley in diesem Prinzip die größte Gefahr für den Glauben an die Gottheit Christi. Er weist dann hin auf alte und neue Erscheinungen im protestantischen Lager, in denen der Abfall von dieser Grundlehre des Christentums unleugbar ist. Ja der Rationalismus ist freilich eine nicht zu leugnende Thatsache, und überall zu finden, auf Kanzeln und Kathedern in allen protestantischen Ländern, und in Kirchen von fast jeder Benennung. Darüber wollen wir mit dem katholischen Pater uns nicht streiten. Nur eine Gegenfrage ist gewiß erlaubt: Ist denn dieser Unglaube nur im protestantischen Lager zu finden? Wie steht es denn mit dem Glauben der Gebildeten in der katholischen Kirche? Vorweg in Frankreich? — Und wenn vielleicht das streng katholische Dogma der offenen Aussprache des Unglaubens bei dem katholischen Klerus mehr zu wehren vermochte, ist darum der Klerus nicht auch insgeheim vom Unglauben durchseucht? Hat der Pater wohl je gehört, daß Papst Leo X. sich darüber freute, daß die Fabel von Christo dem römischen Stuhl so viel Geld einbrachte? Sind es nicht am Ende auch heute weniger Herzens-, als vielmehr Geldinteressen, die zum Festhalten an genanntem Dogma treiben?

Wenn wir nun solche Erscheinungen des Unglaubens vor uns haben, kann das uns erschrecken und ängstigen? Oder am protestantischen Prinzip der Religions- und Glaubensfreiheit, und der freien Erforschung der christlichen Wahrheit irre machen? Weit gefehlt! Wir wissen, daß der christliche Glaube und die Nachfolge Christi eine Sache rein persönlicher Freiheit ist und bleiben muß. Nicht durch ein aufgezwungenes Dogma dürfen die Menschen zu Christen gemacht werden. Der Herr hat seinen Jüngern nichts anderes befohlen als die Predigt des Evangeliums, die Predigt von Jesu Christo, dem Gekreuzigten. Wer dieser Predigt frei zufällt, sie annimmt, den kann der Herr selig machen, wer sie nicht annimmt, entscheidet eben damit über sein ewiges Los. Freie Wahl, freie Selbstentscheidung, das ist das Grundprinzip nicht bloß des Protestantismus, sondern des Urevangeliums der Apostel, und von diesem Grundprinzip ist die katholische Kirche mit ihrem fanatischen Dogmenzwang himmelweit abgefallen.

Wenn aber bei diesem Prinzip der Glaube an die Gottheit Christi untergeht? Kann das uns schrecken? Haben wir etwas Besseres zu erwarten als diesen Abfall? Wer 2 Theff. 2 und die Parallelen kennt, weiß darin Bescheid. Und sollen wir fürchten, daß damit auch die Kirche Christi untergeht? Das hieße an der Macht der Wahrheit verzweifeln; verzweifeln daran, daß ihm alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden; verzweifeln an der Möglichkeit der Verheißung Christi Matth. 16, 18. Die Kirche Christi hat schon manchen Sturm siegreich überstanden, sie wird auch diesen neuen Anlauf des Unglaubens überstehen! „Wir fürchten uns nicht, ob auch die Welt unterginge u. s. w. . . ." Ps. 46.

Daß aber der Herr noch heute seine siebentausend und mehr übrig hat, die ihre Knie nicht vor dem Götzen der bloßen Vernunftwissenschaft gebeugt haben, davon soll das ein Zeugnis sein, was wir gleich nachfolgen lassen. Es ist das ein Artikel, den wir schon lange fertig im Pult liegen hatten, der aber jetzt gerade am besten am Platz zu sein scheint. Und das besonders auch:

3. aus dem Grund, weil er ein Zeugnis enthält gegen unsere Widersacher im missourischen Lager, das um so nötiger ist, je mehr man auf jener Seite wieder ins Lästern und Schmähen hineingerät. Wir unsererseits begnügen uns mit dem schlichten Zeugnis der Wahrheit und überlassen das Gericht dem Herrn, der die Seinen kennt, besser als wir und die Missourier sie kennen. Und hiermit gehen wir denn über zu dem, was unsere Ueberschrift angekündigt hat.

Unser Bekenntnis.

In der Zeit kläglicher Zerrissenheit und konfessioneller Zerspaltung der Christenheit einerseits, und des Abfalls von den Grundwahrheiten des Christentums andererseits, thut es not, daß die echte Flagge des Bekenntnisses zu Christo von allen wahren Bekennern stets hoch gehalten werde. Es giebt eine Zentralwahrheit, um welche notwendig sich alle echten Christen scharen müssen und auch getrost können, eine Wahrheit, die freilich alle andern in nuce enthält. Es ist das Bekenntnis, welches Petrus dem Herrn als Antwort gab (Matth. 16, 16):

„Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes."

Um dieses Bekenntnis können alle ernstgesinnten Christen sich sammeln, denen es darum zu thun ist, die Einigkeit im Geist zu fördern. Das ist das unerläßlich Eine und Allgemeine, auf welchem die christliche Kirche ruht. Hier giebt es keine Vermittlung, keine Zwitterstellung. Das ist kein vages, unbestimmtes und unklares Allgemeines, sondern es ist so bestimmt formulierte Wahrheit, die man nur annehmen oder ablehnen kann: „Wer ist ein Lügner, ohne der da leugnet, daß Jesus der Christ sei? Das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn leugnet." (1 Joh. 2, 22.)

Mit dem Bekenntnis, daß Jesus von Nazareth sei Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, — der eingeborene Sohn, wie er selbst sich nannte — ist freilich etwas Unermeßliches und weit über gemeinen Menschenverstand hinausgehendes ausgesagt. Das war auch dem Herrn sehr wohl bewußt, daß in seiner Wunderperson sich Tiefen göttlicher Geheimnisse verborgen finden,

die der natürliche Mensch nicht fassen kann. Er sagt von sich: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren." Matth. 11, 27.) Wie viel göttliche Erleuchtung und wie viel Jüngerdemut, um sich lehren zu lassen (Jes. 50, 4. 5), gehört also dazu, seinen eigenen, rechthaberischen Geist so weit zu demütigen, um eine solche Wahrheit anzunehmen, die so sehr im Zentrum des christlichen Glaubens steht und so sehr dem natürlichen Sinn zuwiderläuft. — Was bliebe dann noch übrig vom Christentum, wenn diese Zentralwahrheit preisgegeben würde? Ein paar Moralsätze, die den Beifall der „gebildeten" Welt finden, die aber der Welt so wenig helfen könnten als alle Moralsysteme altheidnischer, wie christlicher Philosophen. Was hilft es, der Welt den „kategorischen Imperativ" „du sollst" und „du sollst nicht" zu predigen, wenn ihr nicht ein Kraftquell gezeigt wird, wo sie neue Lebenskraft schöpfen kann, um aus dem tiefen Fall sich zu erheben?

Nur der Gottessohn, welcher als Lamm Gottes sich für die Sünden der Welt geopfert und aus dem Erdenstaube zur göttlichen Herrlichkeit sich erhoben hat (Phil. 2, 8—11): Er allein giebt uns die Garantie, daß wir erlöst von Sünde, Tod und Teufel uns als versöhnte und begnadigte Gotteskinder zum Vater der Geister nahen, als Vater ihn anrufen dürfen; und er allein giebt uns berechtigte Hoffnung, daß wir in ihm das ewige Leben haben.

Sollen oder wollen wir also nun zu dem heute etwas scheel angesehenen „dogmatischen" Christentum zurückkehren? Wenn darunter verstanden wird, daß wir alle, welche dieses Bekenntnis noch nicht mit voller Herzensüberzeugung bekennen können, unter ein unbarmherziges "damnamus" stellen müssen, — so sagen wir: nein! Nicht als Glaubenszwang soll dieses Bekenntnis den Seelen auferlegt werden. Wer nur noch kommen und ein Jünger, ein Schüler Jesu sein und bleiben will, — den wird und will **er** nicht hinausstoßen (Joh. 6, 37), und wie dürften wir es wagen, ihn hinauszustoßen. Das Ausscheiden vollzieht sich von selbst, ohne unser Zuthun, wenn wir nur die ganze unverfälschte Wahrheit verkündigen. Gerade Joh. 6 giebt uns ein Beispiel (V. 60), wie sich solche Ausscheidung vollzieht. Wer aus der Wahrheit ist (Joh. 19, 37), der wird von der Wahrheit Schritt für Schritt weiter geführt. Und solche innere Herzensführung kann keinen Zwang und Druck von außen leiden. Unverständige Eltern oder Pastoren — Seelsorger — können da leicht mehr verderben als gut machen. Wo man es mit einer aufrichtigen, wenn auch zweifelnden Nathanaelsseele zu thun hat, da darf man getrost, statt aller Beweise, sagen: Komm und siehe! Und wenn auch der Zweifler nicht so schnell überwunden wird, wie dort Nathanael (Joh. 1), so darf man doch sagen: Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen.

Wenn auch die Gottessohnschaft Jesu Christi eine sogenannte metaphysische, und darum unbeweisbare Wahrheit ist, die man nur entweder annehmen oder ablehnen kann, so steht doch die Thatsache der Auferstehung Jesu Christi fester als ein Granitfels. Und von dieser Thatsache gingen die Apostel aus bei ihrer ersten Verkündigung.

Sie ist keine metaphysische, sondern eine empirische Wahrheit, ein Faktum der Menschengeschichte, an welches der redliche, denkfähige Zweifler sich heranmachen und daran die Frage von der Gottessohnschaft prüfen muß. — Dann muß er sich fragen, was für Folgerungen für den Charakter Jesu und seiner Urzeugen sich ergeben müßten, wenn Jesus nicht Gottes Sohn wäre. Solche und ähnliche Fragen, recht erwogen, können den Zweifler in der rechten Richtung weiter führen. Dabei freilich ist nicht zu vergessen, daß alle Menschenweisheit allein nicht zum Ziel führt; sondern es bedarf göttlicher Erleuchtung und Führung dazu (Matth. 16, 17; Gal. 1, 15. 16; 2 Kor. 4, 6; 1 Kor. 12, 3; Joh. 6, 44. 45), und diese Erleuchtung und Führung muß erbeten sein, und man muß willig sein, ihr zu folgen, wenn sie uns zum Ziele führen soll.

Anders freilich stehen wir als Christen mit unserem positiven Bekenntnis von der Gottessohnschaft Jesu Christi allen theologischen Falschmünzern unserer Tage gegenüber, welche einerseits den Menschen Jesus als Idealmenschen preisen und ihm alles denkbare Lob spenden, aber seine Gottessohnschaft im einzigartigen Sinne leugnen. Sie wollen das Christentum dem Zeitgeschmack einer vom wahren Jüngersinn abgefallenen Christenheit zurechtmachen und erheben auch noch Anspruch auf Anerkennung. Ihnen aber gilt das scharfe Wort des Johannes: „Wer ist ein Lügner, ohne der da leugnet, daß Jesus ist der Christ?“

Ihnen stellen wir Schadens Wort gegenüber: „Der Sohn ist als Sohn: — sage ich. Der Sohn ist nicht als Sohn: — sagst du. Gut, mein Freund, tritt dorthin, ich will hierher treten. Von dir zu mir und von mir zu dir geht kein Weg, als daß ich zu deinem Glauben übergehe oder du zu meinem.“

Das also ist unser offenes und redliches Bekenntnis. Wie demgegenüber konfessionell gesinnte Brüder unsere Kirche der Bekenntnislosigkeit anklagen können, ohne sich zu schämen über solche Unwahrheit, wie sie gar sich auf 2 Joh. Vers 10 und 11 berufen können, um ihren „einfältigen“ Christen weis zu machen, daß sie sich versündigen, wenn sie sich mit den „Unierten“ einlassen —, das ist uns unbegreiflich. Die namentlich das letztere thun, machen sich überdies einer bewußten Schriftfälschung und Lüge schuldig. Denn nach 2 Joh. 9 verglichen mit Vers 7 und mit 1 Joh. 2, 18—23 und 4, 1—3 ist klar ersichtlich, daß der Apostel nicht mehr und nicht weniger sagen will als das: „So jemand zu euch kommt und bringt nicht die Lehre, daß Jesus ist Christus, der in das Fleisch gekommene Gottessohn, den nehmt nicht zu Hause und grüßt ihn auch nicht.“ Dieses Wort also bewußterweise auf wahrhaftige Bekenner dieser Lehre anzuwenden, dazu gehört schon eine Verhärtung der Herzen, deren wir unsere Mitchristen nicht für fähig hielten, wenn nicht traurige Beweise dafür da wären, daß konfessionelle Brüder sich solcher Schriftfälschung schuldig machen ihren unierten Mitbrüdern gegenüber.

„Mitbrüdern“? — Den Brudernamen hat ein missourischer Bruder dem Schreiber ausdrücklich verweigert! Und das ist wohl die grundsätzliche Stellung aller Brüder jener Kirche. Ihnen wollten wir darum das voranstehende Gedicht Geroks in Erinnerung bringen.

Schaden hat in der Schrift vom *Begriff der Kirche* schon in den vierziger Jahren ein Wort gesprochen, das heute noch gilt: Während das Heidentum sich allen Inhalt erhalten wollte, den es an Phantasie und Magie besaß und nur noch das Christentum dazu haben wollte (Gnostiker), so wird der entleerte Heißhunger der antichristlichen Zeit alles Reale, Positive vom Christentum zu eduzieren (d. h. für sich zu behalten) suchen, ohne dieses selbst nur im geringsten haben zu wollen. Wenn nun die werdende Kirche ihrer damaligen Epoche dadurch zu helfen suchen mußte, das Christentum so inhaltreich wie möglich hinzustellen (katholische Form des Christentums), so bleibt der letzten Kirche nichts übrig, als den Forderungen der Christum nicht, sondern nur seine Schätze begehrenden Welt nichts anderes gegenüberzusetzen als eben diesen Christus in seiner ganzen Unschönheit (Jes. 53). Denn auf das Verneinendste, was es giebt, gehört als ἀντίδοτον nur das *Allerpositivste*, was gefunden werden mag. Christus muß aber die personifizierte Positivität genannt werden. Es wird daher der wahren Kirche nichts anderes übrig bleiben als *jede relative Wahrheitsfixierung fallen zu lassen und sich nur der absoluten zuzuwenden*.

Wahr ist jedoch allein das Ewige. Im Ewigen selbst ist indes keine Substanz, kein Etwas, sondern nur Persönlichkeit, nur Einer. Ist nun wahre Religion nichts als Verehrung des einen κατ' ἐξοχήν, so wird daraus als natürliche Folgerung hervorgehen, daß das Christentum der neuen Weltzeit gegenüber mit nichts siegen wird als mit dem Bekenntnis des in die neue Weltzeit getretenen Einen ganz allein, mit dem Bekenntnis Christi.*)

Wir schließen daher den Abschnitt mit dem Wort: 1 Joh. 4, 2. 3. Denket daran, daß in jener letzten Trübsalshitze, die über die Welt kommen wird, ihr Kinder des Höchsten in euren blutigen Kämpfen und Ringen zu nichts anderem Zeit haben werdet, als *sprachlose Blicke hinabzuwerfen in „die aufgedeckten Abgrundsschlünde des geringen und heiligen Kindes Jesu"*! Mit diesem Schluß Schadens können auch wir schließen.

Wer diesseits die Gemeinschaft mit dem ewigen Gott verschmäht hat, den führt der Tod, d. h. das Scheiden der Seele vom Leibe, deshalb von der Erdenwelt, nicht in die Gemeinschaft mit Gott hinein, sondern macht vielmehr die *Gottlosigkeit* der Seele offenbar, stellt ihre Leerheit heraus und versetzt sie deshalb in das, was die Schrift den anderen Tod nennt, d. h. in die Pein eines beständigen Zerstörtwerdens, des Hungers ohne Nahrung, des Durstes ohne Stillung, des Suchens ohne Finden, des Atmenwollens und es ist keine Luft da (*Schwefel*pfuhl!), der Geburtswehen und es kommt nicht zur Geburt, deshalb des Ergrimmens (Zähneknirschen) und es fehlt die Kraft zur Ausführung (= ohnmächtige Wut).

*) Denn die Leugnung des Christs in seiner Würde als Christ ist im Geistigen eine so *unermeßliche Uebelthat*, daß ihr gegenüber alle, die Gottheit Christi Bejahenden ein so Herrliches und Gutes thun, daß jede übrige Differenz der letzteren untereinander äqual Null wird und deshalb keine Veranlassung zur Spaltung geben kann und darf.

Die Chronologie der neutestamentlichen Schriften.

Von P. G. Brändli.

(Fortsetzung statt Schluß.)

II. Die paulinischen Briefe und der Hebräerbrief.

1. Die paulinischen Briefe.

c. Die Pastoralbriefe.

Die Pastoralbriefe finden in dem Leben des Apostel Paulus, soweit es uns aus der Apostelgeschichte und aus den übrigen Paulusbriefen bekannt ist, keinen Raum. Diese Erscheinung rief schon im Anfang unseres Jahrhunderts Zweifel an der Echtheit dieser Briefe wach, obschon ihre Bezeugung als echt paulinische Schriften besser ist, als die der übrigen Briefe des Apostels.*) Somit stützt sich die Kritik bei der Leugnung der Echtheit der Pastoralbriefe lediglich auf innere Gründe.

Es sind hauptsächlich drei Argumente, welche gegen diese Briefe zeugen sollen:

1. Die Lehrverirrungen, die in den Pastoralbriefen bekämpft werden, gehören dem nachapostolischen Zeitalter an.

2. Die Gemeinde-Organisation, welche diese Briefe voraussetzen, könne nur das Produkt eines Entwicklungsganges sein, der über das apostolische Zeitalter hinausführe.

3. Der unpaulinische Ton dieser Briefe stehe entschieden der Annahme entgegen, daß Paulus ihr Verfasser sei.

In betreff der Lehrverirrungen, denen die Pastoralbriefe entgegentreten, ist die Meinung der verschiedenen Kritiker so verschieden, daß eigentlich schon ein Hinweis auf diese bunte Mannigfaltigkeit genügen könnte als Beweis für die Haltlosigkeit der oben erwähnten Hypothese. Denn, so wenig von der Kritik etwas Sicheres aufgestellt werden kann über die Art der Lehrverirrungen,**) so sicher sind auch alle Schlüsse über die Zeit der in den Pastoralbriefen berührten Erscheinungen weiter nichts als Trugschlüsse! Die Argumentationen gehen eben von der vorgefaßten Meinung aus, daß die Pastoralbriefe der nachapostolischen Zeit angehören. Was eigentlich das Resultat der kritischen Untersuchung sein sollte, ist

*) Vgl. die früheren Belege über die Bezeugung der paulinischen Briefe in der alten Kirche.

**) Baur denkt an die Marcioniten; Schwegler und auch Pfleiderer wollen die Valentinianer erkennen, kombinieren aber ihre Ansicht mit der Baurschen Deutung; Hilgenfeld findet sogar den Saturninus und die Markosier bekämpft; während Schenkel sich auf den vorvalentinianischen Ophitismus zurückzieht. Die judaistischen Züge, die sich im Bild der Pastoralbriefe von den Irrlehrern finden, die zu seiner Hypothese nicht passen, giebt er aus als eine freie Zuthat des Pseudonymus, der mit seinen fingierten Paulusbriefen nur dann Anklang zu finden hoffte, wenn er diesen charakteristisch paulinischen Zug, den Kampf gegen den Judaismus, in seinen Falsifikaten nicht ganz ignorierte. — Diese Argumentation hat für uns insofern Wert, als sie uns zeigt, wie die Kritik zuletzt an dem Punkt anlangte, daß sie ihre eigenen Lehrsätze bestritt, indem sie selber darlegt, daß das Bild der Lehrverirrungen in den Pastoralbriefen mit dem uns bekannten Gnosticismus nicht zu identifizieren ist.

der Ausgangspunkt derselben. Es werden dann nur noch aus den fraglichen Briefen einige Stellen herausgegriffen, die für die Hypothese sprechen, und wenn sie nicht freiwillig Zeugnis geben, dann wird so lange umgedeutelt und gepreßt, bis das gewünschte Zeugnis fertig ist.*)

Fassen wir die Irrlehren etwas näher ins Auge, so ist zunächst festzustellen, daß es nicht die judaistischen Verirrungen sind, welche Paulus sonst in seinen Briefen zu bekämpfen hatte. Ebenso wenig aber ist es irgend eines der gnostischen Systeme des zweiten Jahrhunderts. — Diejenigen, welche die Irrlehren (1 Tim. 1, 3) verbreiteten, waren Judenchristen (1 Tim. 1, 7 νομοδιδάσκαλοι Tit. 1, 10. 14. 15; vgl. auch Tit. 1, 14; 3, 9 mit 1 Tim. 1, 4; 4, 7; 2 Tim. 4, 4), die vom wahren Glauben abgekommen (1 Tim. 1, 19; 2 Tim. 2. 18), sich mit Dingen beschäftigten, die nichts taugen (2 Tim. 2, 23; Tit. 3, 9 vgl. 1 Tim. 1, 4), obschon sie meinten, dadurch in den Besitz besonderer Weisheit und Erkenntnis zu gelangen (1 Tim. 6, 20; 2 Tim. 2, 16). Sehr wahrscheinlich verbanden sie mit einer Art von Geheimlehre (1 Tim. 4, 1; 2 Tim. 2, 25. 26) eine schwärmerische Askese (1 Tim. 4, 3; Tit. 1, 15). Durch ihr leeres und profanes Wortgezänk**) richteten sie überall Streit (1 Tim. 1, 4; 6, 4; 2 Tim. 2, 23; Tit. 3, 3) und Verwirrung an (1 Tim. 6, 5; 2 Tim. 3, 6. 13); wissen aber aus ihrer Weisheit auch Kapital zu schlagen (1 Tim. 1, 5; Tit. 1, 11; vgl. 2 Tim. 3, 6). —

Diese Schilderung führt auf fanatische Schwärmer, die ihren vermeintlichen neuen Wahrheitsbesitz ziemlich lärmend, aber doch nicht ohne dialektische Spitzfindigkeit zu Markte trugen***). Offenbar ist es eine jener kolossischen Irrlehre†) sehr verwandte Erscheinung, deren allererste Spuren wir vielleicht zu erkennen haben bei den „Schwachen“ der römischen Gemeinde.††)

Auch die Gemeindeorganisation, wie sie die Pastoralbriefe voraussetzen, weist noch keinen einzigen Zug auf, welcher derjenigen ähnlich wäre, die sich im unmittelbar nachapostolischen Zeitalter ausgebildet hat. Schon der Brief des Clemens von Rom zeigt deutliche Spuren

*) Es sei hier nur beispielsweise an Baurs Beweisführung erinnert, der aus 1 Tim. 6, 20: ἀντιθέσεις τῆς ψευδωνύμου γνώσεως den Schluß zieht, daß in den Briefen die marcionitische Gnosis bekämpft werde. Einen Beweis hierfür suchen wir bei ihm zwar vergebens, er sagt nur: „Wie ist es möglich, hier die Antithesen des Marcion nicht zu erkennen!“ — Mit solchen Mitteln läßt sich alles beweisen — ist aber in Wirklichkeit nichts bewiesen.

**) Es ist bemerkenswert, wie oft in den verschiedensten Wendungen immer wieder diese Seite, so zu sagen die chronische Zanksucht, an den Irrlehrern gerügt wird: Vgl. 1 Tim. 1, 6; Tit. 1, 10; 3, 9. 12; — 1 Tim. 6, 20; 2 Tim. 2, 16 u. a. St. —

***) So ist jedenfalls 1 Tim. 6, 20 „ἀντιθέσεις τῆς ψευδωνύμου γνώσεως“ aufzufassen: nicht nur suchten sie ihre Lehrsätze plausibel zu machen, sondern ebenso die Wahrheiten der „gesunden Lehre“ zu entkräften, die ihnen im Weg standen.

†) Vgl. Kol. 2, 16—18. 20—22 mit 2, 3. 4. 8.

††) Vgl. Röm. 14.

von der Anbahnung der *Suprematie des Episkopates*,*) die sich schon in den, einige Jahrzehnte später geschriebenen *Ignatiusbriefen* und im Brief des *Polykarp*, als ein nach göttlicher Ordnung bestehendes und von den Menschen bedingungslos anzuerkennendes Recht zu erkennen giebt.**) Die Pastoralbriefe, die angeblich etwa aus der nämlichen Zeit stammen sollen, weisen hiervon nicht die mindeste Spur auf. Sie bezeugen vielmehr noch die ganz primitiven Zustände der Apostelzeit — denn Bischofsamt und Presbyteramt sind in ihnen noch identisch,***) wie sie auch von Paulus selbst gelegentlich identifiziert werden (vgl. Act. 20, 17 mit 20, 28). Eine ganz ähnliche elementare Gemeinde-Ordnung weist auch die übrige Gemeinde-Verfassung auf, soweit sie in den Pastoralbriefen berührt wird. Und wenn wir diese Briefe *der Endperiode der paulinischen Wirksamkeit* zuweisen, so hat es durchaus nichts Auffallendes, daß gerade hier viel mehr als in anderen Paulus-Briefen die Fürsorge des Apostels auf *die Organisation seiner Gemeinden* gerichtet ist. Im Blick auf den ferneren Bestand der Gemeinden nach dem Tode des Apostels und der unmittelbaren Apostelschüler waren solche, vom Apostel selber herrührenden Regeln ein absolutes Bedürfnis; und schon Clemens Romanus anerkennt es dankbar als „weise Vorsicht" der Apostel, daß sie ihre Gemeinden auch in dieser Hinsicht nicht ohne eine feste Norm gelassen haben. So erkennen wir in der Ge-

---

*) Wohl mit Beziehung auf Act. 14, 23 sagt Clemens 42, 4 im allgemeinen von den Aposteln: „In Ländern und Städten predigend, setzten sie ihre Erstlinge ein . . . zu Bischöfen und Diakonen derer, die noch zum Glauben kommen sollten." — 44, 1 fährt er fort: „Unsere Apostel erkannten . . . daß Streit entstehen werde über den Bischofs-Rang (ἐπὶ τοῦ ὀνόματος τῆς ἐπισκοπῆς) darum setzten sie, weise Vorsicht übend, die Vorgenannten ein und *gaben nachher eine Vorschrift*" (sicher ist das eine Anspielung auf die Verordnungen der Pastoralbriefe) „auf daß, wenn diese gestorben sein würden, andere erprobte Männer ihr Amt übernehmen sollten." — Diese wurden „*mit Zustimmung der ganzen Gemeinde*" *eingesetzt* (44, 3), so daß also schon hier der Episkopat einen viel ausgeprägteren *Amtscharakter* hat, als noch zur Zeit der Pastoralbriefe. Aus 44, 5 ergiebt sich aber, daß auch zur Zeit des Clemens ἐπίσκοπος und πρεσβύτερος nur zwei verschiedene Namen für das nämliche Amt sind.

**) Ep. 2, 2 fordert Ignatius *Unterwürfigkeit* gegenüber dem Bischof und dem Presbyterium. 3, 2; 4, 1 wird die Pflicht, dem Willen des Bischofs zuzustimmen, ja mit dem Bischof zu harmonieren, wie die Saiten mit der Zither, damit begründet, daß die Bischöfe *Christi Willen gemäß* zu ihrem Amt ersehen seien. — Das Gebet des Bischofs vermag *viel mehr* als das anderer Leute 5, 2. — Man darf *ihm nicht widerstehen*, wenn man *Gott unterthan* sein will 5, 3. — Wer wider den Bischof heuchelt, der sucht *Christum zu betrügen* Magn. 3, 2. — Das sind nur einige Beispiele dafür, wie der Bischof in den Ignatiusbriefen etwas ganz anderes ist, als in den Pastoralbriefen.

Polykarp ermahnt zur Unterwürfigkeit gegen Presbyter (= Bischöfe) und Diakonen, wie gegen Gott und Christus. ad Phil. 5, 3. — Diese einzige Stelle zeigt, daß Polykarp über das Bischofsamt ganz ähnlich denkt, wie sein Zeitgenosse Ignatius.

*** Vgl. 1 Tim. 3, 1 ff. mit Tit. 1, 5 ff. und dazu 1 Tim. 5, 17. — An allen diesen Stellen, den einzigen, wo der Amtsname vorkommt, ist offenbar die nämliche Kategorie, nur mit verschiedenen Namen (ἐπίσκοπος—πρεσβύτερος) bezeichnet.

meinde-Organisation der Pastoral-Briefe gleichsam das letzte Vermächtnis des stets umsichtig für die Bedürfnisse seiner Gemeinden bedachten Apostels Paulus. Es ist also nichts anderes als was uns auch in den übrigen Briefen des Paulus, die für andere Zeiten und Verhältnisse bestimmt waren, entgegentritt, und von der Größe des Mannes zeugt, der noch kurz vor dem Ende seiner Laufbahn im Rückblick auf seine schwere Arbeit ausruft: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft!" (2 Tim. 4, 7).

Der dritte Einwand wird durch die Geschichte der Kritik selber widerlegt. Denn, abgesehen von solchen Eigentümlichkeiten, die sich aus der eigentümlichen Situation des Schreibers, wie der Adressaten notwendig ergeben, ist der Ton des Briefes durchaus paulinisch. Insbesondere haben die mannigfachen persönlichen Beziehungen in den Pastoralbriefen den Bestreitern der Echtheit viel zu schaffen gemacht, weil man zu deutlich erkannte, daß dieselben durchaus keinen Sinn haben, wenn man annimmt, ein Falsarius habe, wenn auch in der besten Absicht, diese Briefe verfaßt.*) — Für diese Not fand sich aber ein Hilfsmittel in der Umkehrung der Interpolations-Hypothese: der Falsarius hat eben „einige echte paulinische Stücke" in seinem Falsifikat mit verarbeitet**) — er hat also recht eigentlich aus „Dichtung und Wahrheit" die Pastoralbriefe zusammengeschweißt!

Sobald wir bei den Pastoralbriefen nur nicht auch für das Unerklärliche, dessen auch in anderen Paulusbriefen manches stehen bleibt, eine allseitig befriedigende Erklärung verlangen, sondern bescheiden zugeben, daß wir nicht alle die Verhältnisse und Voraussetzungen kennen, unter denen diese Briefe verfaßt worden sind, dann haben wir auch, entgegen dem einstimmigen Zeugnis der alten Kirche absolut kein Recht, dieselben als unpaulinisch auszugeben, und das um so weniger, da die Schwierigkeiten sich nicht mindern, sondern ins endlose sich steigern, sobald die Briefe dem Verfasser abgesprochen werden, als dessen Geistesprodukt sie sich selber ausgeben.

Bei der Annahme der Echtheit muß allerdings, da die Pastoralbriefe in den uns bisher bekannt gewordenen Rahmen des Lebens Pauli nicht passen, die Befreiung aus der Gefangenschaft, von welcher die Apostelgeschichte (Kap. 28, 16 ff.) redet, zugestanden werden. Der abgerissene Schluß der Apostelgeschichte kann unmöglich ein Argument hiegegen abgeben. Lukas war genötigt abzubrechen, weil seine Pergamentrolle zu Ende war, wie Rüegg***) in überzeugender Weise dargethan hat.

*) Welchen Zweck z. B. haben Stellen wie: 1 Tim. 1, 3. 20; 3, 14; 4, 6. 12. 14; 2 Tim. 1, 6. 8. 15—18; 2, 17. 18; 3, 14. 15; 4, 9—17. 19—21; Tit. 1, 5; 3, 12—14; wenn ein Falsarius diese Briefe verfaßt hat?

**) Auch hier ist bunteste Mannigfaltigkeit der Meinungen: Credner nimmt an, der zweite Tim.-Brief sei eine Fälschung, durchwoben von den Bruchstücken zweier echter Paulusbriefe. Ewald, Weiße und andere wollen im zweiten Tim.- und Tit.-Brief eine Reihe von kürzeren, echt paulinischen Schreiben mit Aufträgen und Nachrichten entdeckt haben, die vom Fälscher benutzt worden sind. Hausrath und a., die den ersten Tim. und Tit. verwerfen, anerkannten im zweiten Tim. wenigstens einen echten Kern. — Grau ließ die Tim.- und Tit.-Briefe unter Benutzung von echt paulinischen Billeten und persönlichen Erinnerungen von Timotheus und Titus selber verfaßt sein. Plitt erklärt die Briefe als spätere Bearbeitung echter Paulus-Briefe! — Herz, was willst du noch mehr?! —

***) Vgl. Stud. und Krit., 1896, S. 94 ff.

Könnte überzeugend nachgewiesen werden, daß Paulus die Röm. 15, 24 geplante Reise nach Spanien wirklich ausgeführt hat, so wäre damit auch die Befreiung aus der ersten römischen Gefangenschaft erwiesen, wie sie der erste Tim. und Tit. Brief voraussetzen, und zugleich das Problem einer zweiten Gefangenschaft, das der zweite Tim. Brief stellt, gelöst.

Mit Recht wird von den Verteidigern der Echtheit der Pastoralbriefe auf einen Ausspruch des Clemens Romanus in seinem Brief an die Korinther*) hingewiesen. Zwar läßt sich daraus nicht mit mathematischer Genauigkeit die Reise des Apostels nach Spanien beweisen, da Spanien nicht ausdrücklich genannt ist; aber doch weisen die Worte des Clemens deutlich über Rom hinaus. Er sagt nämlich von Paulus: „Den würdigen Ruhm seines Glaubens empfing er, als er die ganze Welt Gerechtigkeit gelehrt hatte, an die äußerste Grenze des Abendlandes gelangt und vor den Behörden Märtyrer geworden war; — also verließ er die Welt und kam an den heiligen Ort!" — So viel auch schon gegen die Beweiskraft dieser Stelle vorgebracht wurde, so steht doch eins fest, daß Clemens, der in Rom lebte und schrieb, diese Stadt nicht bezeichnet haben kann mit dem Ausdruck: „Die äußerste Grenze des Abendlandes." Um so weniger ist diese Deutung zulässig, als kurz vorher davon die Rede war, wie Paulus „als Herold auftrat im Morgenland und im Abendland" — da liegt keine Nötigung vor, über Rom, die Hauptstadt des Abendlandes hinauszugehen; sicher aber enthält das folgende „τὸ τέρμα τῆς δύσεως" dieser Bestimmung gegenüber eine Steigerung, und weist somit über Rom hinaus, in den fernsten Westen! Wenn wir im Auge behalten, daß diese Worte 30—40 Jahre nach dem Tode Pauli geschrieben sind, und zwar in Rom, wo man über die Endperiode des Lebens des großen Apostels jedenfalls besser unterrichtet war, als sonst irgendwo, so fällt auch die Ausflucht in ihr Nichts zusammen, Clemens habe sich auf eine dunkle Sage gestützt, die nach dem Tode des Apostels irgendwo in der Kirche in Umlauf gesetzt worden sei.†) So bleibt dieses

*) 1 Clem 5, 5–7: Παῦλος . . . κήρυξ γενόμενος ἔν τε τῇ ἀνατολῇ καὶ ἐν τῇ δύσει, τὸ γενναῖον τῆς πίστεως αὐτοῦ κλέος ἔλαβεν, δικαιοσύνην διδάξας ὅλον τὸν κόσμον, καὶ ἐπὶ τὸ τέρμα τῆς δύσεως ἐλθὼν καὶ μαρτυρήσας ἐπὶ τῶν ἡγουμένων, οὕτως ἀπηλλάγη τοῦ κόσμου καὶ εἰς τὸν ἅγιον τόπον ἐπορεύθη ꝛc.

†) Daß die oben zitierten Worte des Clemens durchaus glaubhaft sind, läßt sich an einem treffenden Beispiel nachweisen. Im nämlichen Zusammenhang sagt Clemens von Paulus, daß er acht Mal Fesseln getragen habe. Gebhardt-Harnack bemerken dazu: "Acta tacent" — d. h. die Apostelgeschichte erwähnt nichts davon. — Aber hat denn Clemens diese Zahlenangabe einfach erdichtet? Wenn wir die Apostelgeschichte zur Hand nehmen, so werden wir daraus eines besseren belehrt. Zum ersten Mal finden wir da Paulus gefesselt im Gefängnis zu Philippi (Act. 16, 25); zum zweiten Mal wird er in Fesseln gelegt bei seiner Gefangennahme in Jerusalem (Act. 21, 33). Zur Verantwortung vor dem Synedrium werden ihm die Fesseln abgenommen (Act. 22, 30). Aber nachher ins Haftgefängnis zurückgeführt, werden sie ihm wieder angelegt (23, 18), d. h. er wird zum dritten Mal gefesselt; so wird er auch nach Cäserea gebracht, aber Felix befiehlt, ihn „ungefesselt" (ἄνεσιν) zu bewachen (24, 23); später aber läßt er ihn gefesselt dem Festus zurück (24, 27); somit ist Paulus zum vierten Mal in Banden. Unter Festus

Zeugnis des Clemens bestehen, zwar nicht direkt beweisend, daß Paulus nach Spanien gereist ist, aber doch ganz direkt andeutend, daß Rom **nicht** die äußerste Station des Westens war, die Paulus erreicht hat. Da aber überhaupt über Rom hinaus weder die Apostelgeschichte, noch die übrigen paulinischen Briefe weisen, so gehört das hier angedeutete Ereignis aus dem Leben Pauli einer Zeitperiode an, welche später zu setzen ist, als die von den genannten Schriften berücksichtigte. Und das ist eben die Zeit, auf welche wir auch durch die Pastoralbriefe verwiesen werden.

Nach diesen Erörterungen ist es nun auch möglich, ein anderes, von der Kritik eben so hartnäckig angefochtenes Zeugnis, das der Kanon Muratori enthält, nach seiner vollen Bedeutung zu würdigen.*) Von der Apostelgeschichte sagt nämlich dieses Fragment aus, Lukas habe darin dem Theophilus zu verstehen gegeben, daß er selbst Einzelnes miterlebt habe (offenbar ist es ein Hinweis auf die „Wir"-Stücke, welche jeweilen die Augenzeugenschaft des Verfassers andeuten) „was er auch dadurch deutlich erklärt, daß er das Martyrium des Petrus wegließ" (denn, hätte er es miterlebt, so würde er in der Apostelgeschichte nicht darüber geschwiegen haben) **„aber auch die Reise des Paulus von Rom nach Spanien!"** (Was bei dem treuen Begleiter des Apostels ein klarer Beweis ist, daß er diese Reise nicht selber mitgemacht hat, wie z. B. die Reise von Jerusalem nach Rom; wie könnte er sonst darüber geschwiegen haben). Die letzten zitierten Worte des Fragmentisten beweisen, daß ihm die Reise des Apostel Paulus von Rom nach Spanien eine **Thatsache**

---

ist die Haft eine schärfere als unter Felix, so sehen wir Paulus zum fünften Mal Fesseln tragen (26, 29). — Auf seiner Romreise ist Paulus unter den Gefesselten (δεσμώτα 27, 1. 42 f), was sich auch besonders deutlich ergiebt aus seinen eigenen Worten (28, 17): „δέσμιος . . . . . παρεδόθην εἰς τὰς χεῖρας τῶν Ῥωμαίων;" also: zum sechsten Mal gefesselt. — Zum siebenten Mal trägt Paulus Fesseln in der ersten römischen Gefangenschaft (vgl. Phil. 1, 7; Philem. 10, 13 und viele andere Stellen). Wußte Clemens auch noch von einer zweiten Gefangenschaft des Apostels, so stimmt es ja vortrefflich mit den Thatsachen, soweit auch wir sie kennen, wenn er sagt, daß Paulus acht Mal Fesseln getragen hat! — Die Gelehrten, welche zu dieser Notiz bemerken: "Acta tacent" sind eben im Unrecht; denn soweit die Apostelgeschichte in Betracht kommt, bezeugt sie die Richtigkeit dieser Notiz des Clemens. — Und wenn das auch nicht der Fall wäre, so ersehen wir aus 2 Kor. 11, 23—27, wie reich an Erlebnissen und Situationen das Leben Pauli gewesen sein muß, von denen wir überhaupt nichts wissen. Wie thöricht ist es darum, ein Zeugnis, wie das vorliegende, ins Gebiet der Sage verweisen zu wollen, nur weil es sich mit unserem völlig unzureichenden Maßstab nicht messen läßt. Clem. ad Kor. 5, 5 ff. wäre wohl auch nie angefochten oder mißdeutet worden, wenn es sich dabei nicht um Anerkennung oder Bestreitung der Pastoralbriefe gehandelt hätte.

*) Lin. 34–39: Acta autem omnium apostolorum sub uno libro scripta sunt. Lucas optimo Theophilo comprehendit, quia sub praesentia eius singula gerebantur, sicuti semota passione Petri evidenter declarat, *sed et profectione Pauli ab urbe ad Spaniam proficiscentis.*

Wir geben den, im Original sehr fehlerhaften Text, nach der Emendation Zahns (a. a. O. S. 139), weil sie die wenigsten und einfachsten Aenderungen erfordert, und darum am natürlichsten und nächstliegenden ist.

war, die keines Beweises bedurfte. Haben wir irgend einen triftigen Grund, seine bestimmte Aussage anzuzweifeln? Wir haben das Zeugnis des Clemens, welches uns versichert, daß Paulus über Rom hinaus, noch weiter nach Westen gekommen ist. Wir kennen aus Röm. 15, 24 die Absicht Pauli, über Rom nach Spanien zu reisen. Hat etwa der Fragmentist aus diesem Wunsch des Apostels eine wirkliche Reise gemacht? Wir haben keine Ursache, seinen Worten mit solchem Mißtrauen zu begegnen. Deutet doch nicht die leiseste Spur in jenem Zusammenhang an, daß der Römerbrief die Quelle sei, aus der er diese Notiz habe. Hätte er bei dem Römerbrief, den er ziemlich eingehend bespricht, auch nur eine Silbe von der spanischen Reise des Apostels verlauten lassen, dann wäre solche Vorsicht eher begründet. Wenn er aber im Anschluß an seine Beobachtung, daß Lukas dem Theophilus zuweilen andeutet, daß er Selbsterlebtes erzählt, ganz unbefangen darauf hinweist, Lukas habe offenbar den Paulus nicht von Rom nach Spanien begleitet, weil er in der Apostelgeschichte dieser Reise nicht Erwähnung thue, so lautet das doch ganz gewiß nicht wie eine Geschichtsfälschung, sondern ist vielmehr ein Zeugnis, daß damals noch zuverlässige Kunde von der Reise des Paulus nach Spanien vorhanden war.

Etwas anderes ist es mit dem Zeugnis des Euseb (hist. eccl. II, 22), dem meistens von den Verteidigern der Pastoralbriefe zu viel Gewicht beigelegt wird. Eusebius teilt nämlich an der genannten Stelle mit, es bestehe eine Ueberlieferung,*) derzufolge der Apostel Paulus nach Ablauf der zweijährigen Gefangenschaft in Rom (Act. 18, 30) „zum Dienst der Verkündigung wiederum ausgezogen sei", und daß er nachher zum zweiten Mal nach Rom gekommen, und unter Nero den Märtyrertod erduldet habe, nachdem er den zweiten Brief an Timotheus geschrieben. — Wenn nun manche Kritiker die Behauptung aufstellten, Euseb sei zu der Annahme einer Befreiung des Paulus aus der ersten Gefangenschaft nur durch eine falsche Auffassung von 2 Tim. 4, 16. 17 verleitet worden, somit sei sein Zeugnis wertlos**) — so heißt das jedenfalls nicht seinen Wor-

*) *τότε μέν οὖν ἀπολογησάμενον αὖθις ἐπὶ τὴν τοῦ κηρύγματος διακονίαν—λόγος ἔχει — στείλασθαι τὸν ἀπόστολον, δευτερον δ'ἐπιβάντα τῇ αὐτῇ πόλει. . . τελειωθῆναι μαρτυρίῳ. ἐν ᾧ δεσμοῖς ἐχόμενος τὴν πρὸς Τιμόθεον δεύτεραν ἐπιστολὴν συντάττει, ὁμοῦ σημαίνων τήν τε πρότεραν αὐτῷ γενομένην ἀπολογίαν καὶ τὴν παρα πόδας τελείωσιν.*

**) Es ist für die richtige Würdigung dieses Zeugnisses allerdings im Auge zu behalten, daß Euseb mit *λόγος ἔχει* nicht etwa eine schwankende Meinung, oder eine unsichere Annahme bezeichnet, sondern die Tradition seiner Kirche! Darum kann auch sein Zeugnis nicht abgeschwächt werden mit dem Hinweis auf das in den folgenden Ausführungen enthaltene Mißverständnis von 2 Tim. 4, 16. 17, das mit dem erwähnten „*λόγος*" nichts zu thun hat. Denn mit seiner Auffassung der genannten Stelle will ja Euseb die zweite Gefangenschaft des Paulus gar nicht beweisen oder bestätigen; sondern, in Uebereinstimmung mit dem, was wir oben als die Meinung der Worte des murator. Fragmentisten erkannten, redet Euseb davon, daß Lukas, der zuletzt allein beim Apostel war, bei der ersten Verantwortung, d. h. am Ausgang der ersten Gefangenschaft, nicht zugegen war, und darum auch von der Befreiung des Apostels (von der Errettung aus des Löwen Rachen 2 Tim. 4, 16) in der Apostelgeschichte nichts mitgeteilt habe.

Es ist geradezu unbegreiflich, wie man aus dieser, wenn auch falschen exegetischen Erörterung eine Verdächtigung der vorhergehenden reinhistorischen Notiz hat schmieden können, indem man behauptete Euseb „stützt sie nur durch einen auf Mißverständnissen beruhenden exegetischen Beweis" (Mangold, in Bleeks Einleitung, S. 543 Anm.) oder, er glaubte sie „noch auf alle Weise stützen zu müssen" (Weiß, Einl. 287).

ten Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Seine Behauptung, daß Paulus aus seiner ersten Gefangenschaft frei geworden sei, begründet Euseb mit dem Hinweis auf die Tradition (λόγος ἔχει). Daß dieselbe in der alten Kirche thatsächlich vorhanden war, bezeugen Clemens und der Kanon Muratori, wenn ihre Worte an den betreffenden Stellen richtig aufgefaßt werden. Also haben wir kein Recht, das „λόγος ἔχει“ des Euseb anzuzweifeln. Dieser „λόγος“ war für ihn von solcher Bedeutung, daß er ihn bewog zu der Annahme, Paulus habe den 2 Tim. Brief in einer zweiten Gefangenschaft, die mit seinem Tode endete, abgefaßt. — Etwas anderes ist bei unbefangener Betrachtung wohl kaum den Worten Eusebs zu entnehmen. So aber enthalten auch sie ein Zeugnis dafür, daß man noch zu Eusebs Zeiten an der Richtigkeit der alten Ueberlieferung keinen Zweifel hegte.

So steht denn als Resultat dieser Untersuchungen fest, daß Paulus aus der ersten römischen Gefangenschaft wiederum frei geworden ist. Die Apostelgeschichte spricht nicht dagegen; verschiedene zuverlässige Zeugnisse aus der unmittelbar nachapostolischen Zeit (Clemens) bis ins vierte Jahrhundert (Eusebius) bestätigen es ganz entschieden. Was besonders zwei dieser Zeugnisse (Clem., Kanon. Mur.) auszeichnet ist der Umstand, daß sie aus Rom selber stammen, dem Schauplatz der ersten zweijährigen Gefangenschaft und des später erfolgten Märtyrertodes des Apostels.

Ist dieses Ergebnis gesichert, so steht nichts mehr im Wege, die Pastoralbriefe als eine letzte Gabe des Mannes zu betrachten, der sich selber einst so bescheiden bezeichnete als den Geringsten unter den Aposteln, der aber durch seine unermüdliche Arbeit, durch seine völlige Hingabe an den Dienst des Meisters, durch seine weise, väterliche Fürsorge für seine Gemeinden, durch den herrlichen Glaubensmut in den mannigfachen Trübsalen, insbesondere auch gegen das Ende seiner Laufbahn, kurz: durch sein einzigartiges Leben, Glauben und Hoffen, der Größte unter den Aposteln geworden ist; den auch die alte Kirche einmütig als solchen anerkannte, indem sie ihn mit dem Ehrennamen „der Apostel“ vor den übrigen Aposteln auszeichnete.*)

*) Nach den wenigen Andeutungen in den Gefangenschafts- und Pastoralbriefen ist es vollständig unmöglich, ein auch nur einigermaßen gesichertes Resultat zu erzielen in betreff des weiteren Verlaufs des Lebens Pauli von der ersten Gefangenschaft bis zu seinem endlichen Martyrium.

Zahn verlegt die Befreiung aus der ersten Gefangenschaft in den Spätsommer 63. Unmittelbar daran schließt er die Reise nach Spanien, Herbst 63 bis Frühjahr 64, (was nach dem Kanon Mur. und Euseb. als das Nächstliegende erscheint). Die Rückkehr von Spanien, der Besuch seiner alten Gemeinden im Orient sowie die Abfassung von 1 Tim. und Tit. fallen vom Frühjahr 64 bis zum Herbst 65. Die Ueberwinterung in Nikopolis findet statt 65 auf 66. Im Frühjahr 66 kehrt Paulus nach Rom zurück; gerät aufs neue in Gefangenschaft, schreibt den 2 Tim.-Brief, und erleidet bald nachher den Märtyrertod, Ende 66 oder Anfangs 67. —

So viel Einleuchtendes diese Datierung und Anordnung haben mag, so scheint doch das entschieden dagegen zu sprechen, daß Paulus Phil. 2, 23 in der festen Erwartung seiner Freilassung den Philippern seinen baldigen Besuch in Aussicht stellt, wie er auch bei seinem Freund Philemon in Colossä (Philem. 22) bereits Quartier bestellt hatte. Das führt zu der Annahme, Paulus habe unmittelbar nach seiner Befreiung

2. Der Hebräerbrief.

Diese neutestamentliche Schrift erfordert eine besondere Betrachtung schon wegen ihres ganz eigenartigen Schicksals in der alten Kirche. Daß der Brief in ältester Zeit schon hohes Ansehen genoß, darauf deuten die Anspielungen und Zitate bei Clem. Rom., (auch bei Barnabas und Hermas finden sich Spuren von ihm). Es ist merkwürdig, daß der Hebräerbrief später in der römischen, ja überhaupt in der abendländischen Kirche ganz in Vergessenheit geraten zu sein scheint; denn der Kanon Muratori erwähnt seiner nicht; Ambrosiaster hat ihn nicht in seiner Erklärung von Paulusbriefen; auch die afrikanische Kirche schweigt sich über ihn völlig aus bis Mitte des vierten Jahrhunderts. Und doch geht aus einer Aeußerung des Tertullian (de scorp. 20) deutlich hervor, daß sie ihn gekannt hat, aber auch, daß er in dieser Kirche kein kanonisches Ansehen genoß. Tertullian zitiert ihn als einen Brief unter dem Namen „des Barnabas". Jedenfalls war dies die Anschauung der kleinasiatischen Kirchen, zu denen Tertullian als Montanist in enger Beziehung stand. — Auch die gallische Kirche kannte den Brief, aber nach dem Zeugnis des Euseb haben Irenäus und Hippolyt denselben dem Apostel Paulus abgesprochen.*)

a. Die alexandrinische Kirche allein hat von jeher nicht nur an der kanonischen Geltung des Briefes, sondern auch an seiner paulinischen Herkunft festgehalten. Clemens Alexandrinus bezeugt schon von seinem Lehrer Pantänus das nämliche. Das war von Alters her die Ueberlieferung ihrer Kirche. Doch giebt auch Clemens die Möglichkeit zu, daß Paulus den Brief in hebräischer Sprache verfaßt und Lukas ihn übersetzt habe. Jedenfalls hat bei ihm der dem Paulus fremde, elegante Stil einige Bedenken an der unmittelbar paulinischen Abfassung wachgerufen. — Origenes Stellung ist eine unentschiedene. Zwar meint er einmal, die paulinische

---

zuerst seine Gemeinden im Orient besucht und dann erst die Reise nach Spanien unternommen. Mit den Angaben der Apostelgeschichte scheint es auch eher zu harmonieren, die Freilassung des Apostels ins Frühjahr oder Anfangs Sommer 63 zu setzen, damit ist dem „διετίαν ὅλην" (Act. 28, 30) vollkommen Genüge gethan.

Unter diesen Voraussetzungen würde sich folgende Skizze ergeben:

Früh im Sommer 63 wurde Paulus frei; dann unternahm er die Reise nach dem Osten (Philippi, Phil. 2, 14; Ephesus, 1 Tim. 1, 3; wo Timotheus auf des Apostels Wunsch zurückbleibt; Colossä, Philem. 22; Kreta, Tit. 1, 5; wo Titus zurückgelassen wird; Milet, 2 Tim. 4, 20; Ephesus, 1 Tim. 3, 14; Troas, 2 Tim. 4, 13) verfaßte den ersten Tim.-Brief und den an Titus, bis Spätherbst 64; brachte den Winter 64—65 in Nikopolis, in Epirus zu (Tit. 3, 12), unternahm dann im Frühjahr 65 die Reise nach Spanien und zwar über Rom (Kan. Mur.) traf spät im Herbst 65 wieder in Rom ein, und erlitt das Martyrium im Lauf des Jahres 66, kurz nach Abfassung von 2 Tim.

Diese Skizze im Einzelnen auszuführen, oder die wenigen bekannten Einzelheiten ihrem richtigen Platz zuzuweisen, ist wegen dem völligen Mangel an weiteren Datas, welche in irgend einer Weise als Anhaltspunkt dienen könnten, ein Ding der Unmöglichkeit. Auch der obige Versuch, der allerdings nicht ohne genaue Erwägung der in Betracht zu ziehenden Faktoren gemacht wurde, soll nur ein Versuch sein, der das Bessere und Einleuchtendere nicht verdrängen will.

*) Vgl. zu diesen und den folgenden Ausführungen: Zahn, a. a. O. 283 ff.; Real-Encycl. 3. Aufl. 503 ff. Weiß, Einleitung 323 ff.; — auch Hilgenfeld, der Kanon und die Kritik des Neuen Testamentes, Halle 1863.

Herkunft des Briefes beweisen zu können. Er selbst zitiert ihn in seinen Schriften unbedenklich als paulinisch, aber doch (nach Euseb. 6, 25) will auch er nur in modifiziertem Sinn Paulus als Verfasser anerkennen, denn er sagt im Blick auf den Stilcharakter des Hebräer-Briefes „οὐκ ἔχει τὸ ἐν λόγῳ ἰδιωτικὸν τοῦ ἀποσόλου," und (Euf. a. a. O.) drückt sich über die Verfasserschaft so aus, daß es den Anschein hat, als wolle er anderen die Verantwortung für seine Worte aufbürden: „Nicht ohne Grund haben die Männer des Altertums ihn als paulinisch in die Kirche eingeführt." Auch nach ihm sind es nur einzelne Kirchen, die ihn anerkennen, während andere ihn verwerfen. Er erwähnt auch die Meinung anderer, die ihn dem Lukas oder Clemens Alexandrinus zuschreiben und kommt selber zu dem Urteil, daß zwar die Gedanken von Paulus herrühren, darüber aber, wer der eigentliche Verfasser sei „τὸ μὲν ἀληθὲς θεὸς οἶδεν." — Und das ist auch der Standpunkt, auf dem wir heute noch stehen. — Während die Reformatoren die paulinische Abfassung des Briefes nicht anerkannten (Luther riet auf Apollo als Verfasser), so erhob das Konzil zu Trient mit einem Machtspruch denselben unter die Paulinen. Bis in die neueste Zeit schwanken die Meinungen. Zahn giebt Luthers Meinung den entschiedensten Beifall, obschon er anerkennt: „weder die altkirchliche Ueberlieferung, noch die kritische Forschung gestatten es, sie einem bestimmten Verfasser mit Sicherheit zuzuschreiben." — Harnack stellt, in der Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft, Priscilla und Aquila als die wahrscheinlichen Verfasser hin. Seine Hypothese verdient darum noch der Erwähnung, weil sie durch scharfsinnige Kombinationen von allen Hypothesen zum höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit erhoben worden ist. Nach dem Tode des Petrus und Paulus sei der Brief geschrieben und an eine Gemeinde in Rom gerichtet. Der Schreiber selber hat einst diesem Kreise angehört als Mann von besonderer Autorität. Er gehört zu Pauli Jüngern, denn er nennt Timotheus seinen Bruder! Harnack baut nun weiter, indem er betont, es sei überaus unwahrscheinlich, daß eine solche Persönlichkeit, die zu Timotheus und Rom in so naher Beziehung stehe, in den paulinischen Briefen, oder in der Apostelgeschichte, nirgends genannt worden sein sollte, und so kommt er zu dem Schluß, daß Priscilla und Aquila die Verfasser seien. Diese Hypothese erklärt auch am einfachsten, warum der Brief keinen Verfassernamen trägt: weil er von einer Frau ausging! Auch aus einer Vergleichung des griechischen Majuskel-Textes mit der syro-lateinischen Recension und Cod. D zu Act. 18, 27 weiß Harnack für seine Hypothese Gewinn zu ziehen, indem er nachweist, daß in dem letzteren nicht nur die Stellung der Priscilla herabgedrückt, sondern sogar einem Brief, den sie abgesandt, ein anderer Verfasser gegeben wird.

b. Der Hebräerbrief erhebt selber nicht den mindesten Anspruch, von einem Apostel verfaßt zu sein. Dagegen enthält er verschiedene Aussagen, die Paulus als Verfasser geradezu ausschließen. Nur die eine Stelle 2, 3 f. beweist, daß weder Paulus, noch einer der übrigen Apostel den Brief geschrieben haben können. Ebenso wie das Zeugnis der alten Kirche, giebt uns auch der Brief selber keinen bestimmten Anhaltspunkt über seinen Verfasser. — Auch inbetreff der Abfassungszeit läßt sich nur so viel feststellen, daß die judenchristliche Gemeinde, an die der Brief geschrieben ist, zur Zeit der Abfassung dessel-

den schon lang bestanden haben muß. (5, 12: ὀφείλοντες εἶναι διδάσκαλοι διὰ τὸν χρόνον; 10, 32 ff. „gedenket der früheren Tage" — und im Anschluß daran Erinnerung an längst hinter ihnen liegende Trübsale, in denen sie sich bewährt haben; 13, 7: μνημονεύετε τῶν ἡγουμένων ὑμῶν — derer, die euch einst das Wort verkündeten. Sie sind längst gestorben, aber ihr heiliger Wandel soll der Gemeinde immer noch als nachahmenswertes Beispiel vor Augen stehen). Somit wird Zahns Annahme, die auch Harnack im allgemeinen teilt, die auf gründlichen exegetischen Untersuchungen und allseitiger Erwägung der in Betracht kommenden Momente beruht, so ziemlich das Richtige treffen, wenn er den Brief etwa um das Jahr 80 verfaßt sein läßt. — Daß der Brief von einer Person geschrieben ist, die aus paulinischen Kreisen stammte, und mit einer ganz besonderen Lehrgabe ausgestattet, zugleich über eine für ihr Zeit ausnahmsweise hohe Bildung verfügte, davon legt er selbst, von Anfang bis zu Ende, deutlich Zeugnis ab.

III. Die katholischen Briefe und die Apokalypse.

1. Die katholischen Briefe.

a. Fassen wir zunächst die äußere Bezeugung dieser Briefe in der alten Kirche ins Auge, so gebührt sicher dem ersten Petrusbrief der erste Platz. Im ganzen Umkreis nicht nur der griechischen, sondern auch der lateinischen Kirche wird er ganz bestimmt dem Apostel Petrus zugeschrieben. Die ersten Spuren dieses Briefes finden wir schon bei Clemens Romanus und Barnabas; im kleinen Brief des Polykarp ist er so häufig zitiert, daß später Eusеb geradezu sagt, Polykarp habe den ersten Petrusbrief benutzt (hist. eccl. IV, 14). Auch Papias hat (nach dem Zeugnis des Euseb) den Brief gekannt und anerkannt. Irenäus ist Zeuge für die gallische Kirche; Tertullian und Cyprian für Afrika; Clemens Alexandrinus für Aegypten, die Peschittha für Syrien — so rechnet ihn Euseb unbedenklich zu den Homologumenen. Nach alledem ist es eine historische Unmöglichkeit, daß der Kanon Muratori in seiner ursprünglichen Gestalt diesen Brief nicht bezeugt haben soll; das wäre gleichbedeutend mit dem Urteil, daß ein Brief, der überall als kanonisch galt, und als Werk des Apostels Petrus in der ganzen Kirche anerkannt war, in Rom um die Wende des zweiten Jahrhunderts entweder nicht bekannt, oder aus dem Kanon ausgeschlossen war. Aber gerade an jener Stelle, wo man ein Zeugnis über die Petrusbriefe erwartet, ist der Text der Urkunde in eine so heillose Verwirrung geraten, daß er so, wie er dasteht, völlig sinnlos ist, und kaum je nach seinem ursprünglichen Sinn wird hergestellt werden können.*) —

Ganz anders verhält es sich mit der Bezeugung des zweiten Petribriefes. Euseb rechnet ihn zu den Antilegomenen, und mit vollstem Recht. Schon Origenes giebt dem zweiten nicht so gutes Zeugnis wie dem ersten Brief des Petrus, aber doch behandelt er ihn in seinen Schriften als kanonisch.

---

*) Doch vergleiche über diesen Punkt Zahn a. a. O. 1, 306 ff. 2, 105 ff. — Seine wohlbegründete Auffassung der Worte des Fragmentes lin. 71—73 ist die, daß der erste Brief des Petrus als kanonisch anerkannt, der zweite dagegen von manchen als unkanonisch verworfen werde; zu denen aber der Fragmentist sich nicht zähle.

Und sein Zeitgenosse Firmilian von Cäsarea in Kappadocien scheint ihn als echt anerkannt zu haben, nach seiner Aeußerung: Petrus und Paulus haben in ihren Briefen die Ketzer verflucht; was bei Petrus nur auf den zweiten Brief paßt. Nach dem Zeugnis des Euseb und Photius ist außer allem Zweifel, daß der alexandrinische Clemens auch diesen Brief in seinen Hypotyposen kommentiert hat. Aber in seinen übrigen Schriften findet sich sonst keine Spur davon. Erst viel später scheint dieser Brief wieder zu Ansehen gelangt zu sein, denn Methodius von Olympus (um die Wende des dritten Jahrhunderts) hat ihn sicher gekannt und als kanonische Schrift behandelt. Und nicht viel später hat der Verfasser von Dialogen, unter dem Namen „Adamantius", den zweiten Petrusbrief verwendet als kanonisches Zeugnis für die apostolische Würde Pauli. Einige schwache Anklänge an 2 Petr. 1, 19. 21 bei Theophilus von Antiochien (vgl. Ad Antol. II., 9. 13) machen es wahrscheinlich, daß schon dieser Apologet des zweiten Jahrhunderts den Brief gekannt hat.*) — Dagegen bei Tertullian und Cyprian finden wir keine Spur von ihm, und noch im vierten Jahrhundert protestierte die afrikanische Kirche gegen eine Mehrheit von Petrusbriefen; wie auch in Alexandrien nach dem Zeugnis des Didymus um die nämliche Zeit der Brief zwar als kirchliches Vorlesebuch benutzt, aber nicht als kanonisch anerkannt wurde. — Die Worte des Kanon Muratori (lin. 72. 73) quam quidam ex nostris legi in ecclesia nolunt, können nicht auf den ersten Brief gehen, der damals allgemein anerkannt war, sondern gelten offenbar dem zweiten Brief.†) Demnach hat sich sehr frühzeitig auch in der römischen Kirche der Widerspruch gegen die Autorität dieses Briefes geregt. Beweisen läßt sich die Richtigkeit dieser Auffassung nicht, aber von allen bereits versuchten Lösungen dieses schwierigen Problems erscheint die von Zahn vorgeschlagene die einzig Einleuchtende.

Viel besser steht es wiederum mit der Bezeugung des kleinen Judasbriefes. Wenn ihn auch Euseb zu den Antilegomenen rechnen muß, und noch Hieronymus, welcher den Brief für echt hält, Zweifel erwähnt, die dem Judasbrief gegenüber geltend gemacht werden, so hat doch schon Clemens Alexandrinus nicht nur den Brief kommentiert, sondern desselben auch in verschiedenen seiner Schriften Erwähnung gethan, was auf eine größere Hochschätzung dieses Briefes schließen läßt als er sie hatte für den zweiten Petribrief (vgl. oben). Auch Tertullian kennt ihn, und obwohl er nur an einer Stelle seiner Schriften auf den Judasbrief zu reden kommt (de cult. fem. I., 3), so zeugen seine Worte nicht nur für seine persönliche Hochschätzung desselben, sondern auch dafür, daß er in der afrikanischen Kirche allgemein be-

*) Daß er ihn auch als apostolisch anerkannt habe, sucht Zahn zu erweisen aus der Thatsache, daß Adamantius bedeutende Stoffe einer Schrift des Theophilus wider Marcion entnommen hat, die uns sonst nicht mehr erhalten ist. Die von Adamantius entlehnten Stücke würden beweisen, daß Theophilus den zweiten Petri-Brief in seinem neuen Testament hatte. Immer aber bleibt es nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis.

†) Zahn schlägt folgende Emendation vor: „Und von Petrus rezipieren wir nur [einen Brief; es giebt aber auch einen zweiten] welchen manche von den Unsrigen nicht in der Kirche vorgelesen haben wollen."

kannt und anerkannt war. Daß auch die römische Kirche den Brief als kanonisch anerkannte, bezeugt das muratorische Fragment. — Origenes gedenkt dieses Briefes (Comment. in Matth. 13, 55) mit ganz besonderem Lob, und ist so ein Zeuge, daß noch zu seiner Zeit die alexandrinische Kirche denselben hochschätzte.

Auffallend ist es, daß der Jakobusbrief, im Verhältnis zu seinem Umfang, viel schlechter bezeugt ist, als irgend einer der vorhergehenden Briefe. Ob man ihn schon zur Zeit der alten Väter als „stroherne Epistel" taxierte, wie Luther zur Zeit der Reformation — jedenfalls hat er dieses Schicksal nicht verdient. Zwar ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß Clemens Alexandrinus in seinen Hypotyposen ihn ausgelegt hat.*) Wenn uns der betreffende Teil der genannten Schrift des Clemens auch fehlt, so müssen wir dem Zeugnis des Euseb und Photius eben glauben. Daß überhaupt die Alexandrinische Kirche den Brief als kanonisch anerkannte, scheint sich auch daraus zu ergeben, daß Origenes ihn öfters in seinen Schriften zitiert, ohne auch nur mit einer Andeutung darauf hinzuweisen, daß in der alexandrinischen und in den angrenzenden orientalischen Kirchen je irgend welche Bedenken wider seine Kanonizität aufgetaucht seien. — Dagegen hat die gesamte abendländische Kirche kein deutliches Zeugnis für ihn. Im Kanon Muratori ist er nicht erwähnt; nur bei Irenäus finden sich einige Anklänge an Jakobus (vgl. z. B. 4, 13, 4. 16, 2 mit Jak. 2, 23; 4, 34, 4 cf. 3, 12, 14; 4, 9, 2 und dazu Jak. 1, 25; 2, 12), die aber durchaus nicht beweisend sind für irgend welches Ansehen des Briefes in der gallischen Kirche; um so weniger, als sich bei Hippolytus keine Spur von Bekanntschaft mit dem Brief nachweisen läßt. In Afrika verhält es sich ebenso. Tertullian zitiert ihn nie namentlich;†) ebenso findet sich bei Cyprian kein einziges Zeugnis für den Brief. Noch in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, während bereits die beiden Petribriefe und alle drei Johannesbriefe kanonisiert waren, sind lateinische Zitate aus Jakobus noch eine Seltenheit.

Wie der erste Petrusbrief, so ist auch der erste Johannesbrief in der alten Kirche allgemein anerkannt als das Werk des Apostels Johannes. Euseb rechnet ihn darum zu den Homologumenen. Und auch Hieronymus hat das denkbar günstigste Urteil über ihn: "ab universis ecclesiasticis eruditis viris probatur!" — Schon Polykarp, des Johannes Schüler, zitiert offenbar 1 Joh. 4, 2. 3 in seinem Philipperbrief Kap. 7, 1; und von Papias berichtet Euseb, daß derselbe den ersten Johannesbrief benutzt habe. Die gallische Kirche hat ihn anerkannt, was durch Irenäus bezeugt ist; die römische Kirche ebenfalls, denn im Kanon Muratori steht er unter den rezipierten Schriften. Die afrikanische Kirche schätzte ihn hoch, wie aus häufigen Zitaten Tertullians und Cyprians zu erkennen ist. In

*) Vgl. Zahn a. a. O. I, 322.

†) Zwar nennt Tertullian den Abraham, adv. Judacos 2., mit Beziehung auf Gen. 15, 6, aber in der Art und Weise von Jak. 2, 23, "amicus dei". Da die Jakobusstelle die einzige ist, die diesen Namen für Abraham braucht, so ist es wahrscheinlich, daß Tertull. den Brief kannte, aber nicht als kanonisierte Schrift seiner Kirche.

der alexandrinischen Kirche galt er von Alters her als ein Werk des Lieblingsjüngers. — Der Widerspruch, der sich schon im Altertum gegen den Brief findet, ging von Häretikern aus, und fand in der Kirche keinen Beifall, hängt auch eng zusammen mit der Polemik wider das Evangelium.

Daß es sich mit dem zweiten und dritten Johannesbrief anders verhält, ist nicht verwunderlich. Euseb (Hist. eccl. III., 25) rechnet beide zu den Antilegomenen, und zwar mit der Bemerkung, daß Zweifel bestehe, ob sie vom Apostel selbst oder einem gleichnamigen anderen Verfasser herrühren. Aber schon Clem. Alexandr. hat den zweiten, und nach einer Notiz des Euseb auch den dritten Johannesbrief gekannt, denn er hat beide kommentiert, und, wie es vom zweiten ausdrücklich erwähnt ist, so wird er auch den dritten als Werk des Apostels und somit als kanonisch anerkannt haben. Daß Origenes und auch noch Dionysius von Alexandrien beide Briefe als apostolisch anerkennen, wenn auch der erstere bezeugt, daß „nicht alle" (οὐ πάντες) seine Meinung teilen, macht die Annahme um so sicherer, daß die alexandrinische Kirche im allgemeinen von jeher beide Briefe als authentische Schriftstücke des Apostels Johannes ansah. In der Folgezeit finden wir hier auch nicht die mindeste Spur von Zweifel an ihrer Echtheit. — Da die afrikanische Kirche nach dem Zeugnis Tertullians ihre neutestamentlichen Schriften von Rom her hatte, so kann es kein Zeugnis dafür sein, daß sie diese beiden Johannesbriefe aus ihrem Kanon ausgeschlossen habe, wenn sie von Tertullian nicht erwähnt werden. Das liegt in ihrem geringen Umfang und spärlichen Lehrgehalt begründet; so fanden wir es beim Philemonbrief, und doch sahen wir aus einer gelegentlichen Aeußerung Tertullians, daß auch dieser Brief seiner Kirche als echt paulinisch galt. — In Rom selber galten beide für echt, was der Kanon Muratori bezeugt:*) "superscriptae Johannis duae in catholica habentur."

Auch diese beiden kleinen Johannesbriefe haben ein so gutes Zeugnis inbetreff des Ansehens, das sie in der alten Kirche genossen, wie man es bei dem geringen Umfang derselben nur irgend erwarten kann.

Aber alle diese besprochenen Zeugnisse über die katholischen Briefe können doch nur relativen Wert beanspruchen. Denn wir erkennen doch, wie auch die subjektive Stellung der Männer des christlichen Altertums, welche an der Feststellung des neutestamentlichen Kanons arbeiteten, bei der Beurteilung der neutestamentlichen Schriften oft eine Rolle spielt,†) die für den Jakobus-

---

*) Nach Zahns Beweisführung a. a. O. II., 88, sind Kan. Mur. lin. 68. 69 die oben zitierten Worte von 2. 3. Johannesbrief zu verstehen, da der erste Brief (wie das Zitat aus 1 Joh. 1, 1. 3 beweist) schon lin. 29 ff. abgehandelt wurde. Auch die Art der Aufzählung, verglichen mit der Zitierung von 1 Joh., führt zu dieser Annahme.

†) Wir brauchen uns nur zu erinnern, wie geringschätzig Tertullian urteilt über den Hebräerbrief (de scop. 20) wo er ihn beinahe auf eine Linie stellt mit dem Hirten des Hermas, dem er dort wenig schmeichelhafte Namen beilegt.

Ferner ist zu beachten, wie Origenes offenbar seiner Geringschätzung Ausdruck giebt, wenn er nach der Erwähnung von Zweifeln an der Echtheit des zweiten und dritten Johannesbriefes noch sagt: „Dazu haben beide zusammen nicht hundert Stichen," (nach Euseb. Hist. eccl. IV., 25).

brief und den zweiten Petribrief geradezu verhängnisvoll geworden ist, was ihre äußere Bezeugung anlangt. Somit haben wir die betreffenden Schriften auch noch zu prüfen auf ihr eigenes Zeugnis hin, das sie für ihre Echtheit aufweisen, die ihnen im allgemeinen von der alten Kirche nicht abgesprochen wurde. Erst dieser Nachweis von inneren Gründen enthält die sicherste Rechtfertigung der Zuweisung dieser Schriften zum neutestamentlichen Kanon.

b. Jakobus, der Bruder des Herrn, (nicht der Apostel, Sohn des Zebedäus,) hat den Jakobusbrief verfaßt. Der Apostel ist schon anno 44 von Herodes enthauptet worden, Act. 12, 2; auch nennt sich der Verfasser nicht Apostel, sondern: Gottes und des Herrn Jesu Christi Knecht. Jakobus, der Bruder des Herrn, war, wie seine übrigen Brüder, bei Lebzeiten Jesu ungläubig, Joh. 7, 5; (vgl. die Namen derselben Mk. 6, 3). Erst nach der Himmelfahrt schlossen sie sich der Gemeinde an, Act. 1, 14, wohl infolge der besonderen Erscheinung, 1 Kor. 15, 7, die dem Jakobus zu Teil geworden war. Bald erlangte dieser in der Gemeinde zu Jerusalem eine hervorragende Stellung, Act. 12, 17; beim Apostelkonvent spricht er das entscheidende Wort; Paulus rechnet ihn Gal. 2, 9 nicht nur zu den „Säulen" der Urgemeinde, sondern stellt ihn dem Petrus und Johannes voran. Diese Stelle, vgl. mit Gal. 2, 12 (*τινὰς ἀπὸ Ἰακώβου*) scheint zu ergeben, daß Jakobus schon sehr früh der eigentliche Leiter der Gemeinde zu Jerusalem war. Die nämliche Stellung wird ihm zugewiesen durch Act. 21, 18. — Nach Josephus (XX. 9, 1) stand er auch in hohem Ansehen bei seinen ungläubigen Volksgenossen.

Der ganze Ton des Jakobusbriefes spricht dafür, daß ein solcher Mann von außergewöhnlicher Autorität ihn geschrieben hat. Er brauchte nur seinen Namen zu nennen (1, 1) um seiner Stimme Gehör zu verschaffen. Die Leser sind Judenchristen, die noch zur jüdischen Synagoge gehörten*) (2, 2); ihnen gegenüber wird die Autorität des Gesetzes geltend gemacht (2, 9 ff; 4, 11 f.); es müssen vorwiegend Arme gewesen sein, die gerade durch ihre Armut der Willkür ihrer reichen, ungläubigen Volksgenossen preisgegeben waren (2, 5 mit V. 6, 2; 5, 4), die sie erbarmungslos bedrückten, vergewaltigten, vor Gericht schleppten, und um ihres Christennamens willen sie mit besonderer Verachtung behandelten. Das sind die *πειρασμοὶ ποικίλοι*, von denen 1, 2 redet. Unter dem schweren Druck derselben ging den Bedrängten nicht nur die Geduld aus (5, 7 ff.), sondern im Blick auf die gottlosen Bedränger erwachte Zorn und Rachsucht in den Herzen, welche sich äußerten in Fluch und Verwünschung derer, die ohne jegliches Mitgefühl ihre Notlage zum eigenen Vorteil ausnutzten (3, 6 ff.). Um hier die erhitzten Gemüter zu beruhigen, und dort den ungläubigen Volksgenossen ihre Sünde zum Bewußtsein zu bringen — das erforderte einen Mann vom Ansehen des Jakobus. Ein anderer hätte sich wohl kaum irgend welchen Er-

*) *συναγωγὴ ὑμῶν* 2, 2 bedeutet nicht „eure Versammlung"; *συναγωγή* hat nie diesen Sinn im Neuen Testament, sondern: „Die Synagoge, zu der ihr gehört" — diese Wendung hat nichts auffallendes, sobald wir uns daran erinnern, daß es in einer Stadt sehr oft mehrere Synagogen gab, vgl. z. B. Act. 6, 9; 9, 2. 20; 13, 5 u. a. St.

folg versprechen können, wenn er den reichen Bedrückern gegenüber die Sprache von 1, 10 ff.; 4, 1—10. 13. 14; 5, 1—6 geführt hätte. —

Die Frage von dem Verhältnis zwischen Judenchristen und Heidenchristen wird im ganzen Brief mit keiner Silbe berührt, weil sie eben zur Zeit als der Brief geschrieben wurde, noch gar nicht aufgetaucht war. Die Adressaten sind rein judenchristliche Gemeinden,*) wie sie nur existierten, ehe Paulus auf dem Gebiet der Heidenmission seine herrlichen Triumphe feierte. Auf eine sehr frühe Zeit der Abfassung deutet auch der 5, 14 erwähnte Brauch der Salbung von Kranken mit Oel, von dem wir später keine Spur mehr finden. Er läßt sich jedenfalls zurückführen auf jene Institution des Herrn, Mark. 6, 13. — Die Abfassung des Briefes kann nach allem Gesagten nicht nach dem Jahre 50 angesetzt werden.

(Schluß folgt.)

Die spanischen Missionen in Texas und die Ursachen ihres Niederganges.

Von P. H. Bode.

(Fortsetzung und Schluß)

Vorbemerkung. — Der Verfasser dieses Aufsatzes hat im vorigen Jahrgang, No. 2, S. 98, schon einen Aufsatz erscheinen lassen unter obigem Titel. Jener Aufsatz behandelte zunächst die Geschichte der spanischen Missionen in Texas. Der zweite Teil sollte nun den Niedergang und deren Ursachen darlegen. Allein viele Arbeit und Unruhe, wie sie mit Erbauung eines neuen Pfarrhauses in Verbindung stehen, ließen es nicht zu der nötigen Muße kommen, um diesen Schluß zu bearbeiten. Die geneigten Leser wollen gütigst das verspätete Erscheinen dieses zweiten Teils auf Grund angegebener Ursachen entschuldigen.

Es möchte jemand einwenden und sagen: Ist nicht die Ursache des Niederganges dieser Missionen in dem Umstande zu suchen, daß die Indianerbevölkerung zusammengeschmolzen? Wie konnten sie sich ferner als geistliches Haus erweitern, wenn geistliche Bausteine fehlten? Dem ist jedoch nicht so gewesen. Wenngleich eine indianische Bevölkerung Nordamerikas wegen ihrer nomadischen Eigenschaft gerade nicht das günstigste Material ist, um dauernde Missionserfolge zu erzielen, so ernährten die dicht bevölkerten Gauen von Texas größtenteils friedliche zum Ackerbau neigende Völkerschaften, die einen günstigen Teig abgaben, der sich wohl mit dem Evangelium hätte derart durchsäuern lassen, daß die geistlichen Erfolge bleibender gewesen wären als die Arbeiten in Holz und Stein. Man begegnet nirgends einer Aussage, daß um die Zeit, da die Missionen aufgehoben wurden, kein zu bearbeitendes Material mehr vorhanden gewesen sei. Die römische Kirche selbst giebt das nicht als Grund an. Im Gegenteil, sie behauptet die Indianer seien ver-

*) Daß es thatsächlich schon sehr früh solche Gemeinden in der Diaspora gab, bezeugen Act. 8, 1. 4; 9, 2 vgl. mit 11, 19.

jagt worden. Die Einziehung derselben von seiten der mexikanischen Regierung ist nicht als ein feindseliger Akt gegen die Kirche zu erklären, sondern als ein Akt, hervorgegangen aus praktisch staatsmännischen Gründen. Die Missionen waren überflüssig geworden, wegen ihrer inneren Gehaltlosigkeit. Mit Recht dürfte man erwarten, daß eine nahezu 150jährige Missionsthätigkeit, unter verhältnismäßig günstigen Umständen, mit rauhen Mitteln und Kräften umfangreich betrieben, mehr aufzuweisen gehabt hätte, als irdische Schätze und massive Bauten. Man sieht sich vergebens um nach einem Hineingewachsensein derselben ins indianische Volksleben, dasselbe veredelnd und zu höherer Stufe herangebildet. Man schaut vergebens aus nach einer umsichwachsenden Gottesfurcht unter den Völkerstämmen, die durch geisteskräftiges Wirken erzeugt, wie das Frühlingswehen einer neuen Zeit sich offenbart, das das Geistesleben dieser Nationen in neue Entwickelungsbahnen drängt. Diese Missionen treten ab vom Schauplatze ihrer Thaten, nicht etwa weil ihnen durch eine feindselige Staatsgewalt das Schwert aus ungeschwächter Faust wäre gewaltsam entwunden worden, nicht etwa weil ein Bedürfnis zu missionieren nicht mehr vorhanden gewesen, nicht etwa weil sie in ein Stadium getreten, da man ihrer aggressiven Kräfte und leitenden Oberaufsicht schlechthin entbehren konnte, sondern weil ihre Kraft zerfallen war. Mit dem Schleier der Betrübnis umflort, wie einer der des Endziels verfehlte, treten sie ab, ohne einen jungfräulichen Boden zu hinterlassen, auf dem die Saat in Halmen hoffnungsfreudig weitersprießt, nachdem die Ackerleute längst zu den Vätern gesammelt worden.

Der spanischen Staatsgewalt war dies Missionsunternehmen der Kirche sehr erwünscht. Diente es ihr doch als vortreffliches Mittel zu ihren Kolonialzwecken. Daß die Missionen in dieser Beziehung hier nicht so erfolgreich gewesen wie in anderen Gegenden hat seine Ursache darin, daß ihnen nicht das erforderliche Kontingent Ansiedler zugestellt wurde. Welches hinwiederum in diesem Fall seine Ursache haben möchte in der Abnahme der Kraft Spaniens, noch fernerhin in Kolonien sich auszudehnen. Wir haben aber in dem Forschen nach den Ursachen des Niederganges der texanischen Missionen nicht danach zu fragen, was sie hinderte als Kolonialkontingent sich erfolgreicher zu erweisen, sondern das ist für uns die Frage:

Warum verfehlte dieses großartige Missionsunternehmen der römischen Kirche als Missionsunternehmen seines Endzieles, und mußte ruhmlos untergehen?

Wir nennen im folgenden der Ursachen viere:

I. Seine Paarung mit dem herrschsüchtigen Schwerte der spanischen Krone.
II. Ihr Grundsatz: erst zivilisieren, dann christianisieren.
III. Das düstere Wesen der bigott spanisch mönchischen Frömmigkeit, das im Grunde Tod und nicht Leben war.
IV. Die Uebertretung des Gebotes der Liebe.

I. Seine Paarung mit dem herrschsüchtigen Schwerte der spanischen Krone.

Auf den ersten Blick möchte es scheinen, daß ein so mächtiger Schutz, wie die Militärgewalt eines durch seine Waffenthaten gefürchteten Staates, dem Missionsunternehmen nur zum Vorteil hätte gereichen müssen. Verwandelte er doch von vornherein alle etwa zum Widerstand rüstende Auflehnung in entgegenkommende Unterwürfigkeit. Enthub er doch das Werk den geringen, unscheinbaren Anfängen, wo man mühevoll unter Gebet und Thränen den Grund legt und sich Anerkennung und Aufmerksamkeit im Angesichte von den Mächten der Finsternis erringen muß. Konnte doch die Mission mit in die Augen fallender Kraft und mit Nachdruck auf dem Wahlplatze erscheinen. Man verkennt dabei jedoch das Grundgesetz des Reiches Gottes auf Erden, welches der Apostel Paulus in die Worte kleidet: Die Waffen unserer Ritterschaft sind geistlich und nicht fleischlich. Wie auch der Herr selbst es andeutet, wenn er spricht: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Vom Himmel ist das Reich Gottes auf die Erde gekommen, und in seinem Werden hierselbst untersteht es der Naturordnung, daß seine Lebenskeime im Stillen und Verborgenen sprossen wollen und der Oeffentlichkeit entzogen, Wurzeln zu treiben benötigt ist. Diesem Gesetze allen Wachstums zuwider ließ sich die Kirche, gestützt auf das Ansehen des Schwertes, verleiten, den Wilden das Christentum aufzunötigen, nach dem Grundsatze: Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt. Die Folge davon war, daß der naturwidrig eingepflanzte Baum wohl wachsen, grünen, sich ausbreiten und blühen konnte, aber der Kraft mangelte, zum bleibenden Fruchttragen sich zu akklimatisieren.

Es ist ja nur irdisch, menschlich, daß infolge dieser Paarung mit der Zeit in dem eigenen Hause verderbliche Rivalität entstehen mußte. Die zur Eifersucht geneigte menschliche Seele bewacht mit Argusaugen ihre Interessensphären und setzt sich gegen etwaige Uebergriffe ihres Rivalen naturgemäß zur Wehre. Daß bei dem starken Selbstbewußtsein der Militärgewalt die Missionen in diesem Reiben den Kürzeren zogen, bedarf keines Beweises, sintemal der Mission bewußt werden durfte, daß sie nicht auf heimatlichem Boden kämpfte. So stießen sich denn zwei Kinder in dem Schoße dieses Missionsunternehmens, ein Jakob und ein Esau, die Rauf- und Raublust der Soldaten, und die durch Religion gemilderten Sitten der Mönche. Der wilde Esau sann darauf, seine Domäne zu erweitern und die indianischen Völker aus gefährlichen Nachbarn in tributpflichtige Vasallen umzuwandeln. Mit Hilfe des Jakob und seiner Mutter, der Kirche, sahe er das Ziel seiner Wünsche erreichbar. Jakob aber glaubte, im Bunde mit der Staatsgewalt seine Macht also befestigen zu können, daß er vermöge seiner Herrschaft über die Gewissen, obwohl äußerlich der Schwächere, in Wirklichkeit das Regiment zu führen hofft. Der Streit um das Erstgeburtsrecht konnte nicht ausbleiben. Da diese beiden Gewalten sich nicht, wie jene Brüder, trennten, sondern Jakob hier seiner wahren Natur des Fersenhalten getreu blieb, geschah es, daß die Missionen nie zur wahren Selbständigkeit gelangten, weshalb sie auch nicht die etwa in ihnen vorhandenen Geisteskräfte zur freien sieghaften Entfaltung brin-

gen konnten. Das Lehnen auf das Schwert hinderte sie geistgewaltig zu werden. Wenn ja auch wohl Sorge getragen wurde, daß innere Machtrivalitäten nicht zu öffentlicher Schaustellung gelangten, so fiel der Fluch gegenseitiger Abhängigkeit stets auf das Haupt der Missionen zurück, entzog ihrem Arbeiten die wahren Lebenssäfte und die Macht, das Volksleben mit Geistesideen zu durchwirken. Was Wunder, wenn die Missionen endlich vertrocknet dastanden. Um das Gleichgewicht zwischen zwei rivalisierenden Tendenzen zu erhalten, mußten gegenseitige Konzessionen gemacht werden, die rückwirkend allemal die Kirche schwächten in dem was ihre Macht sein sollte, geisteskräftig zu sein. So ist es denn gekommen, daß Edom das Israel nach dem Fleisch überwand.

Geradezu ärgerliche, eine gesegnete Thätigkeit unmöglich machende Geschehnisse entstanden den Missionen aus dieser Verbindung. Die Soldateska ist noch nie und nirgends wegen ihrer feinen rücksichtsvollen Sitten und friedlichen Tugenden berühmt gewesen. Die spanischen Abenteurer, welche um die texanischen Missionen sich scharten, sind wenig besser gewesen, wie die raublustigen geldhungrigen Existenzen, welche unter der Führerrolle eines Cortez Mexiko mit ihren Gewaltthaten erfüllten, die mit dem Schrecken ihrer grausamen Waffen die Völker zu hündischer Unterwürfigkeit brachten oder zu verzweifelter Gegenwehr entflammten. Dann züchtete das faule Leben auf den Stationen unsaubere Leidenschaften der Seele, die Befriedigung suchten. Die San Saba Mission, Anno 1734 unter den Comanches, in dem jetzigen Menard County, gegründet, erfreute sich der guten Hoffnung auf Erfolg. Da wurden in der Nähe des Forts die San Saba Silberminen eröffnet, und unter Aufsicht der Besatzung betrieben. Die Ausschweifungen der Soldaten demoralisierten die Bevölkerung. Ihre Grausamkeiten erbitterten die Indianer dermaßen, daß sie zu einer Zeit, da die militärische Deckung gerade abwesend war, 1758, über die Mission herfielen, sie niederbrannten und die Mönche ermordeten. Wie konnten diese Naturvölker zu einer Kirche Zutrauen fassen, die sie im Bunde mit einer Gewalt sahen, welche grausame, selbstsüchtige Ziele verfolgte, die es auf die Ausbeutung des Landes und die Menschen zur Knechtschaft zu zwingen abgesehen hatte! Können wir ihnen zumuten zu glauben, daß diese ihr zeitliches und ewiges Heil suche? Mußten sie nicht an der Aufrichtigkeit der Mönche zweifeln? Naturkinder zeigen überall denselben Scharfsinn. Sie erkennen bald, wer es gut meint und wem sie sich vertrauensvoll zur Veredelung übergeben dürfen. Schon in zivilisierten Staaten, wo doch allerlei bildende Einflüsse walten, hat das Lehnen auf die Staatsgewalt für die Kirche und ihre Wirksamkeit üble Folgen, wie viel mehr da, wo sie ein Neues pflügen soll. Wie noch zu allen Zeiten, so war auch für die Mission in Texas der Schritt verhängnisvoll, als die Braut Jesu Christi die unnatürliche Ehe mit dem weltlichen Kriegsmann einging. Dadurch gab sie ihre Selbständigkeit auf, sowie die sie schützende, wilde Leidenschaften bezähmende Macht ihrer jungfräulichen Keuschheit. Daher kam es, daß diese Missionen unfähig waren, die Völker des texanischen Ländergebietes zu höheren, gottähnlichen Tugenden und Lebensidealen heranzubilden. Und in ihren Kindern zeigten sich die traurigen Folgen solcher widernatür-

lichen ehelichen Verbindung, denn sie siechten dahin unter dem Fluche der Unfruchtbarkeit. Daher diese Erscheinung, daß die spanischen Missionen in Texas nach langem Bestande keine eingebornen Kräfte hatten, das Werk weiter fortzuführen und, überflüssig geworden, vom Staate eingezogen wurden, nach dem Worte des Herrn, das er dem Petrus sagte, seiner Kirche aber zur Warnung für alle Zeiten: Wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen.

II. Ihr Grundsatz: erst zivilisieren, dann christianisieren.

Wenn wir oben sagten, daß die Gauen des südlichen Texas zum Ackerbau neigende Völkerstämme ernährten, so faßte das in sich eine Lebensweise, die mit festen Wohnsitzen verbunden ist. Das ist jedoch dahin abzuschwächen, daß ein Zug zum Nomadenleben selbst auch diesen noch innewohnte, und ein Nomadenleben führende Stämme hin und her im Lande waren. Die Missionen gingen nun von dem Grundsatze aus, diese nomadisierenden Völkerstämme zu festen Wohnsitzen zu nötigen, ihnen die europäischen, resp. spanischen Sitten beizubringen, und dann zum Christentum zu bekehren. Wie einer ihrer Bischöfe sagte: „Erst müssen wir diese Wilden zu Menschen umwandeln und danach müssen wir sehen, wie wir sie zum Christentum bekehren." So war denn der Missionen erstes Bestreben, die Indianer zu bewegen, die herkömmlichen Jagdzüge, beliebten Fischerein, räuberischen Kriegsunternehmungen aufzugeben und sich den Gewohnheiten fester Ansiedlungen anzubequemen. Zu diesem Zwecke sammelte man sie um die Missionen, die in ihrer ganzen Einrichtung verraten, daß sie nicht nur als Festungswerke gegen feindliche Ueberfälle Schutz bieten sollten, sondern auch, daß obiges Prinzip mit Gewalt konnte durchgeführt werden. Auf diese Weise wollte man die Indianer zu Handarbeitern und Ackerleuten umschaffen. Weder die Priester noch die Soldaten sahen es als ihre Pflicht an, Händearbeit zu verrichten. Es war genug, daß die einen das Kreuz und die anderen das Schwert brachten.

Es kann nicht geleugnet werden, daß in diesem Stück die Missionen erfolgreich gewesen, denn große Scharen sammelten sich um die Klöster und drängten sich in den Stätten der Anbetung. Es nimmt uns nur wunder, welche schlauen Mittel von den Mönchen in Anwendung gebracht wurden, um diese, die Freiheit liebenden Naturvölker, um diese Araber der texanischen Hügel und Steppen, unter ihre Lehrgewalt zu bekommen. Wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir sagen, daß sie auf die von Natur abergläubischen Gemüter und die Gelüste der Indianer einzuwirken gesucht. Unter den Mönchen waren solche, die mit der nötigen Brutalität, mit einem verzehrenden Eifer die Macht und das Ansehen der Kirche wie mit patentierter Begeisterung bei jeder Gelegnheit entfalten konnten. Bildnisse der Heiligen in buntfarbene, prächtige Gewänder gehüllt, Gemälde, die Passion des Heilandes bis ins Bizarre illustrierend, die Zeremonie der Scheu und Furcht einprägenden Hochhebung der Hostie, dann glänzend veranstaltete religiöse Festtage, wo man in Umzügen mit Schaugepränge zu imponieren suchte. Diese und ähnliche Dinge verfehlten ihres

Zweckes nicht. Dazu kommen die Geschenke an wertlosem Spielzeug, Glasperlen, Glöckchen, fremdländischen Waren und Kleidern, medizinische Hilfeleistungen an Kranken, die Fürsorge der Alten und anderes. Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß diese, der römischen Kirche eigenen, Mittel in Anwendung kamen, die Wilden zu gewinnen, und sie zum Wohnen bei den Missionen zu bewegen. Also gedachte man sie zu Menschen umzuwandeln um sie nachher zu bekehren.

Dieses Verfahren halten wir für eine Ursache des Niederganges der Missionen. Es ist ein verkehrtes Prinzip, einem Volke, vor allem einem Naturvolke, eine Gesittung, eine Zivilisation beibringen zu wollen, zu dessen lebensvoller Annahme die Grundbedingungen nicht vorhanden sind. Wie kann man vernünftigerweise einem Volke eine Gesittung aufnötigen, welche sich auszugestalten in einem anderen Jahrhunderte des Kampfes forderte auf wirtschaftlichen, industriellen und intellektuellen Gebieten. Wozu es auch Jahrhunderte der Volksentwickelung bedarf, um sie nur zu verstehen, geschweige denn lebensvoll in sie einzugehen. Wo immer dieses geheimnisvolle Gesetz der Entwickelung des Volkslebens ignoriert wurde, da lehrt uns die Weltgeschichte, daß ein solches Volk, wo es die Macht der ihm aufgenötigten Zivilisation nicht abwehren konnte, oder der Volksgeist zu schwach war sie zu behaupten, sie in seinem Ideal gemäß umzugestalten, oder auch drauf einzugehen die Bedingungen nicht vorfand, da sehen wir, daß ein solches Volk wie in bitterer Resignation vorzieht auszusterben.

Anders steht die Sache, wenn einem in heidnischer Zivilisation starr gewordenem Volke oder einem kindlichen Naturvolk das Evangelium, das Christentum, gebracht wird zuerst. Da kommt alsbald in den Lebensgrund eines Menschen wie Volkes ein neu bildendes Prinzip, das in neuen Entwickelungsbahnen nach neuen lebensvollen Idealen ein Neues erstrebt. Es ist noch für alle Zeiten verkehrt gewesen und mußte mit Mißerfolg endigen, wenn Missionen, statt auf die Erneuerung des Herzens hinzuarbeiten, schneller zum Ziele zu kommen wähnten durch Anwendung äußerer Mittel und Einführung einer höheren Zivilisation. Welch eine Unwissenheit, zu wähnen, höhere Bildung und Zivilisation lasse sich einem Volksstamme einpfropfen durch Kleider, Maschinen, neue Sitten und Gesetze. Nach Jesu Lehre verhält es sich so, ist das Herz bekehrt, so kommt eine höhere Zivilisation von selbst. Und dieser große Menschenkenner wird wohl fürs erste noch recht behalten.

Das Evangelium, und nichts als das Evangelium, wurde seiner Zeit den wilden menschenfressenden Bewohnern von Madagaskar durch englische Missionare gebracht. Wie ein Sauerteig fing es an in der Stille zu wirken. Verfolgungen drängten die Missionare aus dem Lande, die nichts zurückließen als Uebersetzungen neutestamentlicher Schriften. An diesen Quellen schöpften die Eingeborenen und arbeiteten sich unter blutigen Verfolgungen zu einem selbständigen Christentume hindurch. Wir glauben nun, daß die Madagassen, wenn allein gelassen, nicht aussterben, sondern eine ihrem Volkstypus entsprechende, christliche Bildung und Zivilisation auswirken werden.

Rom jedoch kann nicht anders Mission treiben, als daß es von außen einzuwirken sucht. Wo mächtig genug, wird es entweder den wahren Volks-

charakter ersticken oder doch nur zu kümmerlicher Entwickelung kommen lassen, oder wo äußerlich ohnmächtig, ruhmlos abziehen. Sein Religionsbegriff ist derart, daß wohl eine tote Werkgerechtigkeit und düster brennender Eifer, eine fanatische Frömmigkeit erzeugt werden kann, aber nicht lebensvolle Gebilde webende Gotteskräfte.

Das bringt uns auf den dritten Punkt:

III. Das düstere Wesen der bigott spanisch mönchischen Frömmigkeit, das im Grunde Tod und nicht Leben war.

Wie die Einwohner von Texas sprachlich und kulturell mit den Völkern Mexikos verwandt gewesen, so auch in ihren religiösen Ideen. Ursprünglich war ihre Religion Gestirndienst mit blutigen Menschenopfern verbunden. Es waren religiös empfängliche Völker. Den Schlangenkultus in Verbindung mit dem Sonnen- und anderem Kultus, finden wir unter den Indianerstämmen des ganzen Kontinentes. Vorwiegend den Sonnenkultus im südlichen Texas, der in Mexiko seine glanzvolle Ausbildung erlangte. Im nordwestlichen Texas, wo sich die unabsehbaren Weidegründe der Bisons ausdehnten, zogen wandernd hin und her die wilden kriegerischen Horden der Pawnees und Comanches. Da dürfen wir annehmen, daß herbere Religionsideen vorherrschten. Allein die südlichen Niederungen, wo die Missionen in lachenden Gefilden sich niedergelassen, ernährten mildere Völker. In einem herrlichen Klima, wo die warmen Winde der Magnolie Blütendüfte würzig durch den Aether webten, wo schon im Februar die Bäume duftend ihren Blütenstaub hinstreuen, und ein reizend Blumenmeer die Wiesen schmückt, da hatten sich licht- und sonnenvolle religiöse Ideen entwickelt unter einem religiös angelegten Naturvolke. Respektvoll begegneten sie den Spaniern, begrüßten sie als höhere Wesen, als „Söhne der Sonne". Zwar war's eine heidnische Religion und hatte den Stempel der Finsternis, das Prinzip der geistlichen Umnachtung in sich, daß man statt den Schöpfer die geschaffenen Dinge göttlich verehrt, aber in ein lichtvolles Gewand war sie gekleidet. Religion und Klima harmonierten äußerlich. Diesen Sonnenkindern wurde nun das Evangelium von der Liebe und Gnade eines barmherzigen Vaters in Christo, in dem düstern Gewande weltflüchtiger, mönchischer Frömmigkeit, abergläubischer Marienverehrung, sinnlosen Rosenkranzbetens gebracht, ohne das innere Licht, die innere Kraft, das innere Leben des Christentums zu offenbaren. Wie ein frierender Reif auf grünende Gefilde fällt und mit eisigem Hauche das Leben knickt, also mußte das Erscheinen der langbekutteten Mönche, deren ganzes Aeußere verriet, wie sie unschuldigen Lebensfreuden abgeschworen, den religiös heiteren Sinn dieser Naturvölker mit Todeshauch überziehen und in ihren Seelen eine Abneigung erwecken.

Sehen wir uns diese Mönche, welche gekommen waren, die sonnenbestrahlten Völker des Südens zu beglücken, in ihrer mönchisch düstern Frömmigkeit näher an. Es sind die würdigen Söhne des heiligen Francis von Assisi, dessen harte Ordensregel lautete: „Gehet hin und bettelt." Im Franziskanerorden zur Weltentsagung und Weltverleugnung erzogen, beanspruchten sie keine irdi-

schen Schätze. Allen Familienfreuden und gesellschaftlichen Beziehungen hatten sie für immer entsagt. Ein hartes Lager und magere Kost dienten zur Zähmung fleischlicher Gelüste. Zur Ertragung jeglicher Strapazen hatte Lebensweise und Gesinnung sie gehärtet. Barfüßig, die knochige Gestalt von härenem Gewande umschlagen, mit grober Schnur um die Lenden festgezogen, einen Strick zur Selbstgeißelung an der Seite, so traten sie auf mit dem Kruzifix in der Hand und predigten, predigten Weltflucht, Weltentsagung in engen Klostermauern, in düstern Zellen, in strengen Bußübungen. — Wenn die Wirksamkeit der spanischen Mönche noch hätte erkennen lassen, daß die Hebung des Volkswohlstandes auf kommerzieller Basis mit erstrebt würde, daß die Länder dem auswärtigen Handel erschlossen würden, darin mit den französischen Missionaren der Nordstaaten wetteifernd, so hätte noch eher ein Halt im Volksleben gewonnen werden können. So aber hatte ihr Unternehmen die allenthalben verletzende Spitze in bigott spanischem Eifer diese Länder dem päpstlichen Stuhle zu Füßen zu legen, wodurch alle fortschrittlichen, zur christlichen Freiheit berufenen Keime im Leben dieser Völkerwelt in spanisch katholischem Fanatismus erstickt wurden. Fremd, ohne lebendige Anknüpfungspunkte, standen die Missionen in dem sie umflutenden indianischen Völkerleben. Was Wunder, wenn es sie eine Weile umkreisend, endlich vorüberflutete, und diese in den Gefilden isoliert stehen ließ.

Es giebt noch eine andere Frömmigkeit, verschieden von jener weltflüchtigen, die hinter düstern Klostermauern sich vergräbt, und eine faule Sittenverderbnis oder fanatische Eiferer erzieht, das ist die Frömmigkeit die aus dem Religionsbegriff des Protestantismus erwächst. Diese Frömmigkeit ist eine lebensvolle, weil sie zum Lebensgrunde die Wiedergeburt hat, die nicht weltflüchtig ist, sondern die geisteskräftig in der Welt die Welt überwindet. Eine Mission die den texanischen Völkern die geistliche Wiedergeburt, die Herzenserneuerung durch den Heiligen Geist gebracht, hätte andere Spuren ihrer Wirksamkeit hinterlassen müssen, als stolze, reiche Klöster und Kapellen. Der Niedergang des Unternehmens ist nach unserem Dafürhalten eben dieser Thatsache mit zuzuschreiben, daß die Missionen es nicht verstanden, weder die kulturellen noch religiösen Anlagen der indianischen Bevölkerung durch das Christentum auf eine sittlich höhere Entwickelungsstufe zu bringen. Sie verschmähten in vorhandene Lebenselemente einzugehen, und brachten in ihrer düstern, weltflüchtigen, spanisch-römischen Frömmigkeit eine Religion, die Furcht und Abneigung hervorrief und der das alles neuschaffende Lebensprinzip der Wiedergeburt mangelte.

IV. Die Uebertretung des Gebotes der Liebe.

Spanien war um die Zeit, da es die Unterjochung Mexikos vollendete, auf dem Gipfel seiner Macht angelangt. Das Gesetz, in dessen Schranken das Werden dieser Weltmacht sich vollzogen, war erfüllt. Sein Stern fing an dem Untergange sich zuzuneigen. Die Missionsthätigkeit einer Kirche, die an das Geschick dieser Weltmacht sich gebunden, die Ehre, Macht und Ruhm mit ihr geteilt, und sich ihrer Sünden mit teilhaftig gemacht hatte, wurde konsequenterweise mit in ihren Niedergang gezogen. Spanien hatte das Ge-

setz der Völkerfreiheit in brutaler Weise mit Füßen getreten, und eine Schuld auf sich geladen, die in der Weltgeschichte mit unerbittlicher Konsequenz gerächt wird. Die römische Kirche, welche dieser Staatsmacht jenen unduldsamen Geist eingehaucht, hatte in einer derartigen That geoffenbaret, daß sie die große Sünderin ist gegen das Gesetz der Liebe, welches sie zur Wiedergeburt der Völker berufen gewesen, zu predigen und zu leben. Seit Gott die Welt also geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, ist die Errettung des einzelnen und der Völker, die Wiedergeburt, in diesem ewigen Gesetze begründet. Wie geschrieben steht: Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und muß jede Missionsthätigkeit, die dagegen sündigt, ihres Endzweckes verfehlen. Und sollten die spanischen Missionen, welche in den texanischen Gefilden Panier geworfen, sich rein waschen können von diesem Vergehen, sie, die mit dem goldhungrigen blutbefleckten Schwerte der Eroberer zogen? Daß ernstgesinnte Männer, im Eifer für die Seelen der Heiden brennend, in den Missionen thätig waren, verschlägt nichts, da sie in den Satzungen einer Kirche gefangen waren und blieben, deren Ausschlag gebende Richtung war, Reichtümer anzuhäufen und weltliche Macht zu erstreben, aber die sich selbst verleugnende Liebe Christi weder übte noch kannte.

Durch Tauschhandel und Wanderzüge mit den Bewohnern Mexikos in Berührung gebracht, hatten die Indianerstämme in Texas eine hinlängliche Kenntnis von dem Thun der Mönche, die stets in der Begleitung der Soldaten sich befanden, erhalten, daß ihre Seelen eine Zuneigung oder Abneigung gegen die Religion der Weißen empfinden durften. Denn jener geistige Hauch, der Widerschein des verborgenen Wesens, der bei dem einzelnen uns sofort angenehm oder unangenehm berührt, strahlt nicht minder aus Vereinigungen aus, und übt auf einzelne wie auf Gesamtheiten seinen gewinnenden oder abstoßenden Einfluß. So wird vornehmlich der Gesamtheit die verborgene Absicht des wirkenden Geistes seelisch übermittelt. Ein auf der ganzen Erde, von allen Völkern wohlverstandenes Gesetz ist das der Liebe. Dem seelischen Fühlen der Indianer mußte es bewußt werden, daß die religiöse Thätigkeit der Spanier nicht im Einklange stand mit der Liebe, die nicht das Ihre sucht, sondern das, das des anderen ist. Als Livingstone, der Mann mit dem großen, liebewarmen Herzen, durch die Wildnisse des dunkeln Erdteils wanderte, schlugen ihm die Herzen der Wilden entgegen, weil das Gerücht seines Namens ihm vorauf gegangen. Das ist der Fluch des Sündigens gegen das Gesetz der Liebe, daß uns die Thüren zu den Herzen verschlossen werden und bleiben, besonders bei religiösem Wirken. Es mag ja äußeres Dazuhalten gezeigt werden. Ein anderes ist es aber, ob äußere Rücksichten, oder Seelenträgheit sich in Gegensatz zu setzen, zur Beipflichtung bestimmen, oder Herz, Gemüt und Wollen durch lebensvolles Eingehen in die Sache diese zur eigenen macht. Es ist das ein Unterschied von Tod und Leben.

Daß in den ersten Jahrzehnten dieses Werk gedieh und eine Blütezeit erleben durfte, ist dem redlichen persönlichen Eifer frommer Brüder zuzuschreiben, deren Wirken Gott segnete, daß ihnen noch beschieden war, die Früchte ihrer Arbeit zu sehen. Denn alles redliche Streben lohnt Gott. Aber das Endgeschick konnten auch sie nicht abwehren. Die Logik des Prinzips, das die-

sem Unternehmen sein Siegel aufgedrückt, nicht aufheben. Die Folgen des Sündigens gegen das Geistesgesetz der Liebe mußten offenbar werden auch in den texanischen Missionen.

Fremd standen die Völker diesem Missionswerk in ihrer Mitte gegenüber, weil das Band der Liebe fehlte, das Band der Liebe, die den Lebensgrund abgiebt, darinnen die Seele eines Volkes zu neuen Idealen die schöpferische Kraft findet. Daher denn diese Missionen ihre Spuren wohl in zerfallenen Klostermauern zurücklassen konnten, aber nicht in dem, was eigentlich das Endresultat der Missionsthätigkeit einer Kirche sein soll, nämlich in dem Geisteswehen, das die Dinge neugestaltet.

Die römische Kirche blickt mit Stolz auf diese materiellen Ueberreste ihrer Wirksamkeit und ihres Geistes in Texas. Selbstgefällig fragt sie: Hat auch der Puritanismus Neu-Englands derartige Werke hingebenden Eifers, selbstverleugnender Aufopferung aufzuweisen? Sind solche, die Jahrhunderte überdauernde Bauten, die an das Weilen und Wirken der Pilgerväter in diesem Lande erinnern, vorhanden? Wir sagen bescheiden: Nein. Doch was sind diese verwitterten Ruinen, gegen das Vermächtnis der Pilgerväter? Hat nicht ihre Ausdauer, ihr Glaube, ihre Freiheitsliebe die Institutionen dieses großen Gemeinwesens geboren? Haben sie nicht der neuen Welt das Gepräge gegeben, die Formen geschaffen, darinnen ein freies Volk zu ungeahnter Macht und Größe herangewachsen ist. Jenes sind verwitterte Denkmäler, fügliche Zeichen eines toten Werkglaubens und Zeremonienwesens, Kennzeichen einer Kirche, die in äußeren Werken Macht und Ehre sucht. — Diese dagegen sind das Bild und Gleichnis des Protestantismus, der in seinem lebendigen freien Glauben das Prinzip des Fortschritts in sich trägt, der alternde Formen zerbricht und nicht den Steinen, sondern dem Leben der Völker sein Siegel, in höheren Idealen sich weiter zu entwickeln, aufdrückt, und so dem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, zum endlichen glorreichen Einzuge die Bahnen bereitet.

Dem Gott, der die Weltgeschichte lenkt, sei Dank, daß er dieses Land, wenngleich die Mönche sein weites Gebiet durchstreift, lange bevor die Pilgerväter ihren Fuß auf die Gestade Neu-Englands gesetzt, zu einer Wiege protestantischen Strebens gemacht und bisher erhalten hat.

Fr. W. Nietzsche.

„Der Philosoph Friedr. Nietzsche, der Lieblingsphilosoph unserer Weisen und Thoren, ist nicht mehr. Da er ein Uebermensch sein wollte, wurde er zum Untermenschen — er starb im Irrenhause zu Weimar.“ So berichtete der „Friedensbote“ vom 23. Sept. d. J. Was es mit diesem Nietzsche für eine Bewandtnis hat, dürfte manchem unserer Leser völlig fremd und unbekannt sein. Da aber der gottlose und widerchristliche Geist Nietzsches in weiten Kreisen verbreitet ist, ja, da der Burenkrieg der Engländer nur die in die Praxis übergetragene Unmoral Nietzsches ist, so dürfte es ganz zeitgemäß sein, wenn wir im nachfolgenden eine kurze Darstellung von Nietzsches System abdrucken mit Erlaubnis der Redaktion des „Protestant“, wo der betreffende Artikel vor mehr als Jahresfrist erschienen ist.

Wir schicken einige Notizen über die Person N.s voran. Er wurde als Pfarrerssohn geboren am 15. Okt. 1844 in Röcken bei Lützen. Besuchte die Landesschule Pforta und studierte klassische Philosophie in Bonn und Leipzig von 1864—'67. Frühreif, ein bevorzugter Schüler Ritschls, erhielt er noch vor seiner Promotion (1869) einen Ruf als außerordentlicher Professor der klassischen Philosophie an die Unversität Basel, wurde schon 1870 ordentlicher Professor daselbst, welche Stellung er bis 1879 bekleidete.

Ein schweres Augenleiden, verbunden mit Gehirnüberreizung, nötigte ihn, das Amt aufzugeben. Er war von nun an nur noch schriftstellerisch thätig und führte daneben ein Wanderleben, bis er 1889 völlig geisteskrank wurde und harmlos wie ein Kind, aber fast ohne lichten Augenblick dahinlebte, bis er am 25. August l. J. starb.

Für das traurige Ende dieses Mannes in der Nacht des Wahnsinns findet sich in Kulmanns Ethik, §§ 106 und 109, eine ganz eigentümliche Beleuchtung. Im ersteren Paragraphen redet er von dem zweiten Tode, dem Gotteshaß und der Finsternis, die als Gegenbild zu den johanneischen Begriffen von Leben, Licht und Liebe sich einstellen bei dem Gottlosen.

Er charakterisiert diese Stufe als tiefe Verschlossenheit des Gemüts gegen die Außenwelt. Der Mensch ist isoliert und diese Isoliertheit führt den Menschen nach dem gewaltigen Verbrauch seiner geistigen Kräfte in eine schwere Lethargie und an Wahnsinn grenzende Umdüsterung der Seele, „in welcher er, wie in eine zweite Kindheit eingehüllt, sich wiederfinden und sammeln kann, um sich dann von neuem die große Frage der Gottesliebe oder des Gotteshasses vorgelegt zu sehen."

Wir lassen nun die Darstellung des Systems von N. folgen, wie wir es im „Protestant" in Kürze zusammengefaßt und mit anderen Philosophemen verglichen vorfanden.

Die Gedanken des unglücklichen Philosophen werden als Schlagworte ausgenutzt in der Schnellproduktion der Tagespresse und sind dadurch aller Welt bekannt geworden. Im Zusammenhang, als eine Quintessenz, sind Nietzsches Anschauungen wiedergegeben in Paulsens Ethik (4. Aufl.): Was wir bisher als Moral angesehen, geachtet und gepriesen haben, ist wertlos. Denn alle Moral ging immer nur darauf aus, die natürlichen Instinkte des Menschen zu bekämpfen. Indem sie so angeblich die Vernunft zur Herrschaft zu bringen suchte, machte sie den Menschen in Wirklichkeit schwach und krank, um ihn so leichter zu zähmen. Die vorgegebene Verbesserung des Menschen erweist sich also in Wirklichkeit als seine Versklavung. Dieser Kampf gegen die Instinkte, gegen die Natur des Menschen, erscheint als auf die Spitze getrieben im Christentum. Seine Moral ist die Sklavenmoral, die aus dem ingrimmigen Haß des unterdrückten Judenvolkes gegen das siegreiche Römervolk entsprungen ist. Es ist die Moral der schwachen, unterworfenen, schlechten, daher listigen, rachsüchtigen, boshaften Rasse, die sich der Herrenmoral, der Moral der starken, furchtbaren, tapferen, aufrichtigen, hochsinnigen, vornehmen Rasse gegenüber erhebt. Indem das Judentum das Christentum aus sich hervorbrachte und unter alle Völker aussäte, nahm es an den Römern die ausgesuchteste Rache. Es vergiftete sie gleichsam moralisch, so daß sie nun

selber die Starken, Gesunden, Tapferen, Stolzen für die Bösen, dagegen die Schwachen, Demütigen, Zerknirschten und Unterwürfigen für die Guten und Gott Wohlgefälligen ansehen mußten. Nun kommt Nietzsche, um den abendländischen Geist von dieser Vergiftung zu befreien. Diese Befreiungsthat vollbringt er durch die Umwertung aller Werte, indem er uns lehrt, das bisher für wertvoll Gehaltene von nun an als wertlos anzusehn. Das Vorwort zu der Götzendämmerung ist von dem Tage datiert, „wo das erste Buch der Umwertung aller Werte vollendet wurde". Mit der Vollendung dieser Arbeit soll also eine neue Weltära beginnen. Der Geburtstag der Götzendämmerung hat für die Menschheit von nun an also denselben Wert, wie ihn der Geburtstag des Christentums bisher für die Welt gehabt hat. Denn vom Christentum ging die erste Umwertung aller Werte im Abendlande aus. Aber jene erste Umwertung, die Jesus brachte, macht nun Nietzsche wieder rückgängig, indem er eine Wertung im Sinne einer von Sittlichkeit freien Natürlichkeit durchführt. Die Bethätigung der Herrenmoral wird dann die Beseitigung und Vernichtung der Schwachen, Siechen, Kranken und Irren zur Folge haben. Uebrig bleiben werden in diesem Kampf, nicht nur ums Dasein wie bei Darwin, sondern um die Macht, nur die Gesunden, Tüchtigen, Lebensfähigen. Aber auch unter diesen dauert der Kampf dann noch fort, bis in fortwährendem Ringen ein Höchster und Stärkster die Alleinherrschaft erringt, ein wahres Prachtexemplar von Schönheit, Klugheit, Kraft und Macht, ein Ausbund der Vollkommenheiten, ein Cäsar der Cäsaren, der Uebermensch.

Wenn hiermit der wesentliche Inhalt der Philosophie Nietzsches angegeben ist, so ist von vornherein klar, daß wir es nicht mit Philosophie, im eigentlichen Sinne des Wortes, zu thun haben. Denn Philosophie ist die Wissenschaft von den Prinzipien, den letzten Gründen des Seins. Aber zur Erkenntnis jener letzten Gründe des Seins hat Nietzsche gar nichts beigebracht. Der letzte Grund alles Seienden interessiert ihn gar nicht. Gott ist tot, ist die stillschweigende Voraussetzung seiner Aphorismen. Höchstens könnte man Nietzsches Gedanken der Moralphilosophie einreihen. Denn diese ist doch „der Versuch, letzte Prinzipien zu finden, aus denen über Wert und Unwert der Dinge, so weit sie vom Willen abhängen, entschieden wird". Der Wert und Unwert der Dinge, so weit sie vom menschlichen Willen abhangen, wird ja von Nietzsche untersucht und neu bestimmt. Freilich kommen dabei als letzte Prinzipien nur in Betracht die sinnliche Naturanlage des Menschen und seine rücksichtslose Selbstsucht. Indem Nietzsche den vollendeten Egoismus, die schrankenloseste Selbstsucht auf den Thron hebt, erscheint er als der schroffe Gegensatz des Mannes, der bis in die achtziger Jahre hinein der Modephilosoph der gebildeten Welt gewesen ist. Das ist Schopenhauer. Nach Schopenhauer hat eine Handlung ihren sittlichen Wert oder Unwert lediglich darin, daß sie aus Rücksicht auf das Wohl der anderen Menschen geschieht oder unterbleibt. Jede Handlung sei egoistisch, welche das Wohl des Handelnden selbst berücksichtige. Jede Handlung sei böse, wenn sie die eigene Wohlfahrt auf Kosten anderer erstrebe. Das klingt ja alles ganz gut und schön. So ungefähr sagt das der Pfarrer auch. Das Christentum verlangt auch von uns Nächstenliebe, aber es bestimmt den Grad des „Altruismus", des Handelns für die anderen,

doch zugleich nach dem Wohle der eigenen Persönlichkeit. Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.

Egoismus und Altruismus gehen also im Christentum eine harmonische Ehe ein, die jedes Uebermaß nach beiden Seiten hin verhindert. So hat auch Kant als Philosoph das Berechtigte beider, des Egoismus wie des Altruismus, in der Kritik der praktischen Vernunft, vereinigt, indem er als das oberste, allgemeine Prinzip der Moral das Grundgesetz aufstellte: Handle so, daß die Maxime deines Willens (d. h. das subjektive Prinzip deines Wollens) jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann. Schopenhauer giebt durchaus nicht ein höheres moralisches Prinzip an, ebenso wenig wie der Buddhismus eine höhere Sittlichkeit lehrt als das Christentum. Nur unklare Schwärmer werden Schopenhauer über Kant erheben und die alleinige Berechtigung des Altruismus besingen. Ihnen gegenüber läßt sich aber dann behaupten und beweisen, daß der Altruismus, wo er als alleiniges Prinzip zum Handeln, in absoluter Form erscheint, geradezu als sittliches Unrecht zu verwerfen ist. Denn er vernichtet das eigene Wohl, ja das ganze eigene Selbst des Handelnden und macht ihn so unfähig zum sittlichen Handeln überhaupt.

Auch ist der absolute Altruismus in der menschlichen Gesellschaft als herrschendes Prinzip gar nicht durchzuführen. Denken wir uns eine Gesellschaft, wo jeder nur die Interessen der anderen besorgt, niemals aber auf seine eigenen bedacht ist, so gäbe das einen so unsinnigen Austausch der Thätigkeiten, daß in dem allgemeinen Wirrwarr jedes geordnete Zusammenleben aufhören würde, und statt dessen ein allgemeines, gegenseitiges Parasitentum alles aufzehrte. Bildlich ließe sich der durchgeführte absolute Altruismus darstellen in einer Tischgesellschaft, wo jeder seinem Nachbar oder Gegenüber die Bissen in den Mund steckt und gleichzeitig nach dem schnappt, was jene ihm auf der Gabel präsentieren.

Deshalb ist Nietzsche gegen Schopenhauer im Recht, wenn er den sittlichen Wert des Egoismus betont. Wenigstens in der Idee hat sogar der absolute Egoismus, zu dem Nietzsche sich verirrt, ein größeres Recht als der absolute Altruismus. Denn denkbar ist ohne Zweifel eine solche Zusammensetzung der menschlichen Gesellschaft, wo jeder einzelne nur seinen eigenen Vorteil im Auge hat. Das wäre zwar keine anständige Gesellschaft, aber doch eine Gesellschaft, die miteinander lebend gedacht werden kann. Der absolute Egoismus Nietzsches erscheint somit als der notwendige Rückschlag gegen den absoluten Altruismus Schopenhauers. Wem der letztere die Augen verblendete, den kann der erstere wieder sehen lehren. Freilich hat Nietzsche keine Aussicht, mit der entgegengesetzten Farbe zu blenden. Denn in der Wirklichkeit ist der reine Egoismus ebenso unmöglich wie sein Gegenteil, er wird als der Krieg aller gegen alle vernichtend wirken in jeder menschlichen Gemeinschaft, deren Glieder sämtlich — nicht nur die Kranken, Schwachen, Leidenden — auf gegenseitige Anteilnahme und Hilfe angewiesen sind.

Schopenhauer ist übrigens für Nietzsches Moralphilosophie noch in anderer Hinsicht bemerkenswert. Er ist der Lehrer, von dem der Schüler als konsequenter Denker (wenigstens in diesem Punkte konsequenter Denker) ge-

lernt hat. Allerdings hat der Schüler mehr gelernt, als der Meister lehren wollte. Denn, wenn auch der absolute Altruismus dem absoluten Egoismus so feindlich ist wie das Wasser dem Feuer, so hat doch Schopenhauer selbst die Richtung zu dem Wege angegeben, den Nietzsche gegangen ist. Nach Schopenhauer nämlich kann Tugend nicht gelehrt werden. Sie hängt allein vom angebornen Wesen ab, das durch das ganze menschliche Leben hindurch immer dasselbe bleibt. Dies angeborne Wesen ist aber bei jedem Menschen das Verhältnis, das jedes Individuum dem Egoismus und Altruismus gegenüber einnimmt. Nun nimmt Schopenhauer weiter an, daß die erdrückende Mehrzahl aller Menschen ihrem angeborenen Wesen nach zum Altruismus unfähig sind. Nur wenige Genies und Heilige sind zu dieser Tugend, die er für die Quelle aller Sittlichkeit ansieht, überhaupt fähig. Also stehen einer verächtlichen Masse nur diese wenigen Edlen gegenüber, die Schopenhauer als Anhänger seiner Moral verherrlicht. Ist aber diese Menschenverachtung einerseits und die Ueberschätzung jener wenigen Prachtexemplare der Gattung Mensch andererseits berechtigt, nun so muß beides naturgemäß dahin führen, wohin Nietzsche gekommen ist, nämlich zur Verachtung nicht nur der Masse, sondern auch der Moral dieser Masse, zur Anbetung nicht nur der spärlichen Uebermenschen, sondern auch der Moral dieser Uebermenschen, der Moral der Ellenbogenfreiheit der Edlen, die nicht nach der Moral der blödsinnigen Masse fragen, sondern sich ihre Sittenlehre selber schreiben unter der Aufschrift: Gut ist, was wir durchsetzen.

Ist so die Moralphilosophie Nietzsches eine Konsequenz und Widerlegung des Schopenhauerschen Pessimismus, so wird Nietzsche selbst von einem Philosophen widerlegt, der über zwei Jahrtausende vor ihm gelebt hat, von Plato. Das Moderne, nach dem alle Welt hungrig ist, wird so von der Antike widerlegt, die außer Mode gekommen ist. Nietzsche erscheint freilich damit auch nicht mehr der Modernste der Modernen, sondern einer, der ausgesprochen hat, was andere vor ihm gedacht und ausgesprochen haben. Diese andern sind die Anhänger der jüngeren Sophistik, die von Plato abgelöst wurden. Sie lehrten ganz wie Nietzsche: „Es giebt keinen wirklichen Unterschied zwischen dem Guten und Bösen. Er stammt nicht aus der Natur der Dinge, sondern aus Herkommen und Willkür. Die Geltung von Sitte und Gesetz beruht auf Furcht und Aberglauben. Sie dienen dazu, die Starken zu binden, daß sie sich ihrer natürlichen Ueberlegenheit nicht bedienen. Oder sie sind in der Hand der Starken eine Kette mehr, die Gewalt festzuhalten. Der Aufgeklärte weiß das und verhält sich dem entsprechend. Er benutzt Recht und Sitte, wo sie für ihn sind. Er zerreißt sie, wenn sie seinen Plänen hinderlich sind, und er es straflos thun kann.“ (Paulsen.) Ist in diesen Sätzen der Sophistik der Mensch als eine Bestie begriffen, die, jenseits von Gut und Böse stehend, nach ihren Instinkten handelt und handeln darf, so bestimmt Plato dagegen das Wesen des Menschen als ein geistig-sinnliches. Die tierische Natur mit ihrer Sinnlichkeit und ihren Begierden liegt mit der geistigen Natur des Menschen im Kampf. Wenn nun die tierische Natur in diesem Kampfe den Sieg gewinnt, zieht sie den Menschen hinab, macht ihn ganz zum Tiere. Dagegen wird der Mensch, der seine niederen Begierden im Zaume hält und überwindet, der ein

Leben des Geistes führt, ebendadurch der wahrhaftige Mensch, der Mensch, wie er sein soll, erhebt sich über die niedere Gewöhnlichkeit, wird Gott verwandt. Das sind klare Sätze, die sich auf geschichtliche und seelenkundige Erfahrung stützen, und mit denen jeder Anspruch auf den Wert einer Herrenmoral für die Schöpfung von Uebermenschen vernichtet wird. Von besonderer Wichtigkeit ist für die Beurteilung der Schlagworte Herdentier, Sklavenmoral, Herrenmoral, Uebermensch, Platos Ideal vom Staat. Einmal erscheint hier der Begriff der Herdentiere in Gestalt der geringwertigen Volksmasse, die Plato als das vielköpfige Ungeheuer bezeichnet. Plato ist darin ganz einig mit Nietzsche, daß er die geringwertige Masse verachtet und von ihr weiter nichts erwartet, als daß sie in blinder Unterwürfigkeit, ohne Anteilnahme an der Staatsverwaltung, lediglich zu dienen habe. Weiter erscheinen in Platos Staat die Uebermenschen Nietzsches in Gestalt der Herrscher, jener königlichen Naturen, denen ihrer Natur nach die Herrschaft zukommt. Sogar an die Erziehung zur Klasse der Uebermenschen werden wir erinnert durch die Institution der Wächter, deren tüchtigste, die sich als Herrschernaturen ausweisen, durch planmäßige Erziehung in den Rang der über die Gewöhnlichkeit erhabenen Herrscher eingereiht werden. Aber wenn nun Nietzsche die Masse wegen ihrer Versklavung unter beengende moralische Vorschriften verachtet, so rührt Platos Abneigung davon her, daß die gewöhnliche Menge beherrscht sei von niederen Instinkten, so daß sie infolge dessen unfähig sei zur selbstlosen Hingabe an das Allgemeine, zum Herrschen mit Gerechtigkeit, zum Regieren mit Weisheit. Wenn also Nietzsche diese gewöhnliche Menge, weil sie ihren Instinkten folgt, als vorzüglich geeignet zur Heranbildung von Uebermenschen ansehen muß, ja eben in solchen Tiermenschen seine Uebermenschen erkennt, so sieht Plato dagegen das Wesen seiner Uebermenschen, seiner Herrscher eben darin, daß sie sich von den niedern Instinkten freimachen. Es sind die Weisen, die auf der Bahn der höchsten Sittlichkeit dem Wesen der Dinge, dem höchsten Gut, unablässig nachstreben und dadurch sich ausweisen als die königlichen Naturen, denen die Herrschaft der Erde gebührt. Im ersten Buche von Platos „Staat" vertritt schließlich ein gewisser Thrasymachos ganz den Charakter eines Nietzschejüngers, der „Jenseits von gut und böse" gelesen hat. Ihm ist nämlich die Ungerechtigkeit, wenn sie auf die gehörige Weise stattfindet, wenn sie es versteht, ohne Skrupel und Zweifel nicht bloß das Eigentum der Bürger, sondern auch ihre Person als Knechte sich zu unterjochen, etwas Preiswürdiges, ja etwas Kräftigeres, Freieres und Herrlicheres als die Gerechtigkeit. Er schreckt auch vor der Umwertung der Werte nicht zurück, sondern nennt die Gerechtigkeit eine einfältige Gutmütigkeit, und die Ungerechtigkeit eine Wohlberatenheit, die das dem Starken Zuträgliche durchzusetzen weiß, so daß diejenigen, die vollkommen Unrecht zu thun imstande seien, sich ganze Staaten und Völker unterwerfen könnten. Aber Sokrates führt darauf den widerlegenden Nachweis, daß der Gerechte gut und weise, der Ungerechte aber thöricht und schlecht ist. Thrasymachos wird immer mehr in die Enge getrieben, bis er endlich errötend eingestehen muß, daß es ein Jenseits von Gut und Böse nicht giebt, sondern daß seine Starken eben die Schlechten und Thörichten sind. Auch das muß er zugeben, daß nicht die Un-

gerechtigkeit das Kräftigere ist, sondern das Schwächere. Denn die Ungerechtigkeit erzeugt Zwietracht, Haß, Neid und Streit und zeigt sich eben damit unfähig zur Herrschaft über Staat, Heer, Gemeinde, wie sie selbst in der eigenen Seele Harmonie nicht schaffen kann, sondern Unseligkeit und Elend verursacht. Also — die Gerechtigkeit, die Sittlichkeit ist der Weg zur Macht und Herrschaft, während die sittliche Zuchtlosigkeit, mag sie noch so stark als Wille zur Macht auftreten, immer anlangt bei ihrer Ohnmacht, ihrem Untergang. —

Natürlich ist die Unmoralphilosophie Nietzsches von Anfang bis zu Ende ein Angriff auf die christliche Religion, wobei diese an einem Punkte angegriffen wird, der vorher allgemein als unangreifbar galt, in ihrer Sittenlehre. Ob aber dieser Angriff so ernst zu nehmen sei, wie manche fürchten, vermag ich nicht einzusehen. Gewiß mögen ja manche Nietzscheleser dem Gebot der Nächstenliebe als ihr Ideal entgegensetzen den schrankenlosen Egoismus. Aber was ist da weiter? Darum ist keine gelehrte Verteidigung der christlichen Wahrheit notwendig geworden. Denn es ist nun einmal Geschmacksache, ob einer Göthe recht giebt, daß es zum Ideal des Menschen gehöre, edel zu sein, hilfreich und gut, weil das allein uns unterscheide von allen Wesen, die wir kennen. Und ebenso ist es Geschmacksache, in solcher christlichen Bethätigung des Menschentums eine hirnverbrannte Thorheit zu sehen und den Kampf ums Dasein auch aufs menschliche Zusammenleben in der gesteigerten Form des Kampfes um die Macht ausdehnen zu wollen. Jeder nach seinem Geschmack! Und der Rest muß abgewartet werden.

Der Gegensatz der Sklaven- und Herrenmoral deckt sich aber mit diesem ebengenannten Gegensatze nicht. Hier kommt eine andre Seite in der Sittenlehre des Christentums in Betracht, welche die Ueberwindung und Beherrschung der natürlich-sinnlichen Triebe fordert. Diese sittliche Selbstüberwindung ist nach Nietzsche die Sklavenmoral, dem dann das natürliche Sichausleben als Herrenmoral entgegengestellt wird. Was in dieser Hinsicht vom Standpunkte des Christentums zu erwidern ist, hat, wie wir sahen, vor Christus bereits Plato im wesentlichen gesagt. Dazu bringt nun die geschichtliche Erfahrung von fast zwei Jahrtausenden, die wir mit dieser „Sklavenmoral" gemacht haben, den Beweis: nämlich gerade dadurch, daß der Mensch seine sinnlichen Triebe beherrschen lernt, wird er aus einem Sklaven seiner tierischen Begierden zum Herrn über sie. Und umgekehrt werden die stärksten und mächtigsten Individuen eben dadurch schwach, daß sie die Herrschaft über sich selbst verlieren. Nun kann man recht wohl die Darwinsche Theorie dahin gelten lassen, daß der Mensch aus einem niederen Lebewesen durch den Kampf ums Dasein sich erst allmählich zum Herrn der Erde herausgebildet hat. Aber von dem Augenblicke an, wo der Mensch M e n s c h wird, ein Wesen, das Verstand hat, das als solches nach oben sieht, von diesem Augenblicke an ist die Weiterentwicklung des Menschen eben mit der sittlichen Selbstüberwindung aufs notwendigste zu verknüpfen. Allerdings mag es möglich sein, durch Zuchtwahl und Anpassung Menschen zu ziehen so hoch, so dick, so breit, wie die kühnste Phantasie es sich ausmalen mag. Und erst recht wird es möglich sein, unter Hinzunahme der Begünstigung des Willens zur Macht, Persönlichkeiten zu erziehen von der Stärke eines Stieres, der Wut eines Tigers, der

Klugheit des Fuchses. Aber mit solcher Züchtung wäre doch weiter nichts gezogen als ein starkes, blutgieriges, großes, gewaltiges Tier. Nicht also der Uebermensch, sondern der Untermensch tritt alsdann in die Erscheinung. Und wenn Nietzsche aus „einer neuen Bergpredigt" verkündigt: „Es ist unmenschlich, da zu segnen, wo einem geflucht wird," so werden wir mit vollster Berechtigung das Gegenteil behaupten: Derjenige Mensch, der die Forderung der alten Bergpredigt erfüllt, der sich so weit überwindet, daß er segnet, wo ihm geflucht wird, der ist der wahre Uebermensch und läßt die große Herde aller derjenigen weit hinter sich, die als Sklaven ihrer Leidenschaften zu solcher Freiheit und sittlichen Kraft nicht fähig sind.

Gleichwohl hat Nietzsche mit dem Vorwurf der Sklavenmoral einen Punkt berührt, der zwar nicht in der christlichen Sittenlehre selbst, wohl aber in einer einseitigen Auffassung derselben als ein wunder Punkt vorhanden war. Eine einseitige Auffassung der christlichen Sittlichkeit nämlich sah als den Gipfelpunkt derselben an die duldende Liebe. Wäre diese Auffassung richtig, so wäre allerdings mit jener Sittlichkeit unvereinbar das Ideal der Kraft, der kühnen, unerschrockenen That. Wir hätten also in der That in der christlichen Sittenlehre so eine Art Sklavenmoral, wenn auch im edlen Sinne, eine Sittlichkeit der Schwachen, Zarten, der kräftigen That Abgewandten, der Frauen, nicht der Männer, nicht der Helden. Nun ist freilich in den letzten zehn Jahren die Auffassung der christlichen Moral eine umfassendere, allseitige geworden. Unsere Theologen haben eingesehen, daß Jesus nicht bloß gestorben ist, sondern auch gelebt hat, Matth. 23 gesprochen und das Wort „Mein Haus ist ein Bethaus" unter bemerkenswerten Umständen gesagt hat. Und immer mehr wird Liebe als Thatkraft verstanden, gepredigt, besungen, gemalt und geübt. Ob Nietzsche zu diesem Umschwung in der Auffassung der christlichen Moral beigetragen hat, das zu beweisen, wäre schwierig. Doch ist Nietzsche jedenfalls der Sprecher des vielen Männern unbewußten Abneigungsgefühles gegen jene versanftelnde Auffassung der christlichen Sittlichkeit gewesen, die wenigstens unter dem jüngeren Theologengeschlecht so gut wie verschwunden ist. Und immer mehr lernen wir den alten Bergprediger würdigen als Helden und Kämpfer.

Wenn ich nicht irre, ist in einer früheren Nummer des „Protestant" die Lehre Nietzsches eine Religion genannt, und zwar natürlich eine Religion ohne Moral. Ganz mit Recht. Denn Religion ist Leben mit dem Uebersinnlichen, dem Unendlichen, dem Ewigen, mit Gott. Zwar hat es Nietzsche tot sagen wollen, aber der unendliche Geist hat den Himmelsstürmer doch so gepackt, daß er sich verzehrt hat, dieses Ewige, Ueberirdische zu begreifen als das Kommende, Unsagbare, Unnennbare, Unerhörte, das er als ein religiöser Prophet der sehnsüchtigen Erwartung in Aussicht stellt. So schaut er in religiöser Sehnsucht aus nach dem kommenden höchsten Exemplar der Gattung Mensch, nach dem Cäsar der Cäsaren, dem Uebermenschen. Dies Suchen nach einem, in dem die Idee der Menschheit sich verwirklichen soll, nimmt sich aber vor einem christlichen Publikum aus wie die Modernisierung jener antiken Marktscene, wo Diogenes am lichten Tage den Menschen sucht, den Menschen der Idee, den er unter den Menschen der Wirklichkeit nicht finden kann. Beiden,

dem antiken Diogenes wie dem modernen Nietzsche, antwortet aber das Christentum: sehet, welch ein Mensch! und zeigt damit auf einen, der „gegenüber dem Geltenden und Herrschenden, den konventionellen Wertungen und Schätzungen sich als der Freie, Selbständige, aus dem Eignen Schöpfende bewährt hat, freilich einen Menschen ohne Kultus des Selbst, ohne Verachtung der Masse," aber eben deshalb der wahre „Uebermensch", dem immer ähnlicher zu werden, trotz alles Herdeninstinktes die höchste menschliche Aufgabe bleibt für alle Zukunft. Max Gebhardt.

Hirschberg.

Missourische Wahrheitsliebe.

Fecit indignatio articulum.

In der Septembernummer von „Lehre und Wehre" heißt der Schlußsatz eines gegen den „Friedensboten" und dessen Redakteur gerichteten Artikels von F. P.: „In der That sind in der unierten theologischen Zeitschrift schon wiederholt grobe Lästerungen der Inspiration der heiligen Schrift vorgekommen." Man ist gewohnt, die Missourier in Superlativen reden zu hören. „Das giebt der Sache Kraft." Und hier liegt nicht einer der geringsten vor. Es wäre doch von den Buchstaben F. P. — nebenbei bemerkt, eine verächtliche Waffe, mit geschlossenem Visier zu kämpfen, ein trauriger Mut, zu seinen Angriffen sich nicht mit seinem Namen zu bekennen, und eine etwas undankbare Aufgabe, sich gegen Buchstaben verteidigen zu müssen — also ich sage, es wäre von den Buchstaben F. P. hübsch gewesen, wenn sie ihren Lesern wenigstens eine Probe dieser „groben Lästerungen" gegeben hätten. Aber die missourischen Leser sind so beneidenswert gut erzogen, daß sie eben auf gut Treu und Glauben für bare Münze, für reines Evangelium annehmen, was ihnen ein paar Buchstaben aufzutischen für gut finden; und sich über diese „groben Lästerer" angenehm die Haut graulen zu lassen. Es ist wahr, daß in diesem Blatte schon einige Artikel über die Inspiration der Heiligen Schrift erschienen sind. Es ist auch nicht zu leugnen, daß diese Artikel, von denen einer, der erste, den Schreiber dieses zum Verfasser hat, teilweise gegen die buchstäbliche Inspiration gerichtet sind. Aber „grobe Lästerungen"? Das ist selber eine grobe Lästerung. Hätten die F. P. gesagt, daß Verschiedenes gegen die Eingebung jedes Wortes und jedes Buchstabens, auch gegen die Inspiration einzelner Bücher, gesagt worden sei, so hätte ich mit Freuden beim Lesen zustimmend genickt mit dem Gedanken: „Sehr richtig bemerkt," und mich gefreut, im missourischen Lager doch endlich auch einmal einer richtigen Auffassung der Sachlage begegnet zu sein. Solche Freude ist mir leider nicht zu teil geworden. Die F. P. wären ja dann auch aus der Rolle gefallen und ein albus corvus gewesen. Und eine solche auffallende Erscheinung zu sein, verträgt sich nicht mit dem Ehrgefühl eines missourischen F. P. Aber — um zur Sache zu kommen — wo steht auch nur ein lästerndes Wort gegen die herkömmliche Auffassung der Inspiration? Was für ein schofles undeutsches Deutsch diese Missourier schreiben! „Lästerung der Inspiration!" Merkt's euch, ihr Herren, man kann nur eine Person, aber keine Sache lästern. Man muß geradezu erraten, was sie sagen wollen. Denn

wohlgemerkt: die fraglichen Artikel sind überhaupt nicht gegen die Inspiration der Schrift, sondern gegen die aus dem 17. Jahrhundert stammende, von Menschen aufgebrachte Auffassung der Inspiration gerichtet. Ist denn das Reden gegen eine Sache und das Lästern einer Sache dasselbe? F. B. wirft dem Redakteur des „Friedensboten" vor, er wisse nicht zwischen Lehre und Leben zu unterscheiden. Nun dem F. P. wäre anzuraten, die deutsche Grammatik etwas eingehender zu studieren, um keine Synonyma zu suchen, wo keine sind, um auszufinden, daß zwischen „reden und lästern" ein ganz ungeheurer Unterschied ist. Ich kann etwas sagen gegen die Missourier, ich kann sagen, daß ich mit ihren Anschauungen, mit ihrer Auffassung des Christentums, mit ihrer Freude am Streiten nicht einverstanden bin, aber ich lästere deswegen die Missourier nicht. Lästern ist Sache eines kleinen Geistes; und ein Beweis, daß die Lästerer ihrer Sache nicht sicher sind. Wo Gründe und Beweise fehlen, da stellt die Lästerung oder der Vorwurf der Lästerung zur rechten Zeit sich ein.

Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende
Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.

Als die Juden zu Antiochien den großen Zulauf sahen, den die Apostel von den Heiden hatten und die Heilsbegier, die sich allenthalben kund gab, da wurden sie voll Neids und weil sie keine anständigen Waffen gegen die Apostel hatten, so heißt's: „Sie widersprachen und lästerten." — Es ist unbegreiflich, daß gerade Missourier, denen Luther A und O ist, solche Anschuldigungen grober Lästerungen erheben können. Es ist unwidersprechlich, daß Luther der Heiligen Schrift gegenüber sich eine Freiheit der Auffassung gewahrt hat, die uns heutzutage in Erstaunen setzt und wir kaum den Mut hätten, sie in gleicher Weise geltend zu machen. Luther war himmelweit davon entfernt, alles was in der Schrift steht, gleichmäßig für Gottes Wort zu halten. In seiner Vorrede zum Neuen Testament sagt er, nachdem er zuvor das Wesen des Evangeliums erklärt hatte: „Aus diesem allem kannst du nun recht urteilen unter allen Büchern und Unterschied nehmen, welches die besten sind." Er bezeichnet als solche das Evangelium Johannes nebst dessen erstem Brief, die Briefe des Paulus, vor allem den an die Römer, ferner die an die Galater und Epheser, endlich den ersten Brief Petri; sie seien der rechte Kern und das Mark unter allen Büchern; sie zeigen Christum und alles, was zu wissen not und selig sei. „Darum," sagt er, „ist Sankt Jakobs Epistel eine recht stroherne Epistel gegen sie, denn sie doch keine evangelische Art an ihr hat." Und an einer andern Stelle sagt er vom Jakobusbrief: „Der Stil dieses Briefes bleibt weit unter der apostolischen Majestät und läßt sich mit dem paulinischen in keiner Weise vergleichen." Auch vermißt Luther im Brief eine Lehre von Christus: Das aber sei der rechte Prüfstein für alle Bücher, wenn man sehe, ob sie Christum treiben oder nicht. Allerdings hat er in seiner Vorrede zum Neuen Testament in späterer Auflage die Worte von der strohernen Epistel weggelassen. Allein seine scharfen Urteile über Jakobus kehren bis in den letzten Abschnitt seines Lebens wieder. Auch am Hebräerbrief und Judas und an der Offenbarung Johannes hat er Anstoß genommen, und sagt von der letzteren: sein Geist könne sich in das

Buch nicht schicken. Ueber das Buch Esther sagt er sogar einmal in seinen „Tischreden", daß er ihm und dem zweiten Makkabäer-Buch feind sei, weil sie „zu sehr judenzen und viel heidnische Unart haben." Aehnliche Urteile über biblische Bücher ließen sich noch mehr anführen. Wo finden sich solche freie Urteile in den „groben Lästerungen" des theologischen Magazins? Ja, ich darf wohl sagen, daß ich, da ich doch nur für mich sprechen kann, in meinem Artikel: „Wie haben wir die Heilige Schrift anzusehen?", geradezu den Standpunkt Luthers eingenommen habe: Was nicht Christus treibt, ist nicht apostolisch und wenn's gleich Petrus und Paulus geschrieben hätte; was Christum predigt, ist apostolisch, wenn's gleich Judas, Hannas oder Pilatus thäte. Ist also hier von grober Lästerung die Rede, so ist Luther in der gleichen Verdammnis, während seine sonst so blinden Nachtreter und Nachbeter auffallenderweise in diesem einen Stück sich von ihrem Meister emanzipiert haben.

Aber leider bin ich mit Ehrenrettungen und mit der Aufdeckung der missourischen Wahrheitsliebe noch nicht zu Ende. In der gleichen Nummer von „Lehre und Wehre", in welcher über „grobe Lästerungen" Klage geführt wird, werden in einem Artikel: „Der gefangene Simson am Mühlrad der Philister" gegen die bedeutendsten Theologen des 19. Jahrhundert die unerhörtesten Lästerungen ausgestoßen. Schleiermacher, Neander, Tholuck, und selbst Hengstenberg, namentlich der erste, werden hier mit ein paar Fußtritten abgethan —, na, es ist nur gut, daß der liebe Gott, so viel wir wissen, die Missourier nicht zu Richtern bestellt hat. „Ich will nicht in der Menschen Hände fallen." Ein Wunsch voll großer Menschenkenntnis. Von Schleiermacher wird da gesagt, er sei der „von der alten Schlange bestellte Kerkermeister." Es wird ihm aus „Schlangenlist hervorgegangene" bewußte Heuchelei vorgeworfen. Endlich findet sich auf Seite 278 folgender Satz: „Der Schlangensame hatte seine schlauen Führer, welche wußten, was sie wollten, und der Durchtriebenste unter allen war Schleiermacher, „der Kirchenvater des 19. Jahrhundert", auf dessen Stimme man beiderseits hörte, obgleich er in der Lehre beiderseits so verrufen war als ein Jesuit, und im Leben das offene Hurenweib an Unmoralität übertraf." Und im nächsten Satz wird er der „Gefängnisinspektor des neumodischen Babels" genannt. Das sind die wahren Christen, deren „reine Lehre" ihnen hoch und heilig gebietet, Steine herbeizutragen, nicht zum Tempelbau, sondern um zu steinigen und niederzuwerfen, was ihnen in ihrer wahnsinnigen Wut und in ihrem diabolischen Haß vor das Ziel kommt, in deren Blättern in scheinheiliger Entrüstung über „grobe Lästerungen" ein Zetergeschrei erhoben wird. Doch hier hört alles Leisetreten der Kritik auf. Es ist einfach infam, einen Satz wie den oben zitierten niederzuschreiben. Welch ein gutes Werk, auf Männer, die schon über ein halbes Jahrhundert im Grab liegen, herumzutreten! Der Verfasser jenes Artikels hat wohl nie das Wort gehört: de mortuis nihil nisi bene. Ueberall in der Welt übt der Tod eine versöhnende Wirkung aus, nur nicht bei den Missouriern. Ihr Haß und ihre Verdammungssucht ist ebenso unchristlich und unsinnig wie grenzenlos. Welche niederträchtige, boshafte Verleumdung liegt in jenem Urteil über Schleier-

macher! Also zunächst seine Lehre. Daß Schleiermacher nicht jeden Lehrsatz der Missourier, und wahrscheinlich auch manchen Lehrsatz vieler Christen nicht unterschrieben hätte, das wissen wir. Ist auch gar nicht nötig. Bei rechtlich denkenden Leuten ist das wahrlich kein Grund, seine Lehre für verrufen zu erklären. Daß Schleiermachers Christusbild in manchen Zügen von dem der orthodoxen Kirchenlehre abweicht, soll ebenfalls nicht geleugnet werden. Aber ebenso unleugbar ist es, daß Schleiermacher wie Luther das Johannesevangelium für das echte, zarte Hauptevangelium gehalten und danach sein Christusbild konstruiert hat. Der Mittelpunkt seines Glaubens und Lehrens war die Gemeinschaft mit Christo. „Alles strömt von Christus aus, alles strömt zu Christus wieder zurück, alles webt, lebt und ist in Christus. — Christus ist das A und O aller Predigten Schleiermachers; er ist ihm in der That der Erste und der Letzte, der Lebendige von Ewigkeit zu Ewigkeit. Von jedem, der von Christus nichts wissen will, will auch er nichts wissen: jeder aber, der von Christo etwas weiß, von dem will er auch wissen, den erkennt er, wenn demselben auch noch viel fehlt, an der lebendigen Erkenntnis Jesu Christi, mit Freuden als einen Bruder in Christo an."*) In einer Predigt ruft er einmal aus: „Nein, ohne diese Fülle von Lebenskraft und Freude, die uns das Dasein des Erlösers giebt, möchte ich nicht leben!" Und noch in seinen letzten Stunden stärkte er sich mit den Seinen auf den Versöhnungstod Christi durch den Genuß des heiligen Abendmahles. Es ist bezeichnend, daß den Missouriern diese Christuspredigt und Christuslehre für verrufen gilt. — Und nun das Leben Schleiermachers soll — meine Feder (ich habe nämlich keine missourische) sträubt sich es niederzuschreiben — das offene Hurenweib an Unmoralität übertroffen haben. Ich suche nach einem bezeichnenden deutschen Ausdruck für diese Gemeinheit. Ich finde keinen bezeichnenderen als: Pfui! und abermals: Pfui! Gassenbuben, die harmlos Vorüberwandelnde zu ihrer Belustigung und zu ihrem Zeitvertreib mit Kot bewerfen, handeln edel gegen einen Menschen, der so etwas zu schreiben wagt. Schleiermacher ist doch nicht bei ihrem Stephan in die Schule gegangen! Sonst wäre so etwas eher möglich. Jener Satz enthält eine der größten, verdammungswürdigsten Lügen, die je unter Gottes Sonne in die Welt hinausgeschrieben worden sind. Der Verüber jenes auch in seiner Form unerhörten Satzes hat jedenfalls das Verhältnis Schleiermachers zu der geistreichen Jüdin Henriette Herz und zu Eleonore Grunow, der kinderlosen Gattin eines Berliner Geistlichen, im Auge. Was das erste Verhältnis betrifft, so haben schon damals seine Freunde daran Anstoß genommen und auch uns mag es wunderlich, meinetwegen auch anstößig, vorkommen, daß dieser protestantische Theologe und hervorragendste Prediger Berlins mit einer Jüdin verkehrte. Aber daß diese Freundschaft durchaus rein und frei von Sinnlichkeit war, verbürgt die Thatsache, daß diese Freundschaft ununterbrochen und ungeschwächt auch nach Schleiermachers Verehelichung, ja bis zu seinem Ende fortdauerte. Und daß Schleiermacher in sehr glücklicher, idealer Ehe lebte, das kann jeder wissen, der es wissen will, das erhellt aufs klarste aus den rührenden Schilderungen, die Schleiermachers Gattin von ihrem ehelichen Leben

*) Conferiere Nebe, Geschichte der Predigt, Band 3, Seite 20 ff.

in ihren Briefen entwirft. Ernster ist allerdings das zweite Verhältnis. Es ist uns nicht um Beschönigung, sondern um Wahrheit zu thun. Er hat allerdings eine kurze Zeit laxeren Anschauungen über die Ehe gehuldigt. Aber später hat er diese Anschauung durchaus überwunden. Für Eleonore Grunow trug er jahrelang eine tiefe Neigung im Herzen. Und er verirrte sich so weit, daß er ihr zur Scheidung von ihrem ungeliebten Gatten riet, um sie selbst ehelichen zu können. Aber auch in diesem Falle ist jeder Gedanke an das ,woran uns der scheußliche Ausdruck: „Hurenweib" denken heißt, vollständig ausgeschlossen. Baur in seinem klassischen Buch: „Das evangelische Pfarrhaus", sagt von ihm: „Schleiermacher hat zu Frauen nie ein anderes Verhältnis gehabt als das edler, bildender Freundschaft." Ueberhaupt ist der Abschnitt über Schleiermacher in dem genannten Buch sehr lehrreich über den vorliegenden Gegenstand. Um Schleiermachers innere Stellung zusammenfassend zu charakterisieren, erwähne ich nur noch, daß er in den letzten Minuten seines Lebens, sich selbst und den Seinen das Abendmahl — allerdings in einer den Missouriern wenig zusagenden Weise — spendend, nachdem er die Einsetzungsworte gesprochen, sagte: „Auf diesen Worten der Schrift beharre ich; sie sind das Fundament meines Glaubens." Er schloß mit dem Segen und mit den Worten: „In dieser Liebe und Gemeinschaft sind wir eins." Damit hauchte er seine Seele aus.

Noch auffallender erscheint es, daß selbst Tholuck dem Gericht der Missourier nicht entgeht. Von ihm heißt es: „Tholuck, samt den Leuten, welche Holz und Stein mit einer Zuckerbrühe übergossen" u. s. w. Herr, dunkel ist der Rede Sinn. Ein geschmackvolles Bild! Die Missourier haben eben ihre eigene, originelle, unnachahmliche Sprache. Jedenfalls soll es kein Kompliment sein. Tholuck, „der Studentenvater, — der hunderten und aber hunderten der Wegweiser zum Kreuz geworden ist, dessen Herz von Liebe zu seinem Heiland und von Eifer „Seelen für das Lamm zu werben" glühte, der, selber durch die ärgsten Zweifel und bittersten Kämpfe hindurchgegangen, es so meisterhaft verstand, trotz seiner äußeren Kurzsichtigkeit, in den Herzen der Studenten zu lesen, oft nur mit einem kurzen, schlagenden Wort sich zum Nachdenken über sich selbst zu bringen, ihren Gedanken die rechte Richtung zu geben und ihnen zum Frieden zu helfen, auch er findet keine Gnade vor dem missourischen Richterstuhl, wie gut, daß er sich auf Gottes Barmherzigkeit verlassen. Und endlich Neander wird mit den Worten abgefertigt: „Neander und seine Partei von Zwittergeschöpfen" u. s. w. Wie lieblich sich doch die Missourier auszudrücken verstehen! Ich begnüge mich, Uhlhorns Urteil über Neander in „Herzogs Realencyklopädie" anzuführen: „Eine durch und durch einfache und kindliche Natur, unbeholfen nach außen, fast unmündig im äußeren Lebensverkehr, treu im Beruf, streng gegen sich selbst, voll Milde und Liebe gegen andere, ein ganz und rückhaltslos dem Herrn hingegebenes Leben, so steht seine Persönlichkeit vor uns. Pectus est quod facit theologum, das ist sein Wahlspruch, der seine Theologie charakterisiert. — Sein ganzes Leben und Arbeiten, seine schriftstellerische wie seine akademische Thätigkeit und sein persönliches Leben sind ein großes, lautes und lebendiges Zeugnis von Christo dem Herrn, und auf diesem Zeugnis hat ein großer Segen geruht für Tausende."

Und nun, wodurch haben diese Männer den missourischen Zorn so sehr erregt? Dadurch daß sie nicht von dem gleichen zelotischen Geiste besessen waren wie sie, daß sie wußten, wes Geistes Kinder sie waren und darum nicht Feuer vom Himmel fallen ließen, dadurch, daß sie an ihrem Teil eine Union anstrebten und sich nicht entschließen konnten, andere, die noch nicht bis zu ihrem Standpunkt durchgedrungen waren, kurzer Hand aus ihrer Mitte und Gemeinschaft auszuschließen, sondern ernstlich sich bemühten, dem Wort der Schrift nachzukommen: „Den Schwachen im Glauben nehmet auf" und: „Wir aber, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen."

Hier kann man wohl auch mit Lessing sagen: „Wenn diese Menschen sich mit ihrer abfälligen Kritik vollends an die Männer heranwagen, und ihr Andenken in echt jesuitischer Weise noch im Grabe beschimpfen, die die Hauptträger und Förderer evangelischer Theologie in diesem Jahrhundert gewesen sind, die in Zeiten schwerer kirchlicher Kämpfe und geistigen Ringens mannhaft in den Riß traten, die hauptsächlich dem Rationalismus die Grube bereiteten und am meisten zur Wiederherstellung des biblischen Glaubens beitrugen, so weiß man nicht, soll man sich mehr entsetzen über ein solches Gebahren oder mehr ärgern über eine solche Dummheit. Was sollten denn diese Männer von ihnen lernen? Eine bessere Dogmatik und Ethik? Sollten sie sich mehr im Verdammen üben? Und dann vollends das stinkende Fett, womit diese Leute ihre kritischen Wassersuppen zurichten! Es ist unglaublich, aber „es ist so, es ist wirklich so." Nur eine Entschuldigung habe ich für die Missourier: „Sie wissen nicht, was sie thun," und nur eine Bitte:

O sieh die Thorheit dieser Leute,
Erhabnes Haupt, in Mitleid an!

St. Louis, Mo. Karl Kißling, ev. Pfarrer.

Alter oder neuer Unterstützungsmodus für die Invaliden, Witwen und Waisen der Evang Synode von Nordamerika?

Von P. J. Th. Seybold, Schatzmeister der Invalidenkasse der Evang. Synode von N.-A.

Vorbemerkung der Redaktion. Der Verfasser gehört mit zur Verwaltungskomission der Invalidenkasse und hat gewiß ein Recht in dieser Sache mitzusprechen. Die in Fußnote angebrachten Anmerkungen stammen von einem anderen Mitglied derselben Kommission.

Im Septemberheft des „Evang. Mag." l. J. ist ein Referat erschienen, das es sich zur Aufgabe stellt, unsere gegenwärtige und erprobte Unterstützungsmethode in einer, ich möchte sagen, lieblosen, pietätlosen Weise zu kritisieren und ihr das Vertrauen der Brüder auf gänzlich ungerechtfertigte Art zu entziehen. Schreiber dieses behauptet nun keineswegs, daß unsre Synodalunterstützung in jeder Beziehung ist, was sie sein soll und völlig ihrem Zweck entspreche. Das beansprucht sie auch keineswegs. Auch sind wir ihrer Mängel gar wohl bewußt und ist wohl auch Einwendung gegen dieselbe berechtigt. Nichtsdestoweniger sollte nicht vergessen werden, daß dieselbe gewiß Methode hat und das Resultat ernster und reiflicher Beratungen ist. Auch hat sie sich als eine gar weise und segensreiche Einrichtung inner-

halb unserer Synode durch fast drei Decennien bewährt. Man sollte da nicht vorschnell und lieblos daran rütteln, so lange man noch nichts Besseres an seine Stelle setzen kann. Es mag eine gar einfache Einrichtung sein, doch hat sie jedenfalls größere Bedeutung für unsere Synode, als die erkennen, die sie nur tadeln und nur allerlei Mängel an ihr finden, und ist und war für unsre lieben Invaliden und Witwen und Waisen von unberechenbarem Segen.

Aber Schreiber genannten Artikels erhebt nicht nur Einwendung gegen die frühere Unterstützungsweise, sondern bringt auch eine Vorlage für einen Unterstützungsmodus, der die Mängel des bisherigen nicht teilen soll, sondern einzig dasteht und wenigstens ebenso viele Vorteile aufweist als der bisherige Mängel. Ich bin durchaus nicht gegen Neuerungen und Verbesserungen, wo es wirklich Verbesserungen sind. Wozu aber solcher Neuerungen und Verbesserungen, wenn die Möglichkeit da ist, denselben Zweck zu erreichen, ohne diese schwierige und verwickelte Einrichtung, die uns da empfohlen wird.

Zunächst möchte ich Punkt für Punkt jenes Referates zu beleuchten suchen und dann einige Vorschläge folgen lassen, wie unser bisheriger Versorgungsmodus befriedigender und zweckentsprechender gestaltet werden könne.

Zur besseren Uebersicht klassifiziert Schreiber jenes Referates die Gründe, die gegen den bisherigen Unterstützungsmodus erhoben werden können und nach seiner Ansicht auch müssen.

Er ist 1. ungerecht, 2. unzulänglich 3. unsicher, 4. entehrend und 5. unzweckmäßig.

I. A.*) Ungerecht sei es, daß Pflichten auferlegt werden, wo keine Rechte bestehen. Der nominelle Beitrag von $3 jährlich berechtigt jeden, der einer Unterstützung bedürftig ist, solche zu beanspruchen. Sollte etwa

---

*) Das Referat wirft der jetzigen Unterstützungsmethode Ungerechtigkeit vor, weil jeder jährlich $3.00 beiträgt, aber nur die Bedürftigen ein Recht auf Unterstützung haben. Der jährliche Beitrag von nur $3.00 ist aber doch sehr klein im Verhältnis zu einer jährlichen Unterstützung von $200, zu der jeder berechtigt ist, sobald er invalid wird, oder seine Hinterbliebenen, wenn er stirbt, und er oder sie derselben bedürfen. Wer kann voraussagen, daß er nie bedürftig sein oder die Seinen bedürftig zurücklassen werde? Wie leicht gehen Ersparnisse oder ein kleines Vermögen verloren. Es hält ja auch niemand das für ungerecht, daß in einer gegenseitigen Feuerversicherung jeder Versicherte (im Verhältnis der versicherten Summe) beiträgt, und doch nur diejenigen etwas erhalten, die wirklich Brandschaden leiden, die andern aber nur den Nutzen gehabt haben, daß auch sie zur Entschädigung berechtigt gewesen wären.

Nach dem vorgeschlagenen Plane hätte jeder, im Falle er invalid würde, für sich, im Falle er stürbe, für seine Hinterlassenen das Recht, eine Jahrespension von $200 zu beanspruchen, während die Jahresbeiträge der einzelnen zu sechs Prozent vom festen Gehalt sehr verschieden wären ($18 bis $60 und mehr). Wenn es nun bei dem jetzigen Modus ungerecht sein soll, daß bei nur $3.00 jährl. Beitrag Nichtbedürftige kein Recht auf Unterstützung haben, wäre es bei dem neuen gerechter, daß derjenige, welcher jährlich $60 beiträgt, zu nicht mehr berechtigt wäre als derjenige, der nur $18 beiträgt? Ferner wird geklagt, daß jetzt arme, darbende aktive Pastoren mit einem Jammergehalt von nur $300 bis $400 jährlich $3.00 beitragen müssen, um auch solche Pastoren und Lehrer zu nuterstützen, die nichts gespart haben, wiewohl sie gekonnt hätten. Wäre es nicht noch weit mehr zu beklagen, wenn jene sogar jährlich sechs Prozent, also $18 bis $24, beitragen müßten zur Unterstützung nicht nur solcher, die selbst schuld sind, daß sie bedürftig sind, sondern auch solcher, die es nicht bedürfen?

Endlich schiene es auch nicht gerecht, nur das feste Gehalt zu berücksichtigen, während bei einigen die Accidenzien einen ganz beträchtlichen Teil ihres Einkommens ausmachen, oft sogar mehr als der feste Gehalt.

auch der oder die unterstützt werden, die solcher Unterstützung nicht benötigt sind? Wen Gott mit zeitlichen Gütern also gesegnet hat, daß er der Gemeinde (im allgemeinen) nicht beschwerlich zu werden braucht, hat der überhaupt ein Recht, Unterstützung zu beanspruchen? Es wird gesagt, „wo Pflichten sind, da müssen auch Rechte sein. Kann der Verfasser jenes Referates sich keine Liebespflicht denken, die nach rein menschlichem Recht auf Rechte verzichtet, zumal wo es sich nur um einen geringen Beitrag handelt, der nichts anderes bezweckt als die Willigkeit und Freudigkeit darzuthun, dem Bedürftigen zu helfen. Kann $1 ,resp. $2 auch als gerechtes Equivalent angesehen werden gegen die Unterstützungssumme, die im Notfalle mit Recht erwartet werden darf und auch dargereicht wird? Wäre das nicht unbillig? Nein, da hapert's nicht, sondern an der Bruderliebe fehlt's, an der christlichen Einsicht, und daß man Ungerechtigkeit wittert, wo vielmehr nicht bloß Gerechtigkeit, sondern Barmherzigkeit geübt wird.

Es ist bekanntlich das Bestreben unsrer teuren Evang. Synode stets gewesen und ist's noch heute, solchen Brüdern und Schwestern Unterstützung angedeihen zu lassen, die derselben benötigt sind — und wer das ist, braucht sich derselben durchaus nicht zu schämen, denn er ist dazu durchaus berechtigt, nicht nach menschlichem sondern nach christlichem Recht und niemand hat Ursache ihn zu verachten. Wen aber der Herr des Weinbergs so gestellt hat, daß er am Abend des Tages nicht Not leiden braucht, der wird weder Unterstützung fordern noch erwarten. Dann wird gesagt, daß mit und ohne Schuld (Nepotismus!) der betreffenden Behörden, oft ein verschämter Bruder oder Schwester hintangesetzt oder übersehen werde und Not leiden müsse, dagegen andere vorgezogen würden. Gegen solche Anschuldigungen hat die Behörde wahrlich nicht Not sich zu verwahren. Warum denn aber diesen vermeintlichen Nepotismus und Bevorzugung, resp. Hintansetzung, noch fünf Jahre Gelegenheit geben, fortzuwuchern!? s. 3a. — heißt das nicht der Ungerechtigkeit Vorschub leisten?

Wie so denn arme darbende aktive Pastoren, die kaum den nominellen Beitrag von $3 einzahlen können, jährlich 6 Prozent zahlen können und wollen, ist schwer einzusehen, zudem wenn die Versorgung auch auf die Nichtbedürftigen sich erstrecken soll. Ja das wäre sehr, sehr unbillig.

I. B. Das jetzige Unterstützungssystem sei unzulänglich. Das ließe sich eher hören und wird mit Recht beklagt, doch liegt das durchaus nicht am System selbst.

Dieser Uebelstand könnte aber mit einem Schlage beseitigt werden, nicht durch eine neue Unterstützungsmethode, die bei hohen Einzahlungen (6 Prozent) doch keine höhere Unterstützung verspricht als der alte Modus den Bedürftigen gewährt; — sondern wenn — ja wenn alle Pastoren und Lehrer ein Herz für die Sache hätten und sich von der christlichen Bruderliebe leiten ließen.*)

*) Unzulänglich ist die Unterstützung, ganz besonders wegen Mangel an Liebe und Eifer, alle Gemeinden für die Sache zu interessieren. Die wenigsten Gemeinden (vielleicht auch die wenigsten Brüder) kennen die bedauernswerten Verhältnisse, in denen sich manche treue alte Diener unsrer Kirche oder ihre Angehörigen befinden.

I. C. Der nächste Grund ist der der **Unsicherheit**. Aber warum will Verfasser jenes Artikels jene armen Bedürftigen erst nach fünf oder gar acht und zehn Jahren die **Segnungen** des neuen Modus genießen lassen, und erst Tausende sich zu einem Sicherheitsfonds aufhäufen lassen, wo am Ende die Unterstützung unter dem alten Modus ganz ausbleibt und 100 Invalide und Witwen die bitterste Not leiden? Zwei Drittel der $30,000 reichte ja vollaus hin, ihnen eine bescheidene Existenz zu gewähren? Hieße das nicht ungerecht handeln, nur um ein System zu schaffen, das hernach jedem billig und gerecht werden kann, zu dem aber viele beitragen müssen, die nie werden Anspruch darauf erheben können. Das **Ideal** wird zum Mindesten sehr in die Ferne gerückt!

Für die **Sicherheit** unseres bisherigen Modus spricht zunächst das, daß eine ganze Synode mit all ihren Predigern und Gemeinden dahinter steht. Die Ansprüche an dieselben sind freilich oft groß, aber es thut keineswegs not, daß unsere lieben Invaliden, Witwen und Waisen Not leiden müssen, dadurch, daß die Unterstützung teilweise oder gar ganz ausbleibe. Sollten solche Notzeiten eintreten, daß die Beiträge der Gemeinden ausbleiben, so werden Pastoren und Lehrer sie auch empfinden und die hohen Beiträge erst recht nicht bezahlen können. Die Unterstützungssache hat eine festere Basis im Glauben, Gottvertrauen und der christlichen Liebe, als wenn sie bloß geschäftlich geregelt und den zu Unterstützenden selbst gesetzlich aufgebürdet wird.

Daß früher $300 Unterstützung dargereicht wurde, geschah nur in ganz **einzelnen** Fällen, so viel ich weiß — einem Bruder dreimal — und hat wohl seine Gründe gehabt; auch wurde es von der ehrw. Generalsynode nur im äußersten Falle als Maximalsumme festgesetzt. Dagegen erhielten etwa drei Invaliden während 110 Jahre, je $200 Unterstützung. Es mögen da noch einige Zahlen angebracht sein. In 20 Jahren erhielten etwa 100 Invaliden Unterstützung in der Höhe von $68,000. Diese Invaliden wurden durch 402 Jahre unterstützt, ergiebt den Durchschnittsbetrag von $170 jährlich. Davon erhielt einer fast $3800 und beinahe 20 Jahre; 7 je über $2000, in 15—20 Jahren; 10 je über $1000. Von diesen 100 Invaliden wurden vielleicht nur 2—18—20 Jahre unterstützt; einer 14; 3—13; 3—12; und 31 nur ein Jahr oder ein Bruchteil eines Jahres. Die Geldbeträge sind eher zu niedrig als zu hoch gegriffen.

I. D. Der vierte Grund, der gegen die jetzige Methode angeführt wird, ist der der Verunehrung. Der Pastor schadet seinem Ansehen und der Prediger- und Lehrerstand setzt sich der Minderachtung oder gar Verachtung aus.

Liebe Brüder! **Arm** sein ist keine Schande und abhängig sein von freiwilligen Liebesgaben auch nicht. Der Herr Jesus (der's wahrlich nicht gebraucht) und seine Jünger schämten sich desselben nicht, auch nicht die nachherigen Christengemeinden. Auch hat der Apostel Paulus es keineswegs als **Verunehrung** angesehen, für die bedürftigen Brüder wiederholt zu bitten und Gaben zu sammeln. **Vor allem** aber hat ein Bruder oder eine Witwe, wenn es ihm Gott nicht vergönnt hat, einen Notpfennig anzulegen, für sich und die Seinen, es nicht als Verunehrung anzusehen, wenn er, resp. sie, von seiner Kirche unterstützt wird. Es ist das **rechtlicher Anspruch**,

nicht wegen der Beiträge, sondern weil die Kirche es als Pflicht ansehen muß, die in ihrem Dienst unterstützungsbedürftig Gewordenen vor Mangel und Not zu schützen. Auch hat der Herr seiner Gemeinde die Versorgung der Seinen ans Herz gelegt und zur Pflicht gemacht, von deren Ausübung ein großer Segen abhängt. Sollen wir ihr diese süße Last und heilige Pflicht abnehmen und die lieben Invaliden und Witwen nunmehr anstatt auf Gottes Hände, auf der Menschen Hände blicken lassen? Das Wort Christi Matth. 6, 34 gilt vor allem für den Jünger des Herrn und will ihn erziehen, daß er allein aus Gottes Hand lebe.

Sollte aber je ein Invalide oder Witwe mißachtet oder scheel angesehen werden, weil sie es nicht zu einer gewissen Selbständigkeit und Unabhängigkeit gebracht, ist's nicht von denen, die entweder das Wort des Herrn Matth. 16, 25 f. nicht wissen oder nicht verstehen? Was soll uns aber ihr Urteil?

I. E. Der Verfasser des Referates sagt: Die weitaus größte Zahl der Emeriti oder Witwen bezieht Unterstützung. Ob diese weitaus größte Zahl es aber als Verunehrung ansieht oder sich der Mißachtung aussetzen muß, davon sagt er nichts; jedenfalls beweist es, daß diese, die nichts erübrigen konnten, um sorglos im Alter zu leben, sich auch nicht wohl in die weitgehenden Spekulationen einlassen würden und können, die in dem neuen Plan vorgeschlagen und empfohlen werden. Diese sind auch gar nicht not. Wenn die Distrikts-Beamten mit der Verwaltungsbehörde brüderlich zusammen arbeiteten, bliebe wohl schwerlich wirkliche Not verborgen. Wenn die Brüder im Amt einmal im Jahr ihre Gemeinden zu einem Beitrag heranziehen wollten (die Gemeinden geben solchen Beitrag gern) so wäre weder eine Extrakollekte nötig, noch würde ein anderer Zweig synodaler Thätigkeit geschädigt, (wie mich meine eigene Erfahrung lehrt). Oder glaubt Referent wirklich, daß diese Gaben, die von nun an der Unterstützung entzogen werden, andern Einrichtungen der Synode zugewandt würden und die Kollekten für andere Zwecke reichlicher ausfallen würden? Der Beweis ließe sich schwerlich beibringen. Die meisten Geber würden bei den noch übrigen Kollekten keinen Cent mehr geben als bisher. Wenn der Referent aber 1 Tim. 5, 16 anführt, so läßt sich das schwerlich auf unsere Unterstützung anwenden, da hier nicht etwa die Hirten und Lehrer gemeint sind, sondern die Christen in der Gemeinde. Haben nicht auch die Apostel die Gemeinde angehalten, für die bedürftigen Brüder in Jerusalem beizusteuern?

Nun wird diesem ungerechten, unzulänglichen, unsicheren, unwürdigen, unzweckmäßigen Verfahren (!), das die Synode bis jetzt nicht nur geduldet, sondern sanktioniert hat, und das sich auch als segensreiche Einrichtung bewiesen — ein neuer Plan entgegengestellt. Da hören wir gleich: Der bisherige Beitrag reicht nicht aus, er muß erhöht, bedeutend erhöht werden. Daß dagegen sich Opposition erheben würde, erwartet der Referent, doch sucht er die Opposition am falschen Orte. Nein, nicht die besser Situierten, sondern die gering besoldeten Pastoren erheben die größte Opposition. Sind's aber auch die besser Situierten, aus den dort angeführten Gründen, so kommt die Opposition von zwei Seiten. Die einen können nicht, die

andern wollen nicht, die ersteren, weil sie es zum Leben so nötig haben; die letzteren, weil sie glauben, es nicht nötig zu haben. Oder wird mit der neuen Einrichtung zugleich so viel brüderliche Liebe den Einzug halten, daß die, die uns bisher die helfende Hand nicht gereicht, es jetzt thun werden? Ja, wenn die besser Situierten uns die helfende Hand reichten mit ihren Gemeinden und den Bedürftigen unter die Arme griffen, so wäre es wohl nie zu solcher Neuerungssucht gekommen, sondern das alte System arbeitete durch Gottes Segen gewißlich zur Zufriedenheit aller. Die Aussichten wären also, daß es mit dem neuen Versorgungssystem genau so weit käme, wie mit dem alten. An dem Mangel an Liebe und brüderlichen Geist würde dasselbe auch laborieren.

Jedenfalls wäre der alte Modus sowohl zweckentsprechend als auch zweckmäßig in jeder Beziehung, wenn die Liebe Christi alle beseelte und es bei allen hieße: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit." Warum aber ein neues, wenn dasselbe nur unter denselben Bedingungen florieren kann, wie das alte; zumal jede Neuerung etwas Riskantes ist? Hier gilt nichts zu riskieren, sondern nur für das Wohl des Ganzen als auch der Glieder ein Herz zu haben und die Pflicht wahrer Gotteskinder aneinander zu erfüllen.

Zu II. wäre nur geltend zu machen, daß wir weder Bewohner des Reichs der Mitte noch Anhänger des Konfucius sind. Unsere Synode hat mit allen ihr gerechtfertigt erscheinenden Mitteln als Kirche des Herrn, nicht als weltliche Korporation den Notständen abzuhelfen gesucht, und kann sich wohl offen rühmen, daß fast keine andere Kirchengemeinschaft so für ihre Emeriten und Witwen Sorge trägt. Hat unsere Unterstützungsweise Mängel, so teilt sie das mit allen irdischen Erscheinungen und auch die neue wird nicht ohne solche sein. Suchen wir diese Mängel kleiner zu machen, indem wir unsre Pflicht thun und unser Vertrauen auf den Herrn setzen, der auch für außergewöhnliche Not unsre Hände füllen kann und die Seinen nicht verläßt.

III. A. Man traut seinen Augen kaum, wenn man da so eine komplizierte Maschine sieht, um so bescheidene Erfolge zu erzielen. (Parturiunt montes nascetur ridiculus mus!) Dieser Versorgungsmodus soll erst nach fünf Jahren in Kraft treten. Für die Invaliden müßte denn während dieser Zeit der alte und der neue Modus gelten, d. h. in beide Kassen wären Einzahlungen zu machen. Wer wird das können und wollen? Aber auch die Synode hätte die Verpflichtung ihre bisherige Methode in Bezug auf Aufnahme zu ändern und sich durch den Versorgungsmodus die Hände binden zu lassen. Die Berechtigung auf Unterstützung wäre aber abhängig von der Einzahlung der Beiträge in ihrer ganzen Höhe, und erst nach fünf Jahren, während welcher auch die Beiträge in die alte Kasse aufrecht erhalten werden müssen, finge die Unterstützung nach dem neuen Modus an. Und solches Ansinnen an die Brüder soll gerecht und billig heißen?

III. B. Ob die Gerechtigkeit des neuen Modus nicht starke Einbuße erleidet, wenn Brüder, die oft kaum das Nötigste für sich und die Ihren haben, 6 Prozent in eine Kasse zahlen sollen, von der sie nicht wissen, ob sie je der Unterstützung aus ihr benötigt sind. (Denn diese Kasse zahlt schwerlich nach dem Tode des Bruders oder seiner Witwe etwaigen erwachsenen Kindern

eine Versicherungssumme). Das wäre denn nicht mehr freiwillige Liebesthätigkeit auf christlichem Boden, sondern Aussaugung des einen um der andern willen.

III. C. Ob solch ein Ideal den meisten Brüdern vorschwebt? Ich habe noch nichts davon gehört. Die Beispiele, die nun hier herangezogen werden, stehen auf staatlichem Boden, durch feste Gesetze existenzfähig gemacht.*) Unsere Feuerversicherung ebenfalls.**) Hier handelt sich's aber um Ausübung christlicher Bruderliebe den Brüdern gegenüber, um die Pflicht der Dankbarkeit, zu der unsre Gemeinden gegen ihre Lehrer und Hirten herangezogen werden, die in ihrem Dienst und ihnen zu gut, Kraft, Gesundheit und Zeit opferten. Sagt nicht die Schrift: „Gedenket an eure Lehrer die euch das Wort Gottes gesagt haben" — wohl auch in dem Sinn, daß ihr sie nicht Mangel leiden lasset — denn haben sie euch Geistliches gesäet, ist's da viel, daß sie euer Leibliches ernten. Wer aber dieser Macht nicht gebrauchen will, wie mancher unserer lieben Invaliden und Witwen, der wird davon selbst Ruhm haben.

III. D. An diesen Segen erinnert der Apostel Paulus 1 Kor. 9, 12—15 und ermahnt V. 11 die Gemeinde: auch in dieser Handreichung, die den Heiligen geschieht, reich zu werden, da Gott dadurch gepriesen wird. Sollen wir aber unsre Gemeinde dieses Segens berauben, der uns gewiß nicht hindert auch die Tugend der Sparsamkeit zu üben, die das neue System so hoch anschlägt. Dagegen dürfte der arme Pastor wenig vom Segen spüren, wenn er jährlich 6 Prozent einzahlen soll. Der Arme hätte zwar, wenn er lange invalid ist und eine Witwe hinterläßt, die lange lebt, den größten Nutzen, aber auch eine schwere Last, so lange seine Kräfte ihm erlauben zu arbeiten. Denn 6 Prozent von 300—400 Dollars sind fast unerschwinglich für einen Mann, der vielleicht eine zahlreiche Familie zu ernähren hat. Dem besser Situierten ging's leichter, aber ob er zu Gunsten des Aermeren sich diese Opfer auflegt, ob er besten Falls $1800 einzahlt mit Zinseszins $3700, um sich die Zinsen zu sichern, die er dann voraussichtlich nur wenige Jahre gebraucht. Ob die Gerechtigkeit da ihren Triumph feiern würde? Ob damit das Gespenst des Nepotismus, das bei dem Verfasser eine

*) Bei Arbeiterversicherungen (wie sie z. B. in der Schweiz geplant, in Deutschland eingeführt sind), zahlen nicht die versicherten Arbeiter allein Beiträge, sondern auch die Arbeitgeber und der Staat. Warum sollen sich nicht dementsprechend auch Kirche und Gemeinden an der Sache beteiligen, sondern die Last allein den meist gering besoldeten Pastoren und Lehrern aufgeladen werden?

Schließlich sei noch bemerkt, daß eine Jahrespension von $200 für eine beschränkte Anzahl von Jahren einem zu fünf Prozent an Zins gelegten Kapital von $4000 durchaus nicht gleichkommt.

**) Hätte der Verfasser des Referats, dem wir gewiß nicht wehe thun wollen, für seinen Plan dasselbe Prinzip der Freiwilligkeit, eines freien Bundes, zu Grund gelegt, so wäre gegen den Plan durchaus nichts einzuwenden. Niemand hätte ein Recht, sich zu beklagen. Daß aber auf dem Zwangswege des Gesetzes das in der Synode nicht erreicht werden kann, das lehrt uns die Erfahrung. Die staatskirchlichen Pensionsgesetze können gar nicht als Parallele beigebracht werden, weil dort Kirche und Staat das ganze Einkommen der Pastoren regelt, fixiert und garantiert; während wir in dieser Beziehung nicht viel besser als vogelfrei sind und die Synode uns nicht die geringste Garantie bietet für ein genügendes Einkommen. — Was wir an dieser Agitation beklagen, ist, daß dadurch das Alte erschüttert und wahrlich nichts Besseres an die Stelle gesetzt wird.

so große Rolle spielt, wirklich auf Nimmerwiedersehen unschädlich gemacht wäre? Wir haben unser gerechtes Bedenken.

Nein, lieben Brüder, laßt uns keine solche Neuerung an Stelle der alten, erprobten, segensreichen Einrichtung unsrer Invaliden-, Witwen- und Waisen-Unterstützung setzen. Laßt uns bei der alten Unterstützungsmethode bleiben, die schon längst Bürgerrecht unter uns hat; laßt uns nicht durch Synodalgesetze Lasten auf unsre Hälse legen, die uns nachher unerträglich werden könnten. Wir sind kein Staat, haben auch nicht das Recht staatliche Gesetze zu machen, wollen es auch nicht. Aber auch die Synode beginge eine Ungerechtigkeit, wenn sie als gemischter Körper (Pastoren und Gemeinden) Gesetze passieren wollte, die nur auf einen Teil (Pastoren) Bezug haben. Solches Ansinnen an die Generalsynode stellen, hieße ungerecht und unbillig und widerstreitet jeder parlamentarischen Gesetzgebung. Eben weil wir Brüder sind, die sich lieben und füreinander Opfer bringen, laßt uns solche Opfer bringen, die dem Herrn gefallen, Opfer der Liebe und Barmherzigkeit, die aus freier Liebe hervorquellen. Denn der Herr spricht Matth. 9, 13 und 12, 7: „Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer." S. auch Röm. 12, 8b.

Lieben Brüder! Die Sache unserer Invaliden- und Witwen- und Waisen-Unterstützung ließe sich ganz einfach lösen, wenn wir nur der Mitwirkung aller uns erfreuen dürften. (Das fordert die neue Methode nicht weniger). Großes ist bis jetzt geschehen, Größeres sollte ferner geschehen und kann leicht geschehen. Nicht durch Gesetze, die schwer auf uns lasten, — warum uns unter ein Joch begeben, das wir nachher vergeblich abschütteln möchten — sondern durch freies, fröhliches Zusammenwirken, so lange der Herr Gnade giebt, ein Wirken für den Herrn und an den Seinen.

Als Ideal der Unterstützung setzt Referent $200 fest. Bleiben wir dabei. Einhundert Invaliden und Witwen haben das Recht auf Unterstützung. Diese Zahl wird kaum schnell zunehmen, sondern wohl längere Zeit in diesen Grenzen bleiben. Dagegen nimmt unsre Gliederzahl an Pastoren und Gemeinden zu. Unserer Gemeinden sind's jetzt über 1100. Eine Statistik von 25 Gemeinden, die in die Invaliden-Kasse zahlten, darunter neun unter $5, zwei sogar unter $2, ergiebt den Durchschnittsbetrag von $750. Sagen wir also $7. Die Witwen- und Waisen-Unterstützung dürfte sich nicht schlechter stehen. Ergäbe die Summe von $15,400. Die Beiträge der Pastoren und Lehrer sollten $3000 ergeben, macht $18,400 — der Reingewinn des Verlags beträgt etwa $4000 für beide Kassen, erhöht die Summe auf $22,400, das gäbe $225 für jeden Invaliden und jede Witwe. Das Resultat stellt sich aber bei Erfüllung obiger Bedingungen noch günstiger, wenn wir bedenken, daß nicht alle Invaliden so hohe Unterstützung beanspruchten, wohl auch nicht alle Witwen; auch manche nur für kurze Zeit, ein Jahr oder ein Bruchteil desselben. Dieses Ideal kann erreicht werden, wenn ihr, lieben Brüder, dazu helfet. Eure Gemeinde thun gern das Ihre, wenn ihr sie im Namen Jesu bittet und ihnen zeigt, daß ihr ein Herz habt für die Sache, daß es uns eine Ehre ist unsre Brüder und Schwestern anständig zu versorgen. Es soll we-

der unerträgliche Last noch drückendes Gesetz werden, sondern eine Sache evangelischer Liebesthätigkeit bleiben, Zeugnis davon ablegend, daß uns das Wohl oder Wehe unserer Brüder und Schwestern nahe geht, daß wir sie auf dem Herzen tragen und auch gern für sie ein Opfer bringen.

Laßt uns darum nicht an dieser so segensreichen Einrichtung rütteln und zur Unzufriedenheit damit reizen, sondern an unserm Teil Gutes thun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören. Darum, Evangelische Synode: Halte was du hast, auf daß dir dein Ruhm vor dem Herrn nicht verkürzt werde.

Pädagogisches.

Fürs neue Jahr und Jahrhundert.

„Du sollst ein Segen sein."

(Dem Württemberger „Lehrer-Boten" (Januar 1900) entnommen.)

So sprach der Herr einst zu Abraham, als er ihm geboten hatte, sein Vaterland zu verlassen und hinauszuziehen in ein fernes, fremdes Land. Dies herrliche Verheißungswort begleitete ihn während der vielen Jahre seiner Fremdlingschaft in Kanaan; dies Wort ermutigte ihn, wenn er rings um sich ein in Götzendienst und Sündengreuel aller Art versunkenes Volk erblickte; dies Wort erfüllte ihn mit heiligem Eifer für seines Gottes Ehre, also daß er an jedem Orte, wo er seine Zelte aufschlug, dem Herrn einen Altar baute und von seinem Namen predigte. Abraham verstand und beherzigte seines Gottes Wort: Du sollst ein Segen sein.

Wie steht's damit bei uns? Denn daß dies herrliche Verheißungs- und ernste Mahnwort zu dem gehört, was auch uns zur Lehre geschrieben ist (Röm. 15, 4), unterliegt keinem Zweifel. Darum fragen wir billig: Verstehe und beherzige auch ich es? Diese Frage muß sich in erster Linie der Herausgeber des „Lehrerboten" vorlegen. Zum dreißigstenmal, das erstemal mit der Jahreszahl 1900, tritt unser Bote seinen Gang an. Wie ermutigend ist's da, daß er das Verheißungswort an der Stirne tragen darf: du sollst ein Segen sein! Kann er auch nicht keck und kühn wie andere Gesandte der allgewaltigen „Presse" einherschreiten, muß er still und bescheiden auf kleinen Kreis sich beschränken, bleibt sein Wort da und dort unbeachtet, ja vielleicht ungelesen, so will er sich doch durch all das nicht mutlos machen lassen; sein Losungswort sagt ihm: Du sollst ein Segen sein, darum sei getrost und thu' die Hände nicht ab; „denn euer Werk hat seinen Lohn" (2 Chron. 15, 7). Hiermit ist aber zugleich unserem Blatt auch seine Aufgabe vorgezeichnet: es soll ein Segen sein. Dazu ist vor allem nötig, daß es stets ein Bote des Herrn ist, der alle segnen kann. Gottes Reich, Gottes Ehre müssen bei ihm immer obenan stehen; was Gottes Sache fördert, das soll in seiner Interessensphäre liegen, und so viel an ihm ist, will es nicht schweigen sondern laut rufen, damit unsere liebe Schule bei dem einigen erhalten werde, daß man dort Gottes Namen fürchte und seinen Ruhm erhöhe, daß man Christum in allen Dingen treibe und die Heilige Schrift als Gottes wahrhaftiges Wort lauter und rein und unver-

kürzt lehre. Daneben möchte es seinen lieben Lesern von allem, „was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl laut, wo eine Tugend oder ein Lob ist,“ soweit es seine Leser interessieren muß, getreue Kunde bringen oder sie zum fleißigen Nachdenken über solches aufmuntern. Alles aber, was dazu angethan wäre, ihm das Ziel zu verrücken, was ihm den Segen hindern und mindern könnte, das gedenkt es zu meiden. So nimmt der Herausgeber das Wort: Du sollst ein Segen sein.

Aber es gilt auch uns Lehrern. Wir stehen an der Schwelle eines neuen Jahres und Jahrhunderts. Wie ein fremdes, dunkles Land liegt es vor uns. Aengstliche Zweifel, bange Sorgen steigen auf in der Seele, ob unsere Arbeit nicht vergeblich sein könnte, ob unsere Kraft nicht zu schwach sei, unsere Zahl nicht zu klein, unser Beruf nicht zu gering, unsere Stellung nicht zu unbedeutend! Da tönt wie ein erlösendes Wort auf all die Zweifel und Sorgen Gottes herrliche Zusage ans Herz: Du sollst ein Segen sein! Und wie ein mächtiger Widerhall tönt's nach aus dem 84. Psalm: „Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt. Sie erhalten einen Sieg nach dem andern“; und mit neuer Stärke klingt's uns entgegen aus dem Munde des Lehrers, dem kein Lehrer gleichet: „Ich habe euch gesetzt, daß ihr hingeht und Frucht bringt, und eure Frucht bleibe.“ Ein Segen sein — dies Wort steht vielleicht in keiner Pädagogik, und doch ist es so wichtig, und doch ist es eines Lehrers schönster Beruf und höchste Aufgabe. Wie ganz anders sieht man dann seine Arbeit an! Nicht als Taglöhner steht man in seiner Schule, der nur fleißig arbeitet, damit er etwas verdient; nicht als Stundengeber, der sich freut, bis die Lektion aus ist; nicht als Akkordarbeiter, der den Erfolg seiner Arbeit mit Zahlen feststellt, — nein, sondern als Knecht Jesu Christi, der weiß: ich stehe in seinem Namen und Auftrag, getragen von seiner Kraft, geleitet von seinem Geist unter meinen Kindern, und wenn ich von ihm rede, so ist er mitten unter uns, und „wenn ich ihnen (sagt ein alter Schulmann) auch nur den Wasserbecher der Geographie und Grammatik reiche, so ist es nicht umsonst.“

Diese Segensstellung aber, so hoch sie einerseits unsern Beruf adelt, bewahrt uns andererseits davor, daß wir ihn überschätzen, daß wir mehr von unserer Arbeit halten, denn sich's gebührt zu halten. Unser Thun ist Säemannsarbeit; Gott aber giebt das Gedeihen. „Ein wenig trägt's schon ab, das Pflanzen, Hacken, Jäten und Begießen,“ schrieb der alte Schweizer Bachofner einmal an einen jungen Lehrer, „etwa so viel als das Begießen, wenn der Himmel seinen Regen versagt. Aber wie ganz anders gedeiht die Saat, wenn der fruchtbare Regen kommt.“ An Gottes Segen ist alles gelegen; der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe. „Unsere ganze Schulmeisterei,“ las ich einmal, „ist Arbeit Johannis des Täufers: Vorbereitung für das Evangelium.“ Wohl dem, der also vom Morgen bis zum Abend in seinem Berufe steht, der also des Herrn Wort auffaßt: Du sollst ein Segen sein! Das sind Lehrer, wie ich sie in einer alten Biographie des trefflichen Jugendlehrers Jeremias Flatt in Stuttgart gezeichnet fand: „verborgene Schulmänner, von welchen weder die weltliche noch die geistliche Litteraturgeschichte Notiz nimmt, welche aber dennoch in ihren, wenn auch einfacheren Kreisen als auserlesene Werkzeuge des Herrn ein unvergängliches Andenken bei allen ihrer Pflege Anbefoh-

lenen hinterlassen. (Von J. Flatt selbst heißt es: Durch seinen Kinderunterricht legte er in den jugendlichen Herzen einen so tiefen Grund der Erkenntnis Jesu, daß er auch nach der Konfirmation und noch in den Jahren des Ehestandes einen offenen Zugang zu ihren Herzen besaß). Sie thun in der Stille dasjenige, was viele ihrer Oberen nicht einmal mit offenem, gläubigem Worte zu befehlen wagen, und halten sich, weil sie die Liebe Christi dringt, unbekümmert um graue Theorien, an des Lebens goldenen Baum. Sie sind das Widerspiel so mancher pharisäischen, dünkelvollen Lehrer, die sich nicht allein mit der äußeren Bildung ihrer Zöglinge begnügen, sondern auch kaum etwas Höheres als ihre vielseitige Drillmeisterkunst wissen wollen, bei welcher das Herz tot und der Verstand in unharmonischer Vielwisserei zerfahren bleibt. Wie vieles, was nicht in Tabellen steht, verdankt der Staat und die Kirche solchen demütigen Jugendlehrern, deren väterlich frommer Sinn so manchen Kindern erst ein wahrhaftes Kindesgefühl einflößt und ihnen oft mehr, als die leiblichen Väter es thun, durch die heilige Einwirkung auf ihren Herzensgrund die Herrlichkeit eines geistlichen Vatersinns zum Bewußtsein bringt!“

Gebe Gott, daß diese Gestalten in unserem Vaterland, in unserer Lehrerwelt nicht aussterben! Von ihnen gilt's in vollem Maß: Du sollst ein Segen sein. Als man letzten Sommer unser langjähriges Ausschußmitglied Dölker in Nagold zu Grabe getragen hatte, konnte in seinem Lebenslauf daran erinnert werden, daß einmal einer seiner Vorgesetzten gesagt habe: Dölker ist ein Segen für seine Stadt. Wahrlich ein gutes Zeugnis für einen Lehrer, besser, als wenn's geheißen hätte: er hat während der 30 Jahre seiner Wirksamkeit jedesmal bei der Visitation „recht gut“ bekommen!

Freilich „ein Segen sein“, das setzt voraus, „ein Gesegneter“ zu sein. Nur wer in einer Lebens- und Segensgemeinschaft und -Verbindung mit Jesus Christus steht, in dem alle Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, in dem alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen liegen und durch den uns Gott segnen will mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern, nur der ist imstande, der Forderung nachzukommen, die in dem Gotteswort liegt: Du s o l l s t ein Segen sein. Die Arbeit jedes anderen wird, wenn es hoch kommt (um ein Bild von W. Wackernagel zu gebrauchen), einem fallenden Tropfen gleichen, der im Wasser seine Ringe bildet, die weiter und weiter werden, bis — seine Spur erlischt. Das Leben und Wirken eines wahren Christen aber und besonders eines in Christo, mit Christo und für Christum arbeitenden Lehrers ist mehr als ein vergänglicher Wassertropfen, der im Nichts verschwindet, es ist (und hier mögen zum Schluß die Worte aus einem Briefe des oben schon erwähnten Seminardirektors Bachofner angeführt werden) „eine Aussaat, die bleibende Frucht hinterläßt. Ich wüßte keinen Beruf, der mehr auf die Zukunft angelegt wäre, als der Lehrerberuf. Wir sind dazu da, bleibenden Einfluß auszuüben. Darin liegt sowohl die Gefahr als die Herrlichkeit unseres Berufs. Denn um Einfluß zu bekommen, brauchen wir Anerkennung, Ehre und Liebe. Da denkt mancher nur an seine Person; die Schule ist ihm nur das Mittel, gerühmt und geehrt zu werden. Gelingt es ihm da nicht, so sucht er neben der Schule einen raschen und sichtbaren Einfluß zu gewinnen in Vereinen, im Geschäft, im Politisieren. Gottlob, es giebt Ausnahmen. Du (so schreibt er an einen jungen Lehrer)

willst dem Himmelreich in den Herzen deiner Schüler den Weg bereiten. Je mehr du dich mit diesem ungemein fruchtbaren Gedanken vertraut machst, desto mehr wirst du das wunderbare Wort Johannes des Täufers verstehen: Er (Christus) muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Denk immer nur an deine Schüler. Ob dir wohl sei oder weh, ob du Ehre oder Schande habest, darauf kommt es nicht an, sondern darauf, ob deine Schüler besser werden. Man stellt dich nicht an, um dir ein behagliches Dasein zu machen, sondern damit du den Kindern zum Segen werdest. Erhebe diesen Gedanken — ich will mich wissenschaftlich ausdrücken — zum Rang einer apperzipierenden Vorstellung dann wirst du ein echter Volksschullehrer."

Etwas übers Berichterstatten.

Es ist wohl allgemein bekannt, wie die Berichterstatter (reporters) von weltlichen Zeitungen rennen und jagen, um allerlei, nur einigermaßen erwähnenswerte Ereignisse und Begebenheiten in Erfahrung zu bringen und über dieselben dann möglichst ausführlich zu berichten. Zu welchen Uebertreibungen solche Berichterstattersucht manchmal führt, soll hier gar nicht erwähnt werden. Auffallend ist es jedoch, welche Parteilichkeit sich dabei gewöhnlich offenbart. Hat ein weltlicher Verein, ein Turnverein, ein Gesangverein, eine Loge oder eine freie Kirchengemeinde eine Festlichkeit, so wird darüber des Langen und Breiten berichtet, als ob das Epoche machende Ereignisse wären. Dabei werden aktiv beteiligte Personen oft mit Lobeserhebungen überschüttet, daß es den Betreffenden oft selbst schwer fallen muß, es zu glauben.

Ganz anders steht es aber mit der Berichterstattung, wenn kirchliche Festlichkeiten stattfinden. Wenn überhaupt darüber berichtet wird, so ist der Bericht meistens ein so kümmerlicher oder entstellter, daß der Leser gar kein richtiges Bild von der Begebenheit erhält, weshalb wir Kirchenleute uns längst dazu bequemt haben, unsere Berichte für die Zeitungen selber zu schreiben. — Wie kommt es nun, fragt man wohl, daß die kirchlichen Angelegenheiten in den weltlichen Zeitungen so wenig berücksichtigt, wenn nicht gar absichtlich gemieden werden?

Der Ursachen mögen verschiedene sein, aber eine ganz besondere ist jedenfalls die, daß man sich von der Seite für kirchliche Angelegenheiten und Begebenheiten sehr wenig interessiert. Was man nicht liebt und wofür man sich nicht interessiert, davon redet und berichtet man nicht gern. Wie steht es unter uns mit der Berichterstattung? Im „Friedensboten" finden wir ja häufig Berichte über Kirchweihen, Orgel- und Glockenweihen, Missionsfeste u. s. w. In den Protokollen der Distrikts-Konferenzen sind Berichte über Innere und Heiden-Mission, über Invaliden, Witwen und Waisen und auch über Gemeindeschulen. Sieht man die einzelnen Protokolle genau durch, so fehlt leider in mehreren ein Bericht über die letztere gänzlich; in anderen wird Klage geführt über mangelhafte Berichterstattung, und die Zentral-Schulbehörde klagte letztes Jahr, daß zehn Distrikts-Schulbehörden gar keinen Bericht eingesandt hätten. — Solche Klagen wiederholen sich von Jahr zu Jahr, so daß man sich verschiedentlich veranlaßt gesehen hat, Strafmaßregeln dagegen zu ergreifen, aber mit wenig Erfolg.

Worin hat nun solche mangelhafte Berichterstattung, resp. gänzliche Unterlassung der Berichterstattung ihren Grund? — Jedenfalls zum großen Teil in dem Mangel an Liebe und Interesse für die Sache. Vielleicht ist es auch hier oder da eine falsche Scham, die von der Berichterstattung abhält. Einer guten Sache soll und braucht man sich nie schämen, wenn sie auch klein und unscheinbar ist. Christus hat sich auch der kleinen Kinder nicht geschämt, sondern ihnen ausdrücklich sein Himmelreich verheißen.

Sollte dies Wort dazu dienen, daß in diesem Jahre die Berichte über Gemeindeschulen etwas zahlreicher und pünktlicher eingesandt werden, so wäre sein Zweck erfüllt und die betreffenden Schulbehörden nicht nur, sondern alle Schulfreunde würden sich darüber freuen. R.

Richard Rothe als Pädagog.

(Aus dem Schweiz. Ev. Schulblatt.)

Es war im Januar vorigen Jahres, als man in der schönen Neckarstadt Heidelberg die Feier des 100. Geburtstags von R. Rothe beging und durch Rede und Schrift das Gedächtnis eines Mannes erneuerte, der fast 30 Jahre lang der dortigen Universität als Professor angehörte und mit seiner geistesmächtigen Persönlichkeit einen tiefgehenden und segensreichen Einfluß auf die akademische Jugend ausübte.

Schon deshalb, weil er ein Lehrer der Jugend war, und zwar einer, der die große Kunst verstand, seine Schüler nicht bloß zu unterrichten, sondern sie auch zu erziehen, ihnen ans Herz zu kommen, schon deshalb verdient er unser Interesse. Aber dies ist nicht das einzige. Er hat auch in seinem berühmten Werk „Theologische Ethik" so wertvolle und praktische pädagogische Gedanken niedergelegt, daß es wohl der Mühe wert ist, sich eingehender mit ihm zu beschäftigen.

Es ist ja keine Frage, daß wir mit seiner Stellung zum Christentum und zu Christo, zur Kirche und zum kirchlichen Bekenntnis nicht in allen Punkten einverstanden sein können, sie war eine merkwürdig freie, und schon manchem war es unbegreiflich, wie er z. B. einer der Stifter des Protestantenvereins werden konnte. Doch wir wollen uns daran nicht stoßen noch aufhalten, sondern gemäß dem Wort: Prüfet alles, und das Gute behaltet! von ihm zu lernen suchen. War Rothe doch ein Mann von einer tiefen, ungeheuchelten Frömmigkeit, erfüllt mit aufrichtiger Liebe gegen jedermann, ein Mann, dem Gott in der That eine Wirklichkeit ersten Ranges war, von dem er sich allenthalben und in jedem Augenblick umgeben und gehoben, gleichsam mit den Augen geleitet und mit den Händen geführt wußte, der in seiner „Ethik" aus persönlichster Erfahrung heraus schreiben konnte: „Es ist ein überschwengliches Gut, für seine Person mit unbedingter Gewißheit einen heiligen, gnädigen Gott zu besitzen — aber ein wahres Gut doch eigentlich nur dann, wenn man einen solchen Gott zur Arbeit an einer bestimmten Aufgabe in der Welt besitzt;" — der aus tiefster Ueberzeugung heraus sprechen konnte: „Das Fundament all meines Denkens ist, das darf ich ehrlich versichern, der einfache Christenglaube, wie er seit achtzehn Jahrhunderten die Welt überwunden hat. Ich weiß keinen

andern festen Punkt, in dem ich für mein ganzes menschliches Sein überhaupt, so auch insbesondere für mein Denken den Anker auswerfen könnte außer der geschichtlichen Erscheinung, welche der heilige Name Jesus Christus bezeichnet." — Und welch hohe Auffassung hatte er von seinem Lehrerberuf! Nicht „Schule" machen wollte er. Was er erstrebte, war, anzuregen und zu eigener Arbeit, zu selbständigem Forschen anzuleiten. Nicht für sich oder für irgend eine Partei suchte er seine Zuhörer zu gewinnen; was ihm am Herzen lag, war, sie derjenigen Unbefangenheit zuzuführen, in der man allein die Wahrheit und sich selber ganz rein und eben deshalb richtig sieht.

Ueber die Art und Weise, wie Rothe mit seinen Schülern zu verkehren pflegte, sagt ein ehemaliger Schüler von ihm: „Seine Freunde nannte er uns immer, und es war dies kein bloßes Wort, es war Wahrheit; was er redete und that, geschah in einem liebevollen Eingehen in eines jeden Eigentümlichkeit; er liebte uns, darum hatte er für die Art eines jeden Verständnis und das rechte Wort; so gab er einem jeden, was er bedurfte, ermunterte den Schwachen, zügelte den Raschen, demütigte den Selbstvermessenen; aber das alles in Liebe! Er trug uns alle auf seinem Herzen. In hohem Grade besaß er die Zaubermacht des Geistes, mit der er das Innerste traf, rührte und weckte. Sein Wesen bewegte sich in Glauben und Freiheit. . . . So stand unser Lehrer unter uns, den lebendigen Christum im Herzen, uns darstellend jenes hochherrliche Leben einer frommen, freien, christlichen Persönlichkeit."

Ein solcher Mann war er nicht nur im Hörsaal; nein, er ließ sich überall und vor jedermann als wahren Christen schauen. „Das eine," sagt Holtzmann, „fühlte jeder, daß für diesen Mann die Religion zur durchgehenden Richtung aller geistigen Bewegungen, daß sie der warme Pulsschlag seines Lebens geworden war." So verstehen wir es, wenn von ihm gesagt wird, selten sei ein Mann durch die Straßen Heidelbergs gewandelt, den alle Begegnenden mit so herzlicher Achtung begrüßt hätten, wie Professor Rothe.

Mit Recht hat ihm nach seinem im Jahre 1867 erfolgten Tode ein Freund nachgerufen: Nun ist's geschlossen dieses Leben,

Ein langes Leben, groß durch stille Thaten,
Ein reines Leben, wahr zum Licht gewendet,
Ein fruchtbar Leben, welches täglich spendet,
Im kleinsten Thun der höchsten Liebe Saaten.

Nun noch einige Gedanken über seine Pädagogik. Wir finden sie, wie schon angeführt, in seiner „Theologischen Ethik" und wollen in nachstehendem versuchen, das Wertvollste kurz zusammenzustellen.

Ueber das Ziel der Erziehung sagt er: Die Erziehung soll die Kinder vom Schlaf aufwecken, sie zu wahrer christlicher Mündigkeit hinanheben, d. h. zu wahrer persönlicher Gemeinschaft mit dem Erlöser in Glauben und Liebe, soll und will aus ihnen durch das Christentum vollkommene Menschen machen, denen nichts Menschliches fremd ist, die als Menschen Gottes zu allem guten Werk geschickt, durch den Geist Christi geheiligt und verklärt sind. Ihre Aufgabe ist Bildung zur wahren Humanität, die zugleich Divinität ist, Entfaltung aller Anlagen und Kräfte zur echten, vollen, menschlichen Persönlichkeit, Herausgestaltung des göttlichen Ebenbildes nach dem Vorbild Jesu Christi, Christianität.

Im einzelnen begreift dieses hohe Ziel in sich die Erziehung zur Frömmigkeit und zur Sittlichkeit, in Beziehung auf letztere besonders zur Pietät und zum Gehorsam.

Der Mensch ist von Gott zur Frömmigkeit und Gottebenbildlichkeit bestimmt. Die Kinder müssen daher ausdrücklich zur Frömmigkeit, und zwar zur christlichen, erzogen werden. Gerade der Umstand, daß die Erziehung jetzt leider die Frömmigkeit im Kinde ganz brach liegen läßt, oder sich doch wenigstens viel zu spät und dann natürlich auch in unangemessener Weise an sie wendet, gerade dies macht es für so viele unserer Zeitgenossen so schwer, zum Christentum und zur Frömmigkeit überhaupt eine klare, sichere Stellung einzunehmen. Die Hauptsache der Erziehung zur Frömmigkeit ist nicht in den Religionsunterricht zu verlegen. (Rothe redet hier in erster Linie von der Familie.) Dieser bringt leicht die Vorstellung mit sich, daß die Religion bloß Lehre sei, und also auch das Frommsein mit dem Lernen einer Religionslehre (eines Katechismus und dergl.) anzufangen sei. Alles Reden von der Religion muß vielmehr bei der Erziehung der Kinder entschieden in den Hintergrund treten. Die Hauptsache ist, daß im Leben der Erzieher, und zwar nicht bloß an vereinzelten Stellen, sondern durch das Ganze hindurch, den Kindern die christliche Frömmigkeit je länger desto mehr zu klarer und zugleich lebendiger Anschauung komme, daß sie in ihr je länger desto deutlicher die eigentliche, alles durchdringende, bestimmende und harmonisch zusammenschließende Seele desselben erkennen. Das ganze Leben muß einen christlichen Typus haben, — darauf kommt es an. Kein Einfluß wirkt auf die Kinder so durchgreifend und mächtig wie dieser mittelbare, weil er ein ununterbrochen fortdauernder ist. Mit ihrem religiösen Gefühl und Gewissen müssen die Kinder die Frömmigkeit zu lernen anfangen. Vor allem sind die Kinder zum Gebet als dem eigentlichen Lebensatem der Frömmigkeit anzuhalten, wenn sie auch damit zunächst nur eine dunkle Ahnung verbinden. Das Kind empfängt durch solche Uebung die Ahnung einer übersinnlichen Welt.

Muß die Erziehung mit dem Anbau christlicher Frömmigkeit beginnen, so darf sie darüber die Kultur christlicher Sittlichkeit in keiner Weise vernachlässigen. Auch dabei kommt es zu allererst auf die Reinigung und Veredlung der sittlichen Gesinnung an. Von frühe an müssen die Kinder darauf eingeübt und daran gewöhnt werden, auf sinnliche Lust und Unlust wenig Bedeutung zu legen, die Vergnügungen gering zu achten und die Anstrengungen nicht zu scheuen, allen bloßen Schein zu verachten und alle Lüge zu hassen. Das höchste Ideal christlicher Tugend, Christus selbst, ist ihnen zeitig nahe zu bringen. Frühzeitig ist ihr Interesse für die allgemeinen sittlichen Zwecke und Güter kräftig zu wecken. Ueber dem universellen Interesse müssen sie ihre eigene armselige Person vergessen und gerade darin ihre Glückseligkeit finden lernen.

Da die kindliche Pietät die Bedingung und Grundlage aller Erziehung ist, so müssen die Erzieher unausgesetzt darauf bedacht sein, diese und mit ihr die echte und schöne Kindlichkeit in den Kindern zu erhalten und zu pflegen. Behutsam müssen sie jede Behandlung der Kinder vermeiden, welche die-

selbe schwächen könnte. Vor allem sollen sie sich hüten, die Kinder zu erbittern und scheu zu machen, da sonst das unbefangene Vertrauen zu ihnen und zu ihrer Liebe und mit ihm die rückhaltslose Offenheit weicht.

Auf der Grundlage dieser Pietät ist dann als Summe alles dessen, was die Erziehung von den Kindern zu fordern hat, der Gehorsam zu pflanzen. Wahrhaft kindlich ist der Gehorsam nur, wenn die Kinder beim Befehlen der Erzieher das Bewußtsein haben, daß diese ihnen nicht aus Willkür gebieten. Solches Bewußtsein läßt sich aber nur dann in ihnen begründen, wenn die Erzieher nie etwas willkürlicherweise ver- oder gebieten aus bloßem Eigensinn, sondern stets nur wahrhaft Sachgemäßes und sittlich Notwendiges.

Um zu ihrem Ziel zu gelangen, kann jedoch die Erziehung der äußeren Zwangsmittel, der Anwendung der Zucht nicht entbehren. Durch sie kommt der Erzieher der Unmacht der Persönlichkeit im Kind wesentlich zu Hilfe. Ohne Strafen und Belohnungen läßt sich die Zucht nicht ausüben. Das pädagogische Strafen sei nicht nur ein gerechtes, sondern auch ein wahrhaft heiliges; ein rachsüchtiges, liebloses oder doch leidenschaftlich heftiges Strafen erschüttert die Sittlichkeit der Kinder im tiefsten Grund. Im Fortgang der Erziehung muß sich mit der Zucht immer mehr die Verständigung verbinden.

Die Erziehung duldet kein spielendes Vorgehen. Sie ist eine Sache des höchsten und heiligsten Ernstes, nicht des Spiels; als Spiel behandelt wird sie den Kinder selbst verächtlich. Sie selbst wollen von den Erziehern zu sich hinaufgezogen sein, nicht aber diese in ihren vergleichsweise noch so dürftigen Zustand hinabsteigen sehen. — Es muß aber auch in der Erziehung weises Maß gehalten werden; gar leicht kann zu viel erzogen werden. Die eigentliche Vollkommenheit besteht in diesem Stück darin, daß der Zögling gar nicht bemerkt, daß er erzogen wird.

Als Erziehungsfaktoren nennt Rothe die Familie, die Schule, das gesellige Leben und endlich die Selbsterziehung, durch welche die Erziehung verhältnismäßig vollendet wird.

Die erste Pflicht der Erziehung haben die Eltern, und zwar beide Eltern. Die Kinder haben ein ausdrückliches, unbedingtes Recht, erzogen zu werden.

Ist die Erziehung der Kinder durch die Eltern eine Unmöglichkeit, so hat der Staat einzutreten und wirksame Fürsorge für die Erziehung der verlassenen Unmündigen zu treffen. Rothe war also damals schon für die Zwangserziehung, die man erst heute in weiterem Umfang gesetzlich einführen will.

Die Schule gliedert sich in Volksschule und Gelehrtenschule. Die Wichtigkeit der Volksschule ist in beständigem Steigen begriffen. Ihre Aufgabe ist, das zur wirklichen mitwirkenden Anteilnahme am Staatsleben unentbehrliche Maß des Wissens allgemein im Volk zu verbreiten. Dieses Maß des Wissens ist als ein sich stets steigerndes zu betrachten; es ist jedoch darauf zu sehen, daß die Intensität des durch die Volksschule verbreiteten Wissens mit der Extension derselben gleichen Schritt halte. Nicht vergessen darf die Volksschule, daß sie wegen der fast unvermeidlichen Unzulänglichkeit der häuslichen Erziehung neben dem Unterricht eine Ergänzung dieser häuslichen Erziehung zu bieten hat. Dabei hat auch die Kirche in ihrem Teil mitzuwirken, und die Geistlichen haben zugleich eine Aufgabe als Volks-

lehrer zu erfüllen. Die wichtigsten Fächer des Volksschulunterrichts sind Lese- und Schreibunterricht, Sprach- und Religionsunterricht und Rechnen. In der Gelehrtenschule muß das Sprachstudium das Fundament des Unterrichts bleiben. Zugleich mit dem Prinzip der Humanität muß sie religiös bestimmt, christlich-national normiert sein; sie soll nicht nur in den Geist der antiken Welt die Schüler einführen, sondern auch den religiösen Sinn für Gottes Wort und Offenbarung anregen.

Noch manches inhaltsreiche Wort wäre aufzuzählen, z. B. über die erziehliche Bedeutung des geselligen Verkehrs, den er als das wirksamste Zuchtmittel gegen eine ganze Reihe menschlicher Untugenden, wie Blödigkeit, Menschenfurcht, Verdrossenheit, Eigensinn, Einseitigkeit u. a. empfiehlt, dann über den Wert der Kunst als Erziehungsfaktor, wobei er Platos Ausspruch als heute noch gültig in Erinnerung bringt: keiner darf aller edleren künstlerisch-idealen Anregung bar sein. Doch es sei an dem Angeführten genug. Wir vermögen aus demselben klar zu entnehmen, wie Rothe, der mit seiner gewaltigen, harmonisch durchgebildeten Persönlichkeit so großen erziehlichen Einfluß ausübte, mit richtigem Blick es erkannt hat, daß es bei dem wichtigen Geschäft der Erziehung hauptsächlich auf die persönliche Tüchtigkeit des Erziehers ankommt. Dies tritt besonders schön zu Tag in einem herrlichen Brief, den Rothe an seine verheiratete Nichte schrieb, die ihn um Rat zur Erziehung ihrer Kinder angegangen hatte. Ist der Brief auch an eine Mutter gerichtet, so ist er doch auch für Lehrer sehr wichtig. Wir führen deshalb den Schluß desselben hier an. Er lautet:

„Ich glaube, Du brauchst für Deinen Zweck nicht große Zurüstungen, ein Einziges genügt — aber auch allein dieses Einzige wird frommen — daß Deine lieben Kleinen in Dir die Christin sehen, das reine, demütige, gläubige, vertrauensvolle und fröhliche Kind Gottes und darin den Herrn Jesus selbst, wie er in Dir lebt. Fehlt dies nicht, so giebt sich alles übrige von selbst; Du behandelst dann Deine Kinderchen, wie der Heiland, der in Dir lebt, sie behandelt, und sie lernen ihn kennen und lieben, indem sie Dich kennen und lieben lernen. Und in demselben Verhältnis, in welchem sie zu Verstande kommen, wirst Du ihnen dann auch verständlich machen können (und andere werden Dir dabei helfen), daß, was sie in der Mutter verehren und lieben, letzlich nicht die Mutter ist, sondern der Herr Christus, der Mutter gnadenreicher Erlöser und der ihrige. Die Mütter sind es, die den Kindern die christliche Frömmigkeit zeigen, sie sie sehen lassen und zwar schon viel eher, als man versuchen kann, sie dieselbe zu lehren. Wir wissen aber alle, wie das Sehen so viel tiefer eindringt in das kindliche Gemüt als das Hören und so den Eindruck von der Realität seines Gegenstandes viel stärker macht. Also sorge nur um das eine, was not thut, nur darum, daß Du selbst immer voller und wahrer eine Jüngerin Jesu werdest, und wenn Du dann eine rechte Christin bist, so wirst Du ja wohl Deine Kindlein — als eine Christin erziehen, d. h. christlich — ohne Zwang und ohne daß Du dazu einer besondern Form bedürftest; denn Du wirst dann in dem allem nur Dich selbst geben.“ Kr.

Pietätloser Lärm am vierten Juli.

Gedanken eines weltlichen Zeitungs-Korrespondenten.

In den lärmvollen Jubel des vierten Juli mischten sich diesmal Töne der Trauer und des Schmerzes über die furchtbare Katastrophe von Hoboken. Angesichts des entsetzlichen Unglücks, dem Hunderte von armen Menschenleben zum Opfer fielen, drängt sich einem ganz von selbst die Frage auf: „Wäre es nicht ein Zeichen feinsinniger Pietät und zarten Taktes gewesen, die Feier auf das Flaggenhissen zu beschränken und den ohrenbetäubenden Skandal fortzulassen?“ Nichts dergleichen. Dem nichtsnutzigen Rüpel, der seine höchste Wonne darin findet, an diesem Tage sich in der ganzen Glorie seiner Freiheitsflegelei zu zeigen und seinen kultivierten Mitmenschen das Leben zur Hölle zu machen, kamen derartige Gedanken nicht. Wie sollten sie auch? So etwas wie Takt und Pietät sind der lieben Jugend, und nicht wenigen ihrer Erzeuger, böhmische Dörfer, dank einer Erziehung, welche die Bildung von Herz und Gemüt völlig außer Acht läßt und die frühzeitige Vertrautheit mit Dollars und Cents für die Quintessenz aller Pädagogik hält. Die seelische Rohheit der „Erleuchteten“ hat denn auch die unerhörte und schmachwürdige Leistung fertig gebracht, unter Freudengeheul Revolverschüsse und bunte Raketen abzufeuern, während sich in der Morgue herzzerreißende Scenen abspielen und die Hospitäler mit den unglücklichen Opfern des Brandes von Hoboken überfüllt sind, die sich stöhnend vor Schmerz auf ihrem Lager wälzen. Scheußlich! Und das sind dieselben Leute, die sich bei jeder unpassenden Gelegenheit als die einzigen wahrhaft zivilisierten Menschen aufspielen. Wegen der lumpigen 300 Toten und mehr dem jugendlichen Vandalen seine idiotische Knallerei verbieten — das ist die Geschichte doch nicht wert! Der Lausbub muß seinen Willen haben, damit nur ja das kostbare Freiheitsgefühl in ihm nicht verkrüppelt werde und das Bewußtsein, daß er das Recht hat, auf Kosten seiner Mitmenschen rücksichtslos zu thun und zu lassen, was ihm beliebt. Sonst würde er ja niemals ein waschechter Amerikaner werden. „Der Mangel an Ohrfeigen,“ pflegte ein Freund von mir in solchen Fällen achselzuckend zu sagen, und ein anderer, der jeden Sonntag zur Kirche geht, hat als Erklärung den Ausspruch bereit: „Mangel an religiöser Erziehung!“ Vielleicht haben sie beide recht. Und während sie im Innern der ausgebrannten „Saale“, der „Bremen“ und des „Main“ die verkohlten Ueberreste derjenigen sammelten, die noch vor wenigen Tagen vergnügte Menschenkinder waren, und während sie immer neue Tote, schrecklich verstümmelt, unter den Trümmern der verbrannten Docks und aus dem Fluß auffischten, knatterte es auf der anderen Seite des Flusses lustig von allerlei Feuerwerk und stiegen am Abend Raketen und Leuchtkugeln hoch in die Luft. Und da wundert man sich über die Jugend, die nach den Philippinen zieht, zum „Niggerhunting“, zur fröhlichen Negerhatz, dem würdigen Seitenstück zum famosen „Pigsticking“ oder Schweinestechen der Engländer im Kriege gegen die Buren. Oder liegt der Grund dieser gemeinen Gemütsrohheit tiefer? Haben wir's auch da wieder mit einem echt angelsächsischen Erbstück zu thun? Gemütsmenschen sind sie ja alle, diese lieben angelsächsischen Verwandten.

Kirchliche Rundschau.

Das allgemeine Missionskomitee der Bischöflichen Methodistenkirche hat seine letzte Jahresversammlung, Mitte November v. J., in New York abgehalten. Da die Einnahmen des verflossenen Jahres geringer waren als im Vorjahre ($1,223,904 gegen $1,236,544), so mußten auch die Verwilligungen verringert werden. Eine Schuld von $30,254 war noch aus früherer Zeit vorhanden; dazu kam noch ein Defizit von $19,557 für das letzte Jahr, so daß die Schuld beinahe $50,000 betrug.

Die Missionsgebiete, welche sich über den größten Teil der Erde verteilen, und die für dieselben gemachten Bewilligungen, werden vom „Apologeten" in folgender Reihe aufgeführt. In Asien: die sechs indischen Konferenzen mit $140,500 und die malayischen Inseln mit $25,250. Davon sind $15,000 für die Philippinen unter der Bedingung verwilligt, daß sie durch eine besondere Sammlung aufgebracht werden. In Afrika: Drei Missionsgebiete mit $29,863. In Südamerika: Zwei Felder mit $74,504. Im Anschluß daran ist auch Mexiko mit $48,547 angeführt.

In Europa ist Deutschland an erster Stelle mit $36,023 genannt, wovon $200 für Oestreich. Die Schweiz ist mit $7313 bedacht, Norwegen mit $12,188, Schweden mit $16,042, Dänemark mit $7365 und Finnland und Petersburg mit $5375. Auf Bulgarien werden nur $7868 verwendet, auf Italien dagegen $40,183.

In Asien haben die fünf chinesischen Konferenzen $116,016 erhalten, die zwei Konferenzen in Japan $48,545; während Korea $17,000 zugeteilt wurden.

Auf dem Gebiet der „einheimischen" Mission wurde für die Mission unter den Chinesen in California $2000 und für die in Utah $10,000 angesetzt. Letztere Summe aber unter der Bedingung, daß sie durch eine besondere Sammlung aufgebracht werde. Die zehn deutschen Konferenzen erhielten $11,500. Für die Mission unter den Wallisern wurden nur $1139 verwilligt, dagegen für die unter Norwegern und Dänen $19,870. Den zehn schwedischen Konferenzen wurden $31,980 zugewiesen. Die französischen Missionsgebiete in Louisiana, Neuengland und Chicago erhielten $4557. Auf die Böhmen und Ungarn sollen $9432 verwendet werden, auf die Italiener aber $11,483. Die portugiesische Mission in Massachusetts erhält $1075 und die japanesische an der Pacificküste $8820. Für die spanisch redenden Bewohner der Vereinigten Staaten, mit Einschluß von Porto Rico wurden $23,818 verwilligt; während den Finnländern die Ehre der kleinsten Verwilligung, $490, zufiel. Alaska wurden $4500 gewährt nebst $500 die durch besondere Gaben aufgebracht werden sollen.

Die Totalsummen werden in folgenden Ziffern vom „Apologeten" gegeben: Für die „auswärtige Mission" $625,324; für die „einheimische Mission" $472,791; für „verschiedene stehende Posten" $120,160; und „für die Schuld" $23,904. Die Gesamtsumme beträgt $1,242,179.

Uebersieht man die in christlichen Ländern liegenden Missionsgebiete, so bemerkt man leicht, daß sie mit Ausnahme von Italien und Bulgarien auf entweder ganz oder vorzugsweise protestantischen Gebieten liegen. Selbst in der Schweiz ist die methodistische Missionsthätigkeit „bisher ausschließlich auf die protestantischen Kantone beschränkt worden." Während auf diese protestantischen Gebiete über $84,000 verwendet werden, kommt auf

Oestreich $200 und auf Frankreich nichts, ebenso wenig auf Belgien. Daß man gegenwärtig von Amerika aus nicht wohl in Spanien missionieren kann, ist zwar begreiflich, aber auffallend ist dieses Bestreben, nur die Seelen der Protestanten zu retten, während man die Katholiken ihrem Schicksale überläßt. Sollte wirklich den katholischen Bewohnern Europas das Evangelium weniger vonnöten sein als den evangelischen? Es ist unter diesen Umständen leicht begreiflich, wenn man seitens der evangelischen Kirchen des nördlichen Europas der methodistischen Missionsthätigkeit den Vorwurf macht, daß es ihr nur um die Ausbreitung der Methodistenkirche zu thun sei, und daß „Seelenrettung" nur die Bezeichnung des Methodismus für seine eigene Verbreitung sei.

Die Mission in Bulgarien würde man gerne aufgeben, wenn nur jemand da wäre, der sie übernehmen wollte. „Es ist die wohlbegründete Ueberzeugung des Komitee," — sagt der „Apologete" — „daß diese Mission aufgegeben werden sollte, sobald man irgendwie für die bestehenden Glieder geeignete Seelsorge finden kann. Die Appropriation wurde um $1000 reduziert und beschlossen, Unterhandlungen betreffs Uebertragung des Werkes und des Eigentums an irgend eine andere evangelische Missionsbehörde zu erneuern."

Die Presbyterianer sind der Revision der Westminsterkonfession insofern näher gekommen, als sich eine Majorität der Presbyterien dafür ausgesprochen hat. Wie weit sie aber noch davon entfernt sind, wird noch kein Mensch sagen können. Denn jetzt ist die große Frage die: Wie soll revidiert werden? Bis zu einem gewissen Grade ist zwar auch diese schon beantwortet, indem die Annahme der Revision durch die Bejahung der von dem Fünfzehner Ausschuß gestellten Frage geschah: Wünschen Sie, unsere jetzigen Glaubenssätze durch ein kürzeres Bekenntnis der Lehren ergänzt zu sehen, „welche vollen Glauben unter uns finden," und zwar so ergänzt, daß dies kürzere Bekenntnis in einfacher Sprache den Glauben der Kirche ausdrückt, der mit der in der Heiligen Schrift enthaltenen Lehre im Einklang steht und von den Reformierten Kirchen festgehalten wird?"

Bis aber dies kürzere Bekenntnis so formuliert ist, daß es in der ganzen Presbyterianerkirche vollen Glauben findet, wird noch viel geredet und noch viel Tinte vergossen werden.

Während nun die Bewegung für Revision in den Gang gebracht worden ist, hat man auf der andern Seite mit einem Male die überraschende Entdeckung gemacht, daß eine Revision gar nicht nötig sei, denn die Westminsterkonfession enthalte die unannehmbaren Lehren, um derer willen man sie ändern wolle, gar nicht. Zum Beweis dieser Behauptung beruft man sich auf den dritten Satz des 10. Kap. der Westminsterkonfession, wo es heißt: „Erwählte Kinder, die im Kindesalter sterben, werden wiedergeboren und gerettet durch den Geist, welcher wirkt wann, wo und wie er will; ebenso alle andern erwählten Personen, die nicht imstande sind durch den Dienst des Wortes berufen zu werden." Da sei es doch deutlich zu lesen, daß hier nur von dem Seligwerden der erwählten Kinder die Rede sei, aber keineswegs von der Verdammnis der Nichterwählten. Von diesen werde überhaupt nichts gelehrt, also auch nicht, daß sie verdammt würden; ja es wird sogar von manchen Gegnern der Revision behauptet, die Verfasser der Konfession hätten sich bloß als nicht berechtigt angesehen „ihre eigenen Hoffnungen

und Annahmen“ dem Bekenntnis einzufügen, da sie verpflichtet gewesen seien, in demselben einfach darzulegen, was die Bibel lehre. Im andern Falle würden sie wohl die Worte „alle Kinder“ gebraucht haben, da man auf Grund der Bibel zu der Annahme berechtigt sei, daß alle die, welche in der Kindheit sterben — besonders aber die Kinder gläubiger Eltern — zu der Zahl der Erwählten gehören.

Es gehört sehr wenig Kenntnis der Dogmengeschichte und ziemlich viel Dreistigkeit dazu, der Westminsterkonfession diesen Sinn und ihren Verfassern eine solche Anschauung unterzuschieben. Daß alle Erwählten, aber auch nur die Erwählten, selig werden, stand ihnen ebenso fest, wie das, daß alle Nichterwählten ohne Ausnahme verloren gehen, und gar nicht selig werden können; wie sie es auch im nächsten Satze unmißverständlich aussprechen.

Der Gustav-Adolf-Verein hat im verflossenen Jahre an Unterstützungen für evangelische Gemeinden beinahe 1,500,000 Mark ($370,000) aufgewendet. Die Arbeit des Vereins beschränkt sich freilich nicht auf das Deutsche Reich, sondern er zieht noch weite Gebiete in den Bereich seiner Thätigkeit hinein. Ueber die Stellung des Vereins in nationaler Beziehung wurde in der Eröffnungsrede gesagt: „Der Gustav-Adolf-Verein ist . . . auf deutschem Boden erwachsen, und wie innig Deutschtum und Evangelium mit tausend Fasern verwachsen sind, das fühlen wir nicht nur selbst, sondern das fühlen wir auch aus besonders ernster Erfahrung in Ungarn und Siebenbürgen und in den östlichen deutschen Provinzen. . . . So warm der Gustav-Adolf-Verein seine Fürsorge den deutschen Glaubensbrüdern zuwendet, so darf er doch nie vergessen, daß er evangelischer Gustav-Adolf-Verein heißt. . . . Er unterstützt Franzosen und Italiener, Magyaren und Slovenen und Czechen. Das Evangelium ist brückenbildend zwischen den Völkern; die Reformation, die das Eigenrecht jedes Volkes anerkennt, schafft zugleich eine evangelisch geistige Gemeinschaft über sprachliche und nationale Zäune hinüber, indem das Evangelium zugleich die Kraft nationalen Lebens und ebenso eine internationale Macht ist. Wenn bei den Czechen und Polen die Kraft evangelischer Bewegung und evangelischen Lebens um sich griffe, es würde die polnische und czechische Frage sich mildern.“

Auch die konfessionelle Frage wurde berührt, indem nämlich für die lutherischen „Gotteskasten“ der Anspruch erhoben wurde, daß ihnen in der Diasporaarbeit das wichtigste Stück zukomme, nämlich „die Errichtung von Gemeinden und Predigtstationen, Ausbildung und Anstellung von Predigern“. Dem Gustav-Adolf-Verein überläßt man dann das „Nebensächliche, den Bau von Kirchen, Pfarrhäusern und Schulen“. Da der oder die Gotteskasten nur solche Gemeinden unterstützen, deren Luthertum ein antireformiertes und antiunionistisches ist, so würde ein derartiges Zusammenarbeiten den evangelischen Gustav-Adolf-Verein in den Dienst des exklusiven lutherischen Konfessionalismus ziehen. Oder, mit einem Wort, der Gustav-Adolf-Verein darf die Hauptlast tragen, während der Gotteskasten einen nur geringen Anteil daran tragen, aber dafür die von ihm unterstützten Gemeinden geistig beherrschen will. Oder wie es der Bericht des Gustav-Adolf-Vereins ausdrückt: „Ziffernmäßig würde sich diese Arbeitsteilung so gestalten, wie aus den Berichten einzelner lutherischer Gemeinden, die von beiden Vereinen unterstützt werden, hervorgeht, daß der Gotteskasten jährlich so viel Hunderte, als der Gustav-Adolf-Verein jahrelang Tausende von Mark zu geben hätte, wie z. B. die im Vorjahre den bayerischen Lutheranern

gewährten Unterstützungen so viel betragen, wie die Gesamteinnahme der deutschen lutherischen Gotteskasten."

Es wird dann darauf hingewiesen, daß „sämtliche als dem Gotteskasten eigentümlich bezeichnete Werke auch vom Gustav-Adolf-Verein unterstützt worden sind, wie die angeblich nur dem Gotteskasten zugehörigen Gemeinden, Liebstadtl (erhielt vom Gustav-Adolf-Verein bis 1899 die Summe von 52,137 Mark), Wilimo (erhielt 16,045 Mk.), Waltersdorf (erhielt 1632 Mk.), das Lutherstift in Königgrätz (16,796 Mk.), wie überhaupt die Berichte des Gotteskastens über die lutherische Diaspora unter Katholiken doch nur ganz vereinzelt Namen aufweisen, die sich bei uns (Gustav-Adolf-Verein) nicht finden; die lutherischen Theologen, die durch die vom Gustav-Adolf-Verein gewährten Stipendien und von ihm unterstützten und geförderten Anstalten unterstützt worden sind, . . . sind sicher mehr als die 150, die für den Gotteskasten aufgezählt werden. Und von den über 100,000 Mk. festen Bewilligungen, die allein der Zentralverein (des Gustav-Adolf-Vereins) jährlich giebt, ist der größte Teil Unterstützung für Pfarrgehalte."

„Auch der sächsische Gotteskasten" — wird weiter gesagt — „hatte in seinem Bericht über das Jahr 1899 unter irriger Anwendung auf etliche bayerische Gemeinden jene grundsätzliche Unterscheidung angenommen. Da wandte sich Anfang d. J. (1900) die wichtige böhmische Gemeinde Leitmeritz, die fünfzehn Jahre lang vom Gotteskasten sehr ansehnlich für den Vikargehalt, vom Gustav-Adolf-Verein noch gar nicht unterstützt worden war, wegen Kirchbaues an den Zentralverein; während bei der Jahresversammlung des sächsischen Gotteskastens erklärt wurde, daß man bei den bedeutend gewachsenen Mitteln die Thätigkeit auch auf andere Gebiete, zuerst Steiermark, erweitern wolle. Der Zentralverein, der jene Unterscheidung, die auch hier beabsichtigt schien, in keiner Weise anerkennen kann, und der der Ueberzeugung ist, daß vielmehr klare Scheidung der Arbeitsgebiete für das Verhältnis beider Vereine zueinander und auch für die von ihnen versorgte Diaspora weit förderlicher ist, als wenn sie sich an immer neuen Stellen begegnen, hat darum die Unterstützung von Leitmeritz abgelehnt und dem Gotteskasten überlassen."

„Der Unterschied zwischen Gotteskasten und Gustav-Adolf-Verein ist vielmehr lediglich der, daß dieser auch der katholischen Kirche gegenüber nur Lutheraner als Glaubensgenossen im Sinn von Gal. 6, 10 anerkennen will. Wir halten dem gegenüber unseren oft dargelegten und begründeten Standpunkt, von dem aus auch wir, wie unsere Väter, dies Werk unter Gottes Segen treiben, mit aller Entschiedenheit fest. Doch wollen wir darüber nicht mit andern rechten, wollen keinen Streit haben, am allerwenigsten einen solchen in die Diaspora tragen, sondern so viel an uns ist, schiedliche, friedliche Arbeit. Aber wir wollen, und sind gewiß, daß dies auch im Sinn strenger Anhänger des Gotteskastens ist, diesen Unterschied durch einen willkürlich angenommenen nicht verdecken zu lassen, wenn auch in weiten Kreisen der lutherischen Gemeinden ein Verein, der sich als notwendige Ergänzung des Gustav-Adolf-Vereins auch auf seinem Gebiet hinstellt, auf weit mehr Teilnehmer rechnen kann, als einer, der sich in so prinzipieller Weise von ihm scheidet. Wir würden auch die für die lutherische Kirche so segensreiche Geschichte des Vereins verleugnen, wollten wir in irgend einer Weise anerkennen, oder auch nur unwidersprochen lassen, was dort (nämlich in der dritten Auflage der theologischen Realencyklopädie. D. R.) behauptet wird,

„daß dem Gotteskasten hinsichtlich der zerstreuten Lutheraner das wichtigste Stück der Diasporaarbeit zugewiesen ist."

Ueber die evangelische Bewegung in Oestreich wird u. a. gesagt: „Wenn nach der statistischen Uebersicht des letzten Jahres Oestreich diesseits der Leitha 241 evangelische Gemeinden (152 augsburgischen, 89 helvetischen Bekenntnisses) mit etwa 140,000 Seelen zählt; in unsern Unterstützungsauszügen aber, in denen auch Schulen und Filialgemeinden, wie Predigt stationen mitgenannt werden, auf Oestreich 449, also fast doppelt so viele Nummern kommen, so haben wir einen Eindruck davon, was Oestreich für den Gustav-Adolf-Verein und dieser für Oestreich bedeutet. . . .

„Nicht äußerlich großartige Erfolge hat die Bewegung im Laufe des letzten Jahres gehabt, aber gesunde. Nicht viele neue Namen von Gegenden werden genannt, aber wo voriges Jahr evangelische Kreise waren, sind jetzt Gemeinden, wo Gemeinden waren, sind Kirchen im Bau, sind Vikare, oder solche, die es gerne werden möchten. Die Hauptherde sind noch immer das nördliche Böhmen und Steiermark, aber von Böhmen ist es auf das nördliche Mähren übergesprungen und in den Alpenländern werden wenigstens die Städte lebendig. . . .

„Inwieweit auch Tschechen an dem allen teilnehmen? In Neu-Paka ist ein Huß-Denkmal errichtet worden, und es wird berichtet, daß es nicht nur dem böhmischen Nationalhelden, sondern auch dem Zeugen des Evangeliums gilt, daß gerade dort auch mehrfach Uebertritte stattgefunden haben. Die herrnhutische Brüdergemeinde hat in Erinnerung an ihren Ursprung von den böhmisch-mährischen Brüdern die Evangelisation unter den Tschechen sich zur Aufgabe gestellt." . . .

„Nicht die äußeren Mittel, vielmehr die geistlichen Kräfte zu beschaffen, das war die schwerste Aufgabe. . . . Etwa 40 reichsdeutsche junge Theologen sind ins Land gekommen, um dort den Brüdern und der Sache des Evangeliums zu dienen. . . . Offene Angriffe und, was noch lästiger war, endlose Schwierigkeiten, sind ihnen begegnet. Wird der Zufluß anhalten, auch wenn vielleicht in Deutschland Mangel an Theologen eintreten sollte? . . . Das Verlangen nach mehr Theologen ist durch den wachsenden Bedarf in erster Linie gestellt worden."

Die Allgemeine Lutherische Konferenz ist auf September d. J. nach Lund in Schweden eingeladen worden und die Leiter der verschiedenen Teile derselben haben die Einladung angenommen. Merkwürdiger als dieses ist aber die Begründung der Annahme der Einladung durch die Häupter des hannoverschen und mecklenburgischen Luthertums: „Wenn es hier zuweilen den Anschein gewinne, hieß es, als hätte die lutherische Kirche kaum noch das Recht einer eigenen selbständigen Existenz, von dem großen Schwamm der evangelischen Kirche würde alles aufgesogen, so könnte es nur erwünscht sein, daß sie auch einmal in ihrer ökumenischen Größe klar und offen zu Tage trete, und daß die Lutheraner Deutschlands sich mit den Glaubensgenossen in andern Ländern enger zusammenschließen." — Diesen Bericht hat die „Allg. Ev.-Luth. Kztg.", wie sie selbst sagt, der hannoverschen Pastoralkonferenz entnommen. Es wurden also in jener Versammlung „lutherisch" und „evangelisch" als unvereinbare Gegensätze behandelt. Es kann nun sein, daß die in der Versammlung gebrauchte Form mehr der Ausdruck einer Stimmung als das Ergebnis vorsichtiger Ueberlegung ist, aber diese Stimmung ist doch bezeichnend. Man hat über dem

„lutherisch“ ganz und gar vergessen, daß man auch „evangelisch“ ist, oder es wenigstens sein sollte. Auffallend ist aber jedenfalls der Umstand, daß diese Entgegensetzung von „lutherisch“ und „evangelisch“ ohne ein beanstandendes oder klarstellendes Wort durch zwei tonangebende Blätter lutherischer Richtung hindurchgegangen ist. Da hat man doch sicher Zeit und Gelegenheit gehabt, den doch etwas bedenklichen Ausdruck näher zu besehen und zu überlegen. Oder sollte man wirklich der Meinung sein, daß „evangelisch“ und „lutherisch“ unverträgliche Begriffe sind?

Mit welchem Eifer und mit welchem Unverstand das Luthertum auftreten kann, hat sich wieder bei dem Jahresfest der in Bayern bestehenden „Gesellschaft für Innere und Aeußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche“ gezeigt. In einem Vortrag über „Heiligung des Namens Gottes“ wurde in der Reihe der Dinge, durch welche der Name Gottes entheiligt wird, das „Meßopfer des Katholizismus“ und „die Union“ unmittelbar nebeneinander aufgeführt. — Und dabei giebt es immer noch Leute, welche diesen bayrischen Lutheranern das rechte und volle Luthertum absprechen wollen.

Ueber die Zukunft des Luthertums hat sich der frühere Pastor Hoffmann in Halle, welcher sich seinerzeit sehr ablehnend gegen die Unionstheologie von Julius Müller und Tholuck verhielt, schon im Jahre 1879 in seinem Tagebuche folgendermaßen ausgesprochen: „Blicke ich auf die Vergangenheit zurück, so finde ich, daß die trennenden Unterschiede von lutherisch und reformiert sich mehr und mehr abgeschliffen haben, sowohl was Lehre als was Kultus und Verfassung der Kirche betrifft. . . . In diesem Hergang sehe ich die providentielle Anbahnung einer Vereinigung der getrennten Kirchenkörper. Blicke ich auf die Gegenwart, so finde ich viel mehr Anzeichen von Zersetzung als von Konsolidierung des lutherischen Kirchenkörpers. Zerfall zwischen dem Luthertum innerhalb der preußischen Union einerseits und dem landeskirchlichen Luthertum von Sachsen, Hannover u. s. w. anderseits, Zerfall zwischen den lutherischen Landeskirchen und den lutherischen Freikirchen, Zerfall zwischen diesen Freikirchen selbst. Die doch eines Glaubens und Bekenntnisses sein wollen exkommunizieren sich gegenseitig. . . . Ich glaube auch darin die Hand des Herrn zu sehen, welche beschäftigt ist, das Bauwerk der lutherischen Kirche abzutragen, und ein neues aufzurichten. Blicke ich in die Zukunft: so deucht es mir, daß da ein Entscheidungskampf um die große Frage: ob Christentum oder Antichristentum heranzieht, gegen den doch der Streit um die Abendmahlsauffassung ein Geringes ist. — Das Resultat meiner Gedanken ist, daß ich nicht an die Zukunft der lutherischen Kirche glaube, vielmehr glaube, daß der Herr eine neue Gestaltung mit seiner Kirche, soweit sie auf dem Grunde des Evangeliums steht, anbahnt. . . . Daß die Kernpunkte lutherischer Lehre die Wahrheit treffen, bin ich nach wie vor überzeugt. Es frägt sich nur, ob dieser Schatz nur durch kirchliche Absonderung von gläubig bekennenden Kirchengemeinschaften gewahrt werden kann, gegenüber denen, die von der Gegenwart des Herrn im Abendmahl anders denken? Der Herr hat bessere Mittel, um seine Wahrheit zu erhalten und durchzusetzen, als die Exklusivität.“

Der englische Kirchenkongreß hat sich im Jahre 1900 in Newcastle-on-Tyne gegen Ende September versammelt. Er wies die gleiche Vielfarbigkeit der in der Kirche von England vertretenen Richtungen auf

wie sein Vorgänger; aber es ist doch bemerkenswert, daß diese Leute mit so weit auseinandergehenden Anschauungen sich wenigstens so weit vertragen, daß sie freiwillig an einer gemeinsamen Versammlung teilnehmen, wobei die Sonderbestrebungen und die Parteiansichten sich doch in gewissen Schranken halten müssen.

Die Ausführung des Themas: „Die Arbeit in der Heimat" gab einen Ueberblick über die kirchliche und religiöse Entwicklung Englands von 1800 bis 1900. Das erste bedeutsame Ereignis war die Gründung der „Church Missionary Society" 1801. Im Jahre 1811 wurde von kirchlicher Seite durch Gründung der Nationalgesellschaft versucht, eine allgemeine Volksschulerziehung anzubahnen. 1807 wurde der Sklavenhandel und 1833 die Sklaverei abgeschafft. Im nämlichen Jahre erschien auch der erste Oxforder Traktat. Neben und gegenüber den Vertretern des Traktarianismus werden aber auch Maurice und Kingsley genannt, die der Kirche den Geist der Duldsamkeit und Freiheit einflößten. Auch die Thatsache der starken Ausbreitung des Christentums wurde hervorgehoben: 1800 habe es etwa 200 Millionen Christen gegeben, gegenwärtig beinahe 500 Millionen.

Bei der Behandlung der Frage: Was war die englische Reformation und in wie weit sind wir heute noch an ihre Grundsätze gebunden? traten wohl verschiedene Anschauungen zu Tage — Luther, Kalvin und Knox wurden von einem Redner als Häretiker hingestellt, während ein anderer diese Auffassung bestritt — aber im Ganzen schienen die katholisierenden Anschauungen zu überwiegen, wenn auch mehr im Sinne des Altkatholizismus als in dem Roms.

Viel liberaler dagegen zeigten sich eine Anzahl der Redner des Kongresses bei den Verhandlungen über die Kritik des Alten Testaments. Immerhin aber verstand man es auch hier Maß zu halten.

Wenn auch in Bezug auf die Autonomie der Kirche keine völlige Loslösung der anglikanischen Kirche vom Staate gewünscht wurde, so wurde es doch als ein unerträglicher Uebelstand bezeichnet, daß ein aus Mitgliedern der verschiedensten Konfessionen zusammengesetztes Parlament auch über die inneren, rein kirchlichen Fragen zu entscheiden hat. Es wurde verlangt, daß diese Dinge entweder an eine erweiterte, umgestaltete Konvokation, oder an eine Nationalsynode verwiesen werden sollte. Da man aber in beiden Fällen auch eine Vertretung des Laienelements forderte, so tauchte unvermeidlich auch die Frage nach der kirchlichen Wahlberechtigung auf. (Vergl. „Theol. Mag.", 1900, Seite 74 und 76). Ob jeder Getaufte und Konfirmierte oder nur die Kommunikanten als wahlberechtigt gelten sollten, das war die Frage, die auch diesmal wieder erörtert, aber nicht entschieden wurde.

Der letztjährige deutsche Katholikentag hat schon im September stattgefunden, nur fehlte uns in der vorhergehenden Nummer der nötige Raum für einen Bericht. Der Druck den die römisch-politische Maschine und der Zug, den das schöne Bonn am Rheine ausübte, hatten zusammengewirkt, um eine ungemein große Versammlung zustande zu bringen. Auch das Festessen verlief nach der „Kölnischen Volkszeitung" „großartig. Die Küche war tadellos und die Stimmung ausgezeichnet." Auch sonst hat man die Tage der Versammlung zu genießen verstanden. Warum denn auch nicht. Erregte oder ermüdende oder gar aufreibende Debatten giebt es vielleicht hinter den Kulissen, aber auch da wohl selten, denn wozu

sich den Kopf zerbrechen über das, was man sollte und könnte, wenn schließlich sich doch alles nach dem Kommandowort von Rom her bewegt. Vollends aber in den Generalversammlungen ist es schön. Jeder Redner der auftritt, wird mit mehr oder weniger Beifall „überschüttet“, und alle Resolutionen werden einstimmig gefaßt. Man braucht also, wenn man bloßer Teilnehmer an einer solchen Versammlung ist, sich nicht mit allzu vielen Gedanken zu plagen, oder mit schwierigen Entscheidungen zu quälen. Das alles wird einem fertig vorgelegt.

Aus dem „reichen Kranz herrlicher Resolutionen“, die einstimmig beschlossen wurden, wollen wir nichts herausnehmen, denn eine Anzahl derselben gehören nun einmal zu den hergebrachten Formalitäten der Katholikentage, denen man sich eben, weil es Brauch ist, unterzieht. Andere dieser Resolutionen sind allerdings der Sache nach Anweisungen an das Heer von Priestern, Lehrern, Litteraten und Politikern, die im Dienste Roms stehen.

Interessanter als diese Beschlüsse war das Auftreten des Pater Bonaventura, den der Führer der Zentrumspartei Lieber als einen neuen Peter von Amiens bezeichnete. Zu einem neuen Kreuzzug rief er in der That auf; nur daß das Ziel desselben nicht in Palästina, sondern in Deutschland selber liegen soll: „Deutschland muß wieder eins werden im alten Glauben!“ Bis es dahin kommt, mag es immerhin noch eine ziemliche Zeit dauern; wenigstens klagte Pater Bonaventura darüber, daß Deutschland von Jahr zu Jahr mehr evangelisch werde.

Eine eigentümliche Theorie wurde in einer Nebenversammlung von dem Seminarprediger Lausberg dargelegt: Die beiden Naturen des Gottmenschen sind in zwei Autoritäten vertreten: in Papst und Kaiser. Der Papst sei der berufene Vertreter des Erlösers nicht nur der Würde, sondern auch dem Geiste und der Kraft nach. Er sei also Vertreter der göttlichen Natur Christi. Dies offenbart sich durch sein Wirken und sein Beispiel. Durch ihn werde den katholischen Christen das geistige Erbgut des Erlösers zu teil. Ehre gebühre aber auch dem Kaiser, der den Menschen Christus vertrete, er habe so die Autorität, der man im Namen des Erlösers Ehre in weltlichen Dingen erweisen müßte. Und die Huldigung, die man dem Kaiser darbringe, sei in gewissem Sinne auch eine Huldigung an den Erlöser.

Es ist nicht leicht zu sagen, was der Redner mit dieser Darlegung wollte. Wollte er nichts weiter als seinen Anschauungen über Papsttum und Kaisertum Ausdruck verleihen, so ist die Naivität seiner Vorstellungen allerdings etwas Bewundernswertes. Er kann sich das Kaisertum nur als römisches Kaisertum im mittelalterlichen Sinne denken: ein römischer Pontifex und ein Kaiser. Wie sich mit diesen Anschauungen die Forderung der Wiederherstellung des Kirchenstaats reimt, scheint ihn gar nicht zu beunruhigen, obwohl er konsequenterweise dem Kaiser alle weltliche Herrschaft zusprechen müßte.

Es kann aber auch sein, daß die Anschauung nur eine künstlich gemachte Vereinigung von ultramontanem und nationalem Bewußtsein ist. Ultramontan muß man sein und national möchte man auch sein. So hilft man sich so gut man kann, um zwei Herren zu dienen.

Oder es mag das Ganze nur darauf berechnet sein, den Nichtultramontanen die Loyalität der Gläubigen im schönsten Schimmer mittelalterlicher Romantik zu zeigen. Dann ist die Sache nicht ohne Geschick arrangiert.

Obwohl die östreichische Regierung gegenwärtig gerade so willig ist, alles gegen den Protestantismus zu thun, was in ihrer Macht steht, als sie es jemals war, so ist doch der Papst unzufrieden. Oft genug kommen Fälle vor, in denen die Regierungsorgane den Protestanten gegenüber ihre gesetzlichen Befugnisse überschreiten, aber das alles scheint in Rom nicht zu genügen. Man will dort nicht begreifen, daß die Zeiten andere sind, als in den Tagen des dreißigjährigen Krieges oder der Vertreibung der Evangelischen aus Salzburg. Daher hat man im Vatikan die östreichische Regierung absichtlich beleidigt. Der Erzbischof Stadler von Serajewo, der wegen seiner politischen Agitation vom Kaiser Franz Joseph scharf getadelt worden war, ist in Rom vom Papste auf das Schmeichelhafteste empfangen und belobt worden. Ebenso hat sich der Papst einer östreichischen Erzherzogin gegenüber sehr scharf über die kaiserliche Politik ausgesprochen. Infolge davon ist eine Verstimmung in Wien eingetreten, die aber, wie es scheint, noch lange nicht zu dem Gedanken führt, daß man überlegt, ob man sich von Rom los machen wolle. Man wird auch von Rom aus alles mögliche thun, um eine Regierung wie die östreichische, welche der Kurie so bereitwillig den „weltlichen Arm" leiht, nicht so schnell aus dem römischen Dienst zu entlassen.

Ein französischer Priesterkongreß hat vom 10.—13. September in Bourges getagt. Es hat sich auf demselben gezeigt, daß die katholische Priesterschaft Frankreichs keineswegs durch und durch ultramontan ist, wie sie es vor zwei bis drei Jahrzehnten zu sein schien, da keine Anzeichen einer freieren Richtung — wenn eine solche vorhanden war — nach außen durchdringen konnten.

Eine ähnliche Versammlung hat schon vor vier Jahren in Reims stattgefunden. Der dortige Erzbischof hatte aus Anlaß oder vielleicht unter dem Deckmantel der 1400jährigen Feier der Taufe Chlodwigs den Versuch gemacht, einer freieren Richtung unter dem französischen Klerus die Möglichkeit der Aeußerung und Verständigung zu gewähren.

Der letzte Kongreß hat den von 1896 weit übertroffen. Derselbe hat nicht, wie man in einem Weltausstellungsjahre hätte erwarten können, in Paris getagt, weil der dortige Erzbischof sich offen dagegen ausgesprochen hatte. Dagegen ist der Erzbischof von Bourges dem Kongreß freundlich entgegengekommen. Darin liegt der Grund, warum gerade dieser Ort gewählt wurde. Auch eine Anzahl „reaktionärer" Priester hatten sich auf dem Kongreß eingefunden, in der Absicht, eine Spaltung in denselben hineinzubringen, was ihnen aber glücklicherweise nicht gelang.

Nach der Begrüßungsrede des Erzbischofs von Bourges erhielt der Generalvikar des Erzbistums Albi, Abbé Birot das Wort. In seiner Rede „über die Liebe zu unserem Vaterlande und zu unserer Zeit", wies er offen auf die vom Klerus begangenen Fehler hin, indem er u. a. folgendes ausführte: „Haben wir unser Land lieb, so haben wir doch weniger Sympathie für unsere Zeit. Als das Schicksal sich gegen uns gewendet hat, sind wir verbittert worden und wir haben das zu deutlich sehen lassen. Die Kirche hatte die alte Gesellschaft geschaffen und darin die erste Stelle eingenommen; die moderne Gesellschaft ist ohne uns geworden und vielleicht selbst ein wenig uns zum Trotz; wir sind verletzt worden von der Formlosigkeit, mit der man uns darin aufgenommen hat. Die Katholiken haben denn auch die Politik der Wahlenthaltung, wenn nicht die der Obstruktion getrieben. Sie haben

keinen Anteil mehr genommen an der sozialen Bewegung. Während sie sich für unentbehrlich hielten, haben sie die Welt gelehrt, ohne sie fertig zu werden. . . . Wir haben unser neunzehntes Jahrhundert nicht hinreichend geliebt, wir haben von ihm verlangt, was es uns nicht geben konnte. Diesem halb barbarischen Geschlecht, das in den Klubs und in den Lagern erzogen ist, das aber nach Unabhängigkeit, nach Wahrheit und nach Gerechtigkeit verlangt, haben wir nur von veralteten Rechten und von einer Unterwerfung geredet, die ihm unbegreiflich ist. Wir hätten ihm sollen zu seiner Befreiung helfen, und wir haben nur daran gearbeitet, es zu beherrschen; wir hätten ihm sollen Bahn brechen, und wir haben es zurückgehalten; es war zu stolz über seine Wissenschaft, und wir sind zu ungeduldig gewesen über seine Irrungen; wir haben weder seine jugendliche Begeisterung noch seine Thorheiten verstanden, wir haben weder genug Nachsicht für seine Fehler, noch genug Achtung für seine Größe gehabt. Es hat unendliches Erbarmen gehabt, es hat alle Mißgeschicke beweint, es hat sich gegen alle Ungerechtigkeiten empört, es ist aufrichtiger gewesen als irgend ein anderes. Wir haben es nicht verstanden, es in seinen edlen Leidenschaften zu fassen und zu leiten. Wohl haben einige große Katholiken ihre Stimme erhoben und es erzittern machen, sie sind aber zu sehr vereinzelt geblieben. Andere sind gekommen, haben die Seelen mitgerissen und haben ihnen Illusionen gebracht statt des Lebens, nach welchem sie verlangten."

In dieser Weise spricht nicht leicht ein Priester, der noch innerhalb der römischen Kirche steht, und es ist ganz begreiflich, daß diese und ähnliche Aeußerungen des Redners auf seiten der „Reaktionären" eine gewaltige Erregung hervorriefen, die von dem Vorsitzenden dadurch beschwichtigt wurde, daß er versprach dafür zu sorgen, daß die Rede nicht in ihrem ganzen Wortlaut veröffentlicht werde.

Ebenso freimütig wie der oben angeführte Redner hat sich einer der Referenten in Bezug auf das Verhältnis der Priester zu den Bischöfen ausgesprochen. Er sagt: „Der Klerus einer Diözese bildet eine Familie, deren Vater der Bischof ist. Wir sind keine Sklaven, wir sind Söhne, aber Söhne, die das Mannesalter erreicht haben. Hält man uns am Gängelband, so verkennt man unsere Würde und setzt sich in Widerspruch mit dem Vertrauen, das man uns beweist von dem Tage an, da man uns ein Amt anvertraut, welches so schwere und so große Verantwortlichkeit nach sich zieht."

Die beiden Hauptfragen, über welche verhandelt wurde, waren: 1. die Fortbildung des Priesters; 2. die Stellung des Priesters zur sozialen Frage. — In Bezug auf den ersten Punkt wurde die Notwendigkeit der Fortbildung durch Lesen von Zeitschriften, Teilnahme an theologischen Konferenzen und Privatstudium betont, damit der Priester nicht „zum bloßen Messeleser und zur Sakramentsmaschine" herabsinke. Zugleich wurde auch über die veraltete Art der katholischen Theologie geklagt; es wurde darauf hingewiesen, daß es nicht mehr wie früher genüge, wenn der Priester seine Theologie und Philosophie studiert habe; man müsse suchen, das Volk in seinem Denken und Streben zu verstehen; das Christentum könne in Frankreich nur durch einen Klerus, der solide Kenntnisse und einen persönlichen Wert besitze, erneuert werden. Das gegenwärtige Geschlecht brauche eben so sehr gelehrte als heilige Priester.

Auch der Erzbischof von Albi sprach sich in ähnlicher Weise aus. „Angesichts der ungeheuren Evolution — sagte er — die in der Welt vor sich geht, ist es uns nicht möglich, abseits zu stehen, rückwärts zu schauen und die

Augen gegen das Licht zu verschließen." — Es wurde besonders das Studium der Geschichte empfohlen und ebenso das der Naturwissenschaften. Es sei nur allzusehr die Meinung verbreitet, daß der Glaube der Kirche mit den Naturwissenschaften unvereinbar sei; ja die Kirche werde als Feindin der Naturwissenschaften angesehen; der Priester müsse danach streben, mit dem Mann der Wissenschaft ebenso gut wie mit dem Bauer oder Handwerker verkehren zu können.

Aehnliche sehr hohe Ziele steckten die Redner des Kongresses dem Priester in Bezug auf seine Beteiligung an der sozialen Frage. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der Wunsch ausgesprochen, daß die Priester, wie die protestantischen Pfarrer, auch Grabreden halten sollten.

Es ist freilich nur ein kleiner Teil der katholischen Priesterschaft Frankreichs auf dem Kongreß in Bourges versammelt gewesen. Wenn sie aber wirklich daran arbeiten, diese Aufgaben, welche sie sich gestellt haben, zu lösen, so werden sie mehr oder weniger von Rom loskommen müssen. Es ist zwar damit noch nicht gesagt, daß sie zur evangelischen Kirche übertreten müssen; aber sie müssen aufhören die Werkzeuge der politischen Bestrebungen der römischen Kurie zu sein. Aus diesem Grunde wird man von Rom aus diesen Priestern offen oder geheim — je nach Umständen — entgegenarbeiten. Lassen sie sich aber weder schrecken noch überlisten, so werden sie zu der Erkenntnis gedrängt werden, daß sie sich von Rom los machen müssen, wenn sie ihre Ideale verwirklichen wollen.

In Frankreich ist der Ultramontanismus gegenwärtig wieder sehr rührig und eifrig und es ist im Frühling letzten Jahres eine neue antiprotestantische Zeitung ins Dasein getreten, die in ihrem Programm sagte: „Wir steigen in die Arena hinab, um den schrecklichsten aller Kriege zu führen den religiösen Krieg; aber wir hoffen auf die Zukunft Frankreichs, auf die nationale Einigkeit, der wir alle unsere Kräfte weihen wollen."

Merkwürdig ist der Umstand, daß bei diesen antiprotestantischen Bestrebungen sich Ultramontane und Freidenker zusammenfinden. Von den ersteren erklärt einer, daß der Verzicht auf den Katholizismus für den Franzosen zugleich ein Verzicht auf das Christentum sei und, daß die, welche von der Protestantisierung Frankreichs redeten, diesen Ausdruck nur aus Klugheit anwendeten, um nicht zu offen ihre wahre Absicht auszusprechen, die darauf abziele, der Nation das Christentum zu nehmen." Ein römischer Heißsporn Gauthier-Villars sagt ohne alle Umschweife: „Ich berste fast vor Wut! Ich bedaure, daß die Zeiten der Schule von Alexandria vorüber sind. Ich wünsche einen Bürgerkrieg, der es uns ermöglicht von der Litteratur endlich zur That überzugehen. Unser Land kann nur gesund werden, wenn man mindestens ein Drittel seiner Wähler niederschießt."

Etwas weniger grob, aber ebenso gemein spricht sich ein anderer aus, der sagt: „Frankreich protestantisch machen, heißt Frankreich mit Phrasen atheistisch machen." Er würde nicht einen Bürgerkrieg wohl aber die Wiedereinführung der Inquisition wünschen, die er bezeichnet als „die höchste und edelste Gerechtigkeit, welche je im Namen Gottes durch Menschenhand geübt wurde." Der Protestantismus, meint er, habe in Frankreich denen mehr geschadet, welche die katholische Etikette beibehalten haben, als den offenen Anhängern der fremden Lehre: „denn er hat uns die Ideen des Liberalismus, die Lüge der Freiheit eingeimpft."

Mit diesen Leuten ist auch der Freidenker Jules de Gautier im Gegensatz gegen den Protestantismus eins, indem er gerade in diesen rohen und beschränkten Anschauungen einen allerdings unfreiwilligen und unbewußten Bundesgenossen des Freidenkertums sieht. Nach seiner Meinung — und darin hat er recht — handelt es sich nicht um den Gegensatz zwischen einer bornierten und einer weitherzigeren Religion, sondern um den zwischen einer toten Religion, deren Zersetzung die vollständigste Geistesfreiheit zur Folge gehabt hat, und einer lebendigen und noch lebenskräftigen Religion. „Das Christentum" — sagt er — „ist Gift. Eine volle Dosis dieses Giftes hat die antike Welt getötet. In schwachen Dosen gegeben, kann es ein Heilmittel sein. Der Katholizismus hat das Gift des Christentums aufgelöst in einer großen Masse antiken Heidentums. Darum ist er harmlos. Der Protestantismus dagegen ist eine Rückkehr zum Urchristentum. Er will uns das Gift in starken Dosen in seiner ganzen ursprünglichen Giftigkeit eingeben. Darum stoßen wir ihn zurück, weil er für uns (Freidenker) verhängnisvoll wäre."

Gautier will sicher damit nicht sagen, daß der Protestantismus den Atheismus mit Gewalt angreifen würde. Aber das gesteht er ein, daß sein Atheismus, welcher der Roheit und dem Aberglauben des Ultramontanismus gegenüber als Bildung erscheint, dem Protestantismus gegenüber als Roheit und Beschränktheit erscheinen würde. Das würde ihm allerdings den Boden, auf dem er gedeihen kann, wegnehmen.

Der Ertrag des Peterspfennigs soll unter sieben Millionen Franken herabgesunken sein. Die Gaben aus Amerika und Spanien haben fast ganz aufgehört. Keines der übrigen Länder giebt so wenig wie Oestreich; und auch in Frankreich wird jedes Jahr weniger gegeben. Daher hat „der heilige Vater in besonders dringender Weise die Bischöfe Deutschlands angefleht, um eine Erhöhung des Peterspfennigs zu erreichen." Seitdem wird in allen katholischen Kirchen im Deutschen Reich vierteljährlich gesammelt. Der Peterspfennig ist in seinem gegenwärtigen Betrag aber doch immer noch ausreichend, denn in der Reihe von Jahren, in denen jährlich 12 Millionen Franken einkamen, hat man etwa die Hälfte in sichern Papieren bei der Bank von England angelegt. Das wissen wohl die wenigsten der Gläubigen, an deren Gutherzigkeit und Frömmigkeit man sich wendet, ebensowenig wie sie wissen, daß ein Teil der angelegten Millionen wieder von päpstlichen Finanzbeamten verspekuliert worden ist, und in der letzten Zeit auch Wertpapiere von sehr bedeutendem Betrag gestohlen worden sind.

Wie dankbar man übrigens im Vatikan für die Opferwilligkeit der deutschen Katholiken ist, kann man aus folgender Aeußerung des „Westfälischen Merkurs" (eines Zentrumsblattes) ersehen: „Leider müssen wir auch bei dieser Gelegenheit über die Behandlung der Deutschen lebhaft Klage führen. Sie wurden ganz in den Hintergrund gedrängt. Nur wenigen war es beschieden, den heiligen Vater in nächster Nähe zu schauen. Pfarrer mit grauen Haaren äußerten sich: Es ist eine Schmach, wie man uns hier behandelt. Für die Franzosen und Italiener dagegen waren große Tribünen errichtet, damit sie bequemere Plätze hatten. Erstere geberdeten sich, als wenn der heilige Vater für sie allein da wäre. Ihr Gesang glich mehr einem Gebrüll. Jedoch wir Deutsche ließen uns nicht abhalten, sobald eine kleine Pause eingetreten, ernst und würdevoll unsere Loblieder zu singen."

Bücher und Zeitschriften.

Vorbemerkung. Das Manuskript geht in der Regel 4—5 Wochen vor der Zeit in die Druckerei, ehe das Blatt zu erscheinen hat, um dem Verlag und Redakteur Zeit zur Fertigstellung der Korrektur zu geben. Einsendungen, welche nach Abgang des Manuskriptes einlaufen, müssen daher liegen bleiben bis zur nächsten Nummer.

Im eigenen Verlag, „Eden Publishing House", erschien, außer dem prächtigen Kalender für 1901 und dem durchschossenen Kalendarium, die ja wohl beide in den Händen unserer Leser sein werden —, das 29. Bändchen der Evang. Jugendbibliothek in dem bekannten roten Leinwandband, 124 Seiten stark, zum Einzelpreis von 20 Cents. Es ist erschienen unter dem Titel: Unter den Tannen". Eine Weihnachtsgeschichte von Klara Berens.

Dieses prächtige Büchlein reiht sich würdig an seine Vorgänger an. Es entspricht den Wünschen der Synodalen: ist Originalschrift, in edler deutscher Sprache geschrieben und erzählt eine Geschichte, die in Amerika, den Gefilden von Minnesota und dem Häusermeer von Chicago sich zugetragen hat. Eine herrliche Geschichte, welche den Segen der Gottesfurcht im Bauernhaus und Palast des Reichen ergreifend darzustellen weiß. Das seltene Beispiel einer prächtigen Stiefmutter ist u. a. dargestellt.

Von dem Lieferungswerk: Die neuen epistolischen Perikopen der Eisenacher Konferenz, von O. Reyländer (Verlag von A. Deichert), sind die 10. und 11. Lieferung erschienen und damit das ganze Werk zum Abschluß gebracht. Die 10. Lieferung führte schon bis zum 27. Sonnt. nach Trinitatis. Dann folgt noch im 10. Heft das Erntedankfest und der Anfang des Reformationsfestes. Im 11. Heft sind behandelt Texte für Bußtag; Darstellung Jesu im Tempel; Mariä Verkündigung; Johannisfest; Mariä Heimsuchung und Kirchweih. Behandelt sind im Ganzen 75 Texte auf 864 Seiten. Am Schluß folgt Verzeichnis der Texte und ihrer Bearbeiter. Wir haben im Januar-Heft v. J. Seite 78 die erste und vollständigste Anzeige dieses trefflichen Werkes gebracht, das per Lieferung 35 Cents kostet. Im Lauf des ganzen letzten Jahrgangs wurden die einzelnen Hefte angezeigt, wie sie erschienen. Jetzt da das Ganze vorliegt, können wir getrost es aussprechen, daß dieses Werk ein vortreffliches Hilfsmittel zum Studium des Predigttextes darbietet. Es ersetzt den Kommentar zu dem betreffenden Texte und giebt eine sich streng an den Text haltende, die Gedanken des Predigers konzentrierende Entwicklung der Textgedanken im Anschluß an den griechischen Text, der vorangedruckt ist und in der folgenden Behandlung beigezogen wird. Nach genauester exegetischer Entwicklung folgt die homiletische Verwertung. Diese giebt einen ausgeführten Predigtentwurf und Disposition, und eine Anzahl kurzer Dispositionen zu dem betr. Texte. — Was als großer Vorzug zu betrachten ist, das ist, daß alle weitschweifigen, kritischen und exegetischen Verhandlungen und alles was nicht streng zum Text — mit Rücksicht auf die praktische Verwertung in der Gemeinde gehört, streng vermieden ist. So wird der Prediger angeleitet, textgemäß zu predigen. — Wir können das Werk herzlich und bestens zur Anschaffung empfehlen.

Von „Mancherlei Gaben und Ein Geist", der bekannten homiletischen Monatsschrift, kam uns No. 1 des 40. Jahrgangs zu. Dieselbe behandelt außer einer vorangehenden Abhandlung über „Predigt und Predigen",

1. Die altkirchl., Eisenacher und Sächs. Evv. I.
2. Württ. Evv. III. J.
3. Rhein. Epp. v. Dr. Nitzsch.
4. Eisenacher Altstl. Perikopen.

Diese Texte sind für die vier Advente und das Weihnachtsfest in No. 1. Außerdem Kasualien: 10 Taufreden, acht Traureden; acht Reden an Kindergräbern. Zuletzt: Litterarische Kritiken.

„Die Halben". Ein Roman aus unserer Zeit von Jeanot Emil Frh. v. Grotthus. (Herausgeber des „Türmer".) Stuttgart 1901, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer, brosch. M. $4.00, geb. M. 5.00.

Vorstehender Roman ist unter diesem Titel im 2. Jahrgang des „Türmer" erschienen und erscheint nun als Separatausgabe.

Das Lesen dieses in durchaus christlichem Geiste geschriebenen Buches hat uns lebhaft an § 25 in Culmanns Ethik erinnert, worin derselbe darlegt, daß Halbheit der Grundcharakter des gefallenen Menschen sei, weder ganz gut noch ganz schlecht, sondern ein mitteldurchschlägiger Ausdruck zwischen beiden, zwischen Tugend und Laster, zwischen Himmel und Hölle, Engel und Teufel; in einem zugleich Gegenstand der göttlichen Liebe, wie des göttlichen Ekels und Widerwillens. Er gleicht einer Münze, die auf der einen Seite das Bild Gottes, auf der andern Bild und Ueberschrift des Fürsten dieser Welt trägt. Ob der geehrte Verfasser bei Abfassung seines Buches diese Culmannsche Stelle kannte, wissen wir nicht. Er beschreibt aber diesen Halbheitscharakter des menschlichen Geschlechts sehr trefflich.

Der Held des Romans, ein Dr. Max Froben, wird uns vorgeführt unter dem Bilde des auf dem See wandelnden Petrus, der trotz der Nähe des Herrn am Versinken ist (schon das Titelbild zeigt uns diese biblische Geschichte). Aber er ringt sich durch und erfährt es, was in jenem Schrifttext steht: „Du bist wahrlich Gottes Sohn!" Der in seiner Weltehre gebrochene und geknickte Mann erscheint zuletzt als ein ganzer Christ, der mit den Halbheiten des Scheinchristentums gebrochen hat. Jene Halbheit wagt nicht die Konsequenzen des Christentums zu ziehen, sie verabscheut weniger die Sünde an sich als die Entehrung vor der Welt, die durch verbüßte Strafen dem Sünder anhängt. Auch der ärgste Sünder kann nach dem falschen Ehrbegriff der Welt sich wieder rein waschen, wenn er sich duelliert mit dem Ehrabschneider. Wer aber das Duell verabscheut, verscherzt die Ehre vor der Welt. Diesen falschen Ehrbegriffen gegenüber und all den Halbheiten tritt der herrliche Christencharakter eines durch den Glauben an Christum gereinigten Sünders zuletzt um so herrlicher ins Licht und man freut sich, daß der sinkende Petrus doch nicht untergegangen, sondern um so fester geworden ist in seinem Glauben an Christum. Das Buch spielt in mittleren und höheren Gesellschaftskreisen Berlins sich ab, und giebt ein treffliches Bild von dem unfruchtbaren Doktrinarismus und Idealismus auch der besser gesinnten Kreise, die es nicht verstehen, praktisch und entschieden die sozialen Probleme zu lösen durch eine entschiedene Bethätigung der wahren Christenliebe. Auch rechtgläubige Christen sind oft weit entfernt von jenem Geist erbarmender Liebe, der zwar die Sünde richtet aber den Sünder zu retten

sucht um jeden Preis. Alle diese Schattierungen von Halbheit finden sich in dem schönen Buche, das wir erwachsenen, urteilsfähigen Lesern bestens empfehlen möchten. H.

„Der Türmer“. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber Jeonott Emil, Freiherr von Grotthuß. Verlag von Greiner & Pfeiffer, im „Eden Publishing House“ zu haben. Monatsschrift in Heften von 5 Bogen, Magazinform (größer als unser Magazin), mit starkem Druckpapier und je einer feinen Kunstbeilage. Preis per Jahr $5.00.

Wir haben im letzten Jahrgang regelmäßig die Inhaltsübersicht obigen Blattes gebracht, und wer auch nur sich die Mühe nehmen will, diese Uebersichten nochmals sorgfältig anzusehen, wird daraus schon einigermaßen einen Begriff bekommen davon, wie reichlich und wie manigfaltig hier der denkende Leser versorgt wird mit sorgfältig ausgewähltem, prächtigem Lesestoff.

Es ist ein kerngesunder, christlicher Geist, der das Blatt durchdringt; wahrhaft bildend und veredelnd; der Leser wird in allen Gebieten des Geisteslebens, der Wissenschaft, der Kunst, der Poesie, der Pädagogik, der Litteratur, der Politik u. s. w. orientiert. Wir deutsch-amerikanische Pastoren stehen ohnehin etwas isoliert neben draußen, — und schon der Geldbeutel erlaubt uns nicht, allzuviele gute Bücher und Zeitschriften zu halten, durch welche wir eine mehr als nur oberflächliche Belehrung erhalten über die angedeuteten Gebiete. Dieses Blatt bietet so viel von allerlei Dingen, in denen man heutzutage kein Fremdling sein und bleiben sollte, daß es in der That für jeden Pastor höchst empfehlenswert ist, eine solche Zeitschrift zu halten, welche dazu geeignet ist, seinen oft allzu eng begrenzen Horizont zu erweitern und seine Gedanken auf Geistesprodukte hinzulenken, die sonst ihm fremd und ferne bleiben. Häufig wird das Urteil beeinflußt von Tageszeitungen, deren Wert und Urteilsreife oft recht fragwürdig ist. Im „Türmer“ findet sich ein gereiftes und gesundes Urteil, das sich nicht von Modeströmungen beeinflussen läßt. Auch der bis zum Ekel getriebene Byzantinismus, das Lakaientum, das uns hier so sehr anwidert an den deutschen Landsleuten, die Gesinnungslumperei bei Hoch und Niedrig, auch in Theologenkreisen, wird im „Türmer“ an den Pranger gestellt. — In der Oktober-Nummer 1900 sind speziell vier Aufsätze, die auch für uns besonderer Beachtung wert sind: Friedr. Nietzsche; Die Schule der Zukunft (von Vettex); Goethe und die Predigt; Ziele und Wege der modernen Biologie. Ebenso sind in der Novembernummer verschiedene Artikel von großem Wert. Z. B.: Die Erhaltung der Kraft. Macouley und Chaucer. Iffland und Shakespeare u. s. w. Allgemein bildend und unbeeinflußt von Modethorheiten in Kunst, Poesie und Wissenschaft, sind alle diese Artikel. Wir enthalten uns, dieselben zu skizzieren, da es uns zu weit führen würde.

Wem der hohe Preis des gediegenen, auch typographisch prächtig ausgestatteten Blattes zu hoch ist, der mag mit einem oder etlichen gleichgesinnten Freunden sich verbinden, um es gemeinsam zu lesen. Für 3 Cts. Porto kann ein Heft hier durch das ganze Land befördert werden, so daß nicht gerade Amtsnachbarn sich dazu verbinden müßten. „Probehefte werden gern zur Einsicht abgegeben“, sagt der Prospekt. Bestellungen nimmt unser Verlagshaus in St. Louis entgegen.

Das Oktoberheft, mit dem ein neuer Jahrgang beginnt, enthält: Herbstgedanken. Gedicht von Gustav Falke. — Friedrich Nitzsche. († 25. August 1900.) Von Fritz Lienhard. — Der goldene Vogel. Die Geschichte

eines Traumlebens. Von Wilhelm Jensen. — Kreuzlein. Gedicht von H. von Roenne. — Goethe und die Predigt. Studie von Christian Rogge. — Auf der Höhe. Gedicht von Otto von Leixner. — Tod und Jenseits im klassischen Altertum. Von Ernst Eckstein. — Die Schule der Zukunft. Humanismus oder Amerikanismus. Von F. Vetter. — Und hast doch Flügel ... Gedicht von Paul Grotowsky. — Ein Duell. Von N. Teleschow. — Lieblingsblumen. Eine psychologische Charakterstudie. Von Georg Meyer-Wurzen. — Dichterwertung. (Gottfr. Keller, Reuter, Lingg.) Von Dr. Harry Mayne. — Sir Joseph Crowe, Lebenserinnerungen eines Journalisten. — Schuler, Der Sklavenjäger von Sansibar. — Generalfeldmarschall Helmuth Graf von Moltke. Von Prof. Dr. Theodor Schiemann. — Ziele und Wege der modernen Biologie. Von Prof. Dr. Otto Hamann. — Secession oder Akademie? Von Willy Pastor. — Dramatische Vorpostengefechte. (Berliner Theater.) Von Erich Schlaikjer. — August der Starke als Romanschreiber. — Die goldenen Lilien. — Ein moderner Grieche über Deutschland. Von J. K. v. Hößlin. — Französische Friedensstimmen. Von E. M. — Prügelstrafe und „Humanitätsduselei". Von Aug. Flemming. — Menschenschau. Von Prof. R. G. — Türmers Tagebuch: Ohne Kommentar. — Briefe. — Kunstbeilage: Herbstgedanken. Von Arnold Böcklin. (Photogravure.)

Aus dem Inhalt des Novemberheftes: Der Künstler als Erzieher. — Eine Besprechung von Hans von Wolzogen. — Herbststimmung. Gedicht von Adolf Otte. — Der goldene Vogel. Die Geschichte eines Traumlebens. Von Wilhelm Jensen. (Fortsetzung.) — A. F. C. Vilmar, geb. 21. November 1800. Von Prof. Dr. Max Koch. — Herbst. Von Karl Schwerin. — Benvenuto Cellini. Von Lothar von Kunowski. — Novemberlied. Gedicht von Karl Hunnius. — Deutsche Art und Sprache. Von Karl Berger. — Frommels Lebensbild. Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor. — Henryk Sienkiewicz. Von Georg Adam. — Die Erhaltung der Kraft. Von Dr. Bruno Borchardt. — Macaulay und Chaucer. Von r. — Iffland oder Shakespeare? (Von den Berliner Bühnen.) Von Fritz Lienhard. — Der Untergang des Wirtshauses. — Eine amerikanische Idealisten-Kolonie. Von A. von Ende. — Hochlandskunst. Von Fritz Lienhard. — Türmers Tagebuch: Kommentare zu „Ohne Kommentar". — Die neue Aristokratie". — Zukunftsspiegel?—Ein Majestätsbeleidigungsprozeß.—Unser neuer Freund. — Briefe. — Kunstbeilage: Musik. Von Anton van Welie. (Photogravure.)

Theologischer Jahresbericht. Neunzehnter Band. Dritte Abteilung. Systematische Theologie. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn.

Die Registrierung und teilweise Besprechung der Litteratur auf dem Gebiete der systematischen Theologie umfaßt 242 Seiten. Obwohl die Zahl der registrierten Schriften eine ungemein große ist, so ist doch der Betrieb der theologischen Schriftstellerei auf dem besprochenen Gebiet nicht so großartig, wie auf dem der historischen Theologie. Es konnten daher mehr einzelne Erscheinungen eingehender besprochen werden. Das verhältnismäßig produktivste Gebiet ist das der Apologetik gewesen. Außerdem ist eine sehr reiche Fülle an dogmatischen Einzelfragen behandelt worden.

Die Hauptrubriken des vorliegenden Heftes — oder fast besser gesagt — Bandes sind: Encyklopädie und Apologetik, Religionsphilosophie und prinzipielle Theologie, Dogmatik, Ethik. Jede dieser Abteilungen ist durch einen besonderen Berichterstatter bearbeitet worden.

Die vierte Abteilung ist der dritten sehr rasch gefolgt. Sie berichtet über die Litteratur auf dem Gebiete der praktischen Theologie und der kirchlichen Kunst. Der 162 Seiten umfassende Bericht verteilt seinen Stoff unter folgende Rubriken: Katechetik (unter dieser Ueberschrift finden sich die Schriften, welche eine Reform des Religionsunterrichts befürworten), Pastoraltheologie, Kirchenrecht und Kirchenverfassung, Kirchliches Vereinswesen und Christliche Liebesthätigkeit mit den Unterabteilungen: Innere Mission und soziale Frage und Heidenmission. Darauf folgt: Homiletik und Erbauungslitteratur, sodann: Kirchliche Kunst und als letzte Rubrik Liturgik.

Der ganze Umfang des mit diesem Hefte abschließenden Berichtes über die Theologische Litteratur des Jahres 1899 beträgt 936 Seiten ohne das noch ausstehende Registerheft.

Obige Schriften sind in unserm Verlag zu haben oder durch denselben zu beziehen. Man adressiere: Eden Publishing House, 1716 und 1718 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Biblische Fragen.

I. So oft ich an das 2. Gebot komme, das da lautet: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen u. s. w." und dieses klare und unmißverständliche Verbot vergleiche mit der nach dieser Seite hin herrschenden Praxis in der Christenheit, so kann ich nicht so leicht darüber wegkommen.

Ich kannte manche fromme Christen, wie z. B. der schon längst heimgegangene Christ. Fr. Spittler in Basel, die im Gehorsam gegen dieses Verbot, sich in ihrem Gewissen gebunden fühlten, kein Bild von sich machen zu lassen. Obgleich wir ein Bild von Spittler haben, so geschah es nur durch die List seiner Freunde.

Gerade abgeschmackt finde ich auch in der berühmten Schnorrschen Bilder-Bibel die Darstellungen Gottes des Vaters.

Nicht mit Unrecht ruft deshalb der bekannte realistische Maler Courbet aus: „Male mir nur kein Künstler einen Engel, noch mache er mir ein Porträt Christi; hat er doch nie weder den einen noch den andern gesehen!

Wenn ich diese Frage möglichst kurz ausdrücken will, so würde sie lauten: „Ist das 2. Gebot (2 Mose 20, 4—6) nur den Israeliten gegeben, oder ist dasselbe auch für den Christen noch maßgebend?"

II. Wie kommt es, daß der Vorschrift des Apostels Paulus in 1 Kor. 11, 5 ff., wo er dem Weibe befiehlt, nicht mit unbedecktem Haupte zu beten, fast ausnahmsweise gar keine Beachtung geschenkt wird? Meine schon längst heimgegangene Mutter hielt im Gehorsam gegen diese apostolische Vorschrift strenge darauf, daß die weiblichen Glieder unserer Familie dieses Gebot gewissenhaft beobachteten.

III. Der äußerst beklagenswerte Abendmahlsstreit zwischen den beiden großen protest. Konfessionen, legte mir schon längst die Vermutung nahe, als ob die Einsetzungsworte Jesu, z. B. in Matth. 26, 27, beide Auffassungen zulassen, da ich nun als Laie keine Kenntnis der griechischen Sprache habe, so möchte ich Sie fragen: Kann es sprachlich erhärtet werden, daß Jesus gesagt hat: „Das ist", oder verhält es sich so, wie ich vermute, daß Jesus gesprochen hat: „Das — mein Leib". Und nun verbindet Luther Subjekt und Prädikat durch die Kopula „ist", während Calvin dieselbe durch „bedeutet" darstellt.

❋ Magazin ❋

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 3. Band. St. Louis, Mo. März 1901.

Glocken- und Menschenzungen. Ethik und Politik.

(Aus Türmers Tagebuch.)

Wir hoffen die Zustimmung, wenn auch nicht aller, so doch vieler unserer Leser zu finden, wenn wir nachstehend aus „Türmers Tagebuch" einen Abschnitt kopieren, welcher die Ethik des Christentums auf die heutige, so schändliche und jammervolle Politik der Weltmächte anwendet, und unverblümt verurteilt, was sich einmal nicht verteidigen läßt. Wir glauben dazu um so mehr ein Recht zu haben, als alle weltlichen Zeitungen, selbst die besten nicht ausgenommen, den schamlosen Standpunkt der Interessenpolitik einnehmen, die Staatsräson über die Ethik des Christentums setzen und es als Sentimentalität bezeichnen, wenn an die Regierungen die Forderung gestellt wird, daß sie für die Gerechtigkeit der Burensache eintreten sollen. Wieder und wieder wird gesagt: Keine Regierung hätte das Risiko eines Krieges mit England wagen dürfen. Daß das nur faule Ausflüchte sind, ist leicht ersichtlich. England hätte sich wohl gehütet, einer Großmacht oder gar deren zwei oder drei den Krieg zu erklären, da es kaum mit dem Burenvölkchen fertig werden kann. Nun, man höre, was der edle „Türmer" zu der „Schnapphahnstellung der Nationen zu einander" zu sagen hat. Der Artikel erschien im Dezemberheft 1900.

* * *

Bald klingt es wieder von Glocken- und Menschenzungen in die heilige Nacht hinaus: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Die Glocken läuten es, die Prediger auf den Kanzeln verkünden es, also muß es doch wahr sein. Zwar glauben wir weiser zu sein als Gott, dessen Gebote wir für undurchführbar halten und unserer Vernünftigkeit und Staatsräson unterordnen. Gott gebietet uns, am ersten nach seinem Reiche zu trachten, dann werde uns auch alle irdische Nahrung und Notdurft zufallen. Wir wissen es besser: Wir trachten am ersten nach „solchem allem" und dann noch lange nicht nach dem Reiche Gottes. Aber — „Ehre sei Gott in der Höhe!"

Zwar herrscht wieder ein Blutvergießen und Massenmorden, wie es seit den Tagen der Hunnen nicht erlebt worden ist. Aber — „Friede auf Erden!"

Zwar hat kein Mensch Wohlgefallen an solchem Thun, zwar empört sich das Innerste auch des rohesten Kriegers gegen solche Greuel, zwar hat das ganze System von Lüge, Neid, Eifersucht, Hochmut, Rache und Gewaltthat, nach dessen Regeln die Völker ihren Verkehr miteinander gestalten, die Menschheit durch Ströme Bluts und unendliche Qualen geführt. Aber — der Mensch gewöhnt sich an alles und zuletzt ist ihm auch das „ein Wohlgefallen!"

„Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen": — Die Glocken läuten es, die Prediger auf den Kanzeln verkünden es, also muß es doch wahr sein . . .

* * *

Und es *ist* wahr, dennoch!

Wahr wie süßes Frühlingsahnen im starren Winter, wahr wie das Immergrün der Tanne auf schneebedecktem Zweige, wahr — wie die Sehnsucht nach dem Ideal.

Nicht daß in dieser unvollkommenen Welt das Ideal keine Stätte hat, ist das Entmutigende, sondern daß der Versuch gemacht wird, das Unvollkommene, Unvernünftige, Allzumenschliche und Zeitliche zum Ewig-Notwendigen und -Vernünftigen zu stempeln. Das geschieht in diesen Tagen besonders bei Beurteilung des Problems „Ethik und Politik."

„Man riskiert," so schreiben die „Grenzboten" in einem neueren Hefte, „als ein zu Thaten unfähiger Schwächling, wenn nicht gar als schlechter Patriot und vaterlandsloser Geselle, kurzer Hand abgethan zu werden, wenn man es wagt, das Problem: Ethik und internationale Politik des Nachdenkens überhaupt für wert zu halten und *den Krieg nicht schlechthin als etwas Gutes, Gott Wohlgefälliges zu preisen*, sofern nur Aussicht ist, dabei etwas für die Nation, der man angehört, zu profitieren. Dieses Verhalten steht mit der ethischen und idealern Lebensauffassung, die wir Freunde der humanistischen Bildung dem Volk erhalten wollen, doch in schroffem Widerspruch. . . . Auch mit dem deutschen Volkscharakter steht dieser *Materialismus* in der Politik im Widerspruch. Das deutsche Volk „bedenkt" die Politik, und vollends die Weltpolitik, die es zu treiben veranlaßt wird, und die von andern Völkern getrieben wird. Diese Bedenklichkeit unsers Volks ist *eine Tugend, auf die wir stolz sein müssen* gegenüber der Unbedenklichkeit, durch die sich andere Völker ausgezeichnet haben, wenn wir auch deshalb von den Skrupellosen übers Ohr gehauen worden sind. Man sollte sich hüten, den Nachwuchs der gebildeten Klassen auch in dieser Beziehung zu anglisieren und ihn für das leuchtende Vorbild der Engländer in Transvaal zu begeistern, wie es einzelne schon versuchen."

Es war mir eine Genugthuung, gerade in einem Blatte, das mit Begeisterung für die Weltmachtstellung des deutschen Reiches eintritt und in der rückhaltlosen Unterstützung des gegenwärtigen Kursus oft viel weiter geht, als ich ihm folgen kann, eine so entschiedene Verurteilung des Materialismus in der Politik zu finden. Die „Grenzboten" knüpfen an die Verhandlungen des evangelisch-sozialen Kongresses an. Die dort zu Tage geförderte „Kreuzzugsidee", die uns Deutschen als den Auserwählten das Recht und die Pflicht beimesse, mit Blut und Eisen das „Reich Gottes" auf der ganzen Erde auf-

zurichten, sei „angelsächsischer Import“. Der Vertreter dieser Idee auf dem Kongreß, Herr Pfarrer Lepsius, ziehe auch vor der Chamberlainschen Praxis den Hut, indem er meine, eine besonnene politische Erwägung könne England das moralische Recht nicht bestreiten, „seine Vorherrschaft über Südafrika gegenüber der holländischen Rasse und die Durchführung seiner großartig angelegten Afrikapolitik sicher zu stellen.“ Er habe diese Anerkennung des Chamberlainismus mit dem im Munde eines deutschen Pfarrers nicht gerade anmutigen, zum imperialistischen Schlagwort aber vorzüglich berufenen Satze geschlossen: „*Die Politik der Vorsehung ist nicht sentimental!*“

Der Artikel beschäftigt sich dann mit den Ausführungen des Herrn Pfarrers Naumann. Zwar habe dieser die „Kreuzzugsidee“ des Herrn Lepsius mit „gewohnter Schneid“ abgefertigt, „aber,“ sagen die „Grenzboten“, „*wie* es geschah, kennzeichnet den Naumannschen Standpunkt denn doch als einen so ausgesprochen materialistischen, so grobrealistischen, daß auf ihm von christlicher Ethik, deutscher Gemüts- und Verstandestiefe oder gar Wissenschaftlichkeit schlechterdings nicht mehr die Rede sein kann.“ „Wie kommen nun,“ hatte Naumann gefragt, „die Mächte, die auf dem Wege der Auslese (Zuchtwahl) entstanden sind, dazu bis zu dem allgemeinen Endpunkt zu gelangen, in den die Auslese mündet? Es scheint doch wohl dadurch, daß jede einzelne davon die größte Lebensfähigkeit zu bethätigen sucht, und das bedeutet die Politik, worin der einzelne zunächst sehen muß, daß er eine Macht ist. Was aus der Weltgeschichte am Ende wird, scheint mir Gottes Sache zu sein. Aber was aus der Weltgeschichte unsers Volks wird, scheint mir Sache unsers Volks zu sein. Und wir sind nicht imstande, eine Philosophie zu machen, die alle Welt so überschaut, daß wir unsere Politik danach einrichten können, sondern wir können nur fragen: Wie erhalten wir die Lebenskraft, die uns jetzt gegeben ist? Und über diese praktische Gegenwärtigkeit können wir reellpolitisch kaum etwas leisten.“

„Giebt es wohl,“ bemerken die „Grenzboten“ hiezu, „ein traurigeres Beispiel der auch für gebildete Leute immer noch so bestechenden Sophistereien à la mode, mit denen in dem als Axiom hingestellten Darwinschen ‚Kampf ums Dasein‘, auch zwischen den menschlichen Klassen, Rassen und Völkern jede *Sittlichkeit und alles Ideale wegdisputiert werden kann* und, wie bekannt, auch wegdisputiert wird, so daß nur *der nackte tierische Egoismus* als causa movens übrig bleibt? Man kann sich doch nicht verheimlichen, daß, was zwischen Nationen, Rassen und Klassen gilt in diesem Kampf ums Dasein, auch plausibel erscheinen muß für den Kampf zwischen den Personen. *Es ist dieselbe materialistische Sophisterei, die dem Imperialismus dient und den Anarchismus begründet.**) Wer die materialistische Weltanschauung ablehnt, der muß auch diesen Imperialismus verabscheuen.“

Solchen „Sophistereien“ müsse aber „das idealistische Mäntelchen ganz

*) Wir würden sagen: Dieselbe gottlose Philosophie, die der Gottesfeind Nietzsche in seiner Abgrundsphilosophie vertreten hat, der das Recht des Starken, den Schwachen abzumurksen, als das Privilegium des Uebermenschen betrachten lehrte. Man sieht, jener hat nur in nackten Worten ausgesprochen, was in den Köpfen auch vieler — Theologen spukt. (Red.)

abgestreift werden, damit auch unkritische Leute sehen, was der Kern und das Wesen ist, nämlich die Ableugnung jeder göttlichen, sittlichen Weltordnung, die Vernichtung alles Humanen und Idealen in der Menschheit. Ist schon der Satz: ›Macht geht vor Recht‹ im Munde der Modevölkerrechtslehrer eine Verirrung, so ist er doch tausendmal berechtigter und vernünftiger als das, worauf Naumanns Sophismen hinauslaufen: in der Politik giebt's ebenso wenig einen sittlichen Maßstab wie im Tierreich."

In besonderer Art beachtenswert finden die „Grenzboten" auch die Bemerkungen, die der Heidelberger Professor der Theologie Dr. Deißmann zur Sache machte, der sich als „politischer Anhänger und Schüler Naumanns" bekannte, das Problem Ethik und Politik aber als das ernsteste und wichtigste, das der neuen ethischen Wissenschaft gestellt sei, bezeichnete, das zu lösen er sich jedoch nicht berufen fühle. Mit seinem „praktischen Menschen" stelle er sich „auch" (d. h. wohl wie Naumann) auf den Standpunkt, „daß zur Zeit, in dieser Welt der Sünde, in dieser Welt der Niedertracht, eine andere als eine Kampfesstellung der Völker gegeneinander nicht möglich ist."

„Das heißt, möchte man fast glauben, so viel, als daß er das ganze Problem überhaupt nicht verstand. Denn was kann es sonst heißen? Mit der Sünde und der Niedertracht der Welt hat auch die Individualethik immerfort zu rechnen. Sie und das Christentum und die christliche Kirche — und die nicht einmal allein — sind ihrem Wesen und Zweck nach immerfort im Kampfe gegen die sündhafte und niederträchtige Kampfesstellung und Kampfsucht der Individuen, die sie sowohl die geltenden Sittengesetze zu respektieren anhalten wie zu höherer Sittlichkeit erziehen sollen. Wie man ihnen in der Politik, d. h. zwischen Staaten und Völkern, nicht das gleiche Recht und die gleiche Aufgabe zuweisen kann, ist mir ganz unverständlich, da doch die Geschichte der Menschenkultur trotz aller noch vorhandenen und nie ausrottbaren Sünde und Niedertracht auf jeder Seite beweist, daß sie das schon mit Erfolg besorgt haben seit unvordenklichen Zeiten. Und was kann denn Professor Deißmann unter der ›Kampfesstellung der Völker‹ anders meinen, als was Naumann meint, nämlich nicht etwa die Defensive, sondern die Offensive, die Schnapphahnstellung der Nationen zu einander, die mit Gewalt nimmt, was sie kriegt, und schießt, wo Gewinn lockt? Dagegen müssen Ethik, Christentum und christliche Kirche kämpfen ohne Unterlaß, wenn sie nicht selbst der Sünde und Niedertracht dienstbar werden wollen. Mit den Suttner-Hirschischen Marotten vom „ewigen Frieden", der jetzt eingerichtet werden soll, oder mit dem Abrüstungsschwindel hat das gar nichts zu thun. Aber schämen müßten sich die Ethiker, auch die nichtzünftigen, d. h. die Pfarrer und Theologen, denn doch, wenn sie praktisch, durch Lehre in Wort und Schrift, gerade heutzutage, bei dieser überspannten Kampfstellung der Völker, statt zum Frieden zu mahnen, den akuten Ausbrüchen der Sünde und Niedertracht in der Form von Kriegen geradezu das Wort reden und vernünftige Bemühungen, den Frieden zu wahren, wohl gar verspotten wollten. Weder die Kreuzzugsidee noch die Nichtsalsmachttheorie, die auf dem evangelisch-sozialen Kongreß vertreten wurden, könnten ihnen irgendwie zur Entschuldigung dienen."

Das sind strenge Urteile. Ich hätte mich vielleicht mit Rücksicht auf die Persönlichkeit Naumanns anders ausgedrückt, hätte mich vielleicht gegen das immerhin mögliche Mißverständnis verwahrt, als zöge ich den subjektiven Idealismus Naumanns irgendwie in Zweifel, aber in der Sache kann ich diese Ausführungen der „Grenzboten" nur Satz für Satz unterschreiben. Diese Bestätigung der Grundsätze, die für den „Türmer" von Anfang an maßgebend waren, erscheint mir um so bedeutsamer, als sie von einem Organ erfolgt, mit dem ich, wie schon angedeutet, im übrigen durchaus nicht immer durch dick und dünn gehen kann.

* * *

So weit der „Türmer" in dieser Sache. Uns will's bedünken, daß auch wir hier, diesseits des großen Baches, alle Ursache haben, unser Volk zu warnen vor den ins praktische Völkerleben übersetzten Konsequenzen des die Welt beherrschenden Materialismus. Die Angelsächserei war, wie wir erlebten, ein so starker Köder, auf den unser Volk so begierig anbiß, daß es ziemlich skrupellos die Phrasen John Bulls nachschwätzte, daß die Angelsachsen berufen seien, die Kultur zu verbreiten und sei es auch mit Feuer und Schwert, mit Blut und Eisen.

Und bezüglich der allgemeinen Weltlage ist so viel klar, daß der offensive Imperialismus sozusagen in der ganzen geistigen Atmossphäre der heutigen Kulturwelt liegt. Er ist vielleicht einer jener bösen Geister, der ausging, um ein falscher Geist zu sein in aller Propheten Mund. Dieser Geist soll vielleicht nach Gottes Rat die Völker so gegeneinander hetzen, daß der längst geweissagte, und längst gefürchtete Weltbrand entzündet wird, um das nach Offenbarung 16 in Aussicht gestellte Strafgericht über die Völker herbeizuführen, die statt vom Geist des Christentums sich beherrschen zu lassen, sich dem Mammonismus und krassen Materialismus ergeben haben.

Die Chronologie der neutestamentlichen Schriften.

Von P. G. Brändli.

(Schluß.)

III. Die katholischen Briefe und die Apokalypse.

1. Die katholischen Briefe.

c. Der zweite Petrusbrief.

c. Die Anschauung, daß auch der zweite Petrusbrief, wie der Brief des Jakobus, an Judenchristen gerichtet ist, bricht sich in neuerer Zeit wieder mehr und mehr Bahn, und hat neuerdings an Th. Zahn einen Befürworter ersten Ranges gefunden. Jedenfalls wäre man nie darauf verfallen, diesen Brief dem nämlichen Leserkreis zuzuweisen, wie 1 Petr., wenn nicht falsche Deutung von 3, 1 zu dieser Annahme geführt hätte.*) Wenn

*) Man mußte dann aus 3, 1 herauslesen, was eben nicht dasteht, daß Petrus überhaupt nur die beiden, in unserem Neuen Testamente enthaltenen, Briefe geschrieben habe. Aber wir wissen z. B. von Paulus ganz sicher, daß er mehr Briefe verfaßt hat, als von ihm auf uns gekommen sind. Das läßt auch für Petrus wenigstens die nämliche Möglichkeit offen. Und 2 Petr. 3, 1 erhebt dieselbe zur Gewißheit, sobald der Nachweis erbracht ist, daß der zweite Brief nicht den nämlichen Leserkreis im Auge hat, wie der erste.

man aus 2 Petr. 1, 1 schon hat herauspressen wollen, daß die Worte „an die, welche denselben kostbaren Glauben wie wir zugeteilt erhielten,“ deutlich zeigen, daß Petrus Heidenchristen im Auge habe, denen er mit „wir“ die Judenchristen mit denen er sich zusammenfasse, entgegenstelle, so hat man eben nicht beachtet, daß dieses **„wir“** in V. 16 in ganz anderem Sinn wiederkehrt! Dort bedeutet es die Apostel (oder wenn man will, den Apostel) im Gegensatz zu den anderen, an welche er schreibt. *) Die bereits zitierte Stelle 1, 16 spricht auch ganz entschieden gegen die Annahme, es seien Heidenchristen, denen der Apostel schreibt, denn er selbst hat ihnen das Evangelium kund gethan. Auch die Art und Weise, wie er 1,19—21 vom prophetischen Wort des alten Testamentes redet, erklärt sich leichter, wenn er Judenchristen vor sich hat, bei denen man ein besseres Verständnis voraussetzen kann für diese Fragen, als bei Heidenchristen. Der Hinweis auf das alte Israel mit „ὁ λαός“ spricht ebenfalls für die Annahme, daß der Brief für Judenchristen bestimmt ist, denen diese Bezeichnung geläufig war, und ganz besonders auch 2, 10. 11, wo er einzelnes aus der jüdischen Tradition in einer Weise andeutet, wie es Heidenchristen unmöglich hätten verstehen können, was aber für Judenchristen, welche die jüdische Tradition kannten, ohne ein weiteres Wort der Erklärung durchaus verständlich war.†) Auch 3, 4 wo von den „Vätern“ geredet wird, die längst entschlafen sind, ist unmöglich eine Beziehung auf die Vorfahren von Heidenchristen, sondern kann nur auf die Väter des Volkes Israel gehen. — Es findet sich thatsächlich keine einzige Stelle im ganzen Brief, die nötigte, einen anderen als einen judenchristlichen Leserkreis anzunehmen; auch 3, 15 ff. nicht, wo vorausgesetzt ist, daß auch Paulus schon an die Leser geschrieben habe. Er, dem das jüdische Volk so sehr am Herzen lag, der im Anfang seiner Wirksamkeit stets in den Synagogen zuerst an die Juden sich wandte, ehe er den Heiden sein Evangelium anbot, sollte nie an eine judenchristliche Gemeinde geschrieben haben, nur aus dem Grunde, damit dem zweiten Petrusbrief, der solches bezeugt, andere Leser können untergeschoben werden statt denen, die er im Auge hat!? — Nirgends im Brief sind speziell heidnische Sünden namhaft gemacht, wie das z. B. im ersten Brief Petri deutlich geschieht, (vgl. 1 Petr. 1, 14. 18; ebenso deutlich geht auf Heidenchristen 2, 10—12; 3, 6 ἧς ἐγενήθητε τέκνα, kann nicht zu Judenchristen gesagt sein), oder irgend welche Beziehungen berührt, die sich nicht erklären lassen unter der angenommenen Voraussetzung. Dagegen sind, wie wir sahen, verschiedene Stellen, die eine natürliche und genügende Erklärung nur zulassen bei der Annahme, daß die Adressaten Judenchristen sind.

---

*) Es ist ein ähnliches „wir“, wie es Johannes in seinem ersten Brief, 1, 1. 2. 3 auch anwendet. Es soll die Autorität des Schreibers hervorheben, indem es ihn zusammenschließt mit den übrigen Aposteln, die ganz das nämliche glauben und lehren, weil sie auch das nämliche geschaut haben, wie er!

†) Daß gerade dieses Moment schlagend die Priorität des 2. Petr. vor Judä darthut, werden wir später, bei Betrachtung dieser Stelle genauer begründen. (Vgl. auch über die Parallele bei Judas.)

Dann steht aber auch nichts im Wege, den Brief in eine frühere Zeit zu verlegen, als es gewöhnlich geschieht.*) Jedenfalls ist er *vor* unserem ersten Brief Petri geschrieben, wie schon Spitta angenommen, und Zahn überaus scharfsinnig nachgewiesen hat. — Einen schwierigen Punkt bildet noch die Charakterisierung der Irrlehrer im zweiten Petribrief. Denn, wenn dieselbe aus dem Judasbrief entlehnt ist, wie die meisten Ausleger annehmen, dann kann der Brief nicht nur nicht in verhältnismäßig früher Zeit abgefaßt sein, sondern er ist überhaupt unecht! Denn das ist undenkbar, daß der Apostel Petrus bei der Abfassung eines Briefes den Judasbrief ausgeschrieben haben sollte.

Zum richtigen Verständnis der Schilderung der Irrlehrer im zweiten Petribrief muß man zunächst beachten, daß es sich dabei nicht um eine prophetische Voraussagung handelt. *Nicht die Erscheinung der Irrlehrer überhaupt gehört der Zukunft an, sondern nur ihr Eindringen in den Kreis, an den das Schreiben gerichtet ist.* (*καὶ ἐν ὑμῖν ἐσονται,* und hiezu besonders V. 10 ff., wo ihr Treiben als Gegenwärtiges und nicht erst der Zukunft angehörendes, geschildert wird.) Was die Leser von diesen Leuten zu erwarten haben, wird zunächst in wenigen Zügen skizziert V. 1—3: Sie werden *verderbliche Irrlehren* einschmuggeln: den Herrn, der sie erkauft, verleugnen sie (mit ihrem sittenlosen Wandel, V. 2) zum eigenen Verderben. Viele werden sie zu *Ausschweifungen* verführen. Um ihretwillen wird der Weg der Wahrheit (wohl die Predigt des Evangeliums) verlästert werden. *Habsüchtig*, wie sie sind, werden sie durch erlogene Redensarten die übervorteilen, die auf sie hören. Aber lange schon droht ihnen Gerichtsverhängnis und Untergang.

Diese Wahrheit wird nun zunächst an Beispielen erhärtet: Gefallene Engel; Sündflut; Sodom und Gomorrha, 4—9.

Erstes Beispiel; V. 4: Ganz allgemein ist hier die Rede von Engeln, die gesündigt haben, und deren Gott nicht verschonte, sondern „in die dunklen Tiefen des Tartarus verstoßen, sie preisgab, aufgehoben zum Gericht!" Offenbar setzt der Schreiber voraus, daß den Lesern seine Worte verständlich sind. Diese Annahme hat keine Schwierigkeit, wenn der Brief *an judenchristliche Kreise* gerichtet ist. Diese kannten die jüdische Tradition, wie sie z. B. **Midrash Ruth lib. Zohar** wiedergiebt: "**postquam filii dei filios genuerunt, sumsit eos deus et ad montem tenebrarum perduxit, ligavitque in catenis ferreis, quae usque ad medium abyssi magnae pertingunt**"; und wie sie weiter ausgeführt ist im Buch Henoch. Es war das die rabbinische Auslegung von Genes. 6, 2. — Und da auch die übrigen Beispiele (selbst Bileam V. 15 ff.) dem alten Testament entnommen sind, so war auch das

*) Dagegen spricht auch nicht 1, 13—15, denn *καθὼς . . . . ἐδήλωσεν* geht auf die Eröffnungen Joh. 13, 36; 21, 18 f. Dann finden wir auch bei Paulus eine solche Todesahnung; wie bestimmt redet der Apostel zu den ephesinischen Aeltesten, Act. 20, 23. 25 — aber 1 Tim. 1, 3; und schon Phil. 1, 20. 26; Philem. 22 zeigen, daß sich diese Ahnung nicht erfüllte. Warum sollte Petrus nicht aus ähnlicher Lage heraus, wie seinerzeit Paulus, solche Worte geschrieben haben können? (Vgl. nur Act. 12, 1 ff. und schon 5, 17 ff; kann sich solches nicht später wiederholt haben?)

ein bestimmter Fingerzeig *für die Leser*,*) auf welches Faktum die Worte des Schreibers abzielten.

Zweites Beispiel, V. 5: Auch der alten Welt ward nicht geschonet; Gott brachte die Flut über eine Welt von Gottlosen; nur Noah, der Herold der Gerechtigkeit, wurde selb acht (vgl. Genes. 7, 7; 9, 18) bewahrt vor dem Untergang.

Drittes Beispiel, V. 6—8: Auf Gottes Verurteilung hin sind die Städte Sodom und Gomorrha eingeäschert und gänzlich zerstört worden, und damit ist ein Exempel statuiert für die, welche in Zukunft sündigen. Der gerechte Lot dagegen, der schon durch den Anblick des sündlichen Treibens gequält war, ist errettet worden.

Daran schließt sich dann die Wahrheit, die sich schon aus den beiden letzten Gerichtsbeispielen ableiten läßt: „Der Herr weiß Fromme aus Anfechtung zu retten, Ungerechte aber züchtigend auf den Gerichtstag aufzuheben“ (V. 9).

Hierauf geht die Schilderung vom Treiben der Irrlehrer, ins einzelne ausgeführt weiter (V. 10 ff.). Ihre fleischliche Gesinnung geht so weit, daß sie förmlich lechzen nach Befleckung — kein Wunder bei Leuten, welche jede Autorität (κυριότης) verachten; die in ihrem trotzigen Uebermut nicht einmal zurückbeben vor dem Lästern der Majestäten†). Engel, die doch an Kraft und Macht größer sind, erlauben sich solche Ausschreitungen so wenig, daß sie, in des Herrn Gegenwart, nicht einmal ein lästerndes Urteil gegen sie (d. h. Majestäten) fällen.**) Unvernünftigen Tieren sind sie zu vergleichen, wie

*) Es ist doch geradezu lächerlich, wenn Huther, in Meyers Kommentar 1852, S. 294, sagt: „Ohne die entsprechende Stelle bei Judas möchte schwerlich ein *Ausleger* . . . darauf gekommen sein . . . an jenes spezifische Faktum zu denken!“ *Hat denn Petrus zunächst für die Ausleger geschrieben?*

†) Die beiden Wendungen κυριότητος καταφρονοῦντας und δόξας βλασφημοῦντες enthalten eine Steigerung: menschliche Autoritäten anerkennen sie nicht, wie ihr ganzes Verhalten zeigt; ja sogar Majestäten höheren Ranges suchen sie durch ihre Lästerreden herabzuwürdigen.

**) Wenn Meyer (a. a. O. S. 290) DeWette nachspricht: „In dieser Allgemeinheit ist der Gedanke kaum verständlich; erst durch die Vergleichung mit Judas erhält er das gehörige Licht“ — so ist das jedenfalls *unrichtig in Beziehung auf die ersten Leser* des Briefes. Gerade *diese Allgemeinheit des Gedankens* nötigt uns anzunehmen, daß der Brief an *Judenchristen* gerichtet ist. Ihnen war die jüdische Tradition nicht ein fremdes Ding, wie uns. — Aber immer noch ist es eine andere Frage, ob wir aus *Judas* wirklich erfahren, was Petrus gemeint hat. Wir sehen, daß Petrus sonst nirgends *über das alte Testament hinausweist* mit seinen Beispielen und Illustrationen; denn auch seine Worte von den Engeln die gesündigt haben, gehen auf Gen. 6, 2 zurück, nach der rabbinischen Auslegung jener Stelle. Und es ist doch noch etwas ganz anderes, daß Petrus einmal auf *die Auslegung* einer *alttestamentlichen Stelle*, wie sie damals allgemein bekannt war, Rücksicht nimmt, oder daß er eine jüdische Sage, die in der schriftlichen Ueberlieferung nicht einmal aufbewahrt wurde, sollte dadurch sanktioniert haben, daß er, wenn auch nur andeutungsweise, Gebrauch davon macht. Insbesondere, da auch nicht das Mindeste in seinen Worten zu dieser Annahme führt, sondern nur die falsche Meinung, als habe er den Judasbrief ausgeschrieben. *Viel wahrscheinlicher ist darum, daß Petrus hier einfach auf jene in Sach. 3, 2 geschilderte Episode hinweist.* —

Uebrigens wäre es auch für Petrus durchaus nicht etwas Unerhörtes, falls er wirklich jene jüdische Sage in seinen Andeutungen gemeint hätte,

diese Naturwesen ohne sittliche Bestimmung, zu Fang und Vernichtung bestimmt. Sie lästern über Dinge, von denen sie nichts wissen — in ihrem eigenen Verderben werden sie auch umkommen (d. h. sie sind rettungslos verloren).

V. 13 ff. wird nun die φθορά dieser Leute geschildert und zuletzt als Irrweg bezeichnet. Sie erwerben sich Lohn der Ungerechtigkeit (d. h. ihrem Treiben entsprechende Strafe), da sie als Ergötzung achten die Wollust des Lebens; Schmutz- und Schandflecke, schwelgen sie in ihren Lüsten und schmausen mit euch. (Sicher ist das ein Hinweis auf den Mißbrauch der christlichen Agapen, vgl. 1 Kor. 11, 20 ff.) Wie schon das lüsterne Auge den Zustand der Herzen verrät, so wird dasselbe nie satt vom Anblick der Sünde. Unbefestigte Seelen locken sie an sich; ihr Herz ist geübt in der Habsucht. Sie sind Kinder des Fluches; den richtigen Weg haben sie verlassen, so gehen sie in der Irre!

In V. 15. 16 wird die Verirrung dieser Menschen mit der Bileams verglichen. Dieser Prophet, der sich durch seine Geldliebe, statt durch Gottes Geist leiten ließ, ist gerade in diesem Punkt den Verirrten ähnlich, von denen eben die Rede war. Die Strafe für seine Uebertretung blieb nicht aus (4 Mos. 31, 8), obwohl zuerst ein Tier der Thorheit des Propheten entgegentrat. —

Die innere Leere, die völlige Gehaltlosigkeit dieser Menschen wird sodann trefflich illustriert: sie sind wasserlose Quellen, Nebelgewölk, vom Sturmwind gepeitscht — für solche ist das Dunkel des Schattenreiches aufbehalten (V. 17). Durch Großthun wollen sie den Mangel ersetzen, aber es ist nur maßlose Thorheit, die sich dabei äußert; und doch gelingt es diesen unsauberen Prahlern, deren Lebenselement die fleischliche Lust ist (ἐν ἐπιθυμίαις), durch Ausschweifungen diejenigen an sich zu locken, die eben erst dran sind, den in Verirrung Verkehrten zu entrinnen,*) (zu diesem Gedanken vgl. V. 14 und 1, 4b.) indem sie ihnen Freiheit vorspiegeln, während sie doch selbst Sklaven des Verderbens sind (V. 17—19).

---

auf die der Judasbrief hinweist. Sie kann sich leicht gebildet haben in Analogie zu dem, was Sach. 3, 2 gesagt ist, und als Zusatz zu dem, was das Targum Jonathan zu 5 Mos. 34, 6 sagt, daß nämlich Mosis Grab der speziellen Obhut des Erzengels Michael anvertraut worden sei. Nach Origenes war die Sage vom Streit Michaels um den Leichnam Mosis in dem jüdischen Apokryphon: ἀνάβασις τοῦ Μωσέως. — Auch Paulus weist gelegentlich auf solche Traditionen hin. 2 Tim. 3, 9 nennt er die ägyptischen Zauberer Jannes und Jambres, in der Voraussetzung, daß Timotheus diese Ueberlieferung kennt. Ferner ist 1 Kor. 10, 11 sicherlich eine Anspielung auf die jüdische Tradition. Die Gemeinde in Korinth bestand teilweise aus Judenchristen (1, 12). διὰ τοὺς ἀγγέλους erklärt sich ungezwungen und völlig genügend nur aus der jüdischen Tradition, welche lehrt, daß Engel oder himmlische Boten, in gewissem Sinn als Ehestifter oder Heiratsvermittler fungieren. (Vgl. Lightfoot, Horae hebr. et talm. zu der Stelle II, 217 ff.)

*) Deutliche Anspielung auf Heidenchristen, die durch die Umtriebe dieser Libertiner wiederum zu ihrem alten Sündenwesen verleitet wurden. Auch hieraus ergiebt sich, daß die Irrlehrer nicht eine zukünftige Erscheinung sind; sondern nur ihr Auftreten in den Kreisen, an welche der Brief gerichtet ist, ist noch zukünftig. In heidenchristlichen Gemeinden, wo sie leichtere Arbeit haben, sind sie bereits mit Erfolg thätig gewesen.

Das unabwendbare Gerichtsverhängnis, das über diese falschen Freiheits-Apostel hereinbrechen muß, wird endlich noch damit begründet, daß solcher Abfall, nach einmal gewonnener Wahrheits-Erkenntnis viel strafwürdiger ist, als die Sünde, die aus Unwissenheit begangen wird (V. 20—22). —

Diese Darlegungen ergeben, daß, wenn die Betrachtung von 2 Petr. 2 nur unter den richtigen Voraussetzungen geschieht, durchaus keine Nötigung vorliegt, in der Zeichnung der Irrlehrer eine schlechte, oder ungeschickte Nachahmung des im Judasbrief von ihnen entworfenen Bildes zu erkennen. Die ganze Darstellung ist ein in sich vollständiges Ganzes, mit durchaus originellem Gedankengang.*) Sie ist eines Apostels, wie Petrus, durchaus nicht unwürdig. Der Eifer mit dem er den Irrlehrern entgegentritt ist der nämliche, den wir bei anderen Gelegenheiten an ihm wahrnehmen. Am Pfingsttage schleuderte er seinem Volk die Anklage ins Gesicht: Ihr habt den gekreuzigt, den Gott zum Herrn und Christ gemacht hat! (Act. 2, 36.) Vor dem hohen Rat redet er später nicht minder kühne Worte (Act. 4, 10. 11). Es ist ganz derselbe feurige Charakter, der sich hier gegenüber den Irrlehrern äußert.

Wir haben aber auch wiederholt die Bestätigung unserer Annahme gefunden, daß der Leserkreis des Briefes nicht unter Heidenchristen, sondern unter Judenchristen zu suchen ist.

Zahn hat in seiner Einleitung (II, S. 101 f.) in überzeugender Weise dargethan, daß zwischen den Irrlehrern des zweiten Petribriefes, und denen, die im zweiten Korintherbrief bekämpft werden, eine gewisse Verwandtschaft sich deutlich zu erkennen giebt. In jener gewaltigen Selbstapologie des Apostels Paulus, welche in Wahrheit eine vernichtende Polemik wider die Lügenapostel ist, brauchen wir nur die besonders charakteristischen Züge an der Zeichnung der Irrlehrer ins Auge zu fassen, um die Annahme Zahns bestätigt zu finden. — Die Ruhmredigkeit dieser Leute, ihre Prahlerei mit leeren Worten, ihre Einbildung, die sie geradezu um den Verstand bringt (2 Kor. 10, 5. 12. 13; 11, 18. 19; 12, 1. 6) finden wir auch bei den Irrlehrern des Petrusbriefes (2 Petr. 2, 17. 18). Sie suchen ihren eigenen Vorteil, und wissen ihn zu wahren (2 Kor. 11, 7 ff. 18—21; vgl. 2 Petr. 2, 3. 14 ff.). Dazu sind sie lasterhafte Menschen, die auch andere zur Unreinigkeit verführen (2 Kor. 10, 2; 12, 21; vgl. 2 Petr. 2, 10. 13. 14. 18). Die besondere Gefahr dieser Leute liegt in ihrer Arglist (2 Kor. 11, 3), indem sie sich ausgeben als Apostel und Diener der Gerechtigkeit (2 Kor. 11, 15); nur um die Gedanken von der Einfalt Christo gegenüber abzulenken, thun sie, als ob sie besonderer Offenbarungen gewürdigt worden wären (2 Kor. 11, 3; 12, 1. 2). Doch was sie lehren ist Lüge — sie sind also Satansdiener: ihr Ende wird sein, wie ihre Werke! (2 Kor. 11, 13—15.) Alle diese Züge sind mittelbar oder unmittelbar auch aus der Darstellung des Petrus zu entnehmen. Wenn von den Irrlehrern gesagt ist (2, 14b. 18b.): Sie locken Unbefestigte an sich, so deutet das auf Arglist; sie spielen sich auf als Apostel (2, 1) und verkündigen ein neues Evangelium (2, 19). Wenn um ihretwillen der

*) Die Unterschiede in der Darstellung der Irrlehre bei Petrus und Judas werden bei der Besprechung dieses Briefes beleuchtet werden.

Weg der Wahrheit gelästert wird (2, 2) so geschieht das darum, weil sie Lüge für Wahrheit, und eigene Gedanken für göttliche Offenbarung ausgeben. Aber, sie werden in ihrem Verderben den Untergang finden (2, 12).

Diese Irrlehrer sind also bereits in Korinth thätig gewesen, und ihr Erfolg mag sie ermutigt haben, ihre Kunst auch an den bisher verschonten judenchristlichen Gemeinden zu versuchen. Anhaltspunkte für solches Treiben gab es ja auch da (vgl. 3, 3. 9. 16). Man hatte bereits angefangen, über dem Verzug der Parusie ungeduldig zu werden; die Erfüllung der den Gläubigen gegebenen Verheißungen setzte man in Zweifel; die Paulinische Lehre von der Gesetzesfreiheit der Gläubigen war verdreht worden — es war also nur noch nötig, daß diese Irrlehrer selber ihr Erscheinen machten. Der Boden, auf dem sie ihre Saat säen konnten, war bereit. — Aus dieser gefährlichen Situation heraus begreift sich der erregte Ton, da wo von den Lügenpropheten die Rede ist, viel besser, als aus der Entlehnung von Judas.*)

Der Brief enthält keine bestimmte Andeutung über die Zeit seiner Abfassung. Er muß aber zu einer Zeit geschrieben sein, da es noch rein judenchristliche Gemeinden gab. Aber bereits kannte man auch eine Mehrzahl von paulinischen Briefen, und hatte seine Gnadenlehre verdreht, und das daraus gemacht, was er schon Röm. 6, 1. 15 so entschieden abweist. Da nun die Irrlehrer des Petribriefes gerade die charakteristischen Merkmale mit denen des zweiten Korintherbriefes teilen, dagegen keine einzige Seite ihres Wesens gemein haben mit den Irrlehrern der Pastoralbriefe, so hätten wir damit einen Fingerzeig gewonnen für die ungefähre Datierung dieses Briefes. Wir verlegen ihn mit Zahn etwa ins Jahr 62. —

d. Judas, Bruder des Jakobus, (Mc. 6, 3), nennt sich der Verfasser des kleinen Judasbriefes. Diese Bezeichnung wäre völlig unverständlich, wenn er sich damit nicht als Bruder des Jakobus ausgeben wollte, der ein Bruder des Herrn, und lange Jahre hindurch Leiter der Gemeinde in Jerusalem war. Nichts deutet an, daß er sich unter die Apostel rechnet. Er nennt sich einfach „Knecht Jesu Christi" und unterscheidet sich V. 17 deutlich von den Aposteln, von denen er in der dritten Person redet.

Der Anlaß seines Schreibens ist die Sorge um das Heil von bisher gnädig bewahrten Christen, die in großer Gefahr stehen, durch Verführung auf Abwege zu geraten (3. 4).

Durch etliche Menschen, die sich eingeschlichen hatten, war der Glaube bedroht, wie er ein für allemal den Heiligen überliefert ist (V. 3. 4). Schon vor Alters sind sie im voraus beschrieben worden als Gottlose, welche Gottes Gnade zu Ausschweifung mißbrauchen und Christum verleugnen. — Gott kann in seiner Gnade Erbarmen üben, wird dieses aber mißbraucht, und die Gnade mit Unglauben beantwortet, dann läßt Gott seinen Zorn walten! (V. 5). Was das Beispiel des eigenen Volkes zeigt, läßt sich auch anderweitig bestätigen: Engel, die sich selbst ihrer Herrschaft entäußerten und ihre Behausung ver-

*) So erklärt nämlich noch Weiß in seiner Einleitung, der sonst ruhige Ton des Briefes kontrastiere zu auffallend mit dieser Erregung.

ließen, sind auf das Gericht des großen Tages verwahret mit ewigen Banden unter der Finsternis (V. 6). Ferner: Sodom und Gomorrha, welche auf ähnliche Weise wie diese*) Ausschweifung trieben und fremdem Fleische nachstellten, sind vor aller Augen dargestellt als ein Strafexempel des ewigen Feuers (V. 7). Gleicherweise also (μέντοι weist auf das eben Gesagte, was noch einmal nachdrücklich betont werden soll) beflecken auch diese traumbefangen (die Sünde dieser Leute gleicht einem schönen Traum, mit schrecklichem Erwachen) Fleisch, verachten Herrschaft, lästern Majestäten (V. 8). Der sträfliche Uebermut solchen Frevels wird aufgezeigt am Beispiel des Erzengels Michael,**) der nicht einmal wagte, über den Satan ein lästerndes Urteil zu fällen (V. 9). Ganz anders diese: was sie nicht kennen lästern sie, was sie aber wissen durch den Naturtrieb, wie die unvernünftigen Tiere, darin gehen sie zu Grunde (V. 10). Wehe über sie, die sich vom sündlichen Trieb beherrschen lassen, wie Kain (Gen. 4, 7); die nur auf eigenen Vorteil bedacht sind, wie Bileam; die durch stolze Selstüberhebung der Rotte Korahs sich gleichstellen (4 Mos. 16, 3); wie diese sind sie dem Untergang geweiht (V. 11). Aus den Agapen machen sie Gelage, und geben durch ihre Schwelgerei anderen Anstoß und Anlaß zum Fall (σπιλάδες=Klippen). Von wahrem innerem Gehalt ist bei ihnen keine Spur; was sich äußert, in ihrem ganzen Verhalten, ist Schande (V. 12. 13). So gleichen sie Irrsternen, die nur aufleuchten, um in ewiges Dunkel zu versinken. — Solchen hat schon Henoch ihr Urteil gesprochen (V. 14. 15). —

Auch wider die Vorsehung murren sie, doch wandeln sie nach ihren Begierden, und ihr Mund redet Prahlerei, während sie nicht zu groß sind, ins Gesicht zu schmeicheln, wo sie Gewinn zu erzielen hoffen (V. 16). — Daß solche Leute Eingang suchen in christlichen Gemeinden ist nicht etwas Unerhörtes — schon die Apostel haben durch ihr Wort darauf hingewiesen, daß zur letzten Zeit Betrüger auftreten werden, die nach ihren eigenen, gottlosen Begierden wandeln (V. 17. 18). Damit ist aber die christliche Gemeinschaft unmöglich gemacht — sie schaffen Parteiungen, diese geistlosen Lebemenschen! (V. 19).

Mit einer Ermahnung, sich selber zum Schutz gegen die Gefahr auf den allerheiligsten Glauben zu erbauen, und in der Liebe Gottes zu verharren; auch Erbarmen zu üben an den Unentschiedenen; sie, wenn nötig, wie einen

*) τούτοις (V. 7) könnte möglicherweise auf ἀγγέλους (V. 6) bezogen werden, um deren Versündigung (nach der rabbin. Auslegung von Gen. 6, 2) noch näher zu charakterisieren. Aber der Schluß des Verses zeigt, daß hier ein zweites Strafexempel angeführt wird. Und das ὁμοίως μέντοι (V. 8) weist so unverkennbar auf das ὅμοιον τρόπον τούτοις (V. 7) zurück, und rekapituliert einfach das dort Gesagte, daß die Beziehung des τούτοις in V. 7 auf die Irrlehrer als einzig richtig erscheint.

**) Da der Wortlaut der Parallele bei Petrus (2, 11) ganz ungezwungen sich auf Sach. 3, 2 deuten läßt, und diese Beziehung nach dem bereits früher Gesagten auch die natürlichste ist, so beweist eben die Fassung bei Judas, daß er von Petrus entlehnt hat. Die ganz allgemeine Andeutung brachte ihn auf die Sage von Michaels Kampf mit dem Satan um Mosis Leichnam. Während Petrus höchst wahrscheinlich an jenen Kampf des Engels des Herrn mit Satan um den Hohepriester Josua gedacht hat.

Brand aus dem Feuer zu retten, und die Verführten und Gefallenen nicht hartherzig abzuurteilen, aber ihren Umgang zu meiden aus Furcht vor Ansteckung, schließt das, was der Schreiber den Lesern gegenüber auf dem Herzen getragen hat (20—23), und es folgt noch eine Schlußdoxologie, die dem Vertrauen auf den Allmächtigen einen herrlichen Ausdruck giebt: ihm, der vor Fall und Befleckung bewahren, ja noch überschwenglich mehr thun kann — Herrlichkeit, Majestät, Stärke und Macht vor aller Zeit und für alle Zeiten! Amen.

Diese skizzenhafte Uebersicht sollte nur darthun, daß wir auch bei Judas eine durchaus originelle, lebendige Darstellung haben in der Bekämpfung der Gefahr, die seinen Christen drohte; was wir ebenso anerkannten für die Polemik im zweiten Petribrief.

Ein von vornherein in die Augen springender Unterschied ist, daß Petrus die Leute, die er im Auge hat „Irrlehrer" nennt, und auch als solche charakterisiert (2, 1. 19), während der Judasbrief keine einzige bestimmte Andeutung giebt, daß auch er die Schleicher (4), die er bekämpft, als Irrlehrer will angesehen haben. Sie haben keine solche Grundsätze, wie die Irrlehrer im Petribrief, die sie vorbringen zur Verteidigung ihres unsittlichen und widerchristlichen Wesens. Es sind „etliche Menschen", die hauptsächlich durch die Frechheit ihres Auftretens (V. 8. 16) und durch die Schamlosigkeit ihres Treibens (7. 12) eine Gefahr bilden für die christliche Gemeinde. Leichtsinnig treiben sie, auf Gottes Gnade hin (4. 5) ihr schändliches Lasterleben. Durch ihren unheiligen Wandel verleugnen sie Christum (V. 4), während sie sich doch als Christen ausgeben. Nicht Irrlehrer sind es, sondern „geistlose Lebemenschen" (V. 19) denen die Erkenntnis der Wahrheit völlig abhanden gekommen ist, sonst würden sie nicht „Gottes Gnade zur Ausschweifung mißbrauchen" (V. 4). —

Ganz bestimmt werden im Gegensatz hierzu die Verführer bei Petrus „Irrlehrer" genannt, weil sie ihr Sündenleben geflissentlich verteidigen und anderen anempfehlen als die wahre christliche Freiheit (2, 19). Arglistig machen sie sich an die Unbefestigten (2, 14) und locken sie mit hohen, überschwenglichen Worten an sich, und verführen sie zur nämlichen Sünde der Ausschweifung in der sie selber leben und weben (14. 18). — Aus diesen klar zu Tage liegenden Unterschieden ergiebt sich nun auch in natürlicher Weise die Abweichung einzelner Linien im Bilde des einen von dem des anderen. Und bei allem, selbst bis auf den Wortlaut gemeinsamen, kann, schon wegen dem eben Gesagten, von schriftstellerischer Abhängigkeit im gewöhnlichen Sinn durchaus nicht die Rede sein. Zur Erklärung des Gemeinsamen, wie der auf beiden Seiten sich findenden Eigenart, genügt die Annahme vollständig, daß Judas im Wesentlichen eine in ihren praktischen Aeußerungen ähnliche Erscheinung bekämpft, wie Petrus. Der Hauptunterschied liegt aber darin, daß die Verführer bei Petrus bestimmt formulierte Lehrsätze vorbringen, um ihr ungebundenes Leben zu verteidigen und darzustellen als christliche Freiheit! Bei Judas findet sich hiervon keine Spur. Da er aber doch für das, was er zu sagen hat,

die Grundlinien im zweiten Petribrief vorfand, so ist es nur natürlich, und gab seinen Worten größere Kraft, wenn er sich in seiner Darstellung an diesen anschloß, soweit sein Zweck es zuließ. Für einen Mann, der den Aposteln gegenüber für sich durchaus keine selbständige Autorität in Anspruch nehmen will (V. 17) hat das durchaus nichts Entwürdigendes und Auffallendes.

Wenn Zahn in seiner Einleitung aus Jud. 5 den Beweis erbringen will, daß der Brief erst nach der Zerstörung Jerusalems (wofür er dort in dem τὸ δεύτερον .... ἀπώλεσεν eine Andeutung findet), geschrieben sei, so ist das aus jener Stelle zu viel erschlossen. Offenbar will Judas in dem betreffenden Vers nur sagen: Aus Aegypten ist das Volk wohl errettet worden, aber zum zweiten Mal, d. h. nachher, sind die Ungläubigen nicht gerettet worden, sondern umgekommen! Ein anderes Moment ist jedenfalls ausschlaggebender dafür, daß der Judasbrief erst nach dem zweiten Petribrief geschrieben ist. Als Petrus schrieb, war das Uebel, von dem er redet, der Libertinismus, noch nicht in judenchristliche Gemeinden eingedrungen, sondern hatte sich erst in heidenchristlichen Gemeinden festgesetzt. Judas dagegen bekämpft solche, die sich in die Gemeinden, an die er schreibt, schon eingeschlichen hatten, und durch ihr gottloses Treiben bereits anderen Anlaß zum Fall geworden waren. Daß er aber nicht an Heidenchristen, sondern an Judenchristen schreibt, beweist schon die Art, wie er auf die jüdische Tradition Bezug nimmt (V. 6. 9) und das Henochbuch zitiert (14 f.), auch das, daß er das alttestamentliche Bundesvolk einfach λαός nennt (V. 5). Daß Judas, wenn er erst nach der Zerstörung Jerusalems geschrieben hat, notwendig dieses Ereignis irgendwie hätte andeuten müssen, widerlegt sich aus Vers 4, nach welchem eben die Beispiele göttlichen Strafgerichts, die er namhaft macht, zeigen sollen, wie „schon längst" (πάλαι) diesen Leuten ihr Urteil gesprochen ist. Wenn Judas aber das beabsichtigte, so hatte er keinen Grund, die Zerstörung Jerusalems auch nur mit einer Silbe zu erwähnen. Nach der Art, wie er das Treiben der Verführer charakterisiert, ist anzunehmen, daß sie schon geraume Zeit ihr Wesen getrieben haben, und erst jetzt, wo Judas erkennt, daß der Kampf für den rechten Glauben (4. 20) nicht so geführt wird, daß er von Erfolg gekrönt ist, sondern vielmehr diese Verstörer des überlieferten Glaubens Erfolge aufzuweisen haben, drängt es ihn, zur Beharrlichkeit zu ermahnen. Auch daß er vom „überlieferten" Glauben redet, und in V. 7 auf das Wort der Apostel hinweist als auf etwas, das die Leser jetzt nicht mehr so unmittelbar haben, wie früher, spricht für ziemlich späte Zeit der Abfassung. Und wenn auch Zahn gerade mit seinem Hauptargument, das er aus V. 5 herausexegesiert, jedenfalls nicht das Richtige getroffen hat, so ist ihm doch darin zuzustimmen, wenn er den Judasbrief etwa ums Jahr 75 geschrieben sein läßt.

e. Der erste Brief des Petrus erhebt eben so entschieden, wie der zweite, den Anspruch, vom Apostel Petrus geschrieben zu sein (1, 1). Der Schreiber nennt sich „Zeuge der Leiden Christi" (5, 1) und ermahnt die Aeltesten der Gemeinden in einer Weise, die deutlich an jenes Erlebnis des Petrus erinnert wovon Joh. 21, 15—17 die Rede ist. („Weidet die

Herde Gottes" 5, 2 — „weide meine Lämmer" Joh. 21, 15 ff.; Jesus heißt der Oberhirte 5, 4; der, welcher ihn damals in sein Amt als Unterhirten feierlich einsetzte.)

Daß der Brief an Heidenchristen gerichtet ist, steht trotz aller Widerrede mancher Gelehrten fest. Alle Versuche (auf Grund von 2 Petr. 3, 1) diesen Brief einem judenchristlichen Leserkreis zuzuschreiben, sind auf exegetische Kunststücke angewiesen, welche von vorneherein kein Vertrauen erwecken; 2, 9. 10. 25 „**ihr** seid ein auserwählt Geschlecht" (wären Juden gemeint, so könnte Petrus wir sagen) „aus der Finsternis berufen — in sein wunderbares Licht" . . . „einst nicht ein Volk, nun aber Gottes Volk," das ist doch offenbar eine Sprache, wie sie nur Heidenchristen gegenüber geführt werden konnte. — Nach 3, 1 sollen die Frauen ihre Männer, „welche dem Worte nicht glauben", gewinnen durch Ehrfurcht und keuschen Wandel! Auch hier sind offenbar heidenchristliche Zustände vorausgesetzt. Es ist der Fall gesetzt, daß die Frau bekehrt und gläubig, der Mann aber noch Heide ist. 3, 6 setzt diese Auffassung außer Zweifel, zu Judenchristen hätte Petrus nicht sagen können „ihre Kinder" (d. h. der Sarah) „seid ihr geworden". Ganz unmißverständlich sind endlich Stellen wie 1, 14 wo ermahnt wird, das Christenleben nicht zu gestalten „nach den alten Lüsten aus der Zeit eurer Unwissenheit," 1, 18 wo die Leser daran erinnert werden, daß sie losgekauft sind von dem „eitlen, von den Vätern überlieferten Wandel"; oder 4, 3. 4: „Genug ist's doch, daß ihr die vergangene Zeit den Willen der Heiden vollbracht habt, durch Wandel in Ausschweifungen, Lüsten, Trunkenheit, Schmauserei, Gelagen und frevelhaftem Götzendienst — darüber verwundern sie sich (nämlich: eure heidnischen Volksgenossen) und lästern, weil ihr nicht mit ihnen geht in der gleichen, ausschweifenden Lebensart." Das sind doch offenbar Worte, die auf das jüdische Volk im allgemeinen unmöglich abzielen können. Dagegen wenn heidenchristliche Leser in heidnischer Umgebung gemeint sind, ist alles klar und verständlich.

Wie kam aber Petrus dazu, an solche Gemeinden, die zum größten Teil dem paulinischen Arbeitsgebiete in Klein-Asien angehören (1, 1) zu schreiben. Nach 1, 12 hat Petrus selber an diesen Gemeinden nicht gearbeitet; „die, welche euch das Evangelium brachten," sind jedenfalls Paulus und seine Mitarbeiter. (Im zweiten Brief drückt er sich 1, 16 ganz anders aus, wo er sich selber unter die zählt, welche den Lesern Kunde gebracht haben von der Macht und Wiederkunft Jesu Christi). — Als Zweck seines Schreibens giebt Petrus 5, 12 an: „Euch zuzusprechen und zu bezeugen dies sei **die wahrhaftige Gnade Gottes, in** welcher ihr steht."

Freundlichen Zuspruch hatten die Gemeinden nötig, denn sie waren in bedrängter Lage. (1, 6 f.; 2, 15. 19; 3, 14. 16 f.; 4, 12—16; 5, 9.) Nicht nur wurden die Christen um ihres Christennamens willen verachtet und geschmäht; noch schwerere Prüfungen ergingen über sie;

ungerechter Weise wurde ihnen Leid zugefügt; sie hatten zu dulden wegen Gerechtigkeit! Es war eine „Feuerprobe“, die dazu dienen sollte, die unlauteren Elemente auszuscheiden. Wer den Christennamen trug, hatte Leiden zu gewärtigen. — Aber unter solchem Druck standen damals nicht nur die Gemeinden, an welche Petrus schrieb, denn er sagt ihnen: „Wisset, daß die gleichen Leiden sich erfüllen an eurer Brüderschaft in der Welt!“ —

Unter dem schweren Druck der Leiden muß bei den bedrängten Christen auch Zweifel erwacht sein darüber, ob sie denn durch ihren Glauben der vollen Gnade Gottes teilhaftig geworden seien. Die Drangsale ließen sich doch viel eher erklären als Gerichtsverhängnis und Zornesoffenbarung. Dem entgegen bezeugt nun Petrus (schon 1, 9 ff.), daß das Wort, das ihnen verkündet wurde durch ihre Lehrer, vom nämlichen Heil rede, welches schon die alten Propheten erforscht haben. Schon diese haben geweissagt „von der für euch bestimmten Gnade“, sie haben vorher Zeugnis gegeben von den Leiden Christi und der darauf folgenden Verherrlichung: „Eben diese Dinge sind euch jetzt verkündet worden durch die, welche euch das Evangelium brachten.“ Somit dürft ihr alle Zweifelsgedanken fahren lassen: „Es ist die wahre Gnade Gottes, worauf ihr stehet!“ (5, 12).

Aber, warum hat Paulus den wankenden Glauben seiner Christen nicht durch eigenen Zuspruch gestärkt? Offenbar befand er sich in einer Lage, die ihm solches unmöglich machte, oder doch erschwerte. Seine zweijährige Gefangenschaft in Rom hatte ihn nicht abgehalten von der Fürsorge für seine Gemeinden (vgl. Kol.-, Eph.-, Phil.-Briefe) oder auch persönliche Angelegenheiten zu ordnen (Philem.-Brief). So muß eine andere Ursache ihn abgehalten haben. Unmittelbar nach seiner Befreiung aus der ersten Gefangenschaft bereiste Paulus höchst wahrscheinlich noch einmal den Osten bis nach Kleinasien. Dann aber wandte er sich wiederum dem fernen Westen zu. In Nikopolis verbrachte er den Winter 64—65; während in Rom die Christen zum erstenmal die Blut- und Feuertaufe unter Nero erhielten. Waren die Christen in der heidnischen Welt schon vorher in gedrückter Lage, so wurde das nachher, nachdem die Hauptstadt der heidnischen Welt das Christentum zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt hatte, nicht besser. Die Wogen der neronischen Verfolgung sind in ihren Wirkungen sicherlich auch in den östlichen fernen Provinzen verspürt worden. Das war also die Situation in den kleinasiatischen Gemeinden gerade als Paulus seine Reise nach Spanien unternahm.*) Von dieser „äußersten Grenze des Abendlandes“

*) Daß solche Reisen damals die persönliche Fürsorge einfach unmöglich machten, ersehen wir aus dem Brief des Ignatius an den Polykarp VIII, 1, wo dem letzteren Instruktionen gegeben werden zur besonderen Fürsorge für die Gemeinden. Ignatius begründet dieselben mit den Worten: „Da ich also unmöglich an alle Gemeinden schreiben konnte, weil ich unvermutet schnell von Troas nach Neapolis abfahre, wie es die Vorsehung gebietet, so schrieb ich an die auf meiner Reise bereits passierten Gemeinden.“ — Daß θέλημα = Vorsehung, und nicht = „Befehl des Kaisers Trajan“ zu fassen ist, beweist ad. Rom. I, 1, wo „ἐάνπερ θέλημα ᾖ“ nach dem Zusammenhang nur Gottes Willen bezeichnen kann.

aus war es ihm aber, auch bei den denkbar besten Verkehrsmitteln der alten Welt unmöglich, seine bedrängten und gefährdeten Gemeinden im fernen Osten zu trösten und zu stärken. Da mag sich denn der Apostel Petrus wohl berufen gefühlt haben, den verwaisten Gemeinden ihren geistlichen Vater zu ersetzen, um so mehr, als er ja selber, auf bestimmte göttliche Weisung hin, der erste unter den Aposteln war, der auch den Heiden die Predigt des Evangeliums brachte (Act. 10).*)

Ueber den Ort, von dem aus der Brief geschrieben, herrscht Meinungsverschiedenheit. Jedenfalls ist es nicht Babylon am Euphrat (was man aus 5, 13 erschlossen hat); denn dieser Name ist hier (ähnlich wie Offb. 14, 8; 16, 19; 17, 5; 18, 2. 10. 21) nur bildliche Bezeichnung, mit welcher der Apostel die Situation der Gemeinde, von welcher er Grüße bestellt, charakterisieren will. Die Leser wußten ja, wo sich Petrus befand als er den Brief schrieb. Ihnen war aber auch sofort klar, wenn er die Stadt, von der aus „die Miterwählte" (Gemeinde) ihre Grüße übermitteln ließ, „ein Babylon" nannte, daß er damit „die Mutter der Huren . . ., trunken vom Blut der Heiligen und vom Blut der Zeugen Jesu" (Offb. 17, 5. 6) — nämlich Rom meinte. Die römische Gemeinde, deren Bedeutung für die gesamte Christenheit Petrus ebensowohl erkannt hatte, wie Paulus, bedurfte gerade nach der schrecklichen neronischen Verfolgung einer starken, leitenden Hand, damit sie vor gänzlicher Auflösung bewahrt blieb.†) Unter den Uraposteln

*) Etwas absolut Sicheres läßt sich natürlich nicht beibringen, da es uns vollständig am notwendigen Zeugenmaterial fehlt, und die spätere Tradition über Wirksamkeit und Ende der beiden Apostel durchaus unzuverlässig ist. Nimmt man an, daß Paulus nach den zwei Jahren römischer Gefangenschaft, Act. 28, 30, während der Neronischen Christenverfolgung den Märtyrertod erlitt, so ist die in der Juli-Nummer des „Magazins", S. 263, ausgesprochene Vermutung die wahrscheinlichste, daß Petrus diesen Brief erst nach dem Tode Pauli geschrieben habe. Setzt man dagegen die Befreiung aus dieser Gefangenschaft voraus und verlegt das Martyrium Pauli etwa ins Jahr 67, so hat die oben vertretene Anschauung die meiste Wahrscheinlichkeit. In beiden Fällen ist die Abfassungszeit des Briefes die nämliche: kurz nach der neronischen Verfolgung.

†) Einen Aufenthalt des Petrus in Rom befürworten die Zeugnisse der vier ersten Jahrhunderte so bestimmt, daß nur über die Zeit und die näheren Umstände Meinungsverschiedenheit herrscht. Daß sowohl Petrus, wie Paulus, zur römischen Gemeinde in sehr naher Beziehung standen, deutet Ignatius an, wenn er sagt ad. Rom. IV, 3: *οὐχ ὡς Πέτρος καὶ Παῦλος διατάσσομαι ὑμῖν.* — Daß beide Apostel den Märtyrertod erlitten, sagt zuerst Klemens Romanus (ad. Kor. V, 4—7). Den Athleten der christlichen Zeit, die bis zum Tode gekämpft haben, stellt er dort die beiden „Säulen-Apostel" Petrus und Paulus voran. — Daß solches in Rom geschehen, sagen erst spätere Zeugen, wie Dionysios von Korinth (vgl. Eus. hist. eccl. II, 25), der beide „etwa um die nämliche Zeit" das Martyrium erleiden läßt, nachdem beide an ein und demselben Ort gelehrt hatten vgl. auch Iren. adv. haer. III, 1, 1: *τοῦ Πέτρου καὶ τοῦ Παύλου ἐν Ῥώμῃ εὐαγγελιζομένων καὶ θεμελιούντων τὴν ἐκκλησίαν.*) — Der Presbyter Cajus von Rom (am Anfang des dritten Jahrhunderts) erwähnt der Grabmäler der beiden Apostel in Rom. — Tertullian (praescr. haeret. 36) sagt: habes Romam . . . ubi Petrus passioni dominicae adaequatur, ubi Paulus Joannis exitu coronatur; adv. Marc. IV, 5: Romani . . . quibus evangelium et Petrus et Paulus sanguine quoque suo signatum reliquerunt. — Was später Hieronymus berichtet (de script. eccl. cap. I) ist so sehr von sagenhaften Elementen durchwoben, daß seinem Zeugnis absolut kein Gewicht beigelegt werden kann.

war aber Petrus durch frühere Lebenserfahrungen am meisten qualifiziert, dieses Arbeitsfeld des Apostels Paulus zu übernehmen, als dieser durch seine Reise nach Spanien verhindert war, selber sich dieser Gemeinde anzunehmen, wie sie es eben jetzt bedurfte. Es liegt also durchaus kein Hindernis vor, da ja auch die Tradition ganz entschieden einen Aufenthalt des Petrus in Rom, nicht sehr lang vor seinem Märtyrertod, befürwortet, anzunehmen, daß Petrus von Rom aus, etwa im Frühjahr 65, nachdem Paulus nach Spanien verreist war, den ersten Petrusbrief geschrieben hat.

f. Die drei Johannesbriefe stehen und fallen mit dem Evangelium. Schon 1 Joh. 1, 1 ff. weist so deutlich auf Ev. Joh. 1, 14 — überhaupt, die ganze Eigentümlichkeit der Anschauung, Gedankenentwicklung und Ausdrucksweise*) entspricht der des Evangeliums so vollkommen, daß beide nur von einem und demselben Verfasser herrühren können, wie es auch das gesamte Altertum der christlichen Kirche anerkannt hat, indem auch der erste Brief, wie das Evangelium, einstimmig dem Apostel Johannes zugeschrieben wurde.

Wenn Zahn**) recht hätte mit seiner Beweisführung, daß der von Papias genannte Presbyter Johannes mit dem Apostel identisch sei, und daß erst Eusebius auf Grund seiner kritischen Zweifel gegenüber dem zweiten und dritten Johannesbrief in seiner Auslegung der Papiasstelle einen Presbyter Johannes vom Apostel gleichen Namens unterscheide, so wäre damit auch die Authentie der beiden kleinen Johannesbriefe erwiesen, deren Verfasser sich einfach ὁ πρεσβύτερος nennt. — Wer aber die betreffende Papiasstelle liest, gewinnt doch ohne Weiteres den Eindruck, daß dort thatsächlich zwei verschiedene Persönlichkeiten bezeichnet werden, ganz abgesehen von der Auslegung, die Eusebius zu dem Zitat giebt. — Einer so künstlichen Hypothese bedarf es überhaupt nicht um die Authentie der beiden kleinen Briefe zu erweisen. Daß schon in der alten Kirche Zweifel an der Echtheit derselben aufkamen, lag lediglich an ihrem geringen Umfang, der es kaum zuließ, sie als Werk des großen Apostels zu betrachten (vgl. Origenes, bei Euseb. hist. eccl. VI, 25). Beide Briefe tragen aber so durchaus johanneischen Charakter, als der geringe Umfang, sowie die durchaus konkreten Verhältnisse die sie berühren, es nur dazu kommen ließen ihn auszuprägen. Die völlig gleiche Form der beiden Briefe deutet auf einen Verfasser (vgl. 2 Joh. 1. 4. 12 mit 3 Joh. 1. 3. 13. 14). In ganz auffallender Weise lehnt sich der zweite Brief an den ersten (vgl. 2 Joh. 5 f.

Nur das ergiebt sich als sicheres Resultat aus der Prüfung der alten Zeugen, daß Petrus in Rom war, und dort, etwa um die nämliche Zeit wie Paulus, den Märtyrertod erlitten hat. Dieses letztere schließt aber nicht aus, daß zwischen dem Tod des einen und anderen etwa die Frist eines Jahres liegen kann; da keines der zuverlässigen Zeugnisse auch nur andeutet, was Hieronymus behauptet, beide Apostel seien am nämlichen Tag als Märtyrer gestorben.

*) Vergl. die treffliche, umfassende Zusammenstellung bei Weiß, Einleitung 2. Aufl. S. 461, Anm.

**) Einleitung ins Neue Testament, Abschn. X. die Schriften des Johannes S. 445 ff. — Vgl. zum obigen Euseb. hist. eccl. III, 39, 4 das Papiasfragment; und VI, 25, 3—5 seine kritische Anschauung über den 2. und 3. Johannesbrief.

mit 1 Joh. 2, 7; 3, 11; 2 Joh. 6 mit 1 Joh. 5, 3; 2 Joh. 7 mit 1 Joh. 2, 18. 22; 4, 1; 2 Joh. 9 mit 1 Joh. 2, 23; 2 Joh. 12b mit 1 Joh. 1, 4) und der dritte nimmt sogar auf das Evangelium Bezug (vgl. 3 Joh. 12 mit Ev. 21, 24 und 19, 35; und dazu 3 Joh. 11 mit 1 Joh. 3, 6. 9). Was sollte ein Fälscher mit diesen Briefen, die überhaupt ganz konkrete Verhältnisse voraussetzen, für eine Absicht verbunden haben? Aber ebenso unerklärlich wie der Zweck dieser Briefe wäre es auch, daß dieselben in der Kirche hätten kanonisches Ansehen erlangen können, wenn sie nicht als Werk des Apostels gegolten hätten. Der Widerspruch, der sich auch nur ganz vereinzelt wider diese Briefe erhoben hat, war ja eigentlich nicht einmal ernstlich begründet. Es ist ferner durchaus undenkbar, wie der Presbyter Johannes, dem man die Briefe zuschreiben wollte, den man überhaupt nur zur Unterscheidung vom gleichnamigen Apostel, nach seiner Amtsstellung so nannte, sich schlechthin „Presbyter" hätte bezeichnen sollen in Briefen an Gemeinden, welche ebenfalls Presbyter hatten, wie alle anderen Gemeinden. Bei der Annahme, daß Johannes diese Briefe in hohem Alter geschrieben habe, erklärt sich die Selbstbezeichnung *ὁ πρεσβύτερος* ganz natürlich aus der Stellung, die der hochbetagte Greis einer jüngeren Generation gegenüber einnahm (vgl. hierzu besonders die stets wiederkehrende Anrede *τεκνία* 1 Joh. 2, 1. 12. 28; 3, 7. 18; 4, 4; 5, 21 — was hier wohl nicht nur Zärtlichkeit ist, wie Joh. 13, 33, im Munde Jesu; ebenso *παιδιά*, 1 Joh. 2, 13. 18, vgl. Joh. 21, 5; sondern, wie bereits angedeutet, in dem bedeutenden Altersunterschied zwischen dem Schreiber und den Lesern seinen Grund haben kann). —

Kein einziger stichhaltiger Grund ist von Alters her von den Gegnern der Authentie der Johannesbriefe vorgebracht worden. Dagegen redet das Selbstzeugnis der Briefe, sowie das Zeugnis der Kirche dafür, daß dieselben den nämlichen Verfasser haben, wie das Evangelium: den Apostel Johannes, den Lieblingsjünger des Herrn. In hohem Alter hat er zu Ephesus nicht nur das Evangelium, sondern auch die drei Briefe geschrieben, deren Abfassungszeit sich nicht mehr genauer bestimmen läßt. Nur im allgemeinen kann gesagt werden daß dieselbe in den Zeitraum zwischen 80 und 90 fällt.

2. Die Apokalypse.

a. Bis um die Mitte des dritten Jahrhunderts war die Apokalypse in allen Teilen der Kirche in gleichem Ansehen. Die Zeugnisse hierfür reichen hinauf bis nahe ans apostolische Zeitalter.*) Schon Papias hat ihre

*) Zum Zeugnis des Papias vgl. Euseb. hist. eccl. 39, 12. 13. Nach Euseb. hat Papias seinen Chiliasmus aus "mißverstandenen apostolischen Diegesen" (*τὰς ἀποστολικὰς παρεκδεξάμενον διηγήσεις*) geschöpft. Eben wegen dem Unverstand, der sich in dem absolut realistisch gefärbten Chiliasmus des Papias kund giebt, nennt ihn Euseb nachher „*σφόδρα σμικρὸς ὢν τὸν νοῦν.*"— Daß diese apostolischen Diegesen nur die Apokalypse sein können, ergiebt sich aus der ganzen Darstellung des Euseb unzweifelhaft. — Späterhin ist das, was Euseb nur andeutet, von dem kappadocischen Bischof Andreas (Ende 5. säc.) in seinem Kommentar über die Apokalypse ausdrücklich bezeugt, daß Papias sie als apostolische Schrift anerkannte (vgl. Routh, reliq. sacr. ed. II. I. S. 15). — Für Justin vgl. Apol. I, 28; Dial. 81. Erstere

Authentie anerkannt. Justin rechnet sie unter die Schriften der Christen, und schreibt sie ausdrücklich dem Apostel Johannes zu. In dem Schreiben der Gemeinden von Lugdunum und Vienne wird Apok. 22, 11 ausdrücklich als γραφή zitiert. Irenäus, der bereits das Evangelium gegen Angriffe zu verteidigen hatte, weiß noch nichts von Widerspruch gegen die Apokalypse. Auch in der römischen Reichskirche gilt sie noch am Ende des zweiten Jahrhunderts als widerspruchslos anerkannt. Das gilt ebenso für die afrikanische Kirche: Tertullian rechnet sie zum instrumentum apostolicum, d. h. zu den kanonischen Schriften seiner Kirche; als das nämliche gilt sie seinem Schüler Cyprian. Von besonderem Gewicht ist das Zeugnis des Clemens Alexandrinus, der auch eine Apokalypse des Petrus kennt, aber trotzdem die Apokalypse des Johannes gelegentlich einfach zitiert: ἡ ἀποκάλυψις φησίν — und damit zeigt, daß diese ihm als die eigentliche Apokalypse gilt. Auch die Kirche von Antiochien hat in diesem Zeitraum die Apokalypse noch anerkannt. Und noch Origenes rechnet dieselbe zu den unbestrittenen Büchern des neutestamentlichen Kanon.

Nachhaltiger Widerspruch erhob sich erst im Kampf wider den fleischlichen Chiliasmus, der seine Lehrsätze mit dem Hinweis auf die Apokalypse begründete. In der Alexandrinischen Schule wurde der Anfang gemacht von einem Schüler des Origenes Dionysius,*) Bischof zu Alexandrien († 265). Aber bei dem ungeteilten Ansehen, das die Apokalypse damals im ganzen Umkreis der Kirche genoß, wagte sich Dionysius mit seinen Bedenken gegen das Buch nur sehr bescheiden hervor. Er anerkennt, daß darin höhere Weisheit geoffenbart sei, die über sein Fassungsvermögen weit hinausgehe. Der Verfasser des Buches ist nach ihm ein Mann, der göttlicher Eingebungen gewürdigt war. Aber den Johannes, der das Evangelium und den Brief geschrieben, könne er nicht als Verfasser ansehen. Der letzte Grund den er hierfür angiebt, lautet: „Nur weil ich

Stelle enthält eine deutliche Hinweisung auf Apok. 12, 9 f.; 20, 2, mit der Bemerkung: ὡς καὶ ἐκ τῶν ἡμετέρων γραμμάτων ἐρευνήσαντες μαθεῖν δύνασθε. — Und in der zweiten Stelle wird ausdrücklich der Apostel Johannes genannt, der „ἐν ἀποκαλύψει γενομένῃ αὐτῷ," vom Tausendjährigen Reich geweissagt habe. — Zum Schreiben der Gemeinden von Lugdunum und Vienne vgl. Euseb. hist. eccl. V, 1, 58. — Der Kanon Muratori, der bereits Widerspruch gegen die übrigen johann. Schriften bekämpft, zählt die Apokalypse einfach unter die kanonischen Schriften (lin. 71) ohne eine Andeutung von Widerspruch gegen dieselbe. — Daß noch im dritten Jahrhundert die afrikanische Kirche die Apokalypse anerkannte, ergiebt sich auch aus einem neutestamentlichen Schriften-Verzeichnis, das dem cod. Claromontanus angehängt ist und für jene Zeit den Kanon dieser Kirche wiedergiebt. — Das Zeugnis des Clem. Alexandrin. hat uns Euseb aufbewahrt, hist. eccl. VI, 1 f. — Origenes hat, nach Joh. Tom. V, 3 die Apokalypse noch als ein unbestritten kanonisches Buch anerkannt (vgl. auch Euseb. hist. eccl. VI, 25, 7—10). —

*) Daß schon Cajus von Rom († 211) die Apokalypse des Johannes verworfen, oder gar dem Cerinth zugeschrieben haben soll, läßt sich jedenfalls nicht aus dem, was Euseb. über ihn berichtet (hist. eccl. III, 28, 2) erschließen; so zuversichtlich es zwar Hilgenfeld behauptet (a. a. O. S. 45), und neuerdings sogar Zahn (a. a. O. I, S. 222) mit viel Scharfsinn verteidigt hat, aber doch nur soweit kommt, daß er sagt: „So ist kaum zu

die Unähnlichkeit der Schriften genau durchschaut habe."*) Daß Dionysius von Alexandrien „seine behutsame Kritik der Apokalypse" an das Urteil des Cajus von Rom geknüpft habe, wie Zahn zu beweisen versucht hat, †) ist nach dem Gesagten unmöglich, und wird auch entschieden verwehrt durch den Bericht des Eusebius über Dionysius. Nicht auf einen, sondern auf „einige" von den früheren**) beruft sich Dionysius, „die das Buch ganz und gar verwarfen und bestritten ... sie sagen, es sei nicht von Johannes, auch keine Apokalypse" — Cerinth habe dasselbe verfaßt. Diese letztere Behauptung wird nach Dionysius damit begründet, daß das Buch die Lehren dieses

---

zweifeln". — Die Worte des Euseb., auf die es hier besonders ankommt, lauten: *ἀλλὰ καὶ Κήρινθος ὁ δὶ ἀποκαλύψεων ὡς ὑπὸ ἀποστόλου μεγάλου γεγραμμένων τερατολογίας ἡμῖν ὡς δὶ ἀγγέλων αὐτῷ* (dem großen Apostel) *δεδειγμένας ψευδόμενος, ἐπεισάγει λέγων.*— Hierauf folgt eine in den sinnlichsten Farben gemalte Beschreibung des tausendjährigen Reiches. — Nimmt man die Worte Eusebs, wie sie dastehen, so enthalten sie durchaus keinen Widerspruch des Cajus gegen die Apokalypse, noch viel weniger das, daß er sie dem Cerinth zuschreibe. „Aber auch Cerinth, der auf Grund von Offenbarungen, von denen er vorgiebt (*ὡς*) sie seien von einem großen Apostel geschrieben, uns Wundererzählungen vorlügt, von denen er vorgiebt (*ὡς*) sie seien demselben von Engeln gezeigt worden" u. s. w. Nach diesen Worten stellt Cajus einfach, aber ganz entschieden, in Abrede, daß Cerinth seine Lügen, d. h. seine grobsinnlichen Vorstellungen vom tausendjährigen Reich, die mit Apoc. 20, 4 ff; 21, 1 ff. durchaus nichts gemein haben, aus einem Buch der Offenbarungen geschöpft haben könne, das von einem Apostel, durch Vermittlung von Engeln, geschrieben sei. — Darum empfängt ja auch unmittelbar nachher Cerinth von Cajus das Urteil, daß er „ein Feind der Schriften Gottes„ sei (*ἐχθρὸς ὑπάρχων ταῖς γραφαῖς τοῦ θεοῦ*). Diese Bezeichnung wäre aber ganz inhaltlos, wenn Cajus die Apokalypse nicht zu diesen Schriften gerechnet hätte. Der Sinn ist doch offenbar der, daß einer, der solchen Mißbrauch treibt mit Schriften Gottes, wie Cerinth, dadurch gekennzeichnet wird als Feind derselben. — Also nicht die Offenbarung Johannis ist hier von Cajus bekämpft, sondern die fleischlichen Gedanken des Cerinth, die er rechtfertigen will mit dem Hinweis auf die Offenbarung Johannis. Diese Lehre des Cerinth ist Lüge (*ψευδόμενος*). Lüge kann aber nicht den Offenbarungen eines großen Apostels entstammen, oder Bildern, die ihm von Engeln gezeigt wurden. Wenn Cerinth das auch vorgiebt (*ὡς*), so kennzeichnet er sich damit nur als Feind der Schriften Gottes, zu welchen Cajus auch die Apokalypse rechnet.

*) Vgl. Euseb. hist. eccl. VII, 25, 1 ff.

†) A. a. O. I, 227—237. Dionysios bar Salibi (im zwölften Jahrhundert) ist doch ein zweifelhafter Gewährsmann, obschon Zahn ihn zuletzt noch ins Treffen führt, um durch ihn seine Position zu behaupten. Denn gerade die Sätze, welche die Beweisführung stützen sollen, sind lediglich Kombinationen und Vermutungen, die allerdings dem Scharfsinn Zahns alle Ehre machen, aber, bei dem völlig mangelnden Beweismaterial, eben nichts beweisen.

) „Theologen", das Zahn beifügt, steht nicht da, und ist auch durch nichts angedeutet. „*τινὲς μὲν οὖν τῶν πρὸ ἡμῶν*" bezeichnet doch einfach solche, die einer früheren Generation angehören — weiter liegt in dieser Bezeichnung **nichts!

Ketzers bestätige.*) (Vgl. was bereits über die Polemik des Cajus von Rom wider Cerinth gesagt wurde.) Wie ganz anders das Urteil des Dionysius über die Apokalypse lautet als das dieser Leute, haben wir bereits gesehen.

Was Dionysius von ihnen sagt, stimmt Zug für Zug mit der Beschreibung der Aloger, welche wahrscheinlich schon von Irenäus,†) und erst viel später wieder von Epiphanius und Philaster von Brescia ‡) bekämpft worden sind. Gerade in Klein-Asien, dem langjährigen Schauplatz der Thätigkeit des Apostels Johannes, ist zuerst (schon in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts) der heftigste Widerspruch gegen seine Schriften erwacht. Diese, von Epiphanius sogenannten Aloger, verwarfen mit den übrigen Schriften des Apostels, auch die Apokalypse und schrieben sie dem Cerinth zu. Einige von ihnen verhöhnen sogar diese Schrift, indem sie fragen, wie man an eine Gemeinde schreiben könne, die gar nicht existiere — es gebe ja keine Christengemeinde in Thyathira. Das Endurteil über diese Leute bei Epiphanius ist das nämliche, wie bei Irenäus: daß diese den heiligen Geist und die Gnadengaben, die der Kirche anvertraut wurden, nicht anerkennen, und daß darum das Wort des Herrn von der unverzeihlichen Sünde (Mt. 12, 32; Luk. 12, 10) auf sie anzuwenden sei. —

Daß, nachdem einmal Dionysius mit scheinbar triftigen Gründen, die Apokalypse dem Johannes abgesprochen hatte, im Orient dieselbe mehr und mehr ihr Ansehen verlor und endlich als unkanonisch verworfen wurde, dafür ist Eusebius ein ziemlich zuverlässiger Zeuge. Allerdings dürfen seine Worte nicht gepreßt werden, als ob bei ihm von vorneherein eine besondere Abneigung gegen dieses Buch vorhanden gewesen wäre.§) Denn gerade in der Hauptstelle, wo er „die Schriften des neuen Bundes“ aufzählt, ||) sagt er, nachdem er von den allgemein anerkannten Schriften geredet: „Zu diesen muß auch die Apokalypse des Johannes gerechnet werden.“ Er behält sich aber vor „die Ansichten über dieselbe“ bei günstigerer Gelegenheit zu besprechen. Da, wo er etwas später eine Unterabteilung der Antilegomenen (die νόθα, d. h. die Schriften, die sich keine dauernde Anerkennung in der Kirche verschaffen konnten) bespricht, sagt er zum Schluß: „Auch, wie ich sagte, die Apokalypse des Johannes, welche etliche, wie ich sagte, verwerfen, andere aber den Homologumenen beizählen.“¶) Eusebius kannte den Widerspruch, zitiert ihn auch nur

*) Alle diese Gedanken sind von Euseb. dem zweiten Buch des Dionysius „über die Evangelien“ entnommen.

†) Iren. III, 11. 9 bes. simul et evangelium et propheticum repellunt spiritum. Das Letztere wahrscheinlich Anspielung auf die Apokalypse!

‡) Epiphanius, Bischof von Constantia (Salamis) auf Cypern † 403, bekämpfte die Aloger in haer. 51. — Philaster von Brescia, am Ausgang des vierten Jahrhunderts, schrieb ein Werk de haer., worin er in c. 60 die nämliche Partei bekämpft.

§) So z. B. Hilgenfeld, a. a. O. S. 19, A. 2.

||) Hist. eccl. III, 25, 1—5.

¶) Wenn Hilgenfeld angesichts dieser Thatsachen ausruft: „Ganz ohne festes Bürgerrecht irrt die Apokalypse des Johannes unter den ὁμολογουμένοις und den ἀντιλεγομένοις umher“ — (A. a. O. S. 54) so beruht das auf einer unrichtigen Beurteilung der Worte des Euseb. — In der ersten,

als wenig einleuchtende Meinung anderer, während er selber das Buch ganz unbedenklich den Homologumenen zurechnet. — Noch Ausgangs des vierten Jahrhunderts finden wir gerade in Klein-Asien die Apokalypse vom Kanon ausgeschlossen,*) trotzdem Athanasius, der berühmte und einflußreiche Bischof von Alexandrien, sie anerkannte als vollgiltig kanonisches Buch. Er hat im Orient keine Nachfolger gefunden. Erst Anfangs des fünften Jahrhunderts kam für den Orient die Wendung. Schon Rufin und ganz besonders sein gelehrter Freund Hieronymus, haben sehr entschieden die Echtheit und die Zugehörigkeit der Apokalypse zum neutestamentlichen Kanon verfochten.**) Dabei blieb es denn auch in der Folgezeit. Erst einer viel späteren Epigonenzeit war es aufbehalten. die alten, längst überwundenen Zweifel wiederum wachzurufen.***)

---

oben zitierten Stelle, fügt nämlich Euseb. seinem Urteil die Worte bei: εἴγε φανείη —, in der zweiten: εἰ φανείη. Beidemal übersetzt Hilgenfeld: „Wenn's beliebt". Das ist aber nicht der Sinn der Worte. εἴγε ist im klassischen Sprachgebrauch Einleitung einer persönlichen Meinung, die man als wohlbegründete kennzeichnen will. Also will Euseb. mit εἴγε φανείη nicht sein eigenes Urteil als zweifelhaft darstellen, sondern als wohlbegründet, im Gegensatz zu anderen Meinungen, die auch noch vorhanden sind. — Ganz anders εἰ φανείη an der zweiten Stelle. Sind hier überhaupt nur die Ansichten (τὰ δόξαντα) anderer (τινες) erwähnt, für die Euseb selber nicht einstehen will, so bezweifelt das εἰ φανείη geradezu, daß dieselben überhaupt einleuchtend seien. Eusebs eigene Meinung ist eine andere, wohl begründete. Die Ansicht anderer stellt dagegen Euseb nur als eine Möglichkeit hin, welcher er nicht einmal Wahrscheinlichkeit zuerkennen will. (Zum Gebrauch von εἴγε im oben dargelegten Sinn vgl. Il. 1, 393; Od. 16, 300; zum Gebrauch εἰ allein z. B. Il. 9, 389; 10, 222.)

*) Cyrill von Jerusalem († 386) hat sogar den Hebräerbrief als paulinisch anerkannt, aber die Apokalypse verworfen. — Die Synode von Laodicea beschloß, daß alle unkanonischen Bücher nicht mehr als kirchliche Vorlesebücher benutzt werden sollen; und rechnet zu diesen auch die Apokalypse. (Vgl. can. 59. 60.) Gregor von Nazianz († 390) rechnet den Hebräerbrief zu den Paulinen, die Apokalypse aber verwirft er. — Auch in den apostol. Konstitutionen (VII, 47) fehlt dieselbe.

**) Hieronymus charakterisiert sogar die Verwerfung der Apokalypse als Mode-Artikel wenn er sagt: nequaquam hujus temporis consuetudinem, sed veterum scriptorum auctoritatem sequentes (scil. nehmen wir die Kanonizität der Apokalypse an).

***) Wenn wir das ganz eigenartige Schicksal der Apokalypse ins Auge fassen, so ist eins höchst beachtenswert, daß nämlich das Buch nach einem Kampf von anderthalb Jahrhunderten einen völligen Sieg errang über seine Gegner. Daß ferner die Stimme seiner ersten Bestreiter völlig wirkungslos verklungen ist, und wir uns aus den dürftigen Notizen über sie kaum eine richtige Vorstellung machen können. Nur das ist sicher, daß sie eine völlig gedankenlose, allen Verständnisses bare, Kritik übten, die in der Kirche keinen Anklang fand, obschon die Bestreiter derselben angehörten. Dieses eigentümliche Schicksal der Apokalypse, welche sich siegreich wider allen Widerspruch behauptet hat, und bei allen Verdächtigungen, die sich aus dem Schoß der Kirche wider sie erhoben, von dieser als Ganzem nie verworfen worden ist (immer waren die Gegner eine unbedeutende Minderheit) — dieses Schicksal ist auch ein Zeugnis für die Echtheit, d. h. für die apostolische Herkunft dieser einzigen prophetischen Schrift des neuen Testamentes.

b. Der Verfasser nennt sich selber Johannes (1, 1. 4. 9; 22, 8). Im Evangelium, wo er ausschließlich Selbsterlebtes erzählt, nannte er seinen Namen nicht; hier mußte er ihn nennen als Bürgschaft für die Wahrheit seines prophetischen Zeugnisses. Nach 1, 3; 10, 11 tritt er der neutestamentlichen Gemeinde gegenüber als Prophet; und zwar wendet er sich mit einer Autorität an die Gemeinden Klein-Asiens (1, 4) und verrät einen solchen Tiefblick für die inneren und äußeren Verhältnisse derselben, wie sie nur der Apostel Johannes gehabt haben kann.

So stimmt das Selbstzeugnis des Buches mit dem Zeugnis der alten Kirche trefflich überein. —

Auch der Lehrgehalt der Apokalypse steht durchaus nicht im Widerspruch, sondern im schönsten Einklang, mit den übrigen Schriften des Johannes. Die großen, leitenden Grundgedanken sind die nämlichen, hier wie dort, nur die Ausführung ist eine andere. Im Evangelium, wie in den Briefen zeigt sich in der Verwerfung des fleischgewordenen Logos die dunkle Sündenmacht, welche die Welt beherrscht. „Die Welt liegt im Argen. Sie ist eine Region der Finsternis und des Todes, wo man Gott nicht kennt und das Leben nicht hat." Darum ist sie dem Untergang geweiht. — Neben diese, gleichsam theoretische Lehrsprache tritt in der Apokalypse eine gewaltige Bildersprache, welche diese Gedanken veranschaulicht. Da hören wir den Ton der Gerichtsposaunen; wir sehen die Schalen des göttlichen Zornes ausgegossen über der Sünderwelt, die sich dem Satan zum Dienst ergab. — So konnte nur der Johannes schreiben und schildern, der bis zuletzt unter dem Kreuz auf Golgatha stand; der mit der ersten Christengemeinde zu Jerusalem blutige Verfolgung erduldete, um Israels Unglauben willen; dessen Bruder Jakobus das Leben ließ für das Zeugnis Jesu; der später nach Ephesus kam und da die dunklen Tiefen der heidnischen Sünde aus eigener Anschauung kennen lernte; der als Zeitgenosse die furchtbar blutige neronische Verfolgung mitansah, die von Rom, dem Zentrum der heidnischen Welt ausging! Da sah er mit eigenen Augen den Kampf der Welt wider Christum, den er uns in der Apokalypse in grauenhaften Bildern vor Augen stellt. — Für ihn war die Welt reif zum Zorngericht — so steht sie auch vor den Augen des greisen Sehers; er mußte als Herold des künftigen Gerichtes auftreten. — Im Evangelium sagt er: „Wie viele ihn (den Logos) aufnahmen, denen gab er Macht Gottes Kinder zu heißen." Diese sahen auch in der Niedrigkeit des Menschensohnes seine göttliche Herrlichkeit; die Drangsal der Gegenwart ist ihnen Weissagung künftiger Erhöhung. Denn sie leben und kämpfen für den Sieger, der im Unterliegen die Welt überwunden hat. — Dem entsprechend hören wir auch in der Apokalypse bereits den Siegesjubel der Erlöseten; Loblieder, mitten unter den göttlichen Gerichten, die die sicheren Vorboten der nahenden Verherrlichung sind. — Und noch das Schlußwort der Apokalypse ist gleichsam eine Antwort des Jüngers auf das Verheißungswort des Meisters: „Wenn ich will, daß jener bleibe **bis daß ich komme**" .... (Joh. 21, 22). Mußte nicht gerade

dieses Abschiedswort des Herrn an seinen Lieblingsjünger eine freudige Hoffnung in seinem Herzen erwecken! Und was ist natürlicher, als daß er am Schluß des Buches, in dem er der Gemeinde Jesu das Endziel aller Wege Gottes vor Augen stellt, und die Verherrlichung derer zeigt, die hienieden mit Christo leben und leiden — daß er am Schluß dieses Buches seine sehnliche Hoffnung in die Bitte faßt: **„Komm, Herr Jesu!“**

Der Unterschied in der Sprache der Apokalypse, gegenüber den anderen johanneischen Schriften, ist schon als Grund gegen die johanneische Verfasserschaft geltend gemacht worden, aber mit Unrecht. Denn die Apokalypse ist ein durchaus eigenartiges Buch. Die Gesichte der Offenbarung lehnen sich durchaus an die erhabenen Bilder der alttestamentlichen Prophetie. So ist auch die Sprache des neutestamentlichen Propheten die Sprache des Alten Testamentes. Es ist der alttestamentliche Gedankenkreis für die griechischen Leser in ihre Sprache übertragen. Daß aber die Sprache des Apokalyptikers mit der des Evangelisten so verwandt ist, daß daraus nur die Identität der Persönlichkeit gefolgert werden kann, das hat Weiß*) unwiderleglich dargethan in seiner Zusammenstellung der dem Evangelium und der Apokalypse gemeinsamen Worte und Wendungen. Durch das Gewicht der alten Zeugnisse, und insbesondre durch dieses letzterwähnte Zeugnis des gemeinsamen Sprachgutes ist selbst Harnack zu dem Zugeständnis gezwungen worden, daß Evangelium und Apokalypse den nämlichen Verfasser haben müssen. Nur suchte er durch die Hinterthüre zu entschlüpfen, daß er, um die Apokalypse nicht anerkennen zu müssen, auch das Evangelium preisgab, und wider alle Zeugnisse der Kirche beide Schriften dem papianischen Presbyter Johannes zuschrieb.

Sehen wir uns endlich in der Tradition nach Anhaltspunkten für die Abfassungszeit der Apokalypse um, so ist der erste Zeuge Irenäus. Dieser sagt nicht nur, mit Berufung auf zuverlässige Gewährsmänner, daß Johannes bis zu den Zeiten Trajans gelebt habe (II, 22, 5), sondern auch, daß er die Apokalypse unter Domitian geschaut habe (V, 30, 3). Diese Angabe des Irenäus erhält dadurch indirekt eine Bestätigung, daß schon sehr früh die Apokalypse als Schlußstein des Neuen Testaments betrachtet wurde.†) Damit ist aber erwiesen, daß bereits gegen Ende des zweiten Jahrhunderts ganz allgemein angenommen wurde, dieselbe sei an der äußersten Grenze der apostolischen Zeit abgefaßt worden.**) Auch Clemens Alexandrinus bestätigt dies insofern, als

---

*) Einleitung S. 466 f., und Anm. 4.

†) Zahn, a. a. O. I, S. 112. 116. 206.

**) Dieses direkte Zeugnis des Irenäus, und das indirekte, das in der erwähnten Anschauung seiner Zeit liegt, soll ungültig gemacht werden durch den Hinweis auf Apk. 11, 1 ff. — nach welcher Stelle Jerusalem noch nicht zerstört war bei der Abfassung der Apokalypse, da jene Worte nur auf den Tempel zu Jerusalem gehen können. Ferner sei sie nach 13, 18 zur Zeit geschrieben, als man Neros Wiederkunft erwartete, oder nach 17, 10 unter dem sechsten römischen Imperator! Aber falsche Exegese kann doch nicht gegen die Ueberlieferung geltend gemacht werden! Von alledem, was von den Auslegern behauptet wird, steht dort kein Wort. Somit beweisen jene Stellen nichts wider das Zeugnis der alten Kirche.

er den von Patmos zurückkehrenden Johannes als einen alten Greis beschreibt.*) Und auf Patmos hat ja Johannes die Apokalypse geschrieben (Apk. 1, 9). Wenn als Hauptgrund gegen diese Datierung der Unterschied in der Sprache der Apokalypse im Vergleich mit dem Evangelium geltend gemacht wird, mit dem Hinweis, daß die Abfassung dieser beiden Schriften in relativer Zeitnähe undenkbar sei, so ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die Apokalypse in ihrer Ausdrucksweise durchaus johanneisches Gepräge hat, und die Unterschiede vielmehr im darzustellenden Gegenstand, als in der darstellenden Sprache liegen. Andererseits ist aber auch zu bedenken, daß die Apokalypse, wenn unter Domitian verfaßt, nicht vor 96 angesetzt zu werden braucht, was immerhin, wenn das Evangelium etwa Mitte der 80er Jahre fällt, die beiden Schriften durch den bedeutenden Zeitraum von zehn Jahren von einander trennen würde. Auch hier ist also kein stichhaltiger Grund wider die kirchliche Tradition aufzubringen.

Nach dieser kurzen Uebersicht über die Geschichte der neutestamentlichen Schriften fragen wir mit Recht nach dem **Endresultat**, nach der Frucht solcher Untersuchungen. Das Ergebnis ist ein überaus praktisches, und läßt sich zusammenfassen in die Worte aus einer der am meisten angefochtenen Schriften des Neuen Testamentes: „Und so steht uns das prophetische Wort fest — und ihr thut wohl darauf zu achten als auf ein Licht, das da scheinet am finsteren Ort, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen!" (2. Petr. 1, 19.)

Reunion der Konfirmanden.

1 Kor. 9, 24. 25.

(Von P. J. U. Schneider.)

Geliebte Konfirmanden! — Dies ist ein schöner, freudenreicher Tag, an dem wir uns zur Reunion hier im Gotteshause versammelt haben. Eine Reunion ist immer ein freudenvolles Ereignis, sei es eine Reunion der Glieder einer Familie, die eine Zeit lang getrennt waren, oder einiger Soldaten, die miteinander die Beschwerden des Krieges getragen haben, oder Klassengenossen, die jahrelang mit einander in derselben Schule gewesen sind. Eine Reunion ruft vergangene Zeiten in Erinnerung und man benutzt da gerne die Gelegenheit, um gegenseitig die Erlebnisse auszutauschen. Warum sollten wir, da wir ja so manche Stunde miteinander zugebracht haben, dieselbe geistliche Speise genossen und an demselben Altar dem Herrn Treue gelobt haben, uns nicht auch zu einer Reunion versammeln? Diese Versammlung entspricht einem tiefempfundenen Bedürfnis, und ich freue mich von Herzen, euch heute hier an heiliger Stätte begrüßen zu können. Und euch muß es auch eine Freude sein, einander begrüßen zu können und die Zeit des Konfirmandenunterrichts und der Konfirmation recht lebhaft in Erinnerung zu bringen.

Diese Reunion hat aber auch noch einen andern Zweck, den nämlich, daß wir uns alle ermuntern lassen zum treuen Festhalten am Glauben, den wir bekannt, und an dem Konfirmationsgelübde, das wir abgelegt haben. Auf die Frage des Katechismus: „Was geschieht in der nachfolgenden Konfirma-

tion?" heißt die Antwort: „Die getauften und im christlichen Glauben unterwiesenen Kinder bekennen ihren Glauben, geloben dem Herrn Gehorsam bis in den Tod und werden dadurch öffentlich in ihrem Taufbunde bestätiget." Bei der Konfirmation handelt es sich zunächst um ein Bekenntnis und ein Gelübde, und im nachfolgenden Leben handelt es sich darum, daß wir diesem Bekenntnis und Gelübde treu bleiben — treu bis in den Tod, damit wir die unvergängliche Krone — die Krone des ewigen Lebens — erlangen. Dazu wollen wir uns heute ermuntern lassen, indem wir die Ermahnung des Apostels beherzigen: „Laufet nun also, daß ihr es ergreifet."

Wir laufen dann recht, um die unvergängliche Krone zu erlangen, wenn wir:

I. Die rechte Laufbahn erwählen, und
II. Auf der rechten Laufbahn beharren bis ans Ende.

I.

Wir laufen dann recht um die unvergängliche Krone zu erlangen, wenn wir die rechte Laufbahn erwählen.

1. Der Apostel ermahnt die Korinther so zu wandeln, daß sie am Tage des Gerichts, wenn sie Rechenschaft geben müssen über ihr Verhalten im Leben, unsträflich erfunden werden.

Es gab Leute in Korinth, die sträflich und unordentlich wandelten. Sie streuten den bösen Samen der Uneinigkeit aus, verursachten Spaltung in der Gemeinde und fröhnten den Lüsten des Fleisches. Ihr Ruhm war nicht fein. Statt eines solchen unordentlichen Wandels sollen die Korinther ihre Seligkeit schaffen mit Furcht und Zittern. Um sie nun zu einem guten Christenwandel zu ermuntern, bedient sich der Apostel hier eines Bildes aus den griechischen Wettkämpfen, die alle drei Jahre auf einem offenen Felde, nicht weit von der Stadt Korinth, abgehalten wurden. Da versammelten sich die Bewohner Griechenlands in großer Menge. Von allen Teilen des Landes kamen sie herbeigeströmt, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, aus nah und fern, sodaß die Menge der Griechen Hunderttausende zählte. Da waren Rennbahnen und Kampfplätze hergestellt, und Männer und Jünglinge, die sich schon lange darauf vorbereitet hatten, liefen um die Wette, fuhren mit Pferden und Wagen, rangen, warfen den Speer und fochten mit dem Schwert. Der Sieger in diesen Uebungen erhielt einen Lorbeerkranz. Einen solchen Lorbeerkranz zu erlangen galt bei den Griechen als die größte Ehre.

Mit einem solchen Wettlauf der Griechen vergleicht der Apostel Paulus den Lauf eines Christen. Der Sieger in dem griechischen Wettlauf erhielt nur einen Lorbeerkranz — „eine vergängliche Krone", aber der Sieger im Christenlauf erhält eine „unvergängliche" Krone — das ewige Leben. „Wisset ihr nicht, daß die so in den Schranken laufen, die laufen alle, aber einer erlanget das Kleinod? Laufet nun also, daß ihr es ergreifet." Unser Leben ist ein Wettlauf. Er dauert von der Wiege bis zum Grabe. Da ist es von großer Wichtigkeit, daß wir die rechte Laufbahn erwählen.

2. Um die rechte Wahl treffen zu können, müssen wir eine klare Vorstellung haben über unsere Lebensaufgabe.

Jeder Mensch hat seine Aufgabe im Leben. So verschieden die Anlagen und Verhältnisse der Menschen sind, wenn äußerlich betrachtet, so verschieden sind auch die Aufgaben, und so verschieden gestaltet sich auch der Lebenslauf des einzelnen. Aber in dem Bedürfnis der ewigen Seligkeit sind doch alle gleich. Die ewige Seligkeit — das ist das Kleinod, wonach jeder Mensch, einerlei wie er sonst im Leben gestellt sein mag, und welche Ziele er sich gesteckt hat, streben sollte. Das erkennt ihr, geliebte Konfirmanden, und ihr möchtet auch das Kleinod erlangen, aber mit dem guten Wunsch ist es nicht gethan. *Ihr müßt laufen*, und zwar auf der in Gottes Wort vorgeschriebenen Bahn.

3. Euch auf die rechte Bahn zu führen ist der Zweck eurer christlichen Erziehung.

Als eure Eltern und Paten euch in der heiligen Taufe dem Herrn darbrachten, war es ihnen darum zu thun, euch in der frühesten Jugend schon auf die rechte Bahn zu bringen. Eltern und Paten gelobten, den Täufling zu erziehen in der „Zucht und Vermahnung zum Herrn". Das ist ein guter Anfang. Eure Eltern haben schon bei der Taufe eine gute Wahl getroffen, indem sie diesen Weg des Heils für euch wählten. Indem sie später, bei eurer Erziehung, bestrebt waren das Taufgelübde zu halten und euch christlich zu erziehen, waren sie stets darauf bedacht durch Unterricht, Gebet und Ermahnung euch den Weg des Lebens immer besser zu kennzeichnen. Daheim und in der Kirche und Schule wurdet ihr in Gottes Wort eingeführt. Ihr könnt dies Glück nicht zu hoch schätzen, daß ihr schon in frühester Jugend von christlichen Eltern auf den rechten Weg des Lebens geleitet worden seid. Diese Unterweisung wurde später im Konfirmandenunterricht ergänzt. Pastor und Lehrer waren eifrig bemüht, euch zu einem immer klareren Verständnis des Heilswegs zu führen. Ihr habt vor denen, die in dieser Beziehung vernachlässigt wurden, viel voraus. Auf diesen guten Anfang dürfen Eltern und Lehrer einen guten Fortgang erwarten. Ihr werdet doch das, was ihr in der Jugend gelernt habt, später nicht wegwerfen, sondern es bei reiferem Verständnis immer fester und tiefer fassen, und stets die Laufbahn erwählen, die bezeichnet ist durch die Schranken des göttlichen Wortes.

4. Diese Schranken der christlichen Laufbahn sind:

a. die heiligen zehn Gebote.

b. Der christliche Glaube.

c. Das Gebet.

d. Die heiligen Sakramente.

Wer die uns vorgezeichnete Laufbahn erwählt, ist auf gutem Wege, die unvergängliche Krone zu erlangen. Es bedarf nur, daß er auf dieser Bahn beharrt.

II.

Wir laufen dann recht um die unvergängliche Krone zu erlangen, wenn wir auf der rechten Laufbahn beharren bis ans Ende.

1. Beharren auch alle auf der rechten Laufbahn, wie sie ihnen im Konfirmandenunterricht vorgeschrieben wurde?

Ach, wie viele haben wohl einen guten Anlauf genommen, sind aber bald

wieder laß und müde geworden! Gleichgiltig im Gehorsam gegen die Gebote; träg im Bekenntnis des Glaubens in Wort und That; nachlässig im Gebet und säumig im Gebrauch der heiligen Sakramente. Wer sich eine solche träge Nachlässigkeit zu schulden kommen läßt, der läuft schlecht. Das Ziel seines Laufes wird ihm immer mehr verrückt. Statt der Liebe zu Christo, wohnt in ihm die Liebe zur Welt und was in der Welt ist. Der Name, der über alle Namen ist, wird mißbraucht, trotzdem der Frevler weiß, daß der Herr den nicht ungestraft läßt, der seinen Namen mißbraucht. Die Freudigkeit zum Worte Gottes ist verschwunden und das Gebet wird versäumt. Ist es da ein Wunder, wenn ein solcher schlechter Läufer das Kleinod nicht gewinnt? Er ist in seinem Laufe beschwert durch allerlei nutzlose Lasten. (Beispiel: Atalanta, die den Wettlaufenden goldene Aepfel in den Weg warf, um sie in ihrem Laufe aufzuhalten. — Ananias und Sapphira. Apost.-Gesch. 5. 1 und ff. — Judas Ischarioth.)

O Jüngling! o Jungfrau! du liebe Jugend, ich bitte dich, sei nicht so leichtfertig! Es ist ein großes, um die Seligkeit zu laufen und zu ringen! „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne" u. s. w. Dein Gewissen klagt dich an, daß du dein Gelübde gebrochen, Gottes Gebote übertreten, den Glauben verleugnet, und das Gebet vernachlässigt hast. Du bist schlecht gelaufen und kannst nicht bestehen vor deinem Heiland, dem du Treue gelobt hast, wenn er mit dir ins Gericht gehen wollte.

2. Beginne deinen Lauf heute aufs neue.

Laß dich nicht von böser Gesellschaft verführen! Sei auch nicht zufrieden mit deinem jetzigen Zustand, denn es gilt hier ein Lauf — ein Vorwärts — bis zum Ende! Ein Vorwärts in den Schranken des Gesetzes, des Glaubens, des Gebetes und der heiligen Sakramente. Vorwärts, muß des Christen Losung sein! Euer Ruhm ist nicht fein, wenn ihr, statt fortzuringen und durchzubringen, stille steht und rückwärts geht. Ob wir auch mit dem Apostel bekennen müssen: „Nicht, daß ich es ergriffen habe, oder vollkommen sei," so sollten wir doch auch mit ihm sagen können: „Ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin."

3. Haltet euch treu zur Kirche.

Euer Platz am Sonntag-Morgen, wenn die Glocken vom Turme rufen, ist hier im Gotteshause. Ihr habt wahrlich keine Ursache, euch eurer Kirche zu schämen. Im Gegenteil, ihr habt alle Ursache sie zu lieben. In ihr haben schon viele den Weg des Heils gefunden, und in ihr soll auch euch immer mehr die Gabe des heiligen Geistes zu teil werden zur Stärkung des Glaubens, zur Kraft in der Gottseligkeit, zur Geduld im Leiden und zur seligen Hoffnung des ewigen Lebens.

4. Unterlaßt das Gebet nicht.

Bekennt euch zu Jesu indem ihr täglich sein Angesicht suchet im Gebet. Dadurch werdet ihr bewahret vor schweren Sünden.

Konstantin, der römische Kaiser, sah, daß auf den Münzen früherer Kaiser die Bildnisse derselben in aufrechter, triumphierender Stellung geprägt waren. Statt dessen befahl er, daß sein eigenes Bild in knieender Stellung ausgeprägt werden sollte; „denn" — sagte er — „auf diese Weise habe ich ge-

siegt!" Auf diese Weise, und nur auf diese Weise, werdet auch ihr siegen, meine lieben Konfirmanden. Wer nicht siegt wird besiegt; darum siegt! Siegt in der Kraft Jesu Christi! Und bleibt ihm treu bis in den Tod!

5. Aber nicht nur der Jugend gilt die Aufforderung des Apostels zum guten Lauf und Kampf, sondern auch euch, ihr lieben Eltern und Paten. Je älter wir werden, desto näher sollten wir dem Ziele sein. Je länger wir leben, desto kürzer ist die noch zurückzulegende Strecke. Rücken wir auch, in dem Maße unsere Tage hier zunehmen, dem Ziele immer näher? Oder muß auch uns zugerufen werden: „Euer Ruhm ist nicht fein?"

Epaminondas, der Thebaner, sagte sterbend: „Ich habe genug gelebt, denn ich sterbe unbesiegt." Ein Christ sagt: „Ich habe genug gelebt, denn ich sterbe besiegt — von der Liebe Christi!"

Nur das Ende krönt das Werk. Wer beharrt bis ans Ende, der wird den Preis erlangen und am Ende seiner Laufbahn mit dem Apostel Paulus triumphieren können: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird; nicht mir aber allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb haben." 2 Tim. 4, 7—8.

Passion und Ostern auf der Kanzel.

P. K. Kißling, St. Louis, Mo.

Passion und Ostern — diese beiden Zentralpunkte unseres Christenglaubens sind wieder in Sicht, wehmütig-freudig von jedem lebendigen Christen und wohl auch von dem vielbeschäftigten Pastor begrüßt. Vermehrte Arbeit, aber auch — wir hoffen zuversichtlich — vermehrter Segen von Christi Kreuz, aus Christi Felsengrab. Als eine bescheidene Handreichung ist die folgende anspruchslose Arbeit gemeint. Dem Verfasser, dem schon längere Zeit Gottes Weisheit das regelmäßige Predigen verwehrt hat, wäre es eine große Freude, wenn er wenigstens auf diese Weise etwas beitragen dürfte, die großen und seligen Passions- und Ostergedanken zu Trost und Kraft in manches Herz zu senken.

Die Passionszeit läßt sich für die Gemeinde auf verschiedene Weise ausnützen, entweder durch Betrachtung der ganzen Leidensgeschichte oder des Berichtes einer der vier Evangelisten. Oder man kann eine Hauptgeschichte daraus zum Gegenstand der Betrachtung machen, und sie nach allen Seiten, in allen ihren Einzelheiten, in ihren verschiedensten Beziehungen durchnehmen, wie das Quandt mit dem Kampf in Gethsemane gethan hat. Es ist meine Meinung, daß jedes Jahr in der Gemeinde die Passionsgeschichte vorgelesen und betrachtet werden sollte, und zwar nicht in den Passions-Wochengottesdinsten, sondern in den sonntäglichen Hauptgottesdiensten. Denn in den Passionsgottesdiensten in der Woche fehlen doch, selbst wo sie gut besucht zu sein pflegen — und an wie vielen Orten sind sie schwach besucht — eine ganze Anzahl solcher Männer, auf die man gerade durch die ergreifende Macht der Leidensgeschichte eine günstige Einwirkung erwarten könnte. Und dann sind diese Wochengottesdienste doch Nebengottesdienste, während die Passionsge-

schichte eine Hauptsache und Hauptgeschichte ist, die, vornehmlich in dieser Zeit, im Mittelpunkt des christlichen Denkens und Sinnens stehen soll. Und selbst wenn nicht darüber gepredigt wird, so sollte sie doch als Altarlektion verwendet werden. Denn unser Heil gründet sich nicht auf unsere noch so schönen Gedanken über das Erlösungswerk Christi, sondern auf die geschichtliche Thatsache des Leidens und Sterbens unseres Herrn Jesu Christi. Und die Passionszeit, die den siebenten Teil des ganzen Jahres ausmacht, ist uns nicht dazu gegeben, nur über diese oder jene Stelle, auch wenn sie auf das Werk der Erlösung hinweist, zu reden, wie dies vielfach gebräuchlich ist, sondern, wie schon erwähnt, das Leiden und Sterben unseres Heilandes andächtig und gläubig zu betrachten und zu erwägen. Es giebt Gemeinden, in denen vielleicht seit einem Jahrzehnt oder länger die Leidensgeschichte im Zusammenhange nicht mehr gelesen und betrachtet worden ist. Das ist ein schweres Unrecht und eine mit nichts zu entschuldigende und zu rechtfertigende Unterschlagung. Vor Jahren las ich einem schwerkranken, lieben Verwandten kurz vor seinem Ende die Gethsemanegeschichte vor. Als ich damit zu Ende war, sagte er: „Das ist doch die gewaltigste Thatsache der Weltgeschichte." Das läßt sich von der ganzen Leidensgeschichte sagen. Warum wollen wir diese gewaltige Thatsache unsern Gemeinden vorenthalten? Wir sollen nicht nur, um mit Matthias Claudius zu reden, am Abendgewölk kräuseln und den Mond dahinter gute Ruhe haben lassen, d. h. wir sollen nicht nur andeutungsweise davon reden, wir sollen diese Himmel und Hölle bewegende Thatsache in ihrer ganzen überwältigenden Macht und Schönheit auf unsere Gemeinden wirken lassen. Versäumen wir das, so berauben wir uns des größten Einflusses auf unsere Gemeinden. Es giebt ja keinen herzergreifenderen Predigt=Stoff. Und wenn wir in Betracht ziehen, daß wir in jeder Passionszeit die gleichen Grundgedanken, wenn auch in verschiedener Weise, vor den Gemeinden auszusprechen haben, so wird wohl keiner behaupten, daß er bei öfterer Behandlung der Passion Christi Gefahr laufe, die Leidensgeschichte auszupredigen. Man braucht nur vor dem jedesmaligen Gebrauch die Texte wieder anders abzuteilen und abzugrenzen, so wird man sich staunend überzeugen, wie vielseitig und mannigfaltig sich diese erhabenste aller Predigt=Vorlagen behandeln läßt.

Meiner Ansicht nach wäre folgendes der praktischste Plan zur Ausnutzung der Passionszeit. In den Hauptgottesdiensten während der Passionszeit Verlesen und Predigen der Passionsgeschichte. Dagegen sind die Wochengottesdienste sehr geeignet, die dogmatischen und ethischen Grundgedanken der Passion zu entwickeln, d. h. vom Zweck, von den Früchten und von der Aneignung der Passion Christi zu reden. Auch können da die alttestamentlichen Vorbilder auf Christi Leiden, sowie einzelne Geschichten und Charaktere, oder einzelne Stellen behandelt werden, die bei einer zusammenfassenden Behandlung der Passionsgeschichte nicht genug berücksichtigt werden können und doch eine nähere Betrachtung verdienen, z. B. Passionsfragen: „Wisset ihr, was ich euch gethan habe?" „Herr, bin ich's?" „Was soll ich denn machen mit Jesu?" „So bist du dennoch ein König?" „Judas, verrätest du des Menschen Sohn mit einem Kuß?" u. s. w. Oder kurze Passionsworte: „Was du thust das thue bald!" „Jesus aber schwieg stille." „Der Herr wandte sich und sahe Petrum an." „Seht, welch ein Mensch!" und ähnliche.

Es folgen hier einige kurze Dispositionen über die Passions- und Ostergeschichte nach Matthäus, nebst einer Karfreitagspredigt. Der Verfasser ist kein besonderer Freund von ausführlichen Entwürfen, denn sie geben doch kein deutliches Bild der ganzen Predigt, namentlich auch was die Form betrifft. Sie gleichen einer Anzahl nebeneinander liegender Bausteine, denen man nicht ansehen kann, wie das aus ihnen herzustellende Gebäude aussieht und beschaffen ist. Um aber deutlich zu machen, von welchem Gesichtspunkt aus der betreffende Text behandelt ist, dazu genügen die einfachen Dispositionen.

Estomihi. Matth. 26, 1–16.

Wie unsere Textesworte den Eingang zur Leidensgeschichte bilden, so sind sie auch besonders geeignet, uns in das Verständnis des Erlösungswerkes einzuführen, indem sie uns zeigen, welche Stellung die verschiedenen Menschen dem Heiland gegenüber einnehmen.

Wie verhalten sich die verschiedenen Menschenklassen dem Erlöser der Welt gegenüber?

I. Die selbstgerechten Feinde halten Rat, wie sie ihn greifen;

II. die dankbare Liebe giebt alles für ihn hin;

III. der unlautere Jünger brütet Verrat.

Invocavit. Matth. 26, 17–29.

„Stille Nacht! Heilige Nacht!“ Bedeutungsvolle Nächte im Alten Testament: Gen. 28; Exod. 13, 14. Die bedeutungsvollsten Nächte: die heil. Nacht, in welcher das Wort Fleisch ward, und die Nacht, in welcher des Menschen Sohn verraten wurde, von der Johannes nachdrücklich und erschütternd sagt: „Es war Nacht!“

Die Leidensnacht unseres Herrn — eine doppelte Nacht!

I. Eine unheilige (unheilige Gedanken und Gesinnungen selbst im Jüngerkreis) und

II. eine heilige Nacht (besonders durch Einsetzung des heil. Mahles. Strahlt besonders hell im Gegensatz zu den unheiligen Offenbarungen und Enthüllungen der vorhergehenden Verse).

Reminiscere. Matth. 26, 30–56.

Von Jerusalem nach Gethsemane!

I. Vor Gethsemane;

II. in Gethsemane;

III. aus Gethsemane.

Oder wenn die Gethsemanegeschichte allein den Text bildet:

Eine Stunde in Gethsemane!

Wir sollen hier Zeugen sein:

I. eines heißen Kampfes — uns zum Heil;

II. eines wunderbaren Gebetes — uns zum Vorbild;

III. einer unnatürlichen Schlafsucht — uns zur Mahnung.

Oculi. Matth. 26, 57–75.

Jesus Christus vor dem geistlichen Gericht!

Unser Text zeigt uns:

I. Christus und die falschen Zeugen;
II. Christus und der Hohepriester;
III. Christus und Petrus.

Lätare. Matth. 27, 1–10.

Was lernen wir aus Judas Ende?

I. Es giebt eine falsche Reue, die den Tod wirkt;
II. die Welt hat keinen Trost und keine Hilfe;
III. Es giebt eine Verzweiflung, aus der es keine Rettung mehr giebt.

Judica. Matth. 27, 11–26.

Christus vor Pilatus!

Unser Text zeigt uns:

I. Einen gebundenen König;
II. einen freigesprochenen Mörder;
III. ein wahnsinniges Volk.

Karfreitag. Matth. 27, 45–66.

Die letzten Stunden auf Golgatha.

Wir fragen:

I. Was giebt es dort zu hören? (V. 46: den größten Notschrei des sterbenden Erlösers, und V. 54: das Bekenntnis des Hauptmannes).
II. Was giebt es dort zu sehen? (V. 45: Finsternis: Es ist nicht mehr als billig, daß die Sonne ihren Schein verliert, wenn die Sonne der Geister erlischt; 51: Wir haben einen freien offenen Zugang u. s. w.).
III. Was giebt es dort zu thun? (Mit Joseph ihn vom Kreuz nehmen, und in ein Grab [Herz] legen, mit den Feinden ihn bewahren, freilich in anderem Sinn. Dann sei den Sabbat über stille: Und hoffe, daß ein Ostermorgen aus dem Karfreitagsdunkel bricht!

Karfreitagspredigt über Joh. 19, 30a.

Zu dem Ergreifendsten, was man in den Schriften des Alten Testamentes lesen kann, gehört gewiß das Trauerlied, das einst David über den Tod Sauls und Jonathans angestimmt hat. Als David die Nachricht erhielt, daß König Saul und sein Sohn Jonathan in der Schlacht auf dem Gebirge Gilboa umgekommen waren, da sprach er: „Die Edelsten in Israel sind auf deiner Höhe erschlagen! Wie sind die Helden gefallen! Saul und Jonathan, holdselig und lieblich in ihrem Leben, sind auch im Tode nicht geschieden. Leichter denn die Adler und stärker denn die Löwen! Wie sind die Helden gefallen im Streit! Jonathan ist auf deiner Höhe, Gilboa, erschlagen!" Rührende Klage und triumphierende Wonne mischt sich in diesem Klagelied. Eine tiefe Trauer ergreift David über den Tod dieser beiden Männer, besonders seines besten

Freundes, und doch zugleich freut er sich, daß sie als sieggekrönte Helden aus diesem Leben geschieden sind. — Es gehört sich, daß dieser Trauerpsalm auch heute auf den Lippen der Christen laut wird. In weitem Umkreis steht heute die Christenheit um Golgatha her. Wir schauen ihn an, der dort unter Uebelthätern sein Leben endet und rufen: „Der Edelste unter den Menschenkindern ist erschlagen! Der größte Held, von dem die Weltgeschichte meldet, ist auf deiner Höhe, Golgatha, erschlagen! Jedes Jahr aufs neue kommt der Karfreitag wie jener Bote, der dem David den Tod seines Freundes ansagte, ernst und feierlich, gleichsam mit zerrissenen Kleidern und mit Erde auf dem Haupt, in die Christenheit hereingeschritten, um uns zu verkünden, daß das Heil der Welt in den Tod sinkt. Und eine ernste Trauer, eine heilige Wehmut muß in dieser ganzen Woche und besonders an diesem Tage sich auf die Christenheit niedersenken. Aber dennoch bei aller Wehmut und bei aller Trauer ist es auch brünstige Freude, die heute uns erfüllt! Denn ein Held ist es, der dort aus dem Leben scheidet, ein Held ohne Gleichen, ein Held, der blutend Wunden heilt, der gebunden Freiheit bringt, der sterbend Leben schafft! Diesen Helden ins Auge und ins Herz zu fassen, vor diesem Helden anbetend, ehrfurchtsvoll die Kniee zu beugen und die Hände zu falten, das ist das seligste Geschäft für eine Stunde wie die, die uns jetzt hier versammelt hat.

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn!
O Haupt, zum Spott gebunden
Mit einer Dornenkron!
O Haupt, sonst schön gekrönet
Mit höchster Ehr und Zier,
Nun aber sehr verhöhnet:
Gegrüßet seist du mir!

Ja, wir grüßen dich, du ewiger Hohepriester unsrer Seele, unser Mund grüßt dich, unsere Seele grüßt dich, du gekreuzigte Majestät, du Ehrenkönig in der Dornenkrone, du blutumflossenes Dulderhaupt! Fürwahr, wenn die Welt ihren berühmten Helden und großen Geistern, ihren Dichtern und Erfindern, den Bahnbrechern auf dem Gebiet menschlichen Wissens, noch nach Jahrhunderten Denkmale errichtet und Gedenkfeste feiert, ihre Geburts- und Todestage festlich begeht, gleichsam als einen Gruß über die Jahrhunderte hinüber, sollten wir Christen da nicht auch uns aufmachen, um unsern Herrn zu grüßen, sein zu gedenken, ihm Denkmäler zu errichten und Ehrenpforten zu bauen, und wär's auch nur in unsern Herzen, wär's auch nur, daß wir ihm Lieder singen und sein Leidensbild an uns vorüberziehen lassen vor allem an seinem Todestag? Wir lassen gern der Welt ihre Feste, wir beneiden sie nicht um die Kränze, die sie flicht, um die Kronen, die sie austeilt; aber tausendmal herrlicher als der lichtdurchstrahlte Festsaal einer weltlichen Gesellschaft erscheint einem Christen der Dornenkranz um Jesu Haupt. Lasset Feste feiern wer da will: das herrlichste, höchste, erhabenste, bedeutungsvollste Fest ist und bleibt der Karfreitag! Und womit wollen wir diesen Tag und diese Stunde feiern? Der verlesene Text giebt die Antwort darauf. Sieben Lampen hatte einst der goldene Leuchter im Tempel zu Jerusalem. Die sieben Worte Jesu am Kreuz sind gleichsam solche sieben Lampen, die hell in die Welt hinaus-

strahlen zu Trost und Heil den armen Menschenkindern. Eine Lampe flammt immer heller als die andere. Und wie die Lampen Tag und Nacht brennen mußten, so sollen auch diese Worte uns lebenslang nicht aus dem Sinn und aus dem Herzen kommen. Die zweitletzte dieser Lampen ist uns heute für unsere Andacht in unserem Text angezündet. Möchte sie in manches unruhige, bekümmerte Herz heute einen Strahl des Trostes und des Friedens bringen! In diesem sechsten Kreuzeswort faßt sich die ganze Bedeutung des heutigen Festtages zusammen. Alles, was Christen heute zu sinnen, zu denken, darüber anzubeten haben, liegt in dem Wort: Es ist vollbracht! Wir betrachten unter dem Walten des heiligen Geistes:

Das große Kreuzeswort: Es ist vollbracht!

Dies Wort ist:

I. Ein triumphierendes Siegeswort für unsern Heiland;

II. ein herrliches Trostwort für arme Sünder;

III. ein ernstes Mahnwort für alle Welt.

I. Wir sagen zunächst: Das große Kreuzeswort: Es ist vollbracht! ist ein triumphierendes Siegeswort für unsern Heiland. Wir fühlen alle, daß das Wort: Es ist vollbracht! einen majestätischen, erhabenen Klang hat. Aber wir sollen das nicht nur fühlen, sondern wir sollen es uns klar machen, warum dieses kleine Wort uns so groß, so gewaltig, so überwältigend in Ohr und Herz hineinklingt. Wenn jemand nach einem anstrengenden, mühevollen, arbeitsreichen Tagewerk endlich am späten Abend mit einem Seufzer der Erleichterung auf seine Arbeit zurückblickt und ausruft: „Gott Lob! endlich bin ich fertig, die Arbeit ist vollendet, ist vollbracht," wer wollte es ihm nicht gönnen und sich mit ihm über sein gelungenes Werk freuen! Wenn ein Künstler vielleicht jahrelang mit Aufbietung aller seiner Kunst, mit allem Fleiß an einem großen Gemälde gearbeitet hat und oft zu erliegen drohte unter der Größe und Schwierigkeit seiner Aufgabe, wer kann's ihm nicht nachfühlen, welche Wonne ihn ergreift, welches Wohlgefühl seine Brust schwellt und sein Herz rascher schlagen macht, wenn er den letzten Pinselstrich gethan hat, und er sich sagen darf, daß sein Werk gelungen, daß seine lange, saure Arbeit nicht umsonst, nicht vergeblich gewesen ist? Aber was ist diese Wonne und dieses Entzücken gegen das Gefühl, das der Heiland empfunden haben mag, als er am Karfreitag-Abend triumphierend ausrief: Es ist vollbracht! Aller unserer Arbeit, wenn wir auch noch so viel Fleiß und Mühe und Sorgfalt darauf verwendet haben, haftet doch noch manche Unvollkommenheit, manche Mängel und Gebrechen an. Alles, auch das Beste, was wir thun und zuwege bringen, ist und bleibt hienieden Stückwerk. Und eben darum können wir auch nie mit voller ungeteilter Befriedigung auf unser Werk, auf unsere Arbeit zurückblicken. Immer bleibt noch etwas zu wünschen übrig. Ganz anders ist dies bei unserem Heiland. Ohne Wenn und Aber, ohne Einschränkung bezeugt der Heiland am Kreuz, daß er das Werk, das der Vater ihm aufgetragen, ganz und voll erfüllt, vollbracht hat. Kein Jota daran fehlt. Ohne Vorwürfe, ohne Gewissensbisse, ohne Selbstanklagen, ohne

Bedauern kann er auf sein vollendetes Tagewerk, auf sein vollbrachtes Erdenwerk zurückblicken. Mit bewundernswerter Ruhe im Bewußtsein der Wahrheit spricht er noch im Angesicht des Todes: Es ist vollbracht!

Und was ist denn das für ein Werk, für eine Arbeit, dessen glückliche Vollendung die Seele des Herrn mit solchem Triumph erfüllt? Gewiß dachte der Herr zunächst an die Arbeit, die er in den letzten 15 Stunden vollbracht, an seine Leidensarbeit, die sich eben jetzt ihrem Ende nähert . Fürwahr, auf ein schweres, saures Tagewerk blickt er zurück! Welch eine Riesenarbeit hat der Herr an diesem Tage und in der vorhergehenden Nacht vollbracht! Denket noch einmal zurück an alles, was uns die Leidensgeschichte so einfach und so ergreifend erzählt, von dem Augenblick an, da er aufstand vom Abendmahl, um hinauszugehen nach Gethsemane, bis zu dem Zeitpunkt, da das Wort: Es ist vollbracht! über seine Lippen drang. Denket an seinen Kampf im Garten, an seine Gefangennehmung, an die Verhandlungen vor dem geistlichen und weltlichen Gericht, an alle Mißhandlungen und Schmähungen, an seinen Gang zum Kreuz und an seine Leiden am Kreuz, denkt an alles das, und saget selbst, ob das keine Arbeit war so schwer, so heiß, so mühevoll, wie keine andere mehr auf Erden vollbracht worden ist und vollbracht werden wird, so lange die Welt steht! Und nun diese große Leidensarbeit: sie ist vorbei, sie ist zu Ende geführt, sie ist vollbracht. Aber nicht bloß diese paar Stunden, nein, sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Kette von Leiden und Kämpfen von der Krippe bis zum Kreuz, von da an, da er als ein schwaches, zartes Kindlein auf den Armen seiner Mutter nach Aegypten fliehen mußte vor den Nachstellungen des grausamen, blutdürstigen Herodes bis dahin, wo es heißt: „Da gingen die Pharisäer hin und hielten einen Rat, wie sie Jesum mit List griffen und töteten.“ Aber auch auf sein ganzes Erdenleben konnte er nun triumphierend zurückblicken und sterbend ausrufen: Es ist vollbracht! Aber mit alledem ist der Inhalt und die Bedeutung dieses Wortes noch keineswegs erschöpft. Im Gegenteil. Den eigentlichen Inhalt und die tiefste Bedeutung dieses Wortes haben wir damit noch gar nicht berührt. Es ist vollbracht! Dies Wort im Munde unsers Heilandes hat noch eine viel größere, gewaltigere, unermeßlichere Bedeutung. Nicht nur an sich, an sein Leben, an seine Kämpfe, an seine Leiden dachte er: O nein, ein viel größerer Gedanke ging da durch seine göttliche Seele! Rückwärts schaute er im Geist durch die Jahrtausende bis zu den Thoren des Paradieses, zu dem ersten Menschenpaare, das durch Satans List und Trug in Sünde und Verderben gestürzt worden war und dem einst in ferner Zukunft ein Retter, ein Erlöser verheißen und in Aussicht gestellt worden war, der das verlorne Paradies wiedergewinnen und den Fluch wieder aufheben und in Segen verwandeln sollte. Diese Zukunft war nun Gegenwart geworden! Er weiß sich als den verheißenen Retter. Sein Leiden ist die Quelle ewiger Freuden für ungezählte Millionen geworden. Durch ihn ist es möglich geworden, daß die Millionen, die vor ihm lebten, die Millionen, die zu seiner Zeit lebten, die Millionen, die nach ihm leben werden bis ans Ende der Tage nicht auf ewig verloren zu sein brauchen. Die bangen Fragen, die von Altersher den Besten unter den Menschenkindern schwer auf dem Herzen lagen, die Rätsel der Sünde und der Schuld hat er gelöst: Wer

wälzt die ungeheure Schuldenlast vom Herzen der Menschheit? Wer durchstreicht den Schuldbrief in der Hand des ewigen Richters? Wer erfüllt die Weissagungen, die durch den ganzen alten Bund sich hindurchziehen, von dem Weibessamen an, der der Schlange den Kopf zertreten soll, von dem Stern aus Jakob, von dem Davidssohn, der ein unvergänglich Königreich aufrichten und die ewige Gerechtigkeit wiederbringen wird? Hier der bleiche, blutige Nazarener, der da sterbend zwischen Himmel und Erde hängt, der hat's gethan. Hier hängt der Schlangentreter, dieser König in der Dornenkrone, dessen Thron der Kreuzesbalken ist, das ist der Mann, der diese Arbeit vollbracht, der der Menschheit Frieden erworben und den Himmel aufgeschlossen hat! Als einst der blindgemachte Simson, um sich an den Philistern zu rächen, die beiden Säulen des Götzentempels erfaßte und sie zusammenstürzte und sich samt den Philistern unter den stürzenden Trümmern begrub, so war das eine erstaunliche That, die nur ein starker Mann wie Simson verrichten konnte. Aber hier ist mehr als Simson. Als Jesus Christus das Haupt im Sterben neigte, da hat er die Säulen der Hölle zerstört und zusammengestürzt und in den Staub gelegt. Ihr Propheten, die ihr einst sehnsüchtig nach dem kommenden Retter ausschautet und ihn in den glühendsten Farben maltet, eure kühnsten Träume sind erfüllt, eure erhabensten Ahnungen und Weissagungen sind zur Wahrheit geworden. „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen.“ Es ist vollbracht! „Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Friede hätten.“ Es ist vollbracht! „Durch seine Wunden sind wir geheilet.“ Es ist vollbracht! „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber.“ Es ist vollbracht! „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“ Es ist vollbracht! Ja, Himmel und Erde war nun ausgesöhnt, Gott und Mensch Eins geworden, die Verheißungen des Alten Testaments erfüllt, alles Hoffen und Sehnen der Frommen des alten Bundes gestillt, ein Heilsbronnen eröffnet für alle kommenden Geschlechter, kurz, alles das, was Gott von Ewigkeit her zu unserem Heil beschlossen, und was die Menschheit zu ihrem Heil gebraucht, und was wir in Ewigkeit nicht auszudenken imstande sind, das alles ist geschehen, ist errungen, ist vollbracht! Darum klingt es wie ein heller Jubelton durch die Finsternis über die sündenbedeckte Stadt Jerusalem hin: Es ist vollbracht! Und wie es dort von des Heilandes Lippen klang, so haben es die Seraphim und Cherubim, alle seligen Geister vor dem Thron des Dreimalheiligen, sie haben dies Siegeswort hinaufgetragen und durch aller Himmel Himmel und durch alle Geistergebiete gerufen im Jubelton, und sie haben es hinuntergerufen in die Hölle zu den Geistern im Gefängnis, und Himmel und Erde tönte wieder von dem Triumphlied des sterbenden Erlösers: Es ist vollbracht! Ja das Werk der Erlösung der Menschen von ihrer Sünde und Schuld, das ist vollbracht. Sein Opfer ist nicht vergeblich, der schwere Kampf, den er mit dem Fürsten der Finsternis gekämpft, ist siegreich durchgekämpft, darum ruft er im vollen Bewußtsein seines errungenen Sieges triumphierend aus: Es ist vollbracht! Welcher sieggekrönte Feldherr hätte je mit solchem Triumph das Schlachtfeld verlassen und die Botschaft des glänzend errungenen Sieges in die Welt hinausgeschickt! Ein Alexander und ein Karl der Große, ein Napoleon der Erste,

sie haben wohl große, erstaunliche Thaten vollbracht, Länder erobert und die Welt mit ihrem Ruhm erfüllt, und ihren Namen mit ehernen Zügen in die Tafeln der Geschichte eingegraben, aber sie haben auch entsetzliches, unermeßliches Elend über die Welt gebracht und hunderttausende von Menschenherzen gebrochen. Hier unser Kreuzeskönig auf Golgatha hat alles Leid auf sich genommen, er hat nicht Herzen gebrochen, sondern Herzen geheilt, nicht Wunden geschlagen, sondern Wunden gestillt, nicht Länder und Städte verwüstet, sondern die verwüstete, verfluchte Welt wieder schön und herrlich gemacht. Alles, alles, was überhaupt für Zeit und Ewigkeit zu vollbringen war, das hat er vollbracht. Darum ist es wohl ein triumphierendes Siegeswort für unsern Heiland: Es ist vollbracht! Ja:

Dank sei dir für die Erfüllung der Schriften,
Da du gerufen: Nun ist es vollbracht!
Weil du, ein ewig Erlösen zu stiften,
Dich selbst zum heiligsten Opfer gemacht.
Gott ist versöhnet, die Sünde getötet,
Weil dieses Blut in dem Himmel nun redet.

Und eben darum ist das große Kreuzeswort: Es ist vollbracht! zum andern auch:

II. Ein herrliches Trostwort für arme Sünder. Wir lesen manche schöne Worte, wir hören von manchen großen Thaten, von manchen glänzenden Leistungen, wir bewundern sie, wir rühmen sie, aber im Grunde unsers Herzens lassen sie uns kalt, sie werden bald wieder vergessen und durch andere Worte, durch andere Thaten wieder in den Schatten, in den Hintergrund gedrängt. Aber wenn der Heiland sterbend ausruft: Es ist vollbracht, so giebt es dabei nicht blos etwas zu bewundern, sondern dies Wort senkt sich als ein köstlicher, herrlicher Trost in jedes arme Sünderherz. Dies Wort geht uns alle an, wenigstens alle die unter uns, die wissen, daß sie arme Sünder sind, daß sie nichts verdient haben als Gottes Zorn und Ungnade, dazu die ewige höllische Verdammnis. Hier kommt her, alle ihr Elenden, Jammervollen, ihr die ihr mit Kain ausruft: Meine Sünde ist größer als daß sie mir vergeben werden könnte!, und mit David: Meine Sünden gehen über mein Haupt, wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer geworden!, und mit dem Propheten Jeremias: Unseres Herzens Freude hat ein Ende, unser Reigen ist in Wehklagen verwandelt, die Krone unseres Hauptes ist abgefallen. O wehe, daß wir so gesündigt haben! ihr, die ihr die Sünden nicht blos als kleine Schwächen, als unbedeutende Fehler, sondern als todeswürdige Verbrechen empfindet, hier sammelt euch um das Kreuz, hier hört das Wort: Es ist vollbracht! und schließt es tief in euer zerrissenes Herz und geht heim mit dem seligen Trost und der unerschütterlichen Gewißheit: Gott Lob, es ist vollbracht, es ist auch für mich alles vollbracht, mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht wert!

Geliebte! Es ist vollbracht und bleibt vollbracht in alle Ewigkeit hinein, daran ändert kein Teufel etwas. Wie auch die Menschen spotten, wie auch das eigene verzagte Herz zweifelt, wie auch die Hölle schäumt: Es ist vollbracht!

Meine Lieben! Wenn wir nicht verzweifeln wollen, so müssen wir das unerschütterlich festhalten. Auch die meisten Christen sind hier in einem verhängnisvollen Irrtum befangen. Sie glauben ja wohl, oder sie geben wenigstens vor zu glauben, daß die Erlösung durch Jesum Christum zustande gekommen ist, aber sie meinen doch, sie müßten gleichsam dem Heiland ein wenig helfen, sie müßten diese oder jene Sünde selber wieder gut machen. Sie glauben, daß der Heiland die Welt erlöst hat, aber es fällt ihnen schwer zu glauben, daß er auch sie erlöst, ihre besonderen Sünden getragen, gebüßt hat. Wir müssen den Heiland beim Wort nehmen. Wenn er sagt: Es ist vollbracht! so meint er das auch wirklich so, so meint er damit nicht nur, daß er eine halbe Erlösung zustande gebracht hat, während wir die andere Hälfte dazu thun müßten, sondern eine ganze, eine ewige Erlösung hat er erfunden. Laßt es euch gesagt sein: Die Erlösung ist vollbracht, ein für allemal, die Sünden sind getilgt, ihre Macht ist gebrochen, dem Teufel ist der Kopf zertreten, auch alle Sünden, die du heute begangen hast sind schon längst gesühnt, auch sie hat dein Heiland getragen, auch im Blick auf sie hat er gerufen: Es ist vollbracht! Welch reicher Trost! Wie quälen sich viele ehrliche Christen ab um ihre Sünden loszuwerden — von denen, denen ihre Sünden noch keine schwere Stunde gemacht haben, ist hier nicht die Rede; aber deine Sünden sind schon längst bezahlt. Der Schuldbrief ist zerrissen, die Zahlung ist vollbracht, das hat mich lassen wissen, den man für mich geschlacht, den meine Not ans Kreuz gebracht und der auch mich nun selig macht. Wenn dir's wirklich ernst ist, wenn du wirklich los werden willst von deinem bösen Gewissen, wenn dir's um Frieden für dein schuldbeladenes Herz zu thun ist, dann geh nach Golgatha, dann laß dir sagen, daß dein Heiland alles, alles vollbracht hat und daß du ein Thor bist, wenn du nicht allem Kummer auf ewig den Abschied giebst, und dann geh heim in dein Haus mit dem Triumphlied:

Es ist vollbracht! Mein Jesus hat auf sich
Genommen meine Schuld,
Gebüßt hat er am Kreuzesstamm für mich,
O unermeßne Huld!
Und ich hab in des Heilands Wunden
Die rechte Freistatt nun gefunden!
Es ist vollbracht!

Ja wohl:

Es ist vollbracht! Mein Jesus hat's vollbracht!
Mein Siegeskranz ist längst geflochten
Und nichts mehr für mich abzuthun,
Seitdem der Held für mich gefochten,
Kann ich in Friedenszelten ruhn.

Es wäre mir sehr lieb, wenn ich jetzt mit diesem unbezahlbaren Trost meine Predigt schließen dürfte, aber wenn ich das thun würde, dann wäre ich ein Falschmünzer, der euch zu einem falschen Trost verleiten würde. Denn das Kreuzeswort: Es ist vollbracht! ist nämlich zum Schluß noch:

III. Ein ernstes Mahnwort an alle Welt. Es ist vollbracht! Dies Wort mahnt uns, wie nichts sonst, zur Buße. Und der Karfreitag sollte für die ganze Christenheit ein ernster Bußtag sein. Ich habe vorhin gesagt, daß die Erlösung bis in alle Ewigkeit hinein vollendet ist, daß alle

Sünden schon längst gebüßt, getilgt sind. Wer sich aber daraus ein Sicherheitspolster machen und denken wollte: Das ist schön, jetzt kann ich ja lustig drauflos sündigen, es ist ja schon alles im Reinen, der hätte lauter Gift aus meinen Worten geholt. Allerdings ist alles vollbracht, aber was hilft's, wenn du nichts davon willst? Du mußt an diese Erlösung glauben, sonst hat alles andre keinen Wert. Wenn dir ein reiches Erbe gesetzlich noch so sicher zugesprochen wäre, du weigertest dich aber, es anzunehmen, so bliebest du doch ein armer Mann. Der Reichtum ist da, für dich da, aber du verwendest ihn nicht, um deinem Mangel abzuhelfen. — Wer unter Christi Kreuz stehen kann, ohne seine Sünden, die dem Herrn Jesu die größten Schmerzen, ja den bittern Tod verursacht haben, zu verfluchen, ohne den Entschluß zu fassen, dem zu leben, der für ihn gestorben ist, der hat ein Herz härter als ein Stein. Im Anblick des leidenden, sterbenden Erlösers gilt es Buße thun, das harte Herz brechen, den starren Sinn beugen. Kein Mensch wird deswegen verdammt werden, weil er ein großer Sünder war, das sind wir alle, da ist keiner der Gutes thue, auch nicht einer. Wir sind allesamt abgewichen und allesamt ungehorsam gewesen, sondern deswegen, weil er die durch Christum bereitete und angebotene Erlösung nicht hat annehmen wollen. Denn die Sünden an und für sich, wie groß und schwer sie auch sein mögen, verdammen den Menschen nicht, sie sind ja gesühnt, sondern der Unglaube, der Christum verwirft und sein Heil verachtet. Und auch die Leute, die einmal in die Hölle kommen, die in die ewige Pein verstoßen werden, sie werden ausfinden, daß auch ihre Erlösung vollbracht war, daß der Teufel sie mit einem bloßen Schatten betrogen hat, aber das, was sie dem ewigen Verderben Preis gegeben hat, war eben das, daß sie die Erlösung nicht gläubig angenommen haben. O glaubt es doch, daß alles, alles vollbracht ist, die Sünde ist überwunden, aber darum laßt euch nicht durch die Sünde überwinden.

Die Passionszeit neigt sich zu Ende! Wieder ist das blutige Marterbild unseres Heilandes an uns vorübergezogen. Wie scheiden wir von dieser Zeit? Wie können wir anders scheiden als mit brünstigem Dank für das, was es ihn gekostet, daß wir erlöset sind?

Nimm hin den Dank für deine Plagen,
Mein Retter, den dir treue Liebe bringt,
Noch heißern Dank will ich dir sagen,
Wenn dich mein Geist im Engelchor besingt,
Dort stimmen alle Selgen jauchzend ein:
Der ganze Himmel soll dann Zeuge sein!

Amen.

Am heiligen Osterfest. Matth. 28, 1–10.

„Der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden!" Dieser alte Ostergruß klingt heute tausendfach durch die Christenheit. Er lebt in unsern Herzen, er tönt von unsern Lippen. Auch aus unserm Osterevangelium tönt er uns auf verschiedene Weise entgegen.

Ein dreifacher Ostergruß am Ostermorgen!

I. Aus dem Munde des Engels; (V. 5. 6a.: Wer den Auferstandenen finden will, muß den Gekreuzigten gesucht haben! „wie er gesagt hat").

II. Aus dem leeren Grab; (V. 8b.: Kommt, sehet: Jesus lebt, das Grab ist leer. Auch unsere Gräber werden einst leer sein: Auferstehung!)

III. Aus dem Munde des Auferstandenen selber (V. 9. 10: Seid gegrüßet! Dieser Ostergruß enthält ein dreifaches: 1. Ostertrost: Fürchtet euch nicht! 2. Osterarbeit: Gehet hin u. s. w.; 3. Osterverheißung: Daselbst werden sie mich sehen).

Christ ist erstanden aus der Marter alle u. s. w.

Wär er nicht erstanden,
Die Welt, die wär vergangen;
Nun er auferstanden ist
Loben wir den König Jesus Christ!
Halleluja! Halleluja!

Zum Streit über die Konfirmationspraxis

finden wir in der „Kirchlichen Monatsschrift“ folgende Thesen, mit denen Herr Professor Kawerau die Frage zu beantworten sucht, ob die gegenwärtige Konfirmationsordnung der Abänderung bedarf oder nicht. Da diese Frage auch bei uns keine überflüssige ist, so dürften diese Thesen, die bei einer Pastoralkonferenz für die Provinz Sachsen verhandelt wurden, aller Beachtung wert sein.

1. Die Konfirmation in ihrer geschichtlich gewordenen Gestalt ist der feierliche Abschluß des kirchlichen Katechismus-Unterrichtes in Bekenntnis und Gelübde und die Ueberleitung der Kinder aus dem Sakraments-Unterricht zur Sakraments-Feier.

2. Die Konfirmation muß, als eine Institution der kirchlichen Volkserziehung stets im Zusammenhang mit den übrigen Erziehungsmitteln, mit denen die Volkskirche in Haus, Schule und Kirche ihre Arbeit an den in der Kindertaufe ihr anvertrauten jungen Gliedern treibt, betrachtet werden, wenn sie als eine unter normalen Verhältnissen auch heute noch richtige und gesegnete Ordnung der Kirche erkannt werden soll.

3. Bei der Verhandlung über die Schäden der gegenwärtigen Ordnung und die Vorschläge zu ihrer Umgestaltung ist zu prüfen, ob diese Schäden der Institution selbst oder nur begleitenden ungünstigen Verhältnissen zur Last fallen, und ob die vorgeschlagenen Aenderungen leisten, was sie versprechen, und nicht etwa die Volkskirche selbst alterieren.

4. Unrichtig ist es, wenn die ungesunden Zustände der Massengemeinden, die einen ersprießlichen Betrieb des Konfirmanden-Unterrichts unmöglich machen, und daher auch Konfirmation und ersten Abendmahlsgang schwer schädigen, als Gründe zur Abänderung der Konfirmations-Ordnung geltend gemacht werden, statt jene Zustände selbst zu bekämpfen und durch Herstellung übersehbarer Konfirmandenklassen, intensiveren Unterricht und die Ermöglichung persönlicher Einwirkung des Geistlichen auf die Kinder der Einsegnung die Vorbedingungen zu schaffen, auf die sie gewiesen ist.

5. Unrichtig ist es, wenn man die Konfirmationshandlung zu der unmöglichen Höhe einer bewußten entscheidenden Glaubensschließung, bewußter

Erneuerung und Bestätigung des Taufbundes, eines geistlichen Mündigwerdens und dergl. emporgehoben hat, und dann von solcher verkehrten Voraussetzung aus die heutige Konfirmations-Ordnung bemängelt oder verwirft.

6. Unrichtig ist es, wenn man die Teilnahme am Abendmahl von dem Gebrauch der übrigen Gnadenmittel isoliert und von einer bestimmten Höhe bewußten Glaubenslebens abhängig machen will.

7. Der mehrfach geforderten Hinausschiebung des Konfirmationsalters ist zu widersprechen, da der Charakter des Konfirmanden-Unterrichts als eines Elementarunterrichts im Christentum und als eines Unterrichts, der auf katechetischem Wege zur Uebung der Frömmigkeit erziehen soll, ein Lebensalter voraussetzt, das sich noch schlicht dem Einfluß der lehrenden Persönlichkeit aufschließt und noch möglichst wenig entgegenwirkenden Einflüssen ausgesetzt ist.

8. Die vielfach empfohlene Abtrennung des ersten Abendmahlsganges von der Konfirmation würde

a. Konfirmanden-Unterricht und Konfirmation von ihrem geschichtlichen Zielpunkte losreißen.

b. Der Volkskirche die Aufgabe nehmen, die Jugend wie zu Gebet und Gottesdienst, so auch zur Uebung der Teilnahme am Sakrament zu erziehen und anzuleiten.

c. Den Charakter des Abendmahls als eines der Kultusmittel der Gemeinde verdunkeln und es als das Extra-Andachtsmittel einer ecclesiola in ecclesia kennzeichnen.

d. Aber auch nicht leisten, was man sich davon verspricht, da auch nach der Abtrennung die Freiheit des Begehrens und dessen rein geistlicher, nur auf Heilsverlangen sich gründender Charakter vielfachen Trübungen (durch die Macht der Gemeinde- und Familiensitte, durch die Absicht, das Taufpatenrecht und später die kirchlichen Gemeinderechte zu erlangen) ausgesetzt sein würde.

e. Das verhängnisvolle Hineinmengen eines freikirchlichen Prinzips in das der Volkskirche, und konsequent durchgeführt, ein Mittel zu schneller Sprengung der Volkskirche sein.

9. Bekenntnis und Gelübde sind die normalen Ziele, zu denen jeder Religionsunterricht hinstrebt; diese beiden Stücke der Konfirmation zu nehmen, widerspricht daher dem Zweck des Konfirmanden-Unterrichts und entleert die Konfirmations-Feier.

10. Beide Handlungen der Konfirmation wollen nach dem Maß der religiösen und sittlichen Entwicklungsstufe der Jugend, nicht nach absolutem Maßstab gemessen werden.

11. Das Apostolikum als Bekenntnis der Kinder ist selbstverständlich in dem religiösen Verständnis aufzufassen, das in Luthers Erklärung des zweiten Hauptstückes ihnen aufgeschlossen worden ist, und von diesem evangelischen Verständnis aus wird sich einzelnen, durch Bedenken bedrückten Konfirmanden seelsorgerlich zurechthelfen lassen.

12. Hat so der Konfirmanden-Unterricht seine Schuldigkeit gethan, so werden unter normalen Verhältnissen Bekenntnis und Gelübde der natürliche, keineswegs als Zwang empfundene Abschluß des Unterrichts sein. Abnorme Verhältnisse aber dürfen nicht das Urteil über die Institution selbst bestimmen und geben kein Recht zu ihrer Umgestaltung.

13. Das Hauptgegenmittel, das uns gegen die in der Gegenwart beklagten Schwierigkeiten unserer Konfirmations-Praxis zur Verfügung steht, ist ein intensiver, die religiöse Wahrheit und den religiös-sittlichen Wert des Evangeliums, frei von theologischem Beiwerk, in Einsetzung der ganzen Persönlichkeit des Geistlichen, in hingebender Liebe betriebener Konfirmanden-Unterricht.

Das Verhältnis der Bergpredigt zum Worte vom Kreuz.

Von P. J. G. Enßlin.

Wegen der hohen und weitgehenden Forderungen, welche die Bergpredigt an die Jünger Jesu stellt, könnte man im Blick auf die angeborne Schwäche und Sündhaftigkeit des Menschen versucht sein, sie nur als einen göttlichen Maßstab anzusehen, nach welchem wir unser Thun und Handeln prüfen und unser Christentum danach führen sollen; wobei es aber doch hauptsächlich darauf abgesehen ist, daß wir in diesem Spiegel unsern Mangel an Gerechtigkeit vor Gott erkennen lernen und darum uns zur täglichen Reue und Buße über die Sünde und zum Ergreifen des Heils in Christo führen lassen. Andererseits könnte man auch versucht sein, die Bergpredigt als eine Anleitung zur Werkheiligkeit zu betrachten; denn trotz des Gnadenweges, welchen das Wort vom Kreuz lehrt, fordert sie spezielle Werke, die eine Erfüllung des Gesetzes in sich schließen und von jedem Christen geübt werden sollen. Matth. 5, 21—48. Allein nach genauer Prüfung stimmt weder die eine noch die andere Auffassung vollkommen mit der des Herrn, die er sowohl in der Bergpredigt als auch im Wort vom Kreuz, niedergelegt hat. Es ist daher von großer Wichtigkeit, das Verhältnis der Bergpredigt zum Wort vom Kreuz erkennen und fassen zu lernen, wie es sich aus den diesbezüglichen Anschauungen des Herrn und aus der Harmonie des Wortes Gottes überhaupt ergiebt.

Da in der Bergpredigt solche Uebungen der Gottseligkeit gefordert werden, die eine Erfüllung der Gebote Gottes in sich schließen, so sind wir vor allem angewiesen zu sehen, aus welchen Gründen der Herr solche Forderungen stellt, trotzdem er doch das Wort vom Kreuz allen Menschen verkündigen läßt und vom Glauben an dasselbe unsere Seligkeit abhängig macht. Auf Grund dieses Glaubens sollte man meinen, daß Christus solch hohe Forderungen für unnötig, insbesondere auch den Dekalog für veraltet und nebensächlich gehalten hätte. Allein Christus ist nicht in dieser Weise des Gesetzes Ende, sondern er würdigt die Gebote Gottes und hält an der im Alten Testament geoffenbarten Bedeutung fest. Selbst in der Bergpredigt erklärt er: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ Matth. 5, 17. Diese Stellung zum Gesetz thut er insbesondere auch in der Unterredung mit dem Schriftgelehrten kund, da er in Bezug auf das Ererben des ewigen Lebens spricht: „Wie stehet im Gesetz geschrieben, wie liesest du?“ und: „Thue das, so wirst du leben.“ Luk. 10, 28. Zwar ist aus diesem Ausspruch des Herrn noch nicht der Schluß zu ziehen, daß Jesus die Gerechtigkeit aus dem Gesetz lehrt, oder zwei Wege zum ewigen Leben für möglich hält, nämlich den Gesetzesweg und den Gnadenweg; denn sonst würde er sich durch sein Evangelium widersprechen. Aber es geht aus

diesem Ausspruch hervor, daß Jesus die Notwendigkeit des Gesetzes erkennt und darin das Mittel sieht, wodurch der Mensch ins rechte Verhältnis zu Gott, oder zum Leben geführt werden soll und kann. Ist es auch für den gefallenen Menschen unmöglich, das Gesetz Gottes vollkommen zu erfüllen, so ist es doch absolut notwendig, daß er sich an Gottes Gesetz kehrt und seine Rechnung danach macht, wenn er in das rechte Verhältnis zu Gott treten und zum Leben kommen will. Röm. 7, 7. Ohne das Bewußtsein, daß Gott heilig ist und daß auch wir heilig sein müssen, welches der heilige Geist auch durch das Gesetz wirkt, bleibt der Mensch tot in Sünden und ist nicht geschickt fürs Reich Gottes; daher auch jeder dem Ruf zur Arbeit im Weinberge des Herrn folgen, oder sich zum Halten der Gebote Gottes hergeben und verpflichtet fühlen muß. Erst auf dieses hin kann ja der Groschen zum Tagelohn, oder die Gnade in Christo Jesu gegeben und in Empfang genommen werden. Matth. 20, 2. Wenn also der Herr dem Schriftgelehrten sagt: „Thue das, so wirst du leben," so meint er das wirklich so und verlangt damit nur das, was auch im alten Bunde möglich war und was im neuen Bunde von unserer Seite geschehen muß, nämlich, daß der Mensch seinen Sinn ändert und Buße thut, von der Sünde läßt und in der Furcht des Herrn nach seinen Geboten lebt. Es liegt darin der rechtfertigende Glaube, der die Verheißung des Heils in Christo annahm, Joh. 8, 56; Luk. 2, 38. Daß aber bei einem solchen Glauben alles pharisäische Wesen, das den wirklichen Gehorsam gegen das Gesetz Gottes ignoriert, ausgeschlossen ist und sein muß, das bezeugt der Herr insbesondere in der Bergpredigt, worin er sein göttliches Licht auch den Pharisäern gegenüber leuchten läßt und ihnen Anlaß giebt, sich der Wahrheit zu unterwerfen, Buße zu thun und die Gnade Gottes zu ergreifen. In dieser Hinsicht ist darum die Bergpredigt sowohl für sie als für uns ein göttlicher Maßstab, nach welchem wir unser Thun und Handeln und unseres Herzens Gesinnung prüfen können und sollen, um zur Gottesfurcht, zur Erkenntnis der Sünde und zu Christo geführt zu werden. Ihr Verhältnis zum Wort vom Kreuz ist also nach dieser Seite ein vorbereitendes und zwar nicht bloß bei den Zöllnern und Sündern, sondern auch bei Pharisäern, damit auch letztere ausrufen lernen: „Gott sei mir Sünder gnädig!" und das Heil in Christo zu ihrer Rechtfertigung annehmen. Matth. 20, 14.

Doch ist mit dem bisher Gesagten nur die eine Seite ihres Verhältnisses zum Wort vom Kreuz bezeichnet; denn ihre hohen Forderungen, welche auch Anleitung zum Wandel im Geist geben, bezeichnen auch den Stand und das Ziel derer, die das Wort vom Kreuz gefaßt und die Rechtfertigung durch den Glauben erlangt haben. Wer das Wort vom Kreuz angenommen hat, hat nicht nur das Bedürfnis gehabt, von seiner Sündenschuld los und mit Gott versöhnt zu werden, sondern er hat auch die Notwendigkeit erkannt, rein und heilig zu leben, oder der Heiligung nachzujagen; denn ohne Heiligung wird niemand den Herrn schauen (Hebr. 12, 14), auch ist Christus trotz seiner Gnade kein Sündendiener. Gal. 2, 17. Wer ihn angenommen hat, muß sich reinigen, gleichwie er rein ist, auf daß er gelange zur Auferstehung der Gerechten. 1 Joh. 3, 3. Er ist das Ebenbild seines Vaters und ist darum auch in ihm keine Finsternis, noch Wechsel des Lichts und der Finsternis. Er har-

moniert vollkommen mit dem Vater und erklärt: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen." Darum gilt auch in seinem Reiche kein pharisäisches Wesen, unsere Gerechtigkeit muß besser sein, denn die der Schriftgelehrten und Pharisäer, sonst können wir nicht in das Reich Gottes kommen. Das zeigt insbesondere auch die Bergpredigt, in welcher der Herr das Pharisäertum richtet, dafür aber eine geistliche und praktische Erklärung des Gesetzes giebt und eine Vollkommenheit nach dem Beispiele seines Vaters fordert. Matth. 5, 48. Es liegt aber auch in der Natur der Sache, daß wer Christum angenommen und die Rechtfertigung durch den Glauben erlangt hat, auch in einem neuen Leben wandeln muß und kann. Ohne Buße geschieht ja keine Vergebung der Sünden; wahre Buße aber begreift das Absterben der Sünde, oder das in den Tod geben des alten Menschen in sich. Daher auch die Erlangung der Vergebung der Sünden und des Friedens mit Gott Hand in Hand gehen mit der Entscheidung, Christo nachzufolgen und ein neues Leben zu führen. Darum sagt auch der Apostel: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. 2 Kor. 5, 17. Diese Entscheidung, oder dieses Durchdringen vom Tode zum Leben (Joh. 5, 24) ist eben die Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes, die zum Eingang in das Reich Gottes erforderlich sind (Joh. 3, 3) und durch die der Mensch befähigt ist, der Heiligung nachzujagen, oder das zu thun, was Christi Sinn und Geist fordern; zumal der heilige Geist, der durch seine Gnadenmittel Buße und Glauben an Christum wirkte, auch die Kräfte dazu darreicht; denn durch ihn wird die Liebe ausgegossen in die Herzen der Gläubigen und das Gesetz des Geistes aufgerichtet, das da frei macht vom Gesetz der Sünde und des Todes. Röm. 8, 2. Allerdings heißt es hier: „Erst selig, dann heilig"; denn das Wort vom Kreuz ist es, das da zuerst selig machen und das rechte Verhältnis zu Gott herstellen muß. Hernach kommt die Frucht der Erlösung durch Jesum Christum, daß der Mensch im Stande guter Werke erfunden wird, wie sie in der Bergpredigt gefordert werden. Für den wiedergebornen und wahrhaft bekehrten Menschen, der göttlicher Natur teilhaftig geworden (2 Petr. 1, 4) und Gottes Same in ihm ist (1 Joh. 3, 9), ist darum die Bergpredigt keine Rede, über die er sich entsetzen muß (Matth. 7, 8) oder die ihn zu einer bloßen Werkgerechtigkeit verleiten kann, sondern sie ist ihm das, wodurch er sich in seinem Gnadenstande selig gepriesen weiß (Matth. 5, 1—12), was ihn in der Erkenntnis Gottes und Jesu Christi fördert, (cf. 5, 17—48), was ihm die rechte Anleitung zur Uebung in der Gottseligkeit giebt (cf. 6, 1—34) und was ihm die Hindernisse der Seligkeit vor Augen stellt, die er überwinden will und kann (cf. 7, 1—23).

Das Verhältnis der Bergpredigt zum Wort vom Kreuz ist also ein harmonisches und ineinander greifendes; denn nach der einen Seite ist sie wohl ein göttlicher Maßstab, nach welchem wir unser Thun und Handeln und unseres Herzens Gesinnung prüfen können und sollen, um zur Gottesfurcht, zur Erkenntnis der Sünde und zur Annahme des Heils in Christo geführt zu werden. Nach der andern Seite aber giebt sie sozusagen die Zeichnung und das Material von dem an, was auf den Grund gebaut werden soll, der durch das Wort vom Kreuz gelegt wird. Sie bezeichnet den Stand, von welchem der Apostel Paulus sagt: „Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen." 1 Kor. 15, 10.

† Dr. Willibald Beyschlag, der deutsche Theologe.

Dem „Deutschen Volksfreund" entnehmen wir mit gütiger Erlaubnis des Editors folgenden Nachruf für den Entschlafenen.

Der Mann ist es wert, daß wir seiner gedenken, denn in einem Leben von 77 Jahren hat er eine vielseitige, gesegnete Wirksamkeit entfaltet, die sich nicht bloß auf die Wissenschaft beschränkte; ist im Kampfe gegen Rom, im Kampfe um die Befreiung der Kirche aus den Fesseln des Staates, im Kampfe gegen die Feinde des Christentums, gegen modernen Atheismus und Naturalismus und in dem Streben, allgemeine deutsche Geistesbildung mit christlichem Bewußtsein zu versöhnen und zu vereinigen, ein hervorragender Führer und Vorkämpfer gewesen und hat in die kirchlichen Bewegungen und Kämpfe in Deutschland während der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts tief und erfolgreich eingegriffen, ja, ist sogar das Haupt und der Sprecher einer ansehnlichen kirchlichen Partei, der sogenannten Mittelpartei gewesen, deren Organ seine in vieler Hinsicht vortreffliche Monatsschrift: „Die deutsch-evangelischen Blätter" war.

Willibald Beyschlag hat am Abend seines reichen Lebens selbst seine Lebensgeschichte in zwei starken Bänden geschrieben unter dem Titel: „Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen 1, der jüngeren und 2, der reiferen Jahre, Halle an der Saale bei Eugen Strien," ein Werk, das ohne allen Zweifel zu den besten Biographieen unserer Zeit gehört und dessen erster Teil bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Sein Lebenslauf liegt daher klar vor uns, und da er in die Kämpfe seiner Zeit energisch und tapfer mit eingegriffen hat, so ist seine Selbstbiographie zugleich ein nicht unbedeutender Beitrag zur neueren Kirchengeschichte Deutschlands und für einen deutschen Theologen höchst lehrreich.

Dr. Beyschlag war wie Goethe, der Fürst der deutschen Dichter, ein Sohn der alten Reichsstadt Frankfurt am Main, am 7. September 1823 daselbst als Sohn eines in bescheidenen Verhältnissen lebenden Bürgers und Bankbeamten geboren. An seiner Vaterstadt hing er in treuer Liebe. Ihre trefflichen Schulen haben ihm eine gediegene Jugendbildung gegeben. Vom Elternhause, und namentlich von der Mutter erbte er, wie sein Bruder Franz, eine fromme Gesinnung. Er studierte dann, namentlich in Bonn, Theologie, während Franz Kaufmann ward. In Bonn waren Dr. Karl Immanuel Nitzsch und Dr. Bleek namentlich seine Lehrer. Nitzsch, vor allen, den er später als eine „Lichtgestalt in der rheinischen Kirche" geschildert hat, gewann großen Einfluß auf ihn.

Gottfried Kinkel, der als junger Theologe damals in Bonn lehrte, zog den schönen, geistvollen Jüngling in den Kreis seiner Auserwählten, vermochte aber nicht denselben seinem Berufe untreu zu machen, als er selbst demselben untreu und ein politischer Agitator wurde. Beyschlags Biographie giebt uns ein höchst interessantes Bild von der Sturm- und Drangperiode jener Zeit. Der Bruder Beyschlags, Franz, fand im Kaufmannsberuf kein Genüge. Sein Herz trieb ihn, von Christo zu zeugen. Er war ein innig frommer und geistvoller Jüngling, studierte auch Theologie, ward Pfarrer in Neuwied am Rhein, starb aber schon sehr frühe. Sein Bruder

Willibald, mit dem er ein Herz und eine Seele gewesen war, schilderte seinen Lebensgang, seine Entwicklung und sein Wirken, Leiden und seinen Heimgang in einem Buche, das eine wahre Perle in unserer deutschen Litteratur ist und schon sieben Auflagen erlebt hat. Es hat den Titel: „Aus dem Leben eines Frühvollendeten!“ Einem jungen Manne kann das Buch gar nicht genug empfohlen werden. Er hat schon vielen die Dienste eines Wegweisers und Führers gethan.

Als der junge Beyschlag seine Examina mit Ehren bestanden hatte, mußte er eine Reihe von Jahren als Privatlehrer in Frankfurt warten, dann ward er Hilfsprediger bei Pastor Schütte in Koblenz, und von Koblenz kam er als Prediger der kleinen evangelischen Gemeinde, die in der erzkatholischen, nachtdunklen Stadt bestand, nach Trier an der Mosel. Als Pastor der Gemeinde wirkte er in der Stadt des heiligen Rockes in großem Segen, lernte aber da auch die dunkle Nachtseite der römischen Weltkirche, ihren Aberglauben, ihre Irrlehren und ihren auf Gelderwerb abzielenden Reliquiendienst gründlich kennen. Da der Freiherr von Radowitz, der geistreiche katholische Minister Friedrich Wilhelms des Vierten, damals seine großes Aufsehen erregenden „Gespräche über Staat und Kirche“ hatte erscheinen lassen, schrieb der junge Beyschlag eine protestantische Beleuchtung derselben, in der er die Reformation und die protestantische Kirche in Schutz nahm und manche dunkle Punkte in der katholischen Kirche, z. B. die Messe, scharf beleuchtete. Empört darüber, zogen ihn die Pfaffen und Dunkelmänner von Trier vor ein aus lauter schwarzvermummten Römlingen bestehendes Gericht. Das verurteilte den jungen evang. Pastor wegen Beleidigung und Verlästerung der katholischen Kirchenlehre zu einer Geldbuße — und zu einer, irre ich nicht, sechs Monate langen Gefängnisstrafe.

Das regte die Evangelischen des Rheinlandes gewaltig auf. Beyschlag appellierte an ein höheres Gericht, verteidigte sich in glänzender Rede vor demselben selbst und ward freigesprochen. Das Ketzergericht schlug zu seinem Segen aus. Sein Name war jetzt im ganzen evang. Deutschland bekannt und geehrt.

Eines Sonntags erschien in Trier nun ein kleiner Mann, der andächtig der Predigt des jungen Bekenners lauschte. Es war der Prälat Dr. Karl Ullmann von Karlsruhe. Der holte nun Beyschlag als Hofprediger nach Baden. Dort wühlten damals die Schweizer Schenkel und Bluntschli und wollten die Kirche noch mehr zur Allerweltskirche machen. Mit Ullmann, Karl Bähr, Mühlhäuser und andern nahm Beyschlag am badischen Agendenstreit Teil, ward aber endlich der Schenkelschen Treiberei und Wühlerei herzlich müde und folgte 1860 einem Rufe als Professor nach Halle.

In Halle war Dr. Beyschlag ins rechte Fahrwasser gekommen. Da hat er 40 Jahre lang als Lehrer und Schriftsteller eine ungemein große, weitreichende Wirksamkeit entfaltet. Er fesselte als Lehrer wie als Prediger durch seine durchsichtig klare, schöne, lichtvolle Darstellung, durch den großen Umfang seiner Bildung und die wohlthuende Milde und Wärme seines Herzens. Pastor Horn in Halberstadt bezeugt von ihm: Zu Beyschlags Füßen hat seit 1860 in Halle eine große Zahl jetziger evangelischer Prediger Begeisterung

und Verständnis für das mit Geist und Gemüt zu führende Amt gefunden. Aber mit der theologischen schuldet die ganze gebildete evangelische Welt dem Verewigten Dank, der im Geiste Schleiermachers und Nitzsch's für eine Versöhnung von Glauben und Wissen rastlos bemüht war. Dahin wirkten seine klassischen Predigten, die als geistvolle, undogmatische, aber echt biblische Zeugnisse von Christo schon während der karlsruher Hofpredigerzeit die weitesten Kreise anzogen. Dahin wirkten seine Vorträge und Reden, einzelne Meisterstücke, die in dem Buche „Zur deutsch-christlichen Bildung" (Halle 1880) gesammelt sind. Dahin wirkten auch der Laienwelt verständliche Bücher, besonders sein „Leben Jesu" (3. Auflage, Halle 1893, 2 Bde.), und seit 1876 die „Deutsch-evangelischen Blätter", die er mit Hilfe seiner Freunde herausgab und die, immer auf der Höhe der Zeit stehend, auf jede wichtige Frage treffende Antwort gaben. Beyschlag war in diesen Blättern sowie auf Provinzial- und Generalsynoden, im Herrenhaus, im Gustav-Adolf-Verein und im Evangelischen Bund der geborene Wortführer für die deutsch-evangelischen Interessen, sei es wider Rom, sei es wider einseitiges Parteitum rechts und links unermüdlich betonend: Das Evangelium ist und bleibt der Jungbrunnen wie für jeden einzelnen Christen, so für das gesamte deutsche Volksleben.

Wie an der theologischen Wissenschaft, nahm Beyschlag lebhaften Anteil am Leben der Kirche. Er suchte zwischen den Altkonservativen und den fortgeschrittenen Radikalen zu vermitteln und die Gegensätze zu versöhnen, wobei er freilich mitunter den Radikalen sehr weit entgegenkam, weiter als es vielen treuen Männern, wie Kögel und Wilhelm Baur gefiel. Als Bismarck mit den Maigesetzen Front gegen das Papsttum machte, war Beyschlag des Ministers Falk Berater. Später sammelte er gegen Rom die Evangelischen im Evangelischen Bund. Gewiß, die evangelische Kirche schuldet dem Manne vielen Dank. Er war gegen Rom ein treuer Wächter auf der Zinne und gegen die Feinde des Christentums, wie Renan und Strauß, ein wackerer Verteidiger des Heiligtums der Wahrheit. Seine apologetischen Aufsätze z. B. über die Wunder und die Auferstehung Christi haben bleibenden Wert.

Auf die *theologische* Wirksamkeit Beyschlags können wir hier nicht näher eingehen. Sie war auch bedeutend. Auf dem Kirchentag in Altenburg zeigte er, daß man, um das Leben des Herrn zu verstehen, mit der *Wahrheit* seines Erdendaseins ernst machen muß. Man hat ihn deshalb arg verschrieen, aber im Prinzip hatte er Recht. Den Ertrag seiner Studien hat er in seinem *Leben Jesu* in zwei Bänden und in seiner *Biblischen Theologie des neuen Testamentes* niedergelegt. Das sind bedeutende Werke, was man auch hier und da gegen einzelne Aufstellungen einwenden mag. Jungen Predigern und suchenden Laien sind namentlich seine „*Erkenntnispfade zu Christo*" zu empfehlen. Das sind akademische Predigten bester Art. Seine Vorträge sind gesammelt unter dem Titel: „Zur deutsch-christlichen Bildung." Perlen und Edelsteine sind darin.

Nun ist der fleißige Arbeiter abberufen. Am Morgen des 25. November ist er nach schwerem Leiden entschlafen. Prof. D. *Hering* redete an seinem Sarge über Röm. 14, V. 8 und 9, und Prof. *Erich Haupt* wid-

mete dem heimgegangenen Freunde in den „Deutsch-evang. Blättern" einen ehrenden Nachruf, in dem er die Wirksamkeit und Bedeutung desselben gerecht würdigt.

Gewiß, Deutschland hat in Dr. Beyschlag einen seiner besten theologischen Lehrer, seinen treuesten Wächter gegen Rom und einen der besten Verteidiger des christlichen Glaubens in dieser Zeit des Abfalls verloren. Von ihm gilt auch das Wort: Und seine Blätter verwelken nicht! Gesegnet sei uns sein Andenken.

Ein neuer Abgott der Papstkirche.

Daß Rom trotz seiner vielgerühmten Beständigkeit in der Kirchenlehre doch stets neue Dogmen aufstellt und erfindet, ist dem Kenner wohlbekannt. Tausend Jahre hat die Christenheit die Maria für das gehalten und als das geehrt, was sie auch den gläubigen Protestanten ist, nämlich die demütige Magd des Herrn, die gebenedeiete Mutter unseres Heilandes Jesu Christi. Seit dem 11., bezw. 13. Jahrhundert kam die „fromme Meinung" und mit ihr das „Fest" von der unbefleckten Empfängnis der Maria im Abendland allmählich auf. Franziskaner und Dominikaner bekämpften sich darüber aufs heftigste. Bernhard v. Clairvaux, Thomas von Aquin, und schließlich noch Papst Clemens XII. waren entschiedene Gegner der unbefleckten Empfängnis. Dennoch hat Papst Pius IX. sie 1854 zum römisch-katholischen Glaubenssatz erhoben." — So ist auch die päpstliche Unfehlbarkeit ja ebenfalls ein Glaubenssatz neueren Datums vom Jahre 1870.

Neuerdings zeigt sich nun das Streben in der katholischen Kirche, auch den Joseph zum sündlosen Heiligen zu erheben. Dr. J. Fulton, Editor des episkopalen Blattes "The Church Standard" in Philadelphia, giebt in genanntem Blatte etliche Andeutungen darüber.

Er macht in Bezug auf die römische Kirche folgende Voraussagen. Anspielend auf des verstorbenen Professors St. George Mivarts Leugnung der jungfräulichen Geburt Christi, und sein Bekenntnis daß, wie er glaube, der heil. Joseph Christi wirklicher Vater sei, deutet Dr. Fulton an, daß wenn der Professor nur lange genug gelebt hätte, so hätte er noch können von der Kirche für orthodox erklärt werden in diesem Punkt. Er hätte nicht zur Kirche zurückkommen brauchen, sondern die Kirche wäre zu ihm gekommen. Dr. Fulton glaubt nämlich, daß die römische Klerisei durch die großen Ehren, die sie ihre Untergebenen dem heil. Joseph bringen heißt, vielleicht den Weg zu bereiten sucht für eine dogmatische Festsetzung, daß der heil. Joseph der natürliche Vater Jesu sei, als Parallele zu der Ehre der wirklichen Mutterschaft der gebenedeiten Jungfrau.

Dr. Fulton sagt wörtlich: „Wäre es wohl zu viel, wenn jemand, wie der verstorbene Professor that, sich einbildete, daß die Autoritäten von Rom den Weg zu bereiten suchen, um ihre sogenannte Religion in Einklang zu bringen mit der Wissenschaft in dem Punkt eines christlichen Glaubensartikels. Fast noch im letzten Augenblick wies der Professor auf die übertriebene Verehrung des heil. Joseph hin, wie sie jetzt überall in der katholischen Welt ermutigt wird, und fragte, ob da nicht eine anderweitige Absicht zu Grund liege.

Es ist noch nicht lange her seit Rom erklärte, daß die gebenedeite Jungfrau, obgleich das Kind menschlicher Eltern, doch ohne einen Flecken der menschlichen Erbsünde empfangen und geboren sei. Ein Theologe wird ohne Schwierigkeit einsehen, wie leicht diese Erklärung noch einen Schritt weiter fortgeführt und auf den Sohn der Maria angewandt werden kann (in oben angedeutetem Sinn); wodurch natürlich das Fundament des christlichen Glaubens erschüttert würde. Ist es das, was Rom erwartet? Wer weiß? Wenn es das ist, dann erwartet Rom den Abfall (vom Glauben an die jungfräuliche Geburt Jesu); wenn es das nicht ist, warum diese übertriebene Verehrung des heil. Joseph? Warum findet man überall in römischen Kirchen sein Bild? Warum, kurz gesagt, wird der heil. Mann, von welchem die Evangelien so wenig sagen, so geflissentlich vorgeschoben zu einer Anbetung, die kaum, wenn überhaupt, hinter jener zurücksteht, welche der Mutter Jesu dargebracht wird? Wie diese Fragen zu beantworten sind, weiß ich nicht; aber wenn sie in jenem schlimmen Sinn beantwortet werden müssen, dann mögen wir wissen, daß in manchem französischen Seminar junge Enthusiasten gelehrt werden ein noch neueres und falscheres Evangelium zu predigen als der ganze Neukatholizismus des 19. Jahrhunderts.

Denselben Gegenstand behandelt der „Deutsche Volksfreund" vom 13. Okt. v. J. mit der Ueberschrift: „Der Stern des 19. Jahrhunderts". Unter diesem Titel" — sagt der D. V. — „hat der Redemptorist J. Bouvy zu Achen 1869 eine Schrift herausgegeben, in der er den Gläubigen der Papstkirche als solchen Stern den heil. Joseph hinstellt, und nachzuweisen sucht, daß auch Joseph wie Maria von jedem Flecken der Erbsünde rein war. In Predigten und erbaulichen Artikeln wird bereits Joseph verherrlicht." So fabuliert der katholische „Paulinusbote" vom 18. März v. J. über „die Himmelsleiter des heil. Joseph", die derselbe gezimmert und an die Ringmauer des himmlischen Jerusalem angelehnt habe. Ueber diese Leiter habe Joseph mit Umgehung der von Petrus bewachten Himmelsthüre allerlei Strolche, Taugenichtse und Trinker in den Himmel steigen lassen. Und als Petrus und die anderen Heiligen dagegen protestierten, und sagten, die Kerle müssen fort, da erklärte Joseph: „Gut, dann gehe ich mit! Aber Maria, meine Braut, und Jesus, meinen Sohn, nehme ich mit!" Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirken diese Worte auf die entsetzte Schar der Heiligen. Stumm vor Angst und Sorge halten sie sich die Ohren zu und wagen nicht, die Augen zu erheben. Einer nach dem andern ziehen sie sich zurück. Und als der heil. Joseph sich allein und als Sieger sieht, beruhigt er seine Schutzbefohlenen und kehrt still in seine Werkstätte zurück, wo er sich beeilt, seine barmherzige Leiter noch um einige Sprossen zu verlängern."

Wie lange wird's währen, bis der neue Abgott fertig ist? Schon predigt ein gewisser J. Th. Laurent die Sündlosigkeit, Auferstehung und Himmelfahrt Josephs. Erst wird etwas als fromme Meinung von der Kanzel verkündigt; später wird daraus eine allgemeine Anschauung gemacht und zuletzt wird mit großem Pomp von dem Unfehlbaren in Rom das neue Dogma verkündigt: Joseph ist ebenso wie Maria ohne Erbsünde empfangen und geboren und darum wohl geeignet gewesen, der natürliche Vater Jesu Christi zu werden!

Charles Grandison Finney.

Für die dritte Auflage der „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" bearbeitet von P. L. Brendel, und von ihm der Zeitschrift zur Verfügung gestellt.

Charles Grandison Finney, englisch-amerikanischer Erweckungsprediger, später Präsident der Hochschule in Oberlin, Ohio, wurde am 29. August 1792 in Warren, Litchfield Co., Conn., geboren. Bald danach zog die Familie auf eine Farm in Oneida Co., N. Y., so recht in die Wildnis. Hier wuchs Finney auf. Gewöhnliche religionslose Volksschule gab ihm die einzige Ausbildung bis zu seinem sechzehnten Jahre. Kirchen waren nicht in der Nähe. Ab und zu hielten durchreisende Wanderprediger Gottesdienste in Schulhäusern. Ihre Predigten lieferten den Bewohnern auf Wochen hinaus Stoff zum Lachen. Auch im Elternhause Finneys hatte Religion keine Heimstätte. Er wuchs nach seinem eigenen Zeugnis völlig religionslos heran. Als in jener Gegend eben ein Kirchlein erbaut und ein Prediger angesiedelt werden sollte, zog Finneys Vater wieder weiter. Die neue Wohnstätte war am Südufer des Ontariosees, in Jefferson Co., N. Y. Dort waren die Lebensverhältnisse die gleichen wie in Oneida Co., wieder ohne religiöse Gelegenheit. Finney beschäftigte sich zunächst als Volksschullehrer. 20 Jahre alt verließ er das Elternhaus. An verschiedenen Plätzen wurde er als Lehrer verwendet. Aber nirgends traf er gute religiöse Gelegenheit. Drei Jahre lang hielt er sich in einer Gegend auf, in welcher nur Deutsche angesiedelt waren. Diese hatten regelmäßige Gottesdienste, aber Finney verstand nicht Deutsch. In jenen Jahren besuchte er zweimal auf je ein halbes Jahr eine Hochschule. Seine Absicht, die Universität Yale zu beziehen, gab er auf Abraten seines Hochschullehrers auf. Später erst erwarb sich Finney einige Kenntnis des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen; doch war er nie ein klassischer Schüler und besaß nie so viel Wissen in den alten Sprachen, daß er sich eine unabhängige Kritik der englischen Bibelübersetzung hätte zutrauen können. Ein andrer Plan, mit eben jenem Lehrer in einem südlichen Staate ein Erziehungsinstitut zu gründen, wurde von seinen Eltern nicht gebilligt, die ihn heimriefen nach Jefferson Co. Kurz darauf trat Finney als Lehrling in ein Advokatenbureau in Adams, Jefferson Co., N. Y., 1818. Dadurch kam er, zum erstenmal in seinem Leben, unter den Einfluß des göttlichen Wortes. Er besuchte regelmäßig die Predigten des Pastors Gale. Dieser hatte in Princeton studiert und war Pastor der presbyterianischen Gemeinde in Adams. Sein theologischer Standpunkt war durchaus kalvinisch. Finney ward von den Predigten dieses Mannes nie befriedigt. Unwissend in Religion wie ein Heide suchte er Belehrung in der Kirche, fand solche aber nicht in Gales Predigten. Denn diese Predigten setzten die Kenntnis von Begriffen wie Buße, Wiedergeburt, Glaube, Heiligung voraus, lauter unbekannte Größen für den religiösen Analphabeten. Auch die Gebetsversammlungen besuchte Finney, hörte oft beten um Besserung, um Ausgießung des heiligen Geistes auf die Gemeinde, sah aber nie Erfolg. Dies alles bestärkte ihn in einem gewissen Widerwillen gegen die Religion. Pastor Gale sprach viel mit ihm, gab ihn

aber als einen vollendeten Skeptiker völlig auf, ja warnte vor ihm. Allein trotzdem trug Finney Angst um sein Seelenheil im Herzen. Während seiner Rechtsstudien traf er öfters auf Zitate aus Moses Büchern. Das veranlaßte den Neunundzwanzigjährigen, sich eine Bibel zu kaufen, die erste, die er im Leben besessen. Er begann die Schrift zu lesen, las sie aber wie seine juristischen Bücher, nicht mit Heilsbegierde. Dennoch stand ihm fest: die Bibel ist in Wahrheit Gottes Wort. Er wollte sich bekehren. Schließlich meinte er, wenn er laut bete, müsse es gelingen. Er schämte sich aber, laut zu beten. Deshalb ging er am 10. Oktober 1821 in ein Gehölz. Dort gelang es ihm, in andringendem Gebete festen Halt zu bekommen. Nach längerem Kampfe hielt er sich an Jer. 29, 13 f. Nun brach seine Bekehrung durch. Er kehrte zurück ins Bureau. Dort abends allein gelassen, empfing er den heiligen Geist und sah den Herrn Jesus leibhaftig vor Augen. Nun wurde er ein anderer. Seine Rechtsstudien gab er sofort auf. Eine Bekehrung erhob sich durch den ganzen Ort hindurch. Dann ging Finney zu seinen Eltern und auch diese mitsamt der ganzen Nachbarschaft wurden bekehrt. Er wollte Prediger werden. Nach Princeton zu gehen, lehnte er ab. Ein kalvinistischer Schultheologe wollte er nicht werden. Pastor Gale wurde ihm zum Instruktor bestellt. Das Studium, das nun anhob, bestand in einer fortwährenden Kontroverse, da der Schüler den dogmatischen Standpunkt des Lehrers nicht in der Bibel begründet finden konnte. Es kann nicht ermittelt werden, was für Werke Finney bei Gale studiert hat; vorzüglich studierte der Kandidat für sich die heilige Schrift in der landläufigen englischen Uebersetzung, ohne Gebrauch eines Kommentars. Im März 1824 machte er sein Examen. Er bestand dasselbe weniger seiner Kenntnisse halber, mehr deshalb, weil seine Bekehrung so offenkundig war und seine Examinatoren sich vor Gott fürchteten, ihn zurückzuweisen. Es ward ihm die Frage vorgelegt, ob er das Glaubensbekenntnis der presbyterischen Kirche annehme. Dies hatte er nicht studiert. Darum antwortete er: „Ja, soweit ich es verstehe." Am Sonntag nach seiner Lizensierung predigte er. Pastor Gale sagte zu ihm nach der Predigt: „Herr Finney, wenn ich wüßte, daß irgendwo, wohin Sie kommen, bekannt würde, daß Sie bei mir Theologie studiert haben, so würde ich mich sehr schämen." Mit dieser Aussicht, überall der Kirche Schande zu machen, ward er ins Amt entlassen.

Aber alle, die solches vorausgesagt hatten, waren später förmlich verblüfft über die Erfolge seiner Amtsthätigkeit. In Evans Mills, LeRoy Tp., Jefferson Co., N. Y., begann er seine Arbeit. Bald darauf wurde er auch ordiniert. Seine Predigten waren alle ausschließlich darauf gerichtet, eine Bekehrung ähnlich seiner eigenen bei den Hörern zu bewirken. Die Leute bekehrten sich denn auch in Scharen. Seine Selbstbiographie ist eine Art Verzeichnis der von ihm hervorgerufenen Erwecungen. Abgesehen von einer Unmasse kleinerer Plätze hat er besondere Erfolge zu verzeichnen gehabt in Philadelphia und Reading, Pa., in New York und Rochester, N. Y. Zuweilen kamen auch deutsche Gemeinden unter seine Wirksamkeit. Was er über deutsches Kirchenwesen sagt, liest ein Deutscher nicht gerne. Doch hat Finney nicht ganz unrecht.

In New York hat er den Anstoß zur Gründung einer ganzen Anzahl von Gemeinden gegeben. Dortselbst trat er im Jahre 1834 aus der presbyterischen Kirche aus und übernahm eine Kongregationalistengemeinde. Im folgenden Jahre wurde er nach Oberlin, Ohio, berufen als Lehrer der Theologie. Diesen Ruf nahm er an unter zwei Bedingungen: daß keiner der Beamten des Institutes eingreifen dürfe in die inneren Angelegenheiten der Fakultät und daß ebensowohl schwarze als weiße Zöglinge aufgenommen werden sollten. Von da an hat er den Sommer über in Oberlin Vorlesungen gehalten, während des Winters war er Pfarrer in New York. In Oberlin war er auch Pastor der Ersten Kongregationalistenkirche. Durch seine Haltung zur Abschaffung der Sklaverei sowie durch seine 1835 gedruckten „Vorlesungen über Erweckungen“ war sein Name in England bekannt geworden. Die Folge war eine Berufung dorthin. Zweimal hat Finney diesem Rufe Folge geleistet, 1849 und 1858. Auch in England, sogar in London, hat er riesigen Erfolg gehabt.

Nach der Rückkehr seiner zweiten Englandreise blieb er für beständig in Oberlin. Von 1852—1866 war er Präsident des Institutes. Alljährlich hielt er Erweckungsversammlungen. Besonders groß fielen die von 1860 und 1866—67 aus. Im Jahre 1872 gab er seine Pfarre auf, predigte aber bis kurz vor seinem Tode fast jeden Sonntag. Seine Vorlesungen stellte er erst 1875 ein. Im gleichen Jahre, am 19. August, starb er. Er war zweimal verheiratet, seine zweite Frau überlebte ihn. Auch sie war eine Erweckungspredigerin, doch arbeitete sie nur unter Frauen.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf Finneys Art, Erweckungsreden zu halten, und auf seine theologischen Ansichten.

Finney kam selten in eine Stadt, ohne Anknüpfungspunkte zu haben. Meist war er von irgend einem Pastor eingeladen. Er nahm dann die ganze Arbeit in die Hand. Während er da war, durfte in der Regel kein anderer Prediger die Kanzel betreten. Die erste Predigt, die er jeweils hielt, ging darauf aus, den Leuten ihre Sündhaftigkeit und das aus derselben entspringende zeitliche und ewige Verderben vorzuhalten. Er betonte besonders, daß sie aus freiem Willen Sünder seien, während es doch in ihrer Macht stünde, es nicht zu sein. Er redete sehr deutlich; er bewegte sich nur in solchen Ausdrücken, die von allen Leuten verstanden werden konnten. „Er predigt nicht,“ sagte ein Bekehrter über ihn, „er spricht mit den Leuten.“ Er räsonnierte mit ihnen wie der Advokat vor dem Gerichte, er hielt logische, keine dogmatischen Predigten. Jede Wahrheit, die er seinen Hörern beibringen wollte, bearbeitete er nach allen möglichen Seiten hin in einer Predigt so lange, bis er glaubte, nun müsse ihn jeder verstanden haben. In der ersten Predigt mutete er dann den Leuten zu: Jetzt übergebt eure Herzen Gott. Wartet nicht erst, bis ihr von selbst das begehrt, sondern jetzt gegen den eigenen Willen! Nach der Predigt hieß er alle bekehrungsgeneigten Sünder aufstehen. (In späteren Jahren ließ er sie zur Bußbank, “anxious seat”, kommen). Dann betete er für ihre Bekehrung. Diese Art der Predigt setzte er dann eine Zeit lang fort. Dann beraumte er eine sogenannte Frageversammlung an. In dieser ließ er sich von jedem einzelnen auseinandersetzen, welches der Her-

zensstand des Betreffenden sei. Und wie der Arzt für die verschiedenen Krankheiten des Leibes, so verordnete er die Heilmittel für die verschiedenen Schäden der Seele. Wenn dann so ziemlich die ganze Zuhörerschaft bekehrt war, predigte er mehr vom Evangelium, betonte aber dabei doch immer energisch die Vorschriften des Gesetzes. Er predigte jeden Sonntag zwei- bis dreimal, nie unter neunzig Minuten. Häufig predigte er auch an jedem Abende der Woche, mindestens an drei. Oftmals hatte er an mehreren Plätzen zugleich Erweckungsversammlungen im Gange. Dazwischen hielt er Gebetsversammlungen, Fragesitzungen, machte Besuche von Haus zu Haus, suchte vorzüglich die verrufensten Sünder auf. Er selbst betete ohne Unterlaß, oft die ganze Nacht hindurch. Die Kanzel betrat er nie, ohne in langem, oft mehrstündigem Gebete sich die Predigt von Gott erbeten zu haben. Unter solch unausgesetztem Wirken harrte er an einem Orte aus, bis thatsächlich keine Bekehrungen mehr zu erwarten waren.

Finney ist viel angefeindet worden wegen der in seinen Predigten entwickelten Ansichten. Die Lehren, die er predigte, waren seiner eigenen Angabe nach folgende: Vollständiges sittliches freiwilliges Verderben des unwiedergeborenen Menschen; die Notwendigkeit eines radikalen Herzenswechsels durch die Wahrheit infolge der Wirkung des heiligen Geistes; die Göttlichkeit und Menschlichkeit unseres Herrn Jesu Christi; seine stellvertretende Versöhnung entsprechend den Bedürfnissen der ganzen Menschheit; die Gabe, Göttlichkeit und Wirksamkeit des heiligen Geistes; Buße, Glaube, Rechtfertigung durch Glauben, Heiligung durch Glauben, Verharren in Heiligkeit als Bedingung des Heiles." Widerspruch fand er hauptsächlich dadurch, daß er die Wirksamkeit des heiligen Geistes nur als *sittliche* gelten ließ, sie beschränke sich auf Lehren und Ueberreden. Die *natürliche* Seite der Wiedergeburt sei Sache des Sünders, der sich das neue Herz *selbst* machen müsse (Ez. 18, 31); die Wahrheit sei das Mittel, der heilige Geist müsse einer von den Wirkenden sein, und ein Mensch, ein Prediger oder sonst ein sachverständiger Wirkender sei auch gewöhnlich am Werke beteiligt. Man warf ihm nun vor, er predige Werkgerechtigkeit, ja ein besonders eifriger Gegner nannte sein Wirken ein Werk der Lüge und des Betruges. Orthodox im Sinne der Schultheologie und des Konfessionalismus war Finney freilich nicht. Aber ein bibelgläubiger Prediger war er. Seine ganze Lehre hat er sich selber aus der heiligen Schrift geschöpft, keiner Konfession hat er je ein Recht zugestanden, ihn zu beeinflussen: die Schrift war seine einzige Quelle. Aus dieser — immerhin respektablen — Selbständigkeit erklärt sich manches Ungewöhnliche in seinen Reden und Schriften. Ob er aber dem Menschen selber die *That* der Bekehrung zuschiebt, ob er auch gering denkt von denen, die um Bekehrung beten, ob er auch mit Vorliebe Gesetz gepredigt hat (vielleicht ein nachwirkender Einfluß seiner Rechtsstudien!), so ist ihm doch *aller Erfolg Gottes Gnade* und er bekennt von sich, er habe nie etwas ausrichten können ohne Gebetsgeist.

Ueber theologische Ausbildung urteilt er sehr hart und einseitig. Nicht die Ausbildung des menschlichen Geistes, sondern die Ausstattung mit dem göttlichen Geiste sei des Predigers Erfordernis. Ein Pfarrer, der seine Pre-

bigten schreibt, ist kein Pfarrer. Es giebt ihm nichts Widerwärtigeres als künstlich ausgearbeitete Predigten. Er selbst hat in seinem Leben keine sechs Predigten geschrieben. Was an Predigten von ihm gedruckt ist, ward von Freunden nachgeschrieben.

Folgende Schriften hat Finney hinterlassen: Lectures on Revivals, Boston 1835, Oberlin 1868; von diesen glaubte Finney, sie seien ins Deutsche übersetzt worden. Darin wird er sich wohl getäuscht haben.

Lectures to Professing Christians, 1836; Sermons and Important Subjects, 1839; Lectures and Systematic Theology, 1847. Nach seinem Tode erschien: Memoirs of Rev. Charles G. Finney, written by himself.

Eine Biographie Finneys schrieb G. Fred. Wright, Professor in Oberlin, 1891, in der Serie American Religious Leaders erschienen.

Endlich zu erwähnen: Reminiscenses of Rev. Finney by Bush and others, 1876.

Die Flora der Bibel.

P. C. A. König.

Es bereitet uns stets Freude und Genugthuung, wenn wir von Zeit zu Zeit Koryphäen auf naturwissenschaftlichem Gebiete mit biblischen Fragen beschäftigt finden. Man ist es gerade von seiten der Herren Naturwissenschaftler fast gewöhnt, mit Verachtung über positiv christliche oder biblische Themata reden zu hören; diese Dinge sind „überwundener Standpunkt", „imaginär", u. s. w. Man spricht der Theologie das Anrecht auf den Titel „Wissenschaft" überhaupt ab, als ob in allen christlichen Kirchenabteilungen das "Roma locuta est" gelte und Forschen und Denken nur kraft Erlaubnis päpstlicher Autorität geschehen dürfe. Eine rühmliche Ausnahme bildet der gelehrte Charles Ridley. Er findet es nicht unter seiner naturwissenschaftlichen Würde, Forschungen in Bezug auf die Botanik und Materia medica der Lutherbibel zu veröffentlichen und Vorlesungen über derartige Themata zu halten. Dr. G. Rothnagel veröffentlichte im Organ der Pharmazeuten Deutschlands eine sehr interessante Besprechung über Ridleys Materia medica der Lutherbibel. Wir möchten auf etliche kritische, wohlberechtigte Punkte der Entdeckungen des Gelehrten aufmerksam machen.

Luther hatte bei seiner Bibelübersetzung bekanntlich mit einer großen Zahl von Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Erforschung der hebräischen und griechischen Sprache war noch unbedeutend; die tausenderlei Hilfsmittel, als da sind Lexika, Realencyklopädien u. s. w. waren noch nicht vorhanden. Großes Kopfzerbrechen haben unserem guten Doktor ganz entschieden diejenigen Ausdrücke verursacht, welche sich auf das Gebiet der Pflanzenkunde beziehen, da die Flora des alten Palästina so sehr von der des nördlichen Europas abweicht. Manche Exemplare von Pflanzen kommen in Europa gar nicht vor, konnten von Luther nicht gedeutet werden und er hat daher nicht selten dem hebräischen Pflanzennamen eine willkürliche, wenn auch dem deutschen Volke verständliche, Deutung gegeben.

Wir möchten an Hand der Ridleyschen Forschungen besonders auf die folgenden Stellen hinweisen, welche für den denkenden Theologen von Interesse sein dürften:

Die oft genannte „Aloes“ (Ps. 45, 9; Spr. 7, 17; Hohelied 4, 14) hat nichts mit der wirklichen Aloë der heutigen Arzneikunde gemein, wenn man auch vielfach „Aloës und Myrrhen“ zusammen erwähnt findet. Gemeint ist das Adlerholz, Lignum Aloës, von Aquilaria Agallocha, also nicht ein Extrakt. Dieses Holz hatte in Palästina einen hohen Wert, weil es aus Indien eingeführt und durch Kamele mehrere tausend Meilen weit transportiert werden mußte. Das Holz wird noch heute im Orient zum Räuchern benutzt.

Das hebräische Wort „Tappach“ ist mehrfach, z. B. Hohel. 2, 3; Joel 1, 12, mit „Apfelbaum“ übersetzt worden. Apfelbäume sollen aber nach Ridley in Palästina nicht wachsen und es ist wahrscheinlich unter „Tappach“ ein anderer Baum zu verstehen, der süß schmeckende und wohlriechende Früchte trägt. Vielleicht handelt es sich um die Aprikose, welche erst nach dem Jahr 1471 nach England gebracht sein soll und zu Luthers Zeit noch nicht allgemein bekannt war.

Buchsbaum, Buxus sempervirens, wird in Jesaia 41, 19 und 60, 13 als Zierpflanze angeführt. Der Buchsbaum aber war kein Gewächs des warmen semitischen Landstrichs, wo die Dattelpalme gedeiht, aber der nördliche Buchsbaum nur schwer fortkommen könnte. Der im Alten Testament genannte Baum kann aus diesem Grunde nicht Buxus sein.

Die Schiffe Hirams brachten sehr viel „Ebenholz“ (1. Kge. 10, 11 und 12). Der König Salomo ließ von „Ebenholz“ Pfeiler im Hause des Herrn und im Hause des Königs machen. Auch in Hes. 27, 15 wird Ebenholz erwähnt. Nach Ridley handelt es sich hier aber um rotes Sandelholz von Pterocarpus santalinus, welches im Orient noch heute zu den geschilderten Zwecken (Pfeiler, Harfen u. s. w.) verwendet wird.

Unter der „Galle“, welche man Christus mit Essig gab (vergl. Ps. 69, 22; Matth. 27, 34) ist auf Grund des Hebräischen "Rosch" eine Mohnkapsel, von Papaver setigerum, zu verstehen. Man pflegte ein derartiges Mittel zur Linderung der Schmerzen bezw. zur Betäubung zu geben, wie man heute Morphin anwendet.

Als Heide (in der Wüste) ist das hebräische „Arar“ übersetzt worden. Solches ist nicht richtig, denn mit dem gleichen Wort bezeichnet der Araber die Stammpflanze des Sandaraks: Callitris quadrivalis.

Der in Jona 4, 6 und 10, erwähnte Kürbis ist jedenfalls die Lagenaria vulgaris, eine Kletterpflanze, die man noch jetzt zum Schutz und Schatten für die Bäume im Orient benutzt.

Mit den „Lilien“ auf dem Felde“ (Hohel. 7, 13; Matth. 6, 28 und 29) sind nach dem Hebräischen "Schuschan" jedenfalls „Blumen“ im allgemeinen zu verstehen. Die Araber bezeichnen mit "Susan" die Anemone, Anemone coronaria.

Unter den Myrrhen der Bibel (1 Mos. 43, 11 u. s. w.) hat man nicht die offizinelle Myrrhe zu verstehen, sondern das Balsamharz von Cistus creticus, Ladanum. Ladanum dient den Türken noch heute als Parfüm.

Das hebräische Wort, welches Luther mit „Rose“ übersetzt, soll nach seinem Stamme eine scharfe oder giftige Pflanze bedeuten; es soll wohl Colchicum autumnale, Liliaceae, gemeint sein (Herbstzeitlose). —

Nach Luther baut Noah seine Arche aus Tannenholz (1 Mos. 6, 14). Der hebräische Ausdruck lautet "Gopher", worunter Juniperus excelsa Cupressineae, zu verstehen ist (Cypresse oder Wacholder).

Der Wachholder der Bibel (1 Kge. 19, 4 und Ps. 120, 4) ist nicht unser Juniperus, sondern Genista, Ginster. —

Die Würze, von welcher in 1 Mos. 37, 25 die Rede ist, soll als „Traganth" zu verstehen sein. Man leitet diese Bedeutung von dem Arabischen „Nakaat" ab, welches den gleichen Stamm besitzt, wie das hebräische Wort „Nekoth". In Palästina kommen einige zwanzig Astragalus-Arten vor.

Ysop (2 Mos. 12, 22; 3 Mos. 14, 4 und 6; Ps. 51, 9; Joh. 19, 29) soll nach den alttestamentlichen Quellen Origanum aegypticum vorstellen. Hingegen ist unter Ysop im Ev. Joh. jedenfalls die Capparis spinosa, die Kaper, gemeint. —

Ridley behandelt besonders in seinem Vortrag vor der „Newcastle Chemists Association" die Flora der Bibel eingehend und interessant, wobei er mit obigen Ausnahmen u. a. dem Dr. Luther ob seiner zutreffenden Darstellung oft hohes Lob zollt. Dies nennen wir gesunde biblische Kritik, welche jeder „Positive" vertragen kann. Die Bibel ist allerdings kein naturwissenschaftliches Werk und Pflanzennamen werden unter die διάφορα gerechnet. Dennoch sollten solche Korrekturen bei Bibelrevisionen beachtet werden, denn eine Unrichtigkeit bleibt unrichtig, auch wenn sie von Luther stammt und die Bibel sollte sich als „das Wort der Wahrheit" in jeder Beziehung darstellen, sonst wird uns „die Polemik" oft zu schwer. Wir kannten eine fromme, kranke, aber sehr einfältige Frau. Sie wollte in ihrer Krankheit „leiden, wie der Herr Jesus am Kreuze gelitten hat." In ihrer sancta simplicitas nahm sie Essig, vermischte ihn mit Ochsengalle, trank's und starb bald darauf. Hätte sie gewußt, daß das lutherische Wort „Galle", gar nicht Galle, sondern eine Mohnkapseltinktur bezeichnet, so wäre sie vielleicht — — auch gestorben.

Prof. Kautzsch über die Autorität der heiligen Schrift.

Unter dieser Ueberschrift finden wir in der „Kirchlichen Monatsschrift", dem Organ für die Bestrebungen der positiven Union, im Novemberheft 1900 folgende Ausführungen.

Auf dem Plochinger theologischen Kranz am 12. September hat Prof. Kautzsch, der hochverdiente alttestamentliche Theologe, über den Offenbarungscharakter des Alten Testaments einen Vortrag gehalten, aus dem sich in sehr erfreulicher Weise ergiebt, daß gegenüber den Uebertreibungen von links und rechts, die recht lange den evangelischen Begriff von der heiligen Schrift verdunkelt haben, allmählich man sich auf der mittleren Linie des geschichtlichen Schriftverständnisses wieder zu einigen beginnt, das während der Zeit der Vermittlungstheologie bereits ein einheitlicher Besitz der Theologen von Kahnis an bis zu Rothe gewesen ist. Die Thesen, die dem Vortrag zu Grunde lagen, lauten:

1. Die vielfach vorhandene Beunruhigung der kirchlich gesinnten Kreise, durch die Methoden und die Ergebnisse der neueren Schriftwissenschaft ist dann

berechtigt, wenn die letztere mit Grund beschuldigt werden kann, daß sie — sei es bewußt oder dem thatsächlichen Erfolge nach — auf die Leugnung des Offenbarungscharakters der Heiligen Schrift ausgeht.

2. Dagegen ist sie unberechtigt gegenüber einer Schriftwissenschaft, die unter prinzipieller Anerkennung des Offenbarungscharakters der Heiligen Schrift das Wesen der letzteren richtiger, d. h. dem wirklichen Thatbestand entsprechender zu bestimmen sucht, als es die dogmatische Tradition vermocht hat.

3. Die „prinzipielle Anerkennung des Offenbarungscharakters der Heiligen Schrift" hat zu ihrer Voraussetzung den Glauben an

a. die ausdrückliche Erwählung und die besondere Bestimmung Israels im gesammten göttlichen Heilsplan. b. Die trotz mancher Aanaloga doch von allen anderen Arten der Geisteserfüllung spezifisch verschiedene Berufsbegabung der Offenbarungsorgane im alten wie im neuen Bund. c. Den unauflöslichen Zusammenhang zwischen der Offenbarungsstufe des Alten und der des Neuen Testaments als den untrennbaren beiden Hälften eines göttlichen Heilsweges. Die Zustimmung zu den genannten drei Thatsachen kann durch irgend welche Ergebnisse der sogenannten Bibelkritik niemals in Frage gestellt werden.

4. Andererseits bedarf es zu der in These 2 geforderten richtigeren, den sorgfältig ermittelten Thatsachen entsprechenderen Bestimmung des Offenbarungscharakters der Heiligen Schrift:

a. Des endgültigen Verzichts auf jede Art von Schriftbetrachtungen, die nachweisbar nicht den Thatsachen, sondern dogmatischen Theorien entstammt, mögen auch die letzteren durch Alter und Verbreitung eine solche geschichtliche Bedeutung erlangt haben, wie die Theorie von der mechanischen Inspiration des Schriftganzen und der sogenannten „organischen Einheit" der Schrift.

b. Des unumwundenen Zugeständnisses, daß der göttliche Heilsweg in der allmählichen Emporführung von niederen zu höheren und höchsten Stufen der Erkenntnis bestand. Dieses Zugeständnis schließt aber solche Konsequenzen in sich, die von der traditionellen Schriftbetrachtung sehr mit Unrecht als eine Aufhebung oder doch erhebliche Schmälerung des Offenbarungscharakters der Schrift betrachtet werden.

c. Der richtigen Erkenntnis des Gradunterschiedes, der für die verschiedenen Bestandteile der heiligen Schrift hinsichtlich ihres Offenbarungsgehalts zu statuieren ist. Für das Alte Testament handelt es sich hierbei in erster Linie um die volle Würdigung des Prophetismus, für das Neue Testament um das allseitige und vertiefte Verständnis der Herrenworte.

d. Einer richtigeren — für die traditionelle Schriftbetrachtung vielfach noch ganz unerhörten — Wertung der litterarischen Formen der Offenbarungsüberlieferung. D. h. für das Alte Testament des vollen Einblicks in das Wesen der sogenannten Haggada, resp. des Midrasch, für das Neue Testament des tieferen Verständnisses für eine der Haggada verwandte Schriftgattung, wie sie vor allem im Johannesevangelium zur Erscheinung kommt.

Zu diesen Thesen, die im allgemeinen die Richtlinien für eine besonnene Theorie der Inspiration angeben, im einzelnen aber doch da oder dort noch Bedenken erregen mögen, bemerkt das genannte Blatt noch folgendes:

Wir haben gegen diese Sätze, soweit sie prinzipiell gefaßt sind und nicht schon die Vorliebe für eine spezielle bibelkritische Hypothese verraten (cf. den Schlußsatz der Thesen, A. d. Red. d. Mag.), die noch immer Gegenstand der Diskussion ist, sehr wenig einzuwenden. Das Wort von der „organischen Einheit" läßt sich wohl beibehalten; man darf sie nur nicht als ein System mechanischen Gleichgewichts mißverstehen. Auch der Organismus hat Teile, die sich widersprechen: Hand und Fuß, Magen und Hirn sind Gegensätze, die nur durch die Einheit des Zweckes zusammengehalten werden. Und außerdem weist der Organismus die stärksten Wertunterschiede seiner Bestandteile auf: auch Haare, Nägel und Warzen gehören zu ihm. Der Begriff einer stufenweise fortschreitenden Offenbarung ist biblisch und von jeher auch kirchlich sanktioniert, wenn man ihn auch nicht immer fruchtbar zu machen wußte. Aber ob nun, von den Darwinistischen Voraussetzungen vieler Forscher ganz abgesehen, die Konstruktion der Geschichte Israels, die heute am einleuchtendsten scheint, nicht auch wieder von einer anderen wird abgelöst werden oder sich wenigstens sehr einschneidende Korrekturen wird gefallen lassen müssen, darüber läßt sich doch gewiß nichts Sicheres behaupten, so wenig wie darüber, daß die moderne Vorliebe für die Synoptiker — der Ausdruck Herrenworte verdeckt die Sache, weil gerade das Johannesevangelium fast ausschließlich Herrenworte bringt — auf die Dauer bestehen wird. Was ist doch aus der Baurschen Konstruktion der neutestamentlichen Geschichte geworden! Sie ist jetzt so ziemlich in ihr Gegenteil verkehrt; und doch wird es auch so wieder nicht bleiben, sondern neue Gesichtspunkte werden auftauchen und der Sache ein neues Ansehen geben. Daraus folgt, daß während man für die theologische Forschung das Recht der geschichtlichen Schriftbehandlung mit allem Nachdruck fordern muß, man sehr vorsichtig sein muß mit der Austeilung der Forschungsresultate an die Gemeinde. Der Gemeinde ist nur an dem Bleibenden in der Schrift gelegen; soweit man dies durch die Arbeit der kritischen Theologie anschaulicher, reicher, fruchtbarer ans Licht stellen kann, soll man sie brauchen. Aber die Ergebnisse der heutigen Wissenschaft einfach als bleibende Errungenschaft popularisieren ist ein bedenkliches Unterfangen, weil die Wissenschaft von „heute über zehn Jahren" alle diese Ergebnisse schon widerlegt haben kann.

Bemerkung. Die pädagogische Abteilung fiel diesesmal aus, um Raum zu schaffen für die vielen vorliegenden Artikel, welche der Erledigung warten.

Antworten auf die biblischen Fragen.

Von der Redaktion zur Beantwortung der drei in No. 1 d. J. veröffentlichten Bibelfragen aufgefordert, will der Einsender versuchen, die Antwort in der erwünschten Kürze zu geben, natürlich nicht ex cathedra im Namen der Synode, sondern als Ausdruck seiner persönlichen Auffassung von Gegenständen, über die man verschiedener Meinung sein kann.

1. Ist das Gebot: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen“ u. s. w. nur für die Israeliten gegeben oder auch für den Christen noch maßgebend? Natürlich gilt Christi Wort: „Ich bin nicht gekommen, aufzulösen sondern zu erfüllen,“ und: „Es soll nicht ein Buchstabe noch ein Tüttelchen vom Gesetz vergehen, bis daß alles geschehe.“ Also das, was Gott dem Volke Israel mit diesem Gebote zu sagen beabsichtigt, das ist auch der Christenheit in alle Ewigkeit geboten. Wir glauben aber, daß die Treue gegen die Gebote Gottes sich nicht in der starren Durchführung der aus ihrem Zusammenhange gerissenen und vereinzelten Buchstaben oder Wörter der Gebote erweist, sondern im Eindringen in deren Zusammenhang und Sinn; sonst hätte ja auch Christus nicht dürfen dem, was „zu den Alten gesagt ist“, sein „Ich aber sage euch“ entgegensetzen, und Paulus hätte die rigoröse Beobachtung von Tagen, Monaten, Festen und Jahreszeiten nicht zu den schwachen dürftigen Satzungen rechnen dürfen. So kann denn allerdings jemand lesen: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen,“ Punktum; und damit wäre verboten alle Malerei, Photographie, Bildhauerei, kurz, die ganze bildende Kunst. So hat's der Muhamedanismus in seiner Anfangszeit aufgefaßt, und damit hat er der menschlichen Natur einen Zwang angethan und einen ihrer edelsten Triebe gefesselt, so daß sie sich nicht frei nach dem Bilde ihres Schöpfers entfalten konnte. Die persönliche Aversion mancher frommer Christen gegen die Anfertigung eines Bildes von ihnen scheint doch auf einem anderen Motiv zu beruhen als auf der Scheu vor der Verletzung dieses Gebotes. Sie wollen diese gewissermaßen instinktive Aversion durch ein Schriftwort rechtfertigen, wie sie überhaupt ihr ganzes Handeln nach der Schrift normiert zu sehen wünschen, und da tritt ihnen dies Gebot als nächstliegendes entgegen, im Grunde aber beruht diese Aversion wohl auf einer Geringwertung der Körperlichkeit, auf dem Bewußtsein, daß ihr eigentliches Wesen durch das irdische Gewicht der Körperlichkeit nicht adaquat dargestellt wird. Diese Aversion ist ja verzeihlich, aber auf die Schriftstelle kann sie sich nicht berufen. Hinter: „Gleichnis machen“ steht eben kein Punktum, sondern es geht weiter: „Weder deß, das oben im Himmel u. s. w. ist“ und weiter: „Bete sie nicht an und diene ihnen nicht.“ Dem Zusammenhange nach ist offenbar nicht ein Verbot der Bildnerei überhaupt gemeint, sondern die Anfertigung von Bildern G o t t e s ist verboten und zwar offenbar die Anfertigung solcher Bilder z u m Z w e c k e d e r A n b e t u n g. An eine Anfertigung zu anderem Zweck ist gar nicht gedacht. Es ist das Verbot eines Götzendienstes, bei dem der N a m e des Jehovakultus ungeändert beibehalten werden konnte, wie bei Jerobeams Kälberkultus, in welchem dem Namen nach Jehova verehrt wurde, und wie vielfach bei dem Heiligenkultus der katholischen Kirche, bei welchem der Form nach Gott mit Vaterunser angebetet wird, während in Wirklichkeit das abergläubische Herz sich mit seiner Furcht und seinem Begehren an das Heiligenbild oder das Herrgöttle wendet. Daß der Geist der alttestamentlichen Gottesverehrer nicht der Ausübung künstlerischer Fertigkeit an sich widerstrebte zeigt ja die Anfertigung der ehernen Schlange durch Mose und vor allem die Schmückung des Bundesladedeckels durch die Cherubimbilder. Die Anfertigung von Bildern zum Zwecke der Anbetung liegt nun in gewissem Grade unserer heutigen Menschheit ferner als damals dem Volke Israel, und insofern kann man sagen: seine n ä ch st e Bedeutung, die Beziehung auf einen praktischen Zweck, die Verhinderung des groben Götzendienstes, hat das Gebot heute verloren; unsere Menschheit sucht und macht

sich andere Götter, ohne dazu der Maler und Bildhauer zu bedürfen. Trotzdem behält natürlich unser Gebot seine bleibende Bedeutung, wie sie unser Katechismus schlicht ausspricht: „Wir sollen Gott unter keinem Bilde anbeten" u. s. w. Wir sollen uns unsere Vorstellung von Gott nicht selber machen, sondern sie empfangen wie sie Gott uns giebt in seiner Selbstoffenbarung.

Ein Wort ist noch zu sagen über die künstlerischen Darstellungen des Unsichtbaren und des Heiligen. Wenn in der Bilderbibel Gott der Vater abgemalt ist als ein ehrwürdiger Mann, der seine Hände segnend ausbreitet, so liegt wohl darin keine Uebertretung unseres Gebotes; zum Zwecke der Anbetung ist ja das Bild nicht gemacht, und die Predigt des Evangeliums in unserer Mitte sollte ja genügen, die etwa durch ein solches Bild geleiteten Vorstellungen von Gott zu läutern. Es schadet nicht, wenn ein Kind durch ein solches Bild erfaßt, zunächst die Wirklichkeit eines Vaters im Himmel veranschaulicht bekommt, da es doch die Wirklichkeit und Persönlichkeit noch nicht anders als im Bilde des körperlich Gestalteten zu fassen vermag; gerechnet wird dabei darauf, daß das Kind durch Unterricht und Leben nach dem Maße seines fortschreitenden Verständnisses lerne, daß die Wirklichkeit Gottes eine andere, daß Gott Geist ist. Wenn dann auch die Verbreitung derartiger Bilder hier und da dazu führen kann, daß die sämtlichen Vorstellungen vom Unsichtbaren unberechtigt durch schriftmäßige Erkenntnis, sich einwurzeln, so ist dies ein Uebelstand, dem sich kaum wehren läßt, der aber nicht berechtigt, den Gebrauch solcher bildlichen Darstellungen des Uebersinnlichen zu verwerfen. Mißbrauch heftet sich an jede gute Sache. Die bildliche Darstellung des Uebersinnlichen an sich zu dem Zwecke, die Stimmung der Andacht zu wecken und zu beflügeln, ist zweifellos berechtigt; man müßte ja sonst auch auf den Gebrauch der Musik und des Gesanges, ja auf den Gebrauch der sinnbildlichen feierlichen Handlungen verzichten. Nur ist freilich dabei die Voraussetzung, daß die Bilder auch wirklich ausdrucksvoll, erhebend, mit einem Worte, wahrhaft künstlerisch sein müssen. Und dabei gelten wohl Gesetze, die sich nicht in Paragraphen formulieren lassen, da hier mehr Gefühl, Stimmung und Geschmack urteilen als der Verstand. Allen wird es ein Künstler schwerlich recht machen können; was für mich ansprechend, erhebend ist, mag einem andern abgeschmackt erscheinen, und was mir heute bedeutend erscheint, mag morgen seinen Eindruck auf mich gänzlich verfehlen. Eine Gefahr, die Gegenstände der Andacht zu trivialisieren, liegt jedenfalls in der großen technischen Fertigkeit unserer Zeit, womit die Kunstwerke nicht blos handwerksmäßig, sondern mechanisch reproduziert und in Fülle auf den Markt gebracht werden. Als Mittelpunkt einer künstlerischen Umgebung an heiliger Stätte wird ein Christus- oder ein Engelsbild zur Andacht stimmen, aber ein Engelchen auf jedem Nipptische kann einem die Sache verleiden. Manchen mag's gefallen; über Geschmacksachen ist nicht zu streiten.

2. Wie kommt es, daß der Vorschrift des Apostel Paulus, 1 Kor. 11, 5, worin er dem Weibe verbietet, unbedeckten Hauptes zu beten, fast ausnahmslos gar keine Beachtung mehr geschenkt wird? Ja, wie das im einzelnen allmählich geworden ist, das läßt sich schwerlich genau nachweisen; dazu müßte man die Geschichte der Mode in allen christlichen Ländern kennen. Der Apostel Paulus ist jedenfalls ausgegangen von der Rücksicht auf die wohlbegründete Sitte seiner Zeit und seines Volkes. Heute noch wird im Morgenlande, wo die Sitten konstanter sind als im Abendlande, keine Frau

öffentlich oder vor Fremden ohne Kopfbedeckung sich erblicken lassen; nur im engen Kreise der Familie darf sie ihr Haupt entblößen. Auch die griechische Sitte, obwohl weniger streng, schrieb, wenn auch nicht Verschleierung, so doch Bedeckung des Hauptes vor. Diese allgemein orientalische Sitte erkennt der Apostel als in der geistigen Natur des Menschen und der Stellung der Geschlechter begründet. Der Mann ist der Herr und soll demnach der Freiheit des Evangeliums gemäß, mit unbedecktem Haupte zu Gott beten. Das Weib soll sich ihrer Stellung, die sie auf Zurückgezogenheit hinweist, bewußt bleiben. Der Grundgedanke, von dem die paulinische Weisung durchdrungen ist, ist demnach, daß das Christentum das natürliche, durch Sitte geweihte Verhältnis von Mann und Weib nicht aufhebt. Je und dann hat sich auf verschiedenem Boden in der Kirche eine Differenz in der Auffassung dieser Weisung gezeigt, indem auf der einen Seite der auch richtige Gedanke geltend gemacht worden, daß das Christentum seine eigentümliche Lebensordnung mit sich bringe, und daß, da die Normen derselben in der heiligen Schrift niedergelegt sind, auch in diesem Punkte, betreffs der Kleidung, die apostolische Anweisung eingeführt werden müsse. (Diese Auffassung hat sich also, wie wir sehen, bis auf die Mutter des Fragestellers vererbt.) Auf der andern Seite ist dann überall auch die andere Anschauung geltend gemacht worden, daß die Forderungen des Evangeliums sich nicht auf äußere, sittlich neutrale Dinge beziehe, daß ebenso, wie es unchristlich sein würde, den Völkern überall gleiche Speise zuzumuten, auch dem „ländlich, sittlich“ in der Kleidung Rechnung zu tragen sei. Diese Anschauung hat allmählich in der Kirche den Sieg davon getragen, und wir lassen heutzutage in Betreff der Kleidung von Mann und Weib die Landessitte gelten. Sollte die Vorschrift des Apostels betreffs der Hauptbedeckung der Frau wörtliche Anwendung zu allen Zeiten und Orten verlangen, so müßte ja dasselbe Prinzip auch auf die Kopfbedeckung des Mannes angewendet werden, und ein alternder Prediger dürfte seinen kahlen Kopf nicht etwa auf dem Kirchhofe bei Wind und Wetter mit einem Käppchen bedeckt halten. Uebrigens ist deutlich, daß der Apostel nicht im allgemeinen davon redet, wie die Frau beim Anhören der Gebete im öffentlichen Gottesdienste ihr Haupt halten soll, sondern daß er den Fall im Auge hat, daß die Frauen selbst öffentlich hervortreten und in der Gemeinde beten, weshalb er gleich hinzufügt, daß das öffentliche Auftreten der Frau in der Gemeinde überhaupt unzulässig sei. Bis jetzt ist ja bei uns die christliche Sitte noch mächtig genug, daß das öffentliche Predigen und Beten von Frauen in der Gemeinde für eine ungesunde Erscheinung angesehen wird; ob die Frauenbewegung Macht gewinnen wird, hierin eine neue Sitte zu schaffen, muß dahingestellt bleiben. Thorheit würde es sein, und wahrscheinlich auch einen Protest hervorrufen, der einer unwichtigen Sache eine unverdiente Wichtigkeit verschaffen würde, wenn man gegenwärtig von den Frauen verlangen wollte, ihre Hüte in der Kirche abzusetzen; aber der Grundgedanke, welcher in jener Weisung des Apostels über die Kopfbedeckung der Frauen sich ausspricht, die Stellung, welche er der christlichen Frau in der Kirche wie im sozialen Leben zuweist, wird seine ewige Geltung behalten.

3. Die Frage, ob die Abendmahlsworte eine bekannte zwiefache Auslegung, die Lutherische und die Zwinglianische wirklich zulassen, oder ob nur eine Auslegung sprachlich berechtigt sei, kann in der Kürze kaum beantwortet werden. Es genüge, darauf zu sagen: Es ist so, wie der Fragesteller vermutet, daß in der Aramäischen Sprache, deren sich Jesus bedient

hat, die Kopula zwischen Subjekt und Prädikat nicht ausgesprochen war; im Griechischen, das jetzt für uns den Urtext bildet, steht die Kopula „ist", kann aber allerdings aller sprachlichen Analogie nach häufig mit: „ist gewissermaßen" oder „bedeutet" übersetzt werden. Aus dem Wortlaut allein kann die Entscheidung über die größere Berechtigung der einen oder der andern Auslegung nicht entnommen werden.

Fragekasten im Magazin.

„Wie ist Matth. 19, 24 zu verstehen, wenn der Herr vom Nadelöhr spricht? Meint das ein kleines Thor, das in der Stadt Jerusalem war? Oder ist es buchstäblich das Oehr einer Nadel?"

So ungefähr lautet eine Frage, welche uns zuging, als das Manuskript für diese Nummer schon zur Druckerei gesandt war. Leider kam diese Frage ohne Namen, von einem Gemeindeglied, Poststempel Washington, Mo. Der Betreffende hatte noch eine zweite Frage auf dem Herzen, wie der Bogen zeigte, aber sie wurde nicht formuliert.

Warum so schüchtern: Warum den Namen verschweigen? Wenn Brüder aus den Gemeinden so viel geistliches Interesse zeigen, das „Magazin" zu lesen, so wird es uns auch stets willkommen sein, auch Fragen aus dem Gemeindekreis zu empfangen und zu beantworten! Und wenn dieselben auch nicht in gutem Schriftdeutsch formuliert sind, das wollen wir gerne besorgen. Und die Namen der Fragesteller werden ja nicht veröffentlicht, so daß sich niemand genieren braucht, seinen Namen zu unterschreiben, wenn er Fragen einsendet.

Es ist sonst nicht der Brauch, anonyme (namenlose) Briefe zu berücksichtigen. Doch wollen wir hier gerne die Erklärung abgeben: Wer nun einmal sich scheut, seinen Namen zu nennen, soll darum doch keine Fehlbitte thun, so lange es wirklich anständige und wichtige Fragen sind, die er auf dem Herzen hat. Schöner aber und lieber ist es uns, wenn der Fragesteller seinen Namen nennt.

Und nun zur obigen Frage. Zunächst ist zu sagen, daß die Antwort des Herrn eine sprichwörtliche Redensart ist, die man auch sonst, z. B. im Koran (Religionsbuch der Muhammedaner) findet, nur daß dort statt Kamel der noch größere Elefant genannt ist. Dieses Sprichwort soll dazu dienen, etwas einfach als unmöglich zu bezeichnen. Die Unmöglichkeit aber ist viel entschiedener ausgesprochen, wenn es buchstäblich als das Oehr einer Nadel verstanden wird. Und als unmöglich will der Herr es ganz gewiß bezeichnen, daß ein Reicher, d. h. einer der sein Vertrauen auf Reichtum setzt, wie Markus (Kap. 10, 24) erklärend beifügt, ins Reich Gottes komme.

Bei dieser thatsächlichen Unmöglichkeit, die in dem Wort Christi ausgesprochen ist, könnten wir nun uns beruhigen ohne zu fragen, was mit dem Nadelöhr gemeint sei. Doch aber, die Frage ist schon oft gestellt und sehr verschieden beantwortet worden.

Eine Erklärung ist die, daß die sprichwörtliche Redeweise vom Gehen eines Kamels durch ein Nadelöhr zur Bezeichnung des Unmöglichen oder Schwermöglichen wahrscheinlich dadurch veranlaßt sei, daß in der von Christus gesprochenen, jüdisch-aramäischen Sprache das Wort, welches das Oehr der Nadel bezeichnet (nekba, hebräisch nekeb) die allgemeine Bedeutung hat: „Loch" oder „Höhlung", und so auch von dem Hohlweg oder an-

dern Durchgängen, durch welche das Kamel wirklich zur Not hindurchkommen konnte, gebraucht wird. Diese Deutung ist wahrscheinlicher als die andere, daß das Wort ein im Morgenlande gebräuchliches Nebenpförtchen für die Fußgänger bedeute, neben dem Hauptthor, durch welches (Hauptthor nämlich) die Kamele schreiten.

Bei aller sprichwörtlichen Allgemeinheit des Wortes ist aber hier das Wort vom Kamel auch wirklich von ernst drastischer Bedeutung. „Das Kamel ist das gütertragende Lasttier, ein ganz passendes Bild für den Reichen; das Nadelöhr dagegen ist das Bild des kleinsten sinnlichen Durchganges, geeignet, den „geisterhaften“ Eingang einer weltentsagenden Seele in das Himmelreich zu versinnlichen. Auch die Kleinheit des Nadelöhrs bleibt insofern noch inadäquat, als die Seele nicht recht und rein hindurchgehen könnte mit einem Faden, der sie an die Welt bände. Es ist aber das geeignetste Bild, weil das Nadelöhr das Minimum eines Durchgangs bezeichnet.“ (Lange.)

An anderer Stelle sagt derselbe Ausleger: „Ein Kamel mit seinem hohen, schweren Körperbau und mit seinen Packlasten könnte unmöglich durch das Thor einer Stadt kleiner Elfen oder feiner Geister eingehen, das so groß wäre, als das Oehr einer Nadel. So riesenhaft und so bepackt obendrein kommt der Reiche, dessen Herz mit seinem Reichtum verwachsen ist, vor die kleine feine Pforte der Geisterstadt des Himmelreichs. Er sieht sie nicht und findet sie nicht, geschweige denn, daß er hindurchgehen könnte. In dieser Gestalt gehört er der Welt der Veräußerlichung, der Welt grober, plumper, übermäßiger Verhältnisse an; in die unendlich feine, zarte, körperlose, wie im Nichts eines Punktes der Sinnenwelt verschwindende, aber im großen All des Geistes sich groß und weit entfaltende Welt des Himmelreichs kann er unmöglich den Eingang finden.“

Kirchliche Rundschau.

Die Missourier haben — oder genauer gesagt — ihr Vorkämpfer gegen die „Unierten“, F. B., hat auf unsere Beleuchtung seiner Artikel in der Julinummer v. J. unter der Ueberschrift: „Zugeständnisse und Angriffe der Unierten“, eine Entgegnung in „Lehre und Wehre“ erscheinen lassen.

Schon die Ueberschrift ist eine „missourische Wahrheit“. Denn erstens hat weder der Rundschauschreiber noch sonst jemand auf F. B.s Artikel hin etwas verneint, was er vorher behauptet hätte, noch etwas zugegeben, was er vorher bestritten hätte, oder mit andern Worten, ein Zugeständnis hat auf F. B.s Artikel hin niemand gemacht. Zweitens haben nicht die Unierten F. B., sondern F. B. hat die Unierten angegriffen. Darum sagt er ganz dreist: „Zugeständnisse und Angriffe der Unierten.“

Derartige Dinge verstehen sich bei ihm ganz von selbst. Er tritt ja auch nun in aller Form als missourischer Großinquisitor und Generalfiskal gegen uns auf und verkündigt seinen Mitmissouriern, daß er fünfzehn Anklagepunkte gegen die Unierten „besonders urgiert“ hat, um „den Leuten, für welche der „Lutheraner“ geschrieben wird, klar — oder vielmehr weis — zu machen, „daß die Behauptung der Unierten: „Die evangelische Kirche lehrt Gottes Wort lauter und rein, das heißt, so, wie es geschrieben steht. Sie thut nichts dazu und nicht davon,“ falsch sei.“ — Für wie leicht er das

ansieht, zeigt sich darin, daß er in einer Fußnote, sozusagen im Vorbeigehen, den „Lehre und Wehre"-Lesern weis macht, im „Friedensboten" würde bestritten, daß die Evangelischen Gottes Wort lauter und rein haben. Daß der „Friedensbote" nicht von der Bibel, sondern von der Kirchenlehre geredet hat, wenn er sagt: eine absolut reine Lehre giebt es nicht, weiß F. B. so gut, wie wir es wissen. Aber seine Leser müssen eben glauben, daß die Unierten sich gegenseitig bekämpfen. Ob es wahr ist oder nicht, ist für F. B. einerlei, wenn es nur geglaubt wird.

Solchen Lesern waren F. B.s Behauptungen leicht zu beweisen; sie glaubten das alles ja schon längst und hätten's ohne alles urgieren und zitieren auch jetzt wieder geglaubt. Auch jetzt sind seine „Beweise" wieder nur auf Missourier berechnet, denn er spricht es ganz naiv aus: „Das Gesagte wird den Lesern von „Lehre und Wehre" vollauf genügen." Daß es uns nicht dazu genügt, wozu es nach seinen Absichten genügen sollte, das weiß er ganz gut und darum hält er sich dieselbe Hinterthür offen, wie bei seinen „Lutheraner"-Artikeln, von denen er versichert: „Das war nicht unser Zweck, und für die Leute, für welche der „Lutheraner" geschrieben wird, war das auch nicht nötig. Daß die reformierten Unterscheidungslehren schriftwidrig sind, steht unsern Christen seit ihrem Schul- und Konfirmandenunterricht . . . fest. Um sie daher dem Zweck des „Lutheraner" gemäß, in den Stand zu setzen, ein richtiges (d. h. missourisches. D. R.) Urteil über die Unierten zu fällen, brauchten wir ihnen bloß den Beweis zu liefern, daß die Unierten sich weigern, die reformierten Unterscheidungslehren zu verwerfen. Damit war den „Lutheraner"-Lesern genug bewiesen. Und daß dieser Beweis vom „Lutheraner" geliefert worden ist, giebt Becker selber zu."

Ja, gerade deswegen, weil eben d i e s e r Beweis geliefert wurde, der weiter nichts ist, als ein gewissenloses Spiel mit der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der „arglosen Lutheraner", der nicht für die Wissenden, sondern nur für die Unwissenden, nicht für evangelische, sondern nur für „einfältige lutherische" Christen, für Missourier, etwas beweißt, d. h. weis macht, gerade deswegen wird unsere Synode in ebenso grundloser wie unwahrer Weise von F. B. angegriffen.

Mir selber hat er noch etwas besonderes angeboten. Er sagt: „Wenn aber Becker für sich den Beweis wünscht, daß die von uns angeführten reformierten Lehren allerdings Irrlehren sind, so wollen wir ihm gerne dienen, und verweisen ihn zuvörderst auf die Konkordienformel. . . ." Eine Seite weiter sagt er wieder: „Wünscht aber Becker, daß auch ihm dieser Beweis geliefert werde, so verweisen wir ihn zuvörderst auf die lutherischen Symbole. . . ."

Ich habe noch niemals gewünscht, daß F. B. mir etwas beweise, weil es unbillig wäre, etwas von ihm zu verlangen, was er gar nicht kann. Ich kenne die symbolischen Bücher schon seit mehr als dreißig Jahren; und wenn darin die Beweise wären, von denen F. B. phantasiert, so wäre ich vor dreißig Jahren schon Lutheraner und siebenundzwanzig Jahren schon Missourier geworden. Ich hatte damals die schönste Gelegenheit dazu. Wenn also F. B. — wohl nur um den Missouriern zu imponieren — damit prahlt, daß er mir mit Beweisen dienen könne, so sagt er etwas, das gar nicht wahr ist. Er macht es wie die Jesuiten, denen Pascal sagte: „Wenn man euch nach einem Grund fragt, dann schleppt ihr einen Folianten herbei;" nur mit dem Unterschied, daß F. B. noch etwas aufdringlicher ist, als die Jesuiten, denn er schleppt sein Buch ungefragt her. Er kann mir mit dem B e w e i s

eben nicht dienen und mit seinen Beweisen kann er mir erst recht nicht dienen, denn die beweisen nur, daß er es nicht beweisen kann.

Wenn freilich das bloße Wiederholen derselben Worte eine Behauptung allmählich in einen Beweis umwandeln würde, so könnte F. B. mit der Länge der Zeit am Ende auch noch etwas beweisen. Er fängt ja in „Lehre und Wehre“ wieder an zu urgieren und aus dem „Lutheraner“ zu zitieren, daß die Unierten sich weigern die „reformierten Irrlehren“ zu verdammen und die „entgegengesetzten lutherischen Wahrheiten“ als allein berechtigt anzuerkennen. Daß wir diese beiden Anklagepunkte als Unsinn bezeichnet haben, hat er augenscheinlich gar nicht gesehen. Wir haben allerdings auch nur gesagt: „Ebenso sieht jeder verständige Mensch, daß die beiden ersten Teile Unsinn sind.“ F. B. sieht das offenbar nicht, denn er klagt uns auch jetzt wieder als missourischer Ketzerrichter an, daß wir, um es mit einem Worte zu sagen, keine Missourier sind. Das ist aber eben Fanatismus, wenn einer andern Kirchengemeinschaft ihre Existenz zum Verbrechen angerechnet wird. Würden wir alle die Dinge, welche die Missourier als „lutherische Wahrheiten“ ausgeben, als allein berechtigt hinstellen und alles, was die Missourier als „reformierte Irrlehre“ bezeichnen, verdammen, dann wären wir eben Missourier und wären auch dieselben Fanatiker, wie sie, die eine selbständige Erkenntnis der christlichen Wahrheit gar nicht haben und nicht haben wollen, sondern ihre evangelische Gewissensfreiheit verkauft haben, und jeden, der sich nicht in das knechtische Joch ihrer Lehrsatzungen fangen lassen will, als „prinzipiellen Rebellen in der Kirche“ proklamieren und immerwährend mit Streitartikeln ihrer Blätter verfolgen.

Das Ganze seiner un- und widersinnigen Beschuldigungen gegen unsere Synode nennt F. B. eine Charakteristik. Es ist das das missourische Wort für Karikatur. — Er sagt nun: „Nach Beckers Pamphlet, Seite 11, sollen wir nämlich mit derselben behaupten, daß die Unierten „die reformierten Anschauungen als Irrlehren ansehen, aber trotzdem sie nicht verwerfen und die lutherischen Ansichten als göttliche Wahrheiten betrachten, aber sie trotzdem nicht annehmen.“ Der Gedanke, welcher in den von uns gesperrt gesetzten Worten Beckers liegt, ist nicht der unsrige, sondern Beckers. Wir haben denselben weder ausgesprochen, noch auch zu beweisen gesucht.“

Es ist nun, erstens, gar nicht wahr, sondern F. B. hat es erfunden, (wir wollen nicht sagen, erlogen, denn es kann sein, daß „fünfzehn Seiten in engem Druck“ mehr war, als er richtig zu lesen vermochte) daß ich den Missouriern die Behauptung zuschreibe: „Daß die Unierten u. s. w.“ Ich habe vielmehr — wie jeder im „Theol. Mag.“ 1900, Seite 310, Zeile 5 ff., lesen kann — gesagt: „Es wird dann etwa die Hälfte von Seite 8 der Geschichte unserer Synode von Schory zitiert, wo sich die „dürren Worte“, daß wir die reformierten Anschauungen u. s. w. so wenig finden als in den „früher angeführten Aussagen der Unierten.“ An keiner Stelle meines Artikels habe ich gesagt, daß F. B. diesen Gedanken gehabt habe. Wenn es aber, zweitens, wahr ist, daß der Gedanke, der in den von F. B. gesperrt gesetzten Worten liegt, nicht sein Gedanke ist (und wir haben's schon längst für wahr gehalten, ehe er uns dessen versicherte), dann hat er freilich den einzigen Gedanken, der notwendigerweise der ganzen Menge seiner Worte zu Grunde liegen müßte, wenn sie überhaupt einen Sinn haben sollten, weder gehabt noch „ausgesprochen noch zu beweisen versucht.“ Seine Worte sind also nicht nur im Klapperstil geschrieben, sondern sind auch das reine Wortgeklapper,

ohne irgend welchen Gedankeninhalt. Hätte er „den Gedanken" gehabt, dann wäre sein Gerede wenigstens eine unwahre Beschuldigung, so aber ist es auch nicht einmal das, sondern der reine bare Unsinn, und als Unsinn haben wir ja den ersten und zweiten Teil von F. B.s „Lutheraner"-Artikeln ausdrücklich bezeichnet. („Theol. Mag.", 1900, S. 306, Z. 2 und 3.)

Kann es denn einen größeren Unsinn geben als den, daß man von einem Menschen, von dem man weder denkt, noch sagt, noch zu beweisen versucht, daß er Irrtümer, trotz besserer Erkenntnis, nicht verwerfe und die Wahrheit, trotz besserer Erkenntnis, nicht anerkenne, daß man von einem solchen Menschen verlangt, daß er etwas bekenne und anerkenne, von dem er klar und sicher erkannt hat, daß es weder richtig noch berechtigt ist, oder mit andern Worten, daß man ihm Heuchelei zur Pflicht macht und ihm Aufrichtigkeit als Verbrechen anrechnet?

Hat nun F. B. hier bei seinen Worten nichts gedacht, so erscheint ihm an einer andern Stelle die klarste Wahrheit unbegreiflich und er sucht darum seine Leser mit Aufwendung vieler Worte glauben zu machen, daß er nicht etwa gefälscht habe, sondern, daß er bloß nicht fähig sei, zu begreifen, wie es zugehe, daß ein Unierter es wage, ihm gegenüber etwas abzuleugnen, dessen er die Unierten zu beschuldigen geruht, und den Mut habe, zu sagen, die Unierten lehren etwas nicht, was sie nach F. B.s Meinung, an deren Unfehlbarkeit er unerschütterlich zu glauben scheint, lehren müssen. Darum will er natürlich auch nicht gefälscht haben. Nichtsdestoweniger bleiben eben die Thatsachen bestehen, daß er geschrieben und drucken hat lassen: „Auf Frage 107 des Evang. Katechismus lautet die Antwort: „Die Kirche ist alles das, was wir von ihr bekennen, noch nicht geworden" — während die Antwort lautet: „Die Kirche ist zwar zu allen Zeiten als wahre Kirche vorhanden gewesen" u. s. w. Diese Thatsachen konstituieren aber eben eine Fälschung, und alles, was er jetzt noch dazu oder drumherum reden mag, kann diese Thatsachen nicht mehr aus der Welt schaffen.

Wir wollen aber auf diesen Punkt noch etwas näher eingehen. Vor fünfzehn Jahren wurde von G. (Günther wird er von F. B. genannt) gesagt, die Antwort auf Frage 107 unseres Katechismus solle „ohne Zweifel sagen, daß die Kirche das, was von ihr bekannt wird, **noch nicht** geworden ist." Es wird sodann behauptet: „Es werden auch hier wieder Worte gebraucht, die beliebig gedeutet . . . werden können." Die beliebige Deutung, in des Wortes verwegenster Bedeutung, hat nun F. B. besorgt, indem er die Worte in ihr Gegenteil umdeutet und behauptet, wir lehrten, „daß es noch keine „Eine, heilige, allgemeine Kirche gebe."

Wir bekennen zwar im Apostolikum: „Ich glaube eine, heilige, allgemeine, christliche Kirche"; in unserem Katechismus handeln Frage 103 bis 106 von der Einheit, Heiligkeit, Allgemeinheit und Christlichkeit der wahren Kirche als von etwas bestehendem und in der Antwort auf Frage 107 wird ausdrücklich gesagt: „Die Kirche ist zwar zu allen Zeiten als wahre Kirche vorhanden gewesen" und auch in D. Irions Katechismuserklärung wird ebenfalls ausdrücklich von der Kirche gesagt: „sie ist zwar zu allen Zeiten als wahre Kirche vorhanden gewesen." Es ergiebt sich also vollständig klar und sicher, daß wir die Existenz der wahren Kirche nicht leugnen, sondern behaupten. Ebenso sieht jeder, der überhaupt Verstand hat, daß die Worte in Irions Katechismuserklärung: „Die Kirche ist alles das, was wir von ihr bekennen noch nicht geworden" nicht eine Leugnung alles dessen sind, was in den gleich darauf folgenden Worten: „Denn sie ist zu allen Zeiten als wahre Kirche vorhanden gewesen," sowie in Frage 103 bis 105 behauptet

und im Apostolikum von uns bekannt wird, sondern daß wir die Kirche als wahre und wirklich vorhandene bekennen, aber auch als noch im Werden begriffene erkennen und auf ihre künftige Vollendung hoffen. Es ist also sehr begreiflich und sehr klar, warum wir F. B.s Behauptung: „Von der Kirche lehren Unierte, daß es noch keine „Eine u. s. w. Kirche“ gebe,“ ganz entschieden als unwahr zurückweisen, und man sollte selbst von einem Missourier wie F. B. erwarten können, daß er das zu begreifen, fähig ist. Trotz alledem sagt er aber, daß die Zurückweisung seiner Behauptung („Von der Kirche lehren Unierte“ u. s. w.) eine „unbegreifliche“ ihm „unerklärliche Ableugnung“ sei. Es mag nun am Ende sein, daß er hier die Wahrheit sagt. Wenn ihm aber ein so unverkennbarer Grund unbegreiflich und eine so klare Thatsache unerklärlich ist, dann ist es mit seinem Begriffs- und Erkenntnisvermögen sehr schwach bestellt, und es kann sein, daß er auch nicht begreift, was Fälschung, was Behauptung und was Leugnung ist.

Damit man aber gleich wieder Gelegenheit habe auf Fälschungen hinzuweisen, schreibt F. B. in „L. u. W.“, 1900, S. 337, Z. 18, genau folgendes: „(Becker: „Das erste initiative Gnadenwirken am Herzen des Menschen“ F. B.)“ Daß ich das nicht geschrieben habe, kann natürlich jeder wissen, dessen Kenntnisse so weit reichen, daß er weiß, daß „Becker“ nicht mit H. geschrieben wird, denn der betr. Artikel ist mit H. unterzeichnet. Das macht aber für F. B. keinen Unterschied, wenn es ihm in den Kram paßt, dann muß Becker etwas geschrieben haben, was er niemals geschrieben hat.

Man könnte freilich auch das oben angeführte Zitat als einen Beweis der „missourischen Sorgfalt“, auf gut deutsch: Liederlichkeit, ansehen, mit der F. B. seinen Artikel zusammengesch—rieben hat, wenn er nicht („L. u. W.“, S. 357, Z. 5 v. u.) aus demselben Artikel des „Theol. Mag.“ die Worte: „Wir halten die missourische Gnadenwahlslehre für gotteslästerlich“ zitiert und dann gesagt hätte: „Dieselbe Lehre erklärt somit Becker für gotteslästerlich.“ Es ist nun einfach gelogen, daß ich die missourische Gnadenwahlslehre für gotteslästerlich erklärt habe; ich habe ja den Artikel gar nicht geschrieben. Daß aber F. B. zweimal einen mit H. unterzeichneten Artikel als von Becker verfaßt angesehen haben sollte, wird auch ein Mensch, der alles zum besten kehren will, ganz undenkbar finden.

Einen ebenso schönen Beweis seiner missourischen Wahrhaftigkeit und Klugheit giebt F. B. an einer andern Stelle. Wir hatten auf den Kniff hingewiesen, daß er an Stelle des von ihm behaupteten Widerspruchs mit der Augustana einen solchen mit der Konkordienformel unterschiebt. Nun sagt F. B.: „Becker thut, als ob wir die Stelle aus der Konkordienformel für ein Zitat aus der Augustana ausgegeben hätten, während wir doch, nachdem wir die Augustana zitiert haben, die Konkordienformel ausdrücklich nennen, wie auch Becker selber angiebt, wenn er schreibt: Um nun seiner Beschuldigung in den Augen des „Lutheraner“-Publikums einen Schein von Berechtigung zu verschaffen, . . . (die Punkte anstatt der Auslassung sind hier von F. B. in „L. u. W.“ gesetzt. D. R.) so fährt er fort: Und in der Konkordienformel heißt es Artikel 10.“

„Daß ich nicht so thue, wie F. B. behauptet, sondern daß ich ausdrücklich gesagt habe: „zitiert F. B. den zweiten Teil des siebten Artikels der Augustana,“ kann jeder der deutsch lesen kann, an der betr. Stelle („Theol. Mag.“, 1900, S. 305, Z. 19) selber nachlesen. F. B. aber rechnet darauf, daß seine getreuen Missourier, das nicht thun werden. Darum läßt er in seinem Zitat nach dem Wort „verschaffen“ die Worte aus: „zitiert F. B. den zweiten Teil des siebten Artikels der Augustana. Da aber in diesem

von einer Gleichförmigkeit der Lehre in allen Stücken nichts gesagt ist." Infolge der Auslassung dieser Worte müssen seine Missourier glauben, ich hätte ihm zugeschoben, daß er ein Zitat aus der Konkordienformel für ein Zitat aus der Augustana ausgegeben habe. Das ist nun nicht wahr, und F. B. weiß so gut wie ich, daß es nicht wahr ist. Seine Handlungsweise ist in diesem Falle, juristisch geredet, keine Fälschung, sondern ein durch Verschweigung wesentlicher Umstände verübter Betrug.

Oder sollte vielleicht F. B. wirklich nicht zwischen Unterschiebung eines Zitates und Unterschiebung eines Widerspruchs, also zwischen den Begriffen Zitat und Widerspruch unterscheiden können. Dann hätte er allerdings keinen Betrug verübt, weil er infolge mangelnden Unterscheidungsvermögens, dazu unfähig wäre.

Am selben Orte („Theol. Mag.", 1900, S. 305, Z. 25) hatten wir gesagt: „Es ist natürlich, daß F. B.s einfältige lutherische Christen weder die Augustana, noch die Apologie, noch die Konkordienformel nachlesen." Dazu bemerkt er in einer Fußnote: „Die Apologie haben wir nicht zitiert. Beckers Mund und Feder aber gehen auch dann noch, ja, gerade dann am schnellsten, wenn seine Gedanken stehen und anfangen ihm auszugehen."

Ich habe nun, erstens, gar nicht gesagt, daß F. B. die Apologie zitiert hat, sondern es steht deutlich da, daß F. B.s „einfältige lutherische Christen sie nicht nachlesen." Zweitens, weiß F. B. nicht, was in der Apologie steht. Wenn er gewußt hätte, (er hat es aber glücklicherweise nicht gewußt) daß in der Apologie eine Reihe von Sätzen ist, die den Beweis enthalten, daß wir mit unserer Auffassung der Augustana im Recht sind, dann hätte er sicher so geredet, daß sein Licht nicht unter dem Scheffel geblieben wäre. Wenn er aber, drittens, infolge seiner Unkenntnis der Apologie meint, dieselbe könne hier nur aus Gedankenlosigkeit genannt worden sein, so mag das bei den Missouriern, die mit der gleichen Unkenntnis der Apologie beglückt sind, als Klugheit gelten, wir dagegen wissen, daß es das Gegenteil ist. Daß er aber, viertens, das auch noch drucken läßt, ist sicher das Dummste, was er in diesem Fall thun konnte, denn er sorgt selbst dafür, daß seine Unkenntnis der Apologie jedem, der dieselbe kennt, offenbar wird.

Wie plump übrigens F. B. verfahren kann, zeigt sich, wenn er sagt: „Becker stellt die Missourier als Leute hin, die wenn sie nur dürften und könnten, gern mit Scheiterhaufen und Richtschwert, mit Feuer und Schwefel gegen die Unierten vorgehen möchten." Wir haben („Theol. Mag.", 1900, S. 305, Z. 3 ff.) gesagt: „Wahrscheinlich wollen die Missourier bloß deswegen nicht als Fanatiker gelten, weil sie nicht mit Scheiterhaufen und Richtschwert gegen uns vorgehen dürfen. Feuer und Schwefel würden sie schon gerne regnen sehen."

Was F. B. mehr sagt als das, was wir gesagt haben, hat er ganz ungeniert zu unsern Worten hinzugelogen. Es wird daher den Lesern von „Lehre und Wehre" auch vollauf genügen, andernfalls wäre es wohl nicht genug gewesen.

Er droht aber mit noch mehr dergleichen, wenn er sagt: „Warum Becker auf die andern zehn Punkte nicht eingegangen ist, hat er uns nicht verraten. So lange er sich aber dazu nicht herbeiläßt, nehmen wir an, daß er die Richtigkeit unserer Behauptungen, die wir mit vielen Zitaten belegt haben, (bewiesen hat er sie nicht und konnte es nicht. D. R.) auch in diesen Stücken zugesteht."

Da wird F. B. noch lange warten können, denn verraten werden wir ihm nichts. Wenn er aber während dieser Wartezeit sich selbst vorlügen

will, daß wir die Richtigkeit seiner Behauptungen auch in diesen Stücken zugestehen, so mag er das nach Belieben halten.

Daß wir in vier von den fünfzehn von F. B. „urgierten Punkten thatsächlich die Richtigkeit" seiner „Beschuldigungen zugestehen" ist eine Behauptung, deren Unwahrheit durch ihre Dreistigkeit verdeckt werden soll. Wir haben deutlich und klar für jeden Einsichtigen gezeigt, daß die missourischen Beschuldigungen gegen unsere Synode unsinnig und unwahr sind. Wenn F. B. das auf gut missourisch „thatsächliches Zugestehen" nennt, so werden wir ihm den Gebrauch seiner Missouriersprache natürlich nicht verwehren — er versteht ja keine andere — aber es ergiebt sich auch ganz klar die Definition, daß im Missourischen das Wort „thatsächlich" etwas bezeichnet, das weder geschieht noch geschehen ist.

Die Unwissenheit in Bezug auf die Worte des Großen Lutherischen Katechismus und der Konkordienformel, auf welche wir hingewiesen haben, sucht F. B. in „Lehre und Wehre" mit missourischer Gelehrsamkeit zu übertünchen. Alles gelehrte Gerede hebt aber die Thatsachen nicht auf, daß die Worte Luthers von Günther vor fünfzehn Jahren und von F. B. vor nicht ganz einem Jahre als unsinnig und zweideutig hingestellt worden sind, und daß F. B. denselben Begriff in unserm Katechismus als falsch bezeichnet hat, der in der Konkordienformel der richtige sein soll. Wenn beide, als sie gegen uns schrieben, etwas davon gewußt hätten, daß die Worte unseres Katechismus sich auch bei Luther finden, dann hätten sie sicher anders geredet.

Aber wenn F. B. in diesen beiden Fällen unwissend war, so gleicht er das wieder dadurch aus, daß er in einer Anwandlung von Allwissenheit, einen gar nicht existierenden Grund dafür angiebt, daß ich nicht schon vor fünfzehn Jahren die Missourier auf die oben erwähnte Stelle in Luthers Katechismus verwiesen habe.

Es ist doch ganz unbestreitbar, daß der Inhalt des Bewußtseins einer Persönlichkeit einer zweiten nur so weit bekannt sein kann, als eine Aeußerung desselben stattfindet. (Selbst Paulus ist nach 1 Kor. 2, 11 dieser Meinung.) Nun bin ich mir vor fünfzehn Jahren so genau, wie heute, bewußt gewesen, daß ich aus dem von mir angegebenen Grunde den Lutherischen Katechismus nicht namhaft gemacht habe. — Da aber erscheint F. B. und verkündigt seinen Missouriern, als ob er allwissend wäre: „Und daß Becker vor fünfzehn Jahren die obige Stelle nicht gegen Günther ins Feld geführt hat, beweist nur, daß damals Beckers Denkvermögen noch nicht in dem Grade affiziert war von der geistverwirrenden unierten Theologie, als das heute bei ihm der Fall ist."

Das wird den getreuen missourischen „Lesern von Lehre und Wehre vollauf genügen," um sie mit einem schauerlich frommen Gruseln zu erfüllen, wenn sie ernstlich bedenken, wie Beckers Denkvermögen schon seit mehr als fünfzehn Jahren affiziert worden ist, und sie werden Gott danken, daß ihr Denkvermögen noch niemals durch die Entdeckung affiziert worden ist, daß in Bezug auf das heilige Abendmahl der Evangelische und der Große Luthersche Katechismus doch einen für die Missourier recht bedenklichen Gleichlaut haben.

Die Welt ändert sich aber doch. Vor dreihundert Jahren war es noch eine Kleinigkeit, einen Erzketzer mit Haut und Haar vom Teufel holen zu lassen. Heute sind selbst die Missourier so sehr von der Kultur beleckt, daß F. B. nur das Denkvermögen des unierten Erzketzers affiziert werden läßt, während sein eigenes glücklicherweise ganz unaffiziert bleibt, da ja alle Beweise, mit denen er dienen kann, bereits in der Konkordienformel gedruckt sind.

Interessant ist aber die Aehnlichkeit dieses ganzen Verfahrens mit dem bekannten Jesuitenkniff, Gegner vor denen man sich nicht anders helfen kann, als geistesgestört auszugeben.

Wenn nun aber F. B. sich mit seiner missourischen Allwissenheit vielleicht besser nach dem Vorbild des Papstes gerichtet hätte, der sich mit dem Besitz seiner Unfehlbarkeit begnügt und bis jetzt klug genug gewesen ist, keinen Gebrauch davon zu machen, so kann ihm doch auf der andern Seite eine gewisse instinktive Erkenntnis nicht abgesprochen werden. Er läßt nämlich den größten Teil unserer Einleitung („Theol. Mag.", 1900, S. 303, Z. 4 ff.) in „Lehre und Wehre" wieder abdrucken und sagt dann: „Er stopft seine Spalten mit obigem und ähnlichem Stroh."

Es ist nun allerdings ganz richtig, daß wir diese Einleitung weder für Perlen noch für ein Heiligtum angesehen haben, sonst hätten wir sie einem Missourier wie F. B. nicht hingeworfen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß wir ihn für einen der in der Bibel erwähnten strohessenden Löwen halten, denn selbst zu einem Millenniumslöwen fehlt ihm der nötige Mut. Wagt er es doch nicht einmal gegenüber den „Unierten" seinen Namen zu nennen, sondern verkriecht sich in „Lehre und Wehre" so gut wie im „Lutheraner" hinter seine zwei Buchstaben F. B. Wir wollen ihn aber auch nicht gerade in eine Reihe stellen mit jenen zehn Begleitern von Abrahams Knecht, im Hinblick auf welche, Rebekka sagte: „Wir haben viel Stroh bei uns," denn dazu fehlt ihm eine Eigenschaft: die Friedlichkeit. Er versichert vielmehr seine Leser, daß es uns schwer werde, gegen den Stachel zu löcken. Das meint er aber nur, weil es uns überhaupt noch niemals eingefallen ist, gegen einen Missourierstachel zu löcken. Das macht man bei den Unierten eben ganz anders. Als vor einigen Jahren sich ein Wespenschwarm bei meinem Hause einnistete, da habe ich weder gegen den Stachel gelöckt, noch die Hand ins Wespennest gesteckt, noch einen Missourierspieß gegen dasselbe umzukehren versucht, sondern habe Stroh geholt, es sachte auf das Wespennest gelegt und später angezündet. Das hat seine Wirkung nicht verfehlt. Gerade weil es Stroh war.

Aber auch für manche Art Christen ist Stroh gerade das Richtige. So hat es schon zu der Apostel Zeit solche gegeben, die sich fortwährend zu Lehrern der andern aufwerfen wollten, fortwährend den andern Uebles nachredeten und über sie richteten und bei allem dem sich anmaßten, allein den wahren Glauben zu haben, indem sie meinten, durch das bloße Glauben einer reinen Lehre gerecht zu sein und selig zu werden. Für solche Christen hat der heilige Jakobus eine stroherne Epistel geschrieben. Das war das Richtige für sie.

Daß Stroh also in allen Fällen für einen Missourier wie F. B. das Richtige ist, ergiebt sich somit ganz klar, und er scheint es zwar noch etwas dunkel, aber immerhin richtig empfunden zu haben, daß das Richtige für ihn gerade Stroh ist; er bezeichnet es ja selbst so.

Das was wir über sein 2×2=4 und 2×2=5 u. s. w. gesagt haben, („Theol. Mag.", 1900, S. 311) läßt F. B. zum größten Teil abdrucken und wiederholt das, was er im „Lutheraner" gesagt in dreimaliger Variation mit je doppelter Anführung das 2×2=4 und 2×2=5, so daß man jedes sechsmal zu lesen bekommt. Das muß dann den „Lehre- und Wehre"-Lesern vollauf als Beweis genügen, daß die Aussagen der Unierten „schriftwidrig und unvernünftig zugleich" sind.

Interessanter aber ist die Zwischenbemerkung, die er gleich nach dem

Zitat aus unserer Entgegnung folgen läßt: „Das ist wohl die „dogmatische Waffenrüstung", von der Becker vor fünfzehn Jahren also gegen Günther schrieb: „Freilich hat der „Friedensbote" versprochen, daß die „Theologische Zeitschrift" dem „Lutheraner" in dogmatischer Waffenrüstung entgegentreten würde. Das Entgegentreten wollen wir recht gerne besorgen, die dogmatische Waffenrüstung aber auf gefährlichere Fälle versparen." Solch ein gefährlicherer Fall" — sagt nämlich F. B. weiter — „lag ohne Zweifel diesmal vor, da es sich ja für die Unierten nicht darum handelte Gottes Wort, sondern ihre „Vernunft" zu retten!" (Die Gänsefüßchen vorn und hinten an der Vernunft sind F. B.s eigene. D. R.)

Zunächst ist es merkwürdig, daß es sich diesmal „für die Unierten nicht darum handelte, Gottes Wort zu retten". Also muß es, nach F. B.s eigenen Worten, sich in den andern Fällen für die Unierten darum gehandelt haben, Gottes Wort zu retten. Die Angreifer waren aber in allen diesen Fällen — Missourier.

Wenn aber dann F. B. unsere Bemerkungen in Bezug auf sein 2×2=4 und 2×2=5 als die dogmatische Waffenrüstung bezeichnet, so wird das wohl bei seinen Mitmissouriern nicht wenig in majorem sui ipsius gloriam (zu deutsch: Eigenlob) beitragen.

Schon seit einem halben Jahrhundert sind wir von den Missouriern bekämpft worden, ohne daß uns die Sache gefährlich geworden wäre. Selbst der große Walther und der gewaltige Günther haben es nicht soweit bringen können, daß wir ihnen in dogmatischer Waffenrüstung entgegengetreten wären. Aber nun erscheint noch eben vor Ablauf des 19. Jahrhunderts F. B. auf dem Plan. Er greift die Unierten mit Aufbietung seiner ganzen Gewalt an, urgiert und citiert dermaßen, daß er sogar selbst meint, daß diesmal ein gefährlicherer Fall für die Unierten vorliege und sie in dogmatischer Waffenrüstung ihm gegenübergetreten seien. Seine Mitmissourier hätten das am Ende gar nicht bemerkt und gar nicht gesehen, welch ein Held unter ihnen aufgekommen ist, wenn er nicht seine gewaltige Stimme überlaut erhoben hätte. Und diesmal ist es ganz sicher; er sagt's ja selbst: „Solch ein gefährlicherer Fall lag ohne Zweifel diesmal vor."

Wie wirkt das aber erst auf uns Unierte, wenn uns mit einemmale plötzlich und ganz unerwartet F. B. — bis jetzt — der größte — Missourier in der Löwenhaut entgegentritt.

Da greifen wir eben wieder nach der Waffe, von der wir schon vor fünfzehn Jahren sagten, daß sie sich leicht und sicher schwingen läßt und doch trifft, wenn sie auch nicht geschliffen, sondern nur geflochten ist.

Es ist nun sehr leicht begreiflich, daß ihm d i e s e Waffe als die stärkste Waffenrüstung erscheint. Wir wollen's aber diesmal nicht mit einer Gleichung, sondern mit einem Gleichnis klar machen.

Wir haben viele gesehen, die ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken, in den Lauf einer zum Abfeuern fertigen Flinte oder Kanone hineingesehen hätten. Dagegen kamen sie sofort in Bewegung und wurden sich ihrer Kraft und des Maßes ihres Mutes bewußt, wenn einer mit der — soweit ihre Erfahrung reichte — stärksten und gefährlichsten menschlichen Waffe — der Peitsche — auf sie losging. Es sind aber lauter Ochsen und Esel gewesen.

Aber auch in anderer Hinsicht sieht sich F. B. als ein für die Unierten sehr gefährliches Wesen an, wenn er in der Januarnummer von „Lehre und Wehre" sagt, daß die Unierten „auffahren wie von einer Tarantel gestochen,

und poltern, schelten und verleumden, sobald ein Lutheraner ihre Lehre mit der Schrift vergleicht."

Es wäre übertrieben, wenn man sagen würde, es sei an allem dem kein wahres Wort. Es sind sogar zwei Worte darin, von denen das eine ganz richtig ist, während das andere wenigstens etwas Richtiges enthält. — Gestochen hat uns zwar F. B. bis jetzt noch gar nicht, obwohl er es sehr gerne thäte, und es ist nur das Gefühl seiner eigenen Giftigkeit, das sich in seinen Phantasien von den auffahrenden, polternden, verleumdenden und scheltenden Unierten wiederspiegelt. Sehr wahr ist es aber, daß er eine richtige, missourische Giftspinne ist. Das sieht man zwar schon an seinem ganzen Treiben, aber damit es ja nicht übersehen wird, sagt er es noch selbst.

Und dieser F. B. ist der Mann, der unsere Synode mit Sodom gleichgestellt und ihr das Existenzrecht abgesprochen hat.

Dabei hat er es aber als unmöglich erklärt, den Hauptsatz seiner Beschuldigungen gegen uns zu beweisen. Er führt nämlich einen Teil dessen an, was wir („Theol. Mag.", S. 306, Z. 30 ff.) als Erfordernisse eines objektiv gültigen Beweises für sein Thema bezeichnet haben und sagt dann ganz naiv: „Nach Becker kann man also nur so den Unierten eine falsche Lehrstellung nachweisen, daß man den Satz: Die alleinige Richtschnur des Glaubens ist die Schrift, als falsch darthut. Das ist nun freilich unmöglich."

Das ist nun freilich nicht bloß nach Becker so, sondern es ist schlechthin gültig, daß man nur auf diesem Wege den Unierten eine falsche Lehrstellung nachweisen kann. Aber trotz allem dem dürfen die Unierten nicht recht haben. Darum fährt F. B. fort: „Möglich ist es aber, daß eine Gemeinschaft sich zwar zu diesem Satze formell bekennt, in den einzelnen Lehren aber sich um denselben nicht kümmert."

Um Möglichkeiten handelt es sich hier gar nicht, sondern um Wirklichkeit. Nicht darum ob unsere Lehrstellung möglicherweise falsch sein kann, sondern darum, ob sie wirklich falsch ist, oder nicht. Der Beweis aber wird nicht dadurch geliefert, daß man von der Behauptung der Möglichkeit aus die der Wirklichkeit erschleicht, wie F. B. zu thun sucht, wenn er von den Unierten behauptet, daß „sie zwar den allgemeinen Satz von der Autorität der Schrift in ihrem Bekenntnis aussprechen, thatsächlich aber in zahlreichen konkreten Fällen die Schrift nicht zur Regel nehmen."

Das ist wieder ein missourisches „thatsächlich" dessen wahre Bedeutung wir schon früher aufgezeigt haben. Daß wir in irgend einem Lehrstück die Schrift nicht zur Regel nehmen, das ist eben nicht der Fall. Darum sagt F. B.: „thatsächlich".

Man sollte nun aber denken, daß wenn F. B. die Schriftgemäßheit der Lehrstellung der Unierten im allgemeinen bestreitet, er es nicht für nötig finden sollte die Lehrstellung eines einzelnen Unierten noch besonders in Zweifel zu ziehen. Findet man es nötig die Gültigkeit eines allgemeinen Satzes für einen einzelnen Fall noch besonders beweisen zu müssen, so beweist man nur, daß der Satz nicht allgemein gültig ist. So macht es F. B. wenn er sagt: „Wie aber daraus, daß jemand feierlich versichert, daß er das Einmaleins und die aritmetischen Axiome und Gesetze annimmt, noch längst nicht folgt, daß er dieselben auch angewandt hat und daß seine Buchführung richtig ist: so folgt auch nicht aus der Beckerschen Annahme des Satzes (es giebt eine bedingte und unbedingte Annahme eines Satzes; eine „Beckersche Annahme" ist auch wieder ein Stück Missourierdeutsch. D. R.):

Die alleinige Richtschnur des Glaubens ist die Schrift, daß er in der Lehre recht steht."

Seit wann, und wo denn, kann das Einmaleins und die arithmetischen Axiome und Gesetze durch eine feierliche Erklärung angenommen werden? (Ist das etwa bei den Missouriern möglich?) Ein Mensch der nichts thäte, als daß er diese feierliche Erklärung abgäbe, der könnte damit weder falsch noch richtig rechnen, weil er überhaupt nicht rechnen könnte. Annehmen kann man diese Dinge doch nur dadurch, daß man zu einem richtigen, gesicherten und umfassenden Verständnis derselben gelangt. Selbst das Unterrichtetwerden in der Mathematik ist in vielen, ja in den meisten Fällen, noch keine Annahme derselben. Es zeigt sich das bei keinem Unterrichtsfach so unwidersprechlich, als gerade bei diesem. Die bloße feierliche Erklärung: Ich nehme das Einmaleins als richtig an, ist eine so leere, hohle Formalität, daß sie völlig wertlos und sinnlos ist, und durch ihre Feierlichkeit nur lächerlich würde; sie steht in absolut keiner Beziehung zu dem, was wirklich Annahme des Einmaleins ist.

Wenn also F. B. das bloße Aussprechen, oder Bejahen oder Unterschreiben eines Satzes als ein Bekenntnis desselben bezeichnet, so geht aus seinen eigenen Worten klar hervor, daß für ihn ein Bekenntnis eine leere Formalität ist, der aller Wesensinhalt abgeht, und in die ein Inhalt erst von anderswoher hineingebracht werden muß. Das gilt dann aber auch von dem Bekenntnis zu irgend einer andern Lehrurkunde, und es folgt aus dem Bekenntnis zur Konkordienformel „noch längst nicht," daß die Lehrstellung der Missourier die richtige ist. Folgt aber aus dem Bekenntnis zur heiligen Schrift nicht, daß die entsprechende Lehrstellung eine richtige ist, so folgt auch nicht daraus, daß sie eine falsche ist; es folgt also gar nichts daraus, und es ist dann überhaupt keine Möglichkeit vorhanden, die Lehrstellung einer Kirche oder eines einzelnen prinzipiell festzustellen und zu beurteilen. Man kann also die Lehrstellung einer Kirche oder eines einzelnen nur danach bemessen, ob er alles lehrt, was man selbst lehrt. In diesem Fall ist seine Lehrstellung natürlich richtig. Lehrt er aber etwas davon nicht, oder gar etwas anderes, dann ist sie natürlich falsch. **Anathema sit! damnamus!** Es ist selbstverständlich, daß zu einem solchen Verfahren die Unfehlbarkeit unentbehrlich ist. Diese Gabe ist aber bekanntlich bei den Missouriern reichlich vorhanden; es fehlt ihnen bloß die Fähigkeit, ihre Unfehlbarkeit richtig anwenden zu können.

Es verhalten sich demnach, d. h. nach dem, was F. B. sagt, Bekenntnis und Lehrstellung überall (bei den Missouriern so gut wie bei den Unierten) zueinander wie der tote Glauben der Adressaten des Jakobusbriefes zu ihren gar nicht vorhandenen Werken.

Wenn aber aus dem Bekenntnis zur heiligen Schrift als der alleinigen Richtschnur des Glaubens und Lebens, das eben den lebendigen Glauben an die Schriftwahrheit, die Kenntnis des Schriftinhaltes, das klare Bewußtsein von ihrer Geltung, ihrer Verständlichkeit und Zulänglichkeit für die Glaubenserkenntnis und die Glaubenslehre innerhalb der evangelischen Kirche einschließt: wenn aus diesem Bekenntnis die richtige Lehrstellung sich nicht ergeben soll, so kann dies nur unter der Voraussetzung behauptet werden, daß die obengenannten Lehren von der Schrift Irrlehren sind.

Es behandelt also F. B. dieselben Lehren als Irrlehren, von denen er sagt, es sei unmöglich zu beweisen, daß sie Irrlehren sind.

An Worten fehlt es ihm aber noch lange nicht. Er sagt nämlich: „Wir

werden daher auch in der Zukunft dabei bleiben müssen, daß wir den Unierten vorhalten 1. die einzelnen reformierten Irrlehren, welche sie sich zu verwerfen weigern, 2. die einzelnen lutherischen Wahrheiten, die sie nicht als allein berechtigt bekennen wollen, und 3. die einzelnen falschen Lehren, welche sie verbreiten."

Man erkennt sofort wieder die drei Teile der Artikel im „Lutheraner". Dagegen ist das Thema spurlos verschwunden. F. B. sucht also die Teile eines Ganzen, das gar nicht mehr vorhanden ist, festzuhalten. Es ist dasselbe, als wenn sich einer auf dem Ast eines nicht vorhandenen Baumes setzen und von dessen Zweigen die Früchte pflücken wollte. So etwas unternimmt kein Mensch, der Verstand hat, aber für F. B.s Geisteskraft bildet auch der Widersinn keine Schranke. Man muß doch einen Vorwand haben, um den böswillig und mutwillig begonnenen Streit mit den Unierten nicht abbrechen zu müssen, damit man, wenn sie sich wehren, ihnen den heuchlerischen Vorwurf der Streitsucht machen kann. Nun F. B. schreibt jetzt unter dem Motto der feindlich bellenden Hunde. Unter diesem Zeichen wird man zwar nicht immer siegen, aber man kann doch wenigstens immer weiter — bellen.

Von Rom geht das Gerücht aus, der Papst beabsichtige dieses Frühjahr ein „ökumenisches" Konzil zu berufen. Ueber die Zwecke, denen es dienen soll, wird noch nichts berichtet, denn die Leiter der vatikanischen Politik werden ihre Operationspläne wahrscheinlich nicht ausplaudern. Es fehlt zwar dem Gebäude des römischen Glaubens noch die Vergoldung seiner Spitze, nämlich das Dogma von der Gottheit des Amtsnachfolgers Christi, aber der Anfang des 20. Jahrhunderts wird wohl noch nicht als die gelegene Zeit zur Offenbarung dieses Glaubensartikels angesehen werden.

Man scheint von seiten mancher Katholiken der ganzen Sache etwas mißtrauisch gegenüber zu stehen. Ob man befürchtet, die vatikanische Politik werde zu Maßregeln drängen, denen viele Katholiken nicht zustimmen können, oder sie werde einen Kampf mit der gegenwärtigen Kulturwelt hervorrufen, der für Rom verhängnisvoll werden könnte, oder sie werde versuchen einen Krieg anzuzetteln, welcher der Kurie wieder zur weltlichen Herrschaft verhelfen soll, das läßt sich natürlich nicht sagen. Es ist gewiß nicht zufällig, daß sich unlängst Erzbischof Ireland für die weltliche Herrschaft des Papstes ausgesprochen hat. Jedenfalls steht selbst ein so ultramontanes Blatt wie die „Köln. Volksztg." der Sache sehr zweifelhaft gegenüber. Sie meint: „Es würde eine derartige Versammlung von Bischöfen der ganzen Welt gleichsam als Fortsetzung des am 20. Oktober 1870 infolge der politischen Verhältnisse abgebrochenen Konzils zu betrachten sein. Ob aber ein solcher Plan, wenn er wirklich besteht, schon im nächsten Frühjahr — wie es heißt — zur Ausführung gelangen wird, ist in Anbetracht der außergewöhnlichen Anstrengungen, denen Se. Heiligkeit in diesem Jahre ausgesetzt ist, mehr als fraglich. Dr. Lapponi, der Leibarzt des Papstes, äußerte zwar vor kurzem: Der heilige Vater könne, dank seiner Konstitution und infolge der strengen Beobachtung der ihm gegebenen Verhaltungsmaßregeln, gut noch weitere zehn Jahre leben, aber die Strapazen des Jubiläumsjahres, die zwar seinen Geist immer munter erhalten, zehrten doch an seinen Kräften. So ist auch noch kein bestimmter Tag für die Abhaltung des demnächstigen Konsistoriums in Aussicht genommen; so lange die Pilgerfahrten andauern, wird wohl schwerlich davon die Rede sein können."

Die ungehinderte Ausbreitung der Ketzerei in Rom hat den Papst wieder zu einer Kundgebung veranlaßt, die sämtlichen Pfarrgeistlichen der Stadt mitgeteilt worden ist. „Schon zu Anfang meines Pontifikates“ — heißt es u. a. — „mußte ich darauf hinweisen, daß eine der beklagenswertesten Schädigungen, die der Hauptstadt der katholischen Welt durch die neue Ordnung der Dinge zugefügt wurden, die eifrige Proselytenmacherei und die daraus folgende Gefahr sei, welche den Glauben des Volkes bedroht. . . . Die Hartnäckigkeit der Feinde der katholischen Religion hat, statt weniger zu werden, besonders in letzter Zeit immer mehr zugenommen, weil sie von auswärts mächtige Hilfe empfängt. Die aus dem Protestantismus geborenen häretischen Sekten suchen das Panier der Zwietracht und der religiösen Empörung auf der Halbinsel und vor allem in Rom aufzupflanzen, nachdem sie in ihrer eigenen Heimat den alten Glauben zerstört haben.“ Namentlich fühlt sich der Papst dadurch bedrückt, daß er diesen Vorgängen zusehen muß, ohne sie hindern zu können. Er empfiehlt darum die Gesellschaft für „Glaubensbewahrung“ und fordert Klerus und Laien auf, derselben beizutreten.

Man sollte denken, daß der Papst, der doch sicher auf die Wiederherstellung seiner weltlichen Herrschaft rechnet, auch eben so sicher ist, daß er dann die Ketzerei mit Gewalt aus seinem Gebiet vertreiben könne. Oder sollte er befürchten, daß er dann im neuen Kirchenstaat Gewissens- und Kultusfreiheit gewähren müsse? Dann kann er doch auch auf einen solchen Kirchenstaat verzichten, denn das wäre keiner mehr, auch wenn er den Bischof von Rom zum politischen Oberhaupt hätte.

Ein eigentümlicher Ausstellungsgegenstand ist in Paris entdeckt worden. In der Abteilung für Volksschulwesen haben die französischen Schulbrüder die Aufsätze ihrer Schüler ausgestellt. Dieselben behandeln nebst andern Dingen auch den Protestantismus. Eine französische Zeitung veröffentlichte eine Blütenlese aus diesen Arbeiten. Wir wollen hier nur den Aufsatz näher betrachten, über den der betr. Lehrer urteilte: „Diese Frage, eine der wichtigsten, ist vortrefflich behandelt.“ Der Schüler, welcher ihn geschrieben hat, ist fünfzehn Jahre alt und es ist unter der Ueberschrift: „Widerlegung des Protestantismus“ folgendes zu lesen:

„Der Protestantismus ist keine Religion, er ist die Empörung gegen jede Religion. Er hat keines der Merkmale der Religion. Es fehlt ihm die Universalität in der Zeit, im Raum, in der Welt. Die Protestanten stammen von Luther oder von Kalvin ab, wenn nicht von den Häretikern der ersten Jahrhunderte, die mit Recht verurteilt worden sind, weil sie die Lehre der Apostel verleugnet haben. Der Protestantismus ist unfruchtbar. Wenn England auch ungezählte Summen für seine Missionare und für die Verbreitung der Bibel ausgiebt, so fruchten doch seine Missionen nichts. Alle protestantischen Sekten zusammen zählen nur 125 Millionen Anhänger, während die katholische Religion deren über 250 Millionen hat. Die Protestanten haben nicht die Einheit. Ihre Religion ist auf freie Forschung gegründet und jeder legt die Bibel nach seinem Belieben aus. Ihre Sekten sind unzählig und sie treten in komischer und unsittlicher Weise zu Tage. Die Protestanten glauben nicht mehr an die Gottheit Christi. Bei ihrem famosen Konzil im Jahre 1873 haben von 700 Pfarrern nur 200 an die Gottheit Christi geglaubt. In Deutschland ist es jedem Pfarrer verboten, über die Gottheit Christi zu predigen. In den Fakultäten dieses Landes leh-

ren die Männer, die man als die aufgeklärtesten und gelehrtesten achtet, daß Jesus Christus gar nicht existiert habe."

Demnach ist der Protestantismus keine Religion und kann keine sein. Er ist aber auch unsittlich, sagt derselbe Aufsatz, denn „die protestantische Religion zerstört die Grundsätze aller Sittlichkeit und macht aus der Unsittlichkeit eine Quelle der Größe. Sie lehrt, daß die guten Werke nutzlos sind, da der Mensch von vornherein zur Seligkeit oder zur ewigen Verdammnis bestimmt ist. Bei einer solchen Lehre hat der Mensch nicht gegen sich selbst zu kämpfen, um die bösen Neigungen abzuthun; er läßt sich in den Abgrund des Lasters ziehen und giebt sich demselben vollständig hin. Alle Protestanten befolgen freilich diese Lehre nicht gleicherweise, und wenn man deren welche findet, die einige Tugenden besitzen, so steht ihr Benehmen im Widerspruch mit der protestantischen Moral. Der Protestantismus zerstört also jedes sittliche Prinzip."

Litteratur.

Vom „Christian Publishing House", Buffalo, N. Y., kam uns zu: Gelegenheitsreden von W. Kistemann, evang.-luth. Pastor; in Leinwand geb., 256 Seiten, $1. In unserem Urteil über das Büchlein können wir nur bestätigen, was schon der „Deutsch-amerik. Jugendfreund" No. 1, 1901, S. 19 gesagt hat. „Der Titel ist nicht glücklich gewählt." Er läßt ganz anderes erwarten, als was das Buch enthält. Nach dem Titel denkt man an allerlei Ansprachen, die bei irgend welchen Gelegenheiten zu brauchen sind. In Wahrheit aber soll der Titel wohl eine Verdeutschung von „Kasualreden" sein. Aber auch der Titel „Kasualreden" würde dem, der das Buch nicht hat, noch nicht sagen, welche Species von Kasualreden das Buch enthält. Das läßt sich auf dem Titelblatt nur ahnen durch das Motto: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen."

Das Bändchen enthält 40 Traureden. Dieselben enthalten nicht oberflächliche und seichte Allgemeinheiten. Sondern man kann dem Verfasser bezeugen, daß er bemüht war, „auch bei kasuellen Veranlassungen das rechte Wort zu reden." Mit Recht sagt der „Deutsch-amer. Jugendfreund": „Diese Reden stehen dem Inhalt nach an Wert bedeutend über dem Niveau ähnlicher Kasualreden, wie sie so vielfach angepriesen werden und hinterher den Leser meist bitter enttäuschen." Das ganze Büchlein durchweht ein ernster, tief religiöser Geist, und der Verfasser ist bemüht, den Brautleuten zu zeigen, von welchen Bedingungen persönlichen Verhaltens zu einander und zu Gott dem Herrn das eheliche Glück abhängig sei. Auch am Zeugnis gegen weltliche Belustigungen am Hochzeitstage fehlt es nicht. — Es giebt daher mannigfache und reiche Anregung zu richtigen Hochzeitsreden, wie sie ein gewissenhafter Seelsorger braucht bei solchen Gelegenheiten.

Aus demselben Verlage kam uns zu ein hübsches Taschenkalendarium für 1901 mit verschiedenen interessanten Zugaben vom letztjährigen Zensus und acht Kärtchen, enthaltend alle Staaten und Territorien, über die jetzt das Sternenbanner weht. Ein hübsch gebundenes Schreibbüchlein für alle Tage im Jahre, mit Ueberschriftskalender für 1901 und 1902, nebst Uebersicht der Mondphasen im Jahre 1901. Für Pastoren um so brauchbarer als auch das Kirchenjahr und die Sonntagsnamen fürs ganze Jahr berücksichtigt sind. Ein praktisches Taschenbüchlein.

Vom „Central Publishing Haus", Cleveland, O., kam uns ein nicht minder praktisches Taschenbüchlein zu, das jeder Pastor besitzen sollte. Es ist durchweg englisch. Titel: "The Comprehensive Memorandum and Record for Ministers." By Rev. E. Vornholt. Das Büchlein ist in drei verschiedenen Größen zu haben und jede No. ist in zweierlei Einband erschienen:

No. I. Style a. Strong cloth bd'g 35 cents, style b. Leather bd'g 60 cents, für Pastoren, die 50 oder weniger Familien bedienen; No. II. für Pastoren, die 50—150 Familien bedienen, kostet 50 Cts., resp. 75 Cts. No. III. für 150—300 Familien. Preis 90 Cts., resp. $1.15. Das Buch enthält folgende Abteilungen: Directions. Visitation Record and Family Addresses. Visitation of the Sick. Baptisms. Additions. Marriages. Funerals. Sermon Records: Sunday; Week-day. Cash Receipts. Salary Acc't. Summary. Remarks. Meeting of Consistory. Business Meeting of Congregation. Assemblies of Church or Church Boards. Parochial Report. Memorandum Miscellany. Closing Remarks of year ending. Scripture Passages. (Letztere bloß angedeutet für allerlei Vorkommnisse im Seelsorgeramt.)

Ein bloßer Blick über die Inhaltsanzeige kann schon von der Brauchbarkeit dieses hübschen Büchleins überzeugen. Dasselbe hat die Größe von 3½x6 Zoll, und No. 1 hat genau 100 Seiten. Es ist also bequem zum Einstecken. Vorn ist ein Uebersichtskalender für 1901, nebst Mondsphasen und den wichtigsten profanen und kirchlichen Festtagen. Das Büchlein giebt in seiner ganzen Einrichtung eine gute Anregung und Anleitung zu pünktlicher Buchführung im pastoralen Amt. Sehr empfehlenswert.

Vom Verlag des „Methodist Episk. Book-Concern", Jennings & Pye, Cincinnati, O., ging uns zu:

O. Funke, „Die Fußspuren des lebendigen Gottes in meinen Lebenswegen." 2. Band. Mit einem Bildnis des Verfassers. Der erste Band erzählt in ergreifender Weise die Erlebnisse der Kindheit und Jugend bis zum Eintritt ins Predigtamt.

Der vorliegende zweite Band erzählt nun des Verfassers Erlebnisse als Kandidat und Hilfsprediger vom Jahre 1860 bis in die Gegenwart. In 24 Kapiteln wird uns in der wohlbekannten und packenden Sprache des Verfassers Freud und Leid und Arbeit von Pastor O. Funke erzählt. Hochinteressant ist alles, was er erzählt und lehrreich, anregend, nicht nur für Prediger des Evangeliums, sondern für allerlei Leute. Das Buch umfaßt 334 Seiten und kostet bei guter Ausstattung nur $1.25. Wer Funkes Bücher kennt, bedarf keiner Empfehlung; wer sie nicht kennt, sollte sich damit bekannt machen und dafür ist sein Lebenslauf, 2 Bände, gewiß das Passendste.

Verlag von A. Deicherts Buchhandlung, Nachf. (Georg Böhme), Leipzig:

Die neuen evangelischen Perikopen der Eisenacher Konferenz. Exegetisch-homiletisches Handbuch von Lic. Dr. G. Mayer, Pastor in Jüterbog. 2., 3., 4. und 5. Lieferung (kommen auf einmal). Preis per Heft 1 Mark.

Die 2. Lieferung beginnt mit dem Weihnachtsfest, die 5. führt das Werk fort bis zum Sonntag Lätare. Bei einer ganzen Anzahl von Sonntagen

sind zwei Perikopen behandelt. — Wir haben schon im letzten Jahrgang im Juli-Heft, Seite 316 und 317 die erste Lieferung dieses Werkes angezeigt und möchten hier darauf zurückweisen. Die Arbeit von Dr. G. Mayer ist gründlich und gut. Der Grundtext ist im Griechischen voran gestellt und möglichst genaue Uebersetzung dazu gegeben. Welche gründliche Vorarbeit dieses Werk für die Predigt bietet, findet man erst aus, wenn man — wie Schreiber dieses — über die betr. Perikopen predigt und sich zum Studium dieses prächtigen Hilfsmittels bedient. Es ersetzt andere Kommentare vollständig. Wir können unsere Leser nur ermuntern, sich diese Hilfsbücher (siehe auch O. Reyländer in früheren Heften und das gleich nachfolgende) zu verschaffen und sie gründlich durchzuarbeiten.

Im gleichen Verlag erscheint: Die neuen alttestamentlichen Perikopen der Eisenacher Konferenz. Exegetisch-homiletisches Handbuch in Verbindung mit Gen.-Sup. Propst D. Faber, Konist. R. Lic. Keßler; Oberkonsist. R. Prof. D. Kleinert; Past. prim. Kölling; Past. Stosch, Hofprediger Ohly und a. Herausgegeben von Vize-Gen. Sup. A. Pfeiffer in Lübben. Erscheint in 11—12 Lieferungen, 5 Bogen Lex.-8° je 1 Mark.

Die Anlage des Werks ist ähnlich der seiner beiden Vorgänger. Es bringt daher

1. Den hebräischen Grundtext.
2. Eine dem Grundtext möglichst nahe kommende deutsche Uebersetzung.
3. Eine eingehende praktisch-wissenschaftliche Exegese.
4. Die homiletische Verwertung, in der ein ausführlicher Entwurf und mehrere Dispositionen geboten werden.

Das Schlußheft wird ein Vorwort vom Herausgeber enthalten, in welchem in ausführlicher Weise die Stellung des evangelischen Predigers zur historischen Kritik des alten Testaments, ihren Prinzipien und Resultaten dargelegt, die Methode, wie über alttestamentliche Texte vor neutestamentlichen Gemeinden zu predigen sei, erörtert wird, und das Verhältnis, in welchem die alttestamentlichen Texte zu dem Charakter des betr. Sonn- oder Festtags und seinen Evangelien- und Epistelperikopen stehen, übersichtlich aufgezeigt wird.

Müßten die Herausgeber unter die Gewalt des Gedankens sich beugen, daß die historisch-kritische Theologie der Gegenwart wirklich über völlig gesicherte, unumstößliche Resultate ihrer Forschung verfügt, so würden sie den Mut nicht gefunden haben, Hand an dieses Werk zu legen. Sie sind aber der festen Hoffnung und getrosten Ueberzeugung, daß dieser Geist, die heiligen Schriften des Alten Testaments zu betrachten, von der Kirche Christi überwunden werden wird. Darum wollen sie mit ihrer Arbeit dem Alten Testamente seinen Platz auf den Kanzeln der Christengemeinden nicht bloß erhalten und wahren, sondern ihn auch weiter ziehen und erhöhen, in der gewissen Zuversicht, daß das Alte Testament für die Christenheit noch eine große Zukunft hat.

Die ersten zwei Lieferungen führen bis zum 3. Sonntag nach Epiphan. — Für alle, die über alttestamentliche Texte predigen wollen, ist dieses Werk gewiß hochwillkommen, da die Texte sich ja über das ganze Alte Testament verteilen und auch hier ein Kommentar entbehrlich wird durch die treue und fleißige Arbeit der Herausgeber.

Vor dem Abschluß des Manuskripts kam uns von dem geehrten Verfasser, Pastor Christ. Tischhauser, theol. Lehrer am Missionshaus in Basel noch zu: Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Buch, das mit Registern und drgl. 713 Seiten umfaßt. Wir behalten uns vor, genauer auf dasselbe einzugehen und müssen heute uns darauf beschränken, empfehlend auf dasselbe hinzuweisen. Preis geb. $2.65.

„Der Türmer“. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Preis vierteljährlich 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Januarheftes: Wir dürfen nicht? Von J. E. Frhr. v. G. — Fürchte die Nacht. Gedicht von Anna Dix. — Vor hundert Jahren. Aus dem Tagebuche einer reisenden Engländerin. Von Joh. Biegler. — Eine Erinnerung an Adolf Pichler. Von Peter Rosegger. — Der goldene Vogel. Die Geschichte eines Traumlebens. Von Wilhelm Jensen. (Schluß.) — Johann Jakob Moser. Zu seinem 200. Geburtstag. Von Rudolf Krauß. — Sternschnuppen. Von Reinhard Volker. — Die Geliebte. Gedicht von Ludwig Jacobowski. — Staatsmann und Gelehrter. (Neue Veröffentlichungen über Wilhelm von Humboldt.) Von E. K. — Eine philosophische Stimme zur Jahrhundertwende. Von Prof. Dr. Herman Schell. — Ernst Eckstein und Ludwig Jacobowski. Von Karl Berger. — Die neueste Schulreform. Von Dr. Erich Meyer. — Christentum und Zeitströmungen. Von Christian Rogge. — Königsdramen. (Orestie, Agnes Bernauer, Königssöhne.) Von Felix Poppenberg. — Musikalische Gedenktage. Von Dr. Karl Storck. — Aus dem kleinsten deutschen Lande. — Deutsche moralische Eroberungen. Von E. Gagliardi. — Türmers Tagebuch: Ein fideles Haus. Der Lehrsatz des Grafen Bülow. Interessen. Eine kleine Tragikomödie. — Ein Malerhumorist. (Zu unserer Kunstbeilage.) Von S. — Kunstbeilage: Hieronymus Jobs im Examen. Von Joh. Peter Hasenclever. (Photogravure.)

Auch das Dezemberheft ist, wie alle seine Vorgänger, reich an mannigfaltigem Lesestoff. Eine Probe seines Inhalts giebt der an anderer Stelle erscheinende Artikel: „Glocken- und Menschenzungen“, welchen wir aus Türmers Tagebuch im Dezemberheft entnahmen. Dieser Artikel giebt die beste Einsicht, in welchem Sinn und Geist die Zeitschrift gehalten wird.

Schlußbemerkung. — Es ist uns nahe gelegt worden, daß es erwünscht wäre, wenn über irgend ein Perikopensystem oder über freie Texte regelmäßig für jeden Sonntag ein Text im „Magazin“ bearbeitet würde. Eine solche Arbeit, wenn sie Nutzen schaffen soll, dürfte im Umfang nicht zu sehr beschränkt sein. Jedes Heft müßte ca. 8—10 Texte bearbeiten und für jeden Text müßten ca. zwei Seiten zur Verfügung gestellt werden. Wenn dieser Wunsch in weiten Kreisen bei unseren Lesern vorhanden ist, so soll es an der Redaktion nicht fehlen, demselben zu entsprechen. Die nahe bevorstehenden Distriktskonferenzen geben die beste Gelegenheit, daß sämtliche Synodalen über diesen Punkt sich aussprechen können, und möchten wir hiermit die Bitte aussprechen, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorbei gehen zu lassen.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 3. Band. St. Louis, Mo. Mai 1901.

Zur Frage der Unsterblichkeit der Seele.

In der „Deutsch-Amerikanischen Zeitschrift", No. 5 (1901) beschäftigt sich ein Autor mit der Frage: „Lehrt die Bibel die natürliche Unsterblichkeit der Seele?" Und nach einem exegetischen Kurs durch das alte und neue Testament, in welchem viele Bibelstellen angeführt werden, kommt er zu dem Schluß: „Wenn unter derselben eine Unsterblichkeit, unabhängig vom moralischen Charakter, verstanden ist, so antworte ich auf Grund der vorliegenden Ausführung: Ja! Denn sie lehrt, daß die Seele nach dem Tode des Leibes lebt, sich ihrer selbst bewußt ist, aufersteht, ins Gericht kommt und von da ins ewige Leben eingeht, oder ewiger Qual und Pein überliefert wird."

Nun ist so viel gewiß, daß es

1. Gottes Absicht war, den Menschen zur Unsterblichkeit, genauer zum ewigen Leben, zu schaffen. Unsterblichkeit ist ja an sich nur ein negativer Begriff, welcher nicht mehr besagt, als "posse non mori", d. h. die Fähigkeit haben, sich vor dem Sterben zu bewahren. Der positive Begriff ist erst „das ewige Leben", und dieser Begriff ist spezifisch neutestamentlich, obgleich Vorklänge dafür sich schon im Alten Testament finden.

2. Ferner ist gewiß, daß der Mensch diese von Gott beabsichtigte Unsterblichkeit, wie sie eben kurz in ihrem negativen Sinn dargelegt wurde, verloren hat. Die Fähigkeit vor dem Tode, dem Sterben, sich zu bewahren, ist thatsächlich dem Menschen verloren gegangen.

3. Gewiß ist auch, daß Gott seine Absicht, den Menschen zum ewigen Leben einzuführen, nicht aufgegeben hat, sondern beharrlich festhält, trotz Sünde und Tod; daß er dafür das größte Opfer brachte, um den Verlorenen nicht etwa zur Unsterblichkeit, sondern zum ewigen Leben zu helfen. Joh. 3, 16.

4. Obgleich nun zwar der Mensch die ihm von der Schöpfung her verliehene Unsterblichkeit verloren hat durch die Sünde, so steht andererseits auch so viel fest, daß trotz der Auflösung der organischen Einheit zwischen Seele und Leib des Menschen, welche im leiblichen Tode erfolgt, die Seele nicht der Auflösung und Vernichtung anheimfällt. Der Leib zerfällt in seine

materiellen Bestandteile und wird vernichtet, so weit unsere sinnliche Anschauung reicht. Die Seele aber trägt in sich ein gewisses geistiges Zentrum, welches die einzelnen Seelenkräfte noch zusammenhält, daß sie nicht ins Weltall sich verflüchtigen. Dieses geistige Zentrum ist nichts anderes als der Kern der Persönlichkeit, welcher mit der Einhauchung des göttlichen Lebensodems dem Menschen eingepflanzt ist. Dieser Persönlichkeitskern trägt in sich die ganze Kraft der Ewigkeit, ist unverlierbar und vielleicht auch ewig unauflöslich. Auf diesen Kern der Persönlichkeit gründet sich die Fortdauer der Seelen in individuellem Bewußtsein, gründet sich die Möglichkeit der einstigen Wiederbelebung und die Möglichkeit der ewigen Qual und Pein. Der Mensch, als Bild Gottes gedacht, gewollt, geschaffen, ist eo ipso Persönlichkeit. Diese Persönlichkeit ist sein Wesen, und dieses Wesen hört nicht auf, wenn der Tod eine Scheidung herbeiführt zwischen der geistigen Persönlichkeitssubstanz, (welcher Art dieselbe auch sein mag) und der irdischen Leibeshütte, welche die Person sich angezogen und aufgebaut hat im irdischen Leben aus dem Erdenstaube.

Also ganz abgesehen von dem moralischen Charakter eines Menschen steht so viel fest, daß auch nach dem Tode das Wesen der Persönlichkeit des Menschen fortbesteht, fortdauert, Bewußtsein hat, und je nach Umständen in Qualen oder im Wohlsein sich befindet. So weit stimmen wir der Ausführung des Verfassers in obengenanntem Artikel zu.

Es erhebt sich aber hier die Frage: Kann man diese Fortdauer der Persönlichkeit: „Unsterblichkeit der Seelen“ nennen? Wir glauben, daß diese Frage bestimmt verneint werden muß.

Die Unsterblichkeit hat der Mensch verloren durch den Sündenfall. 1 Tim. 6, 16 sagt Paulus von Gott *ὁ μόνος ἔχων ἀθανασίαν* — der allein Unsterblichkeit hat. Und 2 Tim. 1, 10 heißt es von Jesu Christo: *καταρ γήσοντος μὲν τὸν θάνατον φωτίσαντος δὲ ζωὴν καὶ ἀφ δαρσίαν διὰ τοῦ εὐαγγελίοῦ*: „Welcher dem Tode die Macht hat genommen, und Leben und Unvergänglichkeit ans Licht gebracht durch das Evangelium.“ Und Joh. 5, 24 sagt der Herr: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: „Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ 1 Joh. 3, 14: „Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind; denn wir lieben die Brüder. Wer den Bruder nicht liebt, der bleibt im Tode.“ Dieses Bleiben im Tode aber ist verursacht durch das „Bleiben unter dem Zorn Gottes“, Joh. 3, 36. Diese und ähnliche Stellen, die klar und deutlich genug sind, müssen gehört und beachtet werden, wenn man der Frage von der sogenannten Unsterblichkeit der Seelen nachforschen will. Unsterblichkeit kann jene Fortexistenz der Persönlichkeit des Menschen nach dem leiblichen Tode nach der Schrift nicht genannt werden. Es ist vielmehr nur eine bloße nackte Fortexistenz, welcher die wahren Bedingungen des Lebens abgeschnitten sind. Es ist ein passives Hinbrüten und Vegetieren der Persönlichkeit, ohne die Fähigkeit kräftigen Wollens und Wirkens; ein Hineinwühlen in eine unwiederbringliche Vergangenheit, ohne Gegenwart und zum Teil ohne Hoffnung der

Zukunft. Das gilt wenigstens von den unselig Verstorbenen, so weit sie auf sich selbst angewiesen sind.

Der Tod zerstört nicht nur die organische Einheit zwischen Seele und Leib, sondern er bringt als ein entzündliches, zerstörendes Gift auch in die Seele ein, und frißt da weiter, wenn keine heilende Lebensmacht ihm entgegenwirkt. „Das leibliche Sterben ist ja nicht das einzige, womit der ewige Richter unsere Sünde vergilt; das Hingehenmüssen ohne Gottes Geist, das innere Lossein von Gott, ist das andere, und ist das tiefere, woraus auch das Verfallensein an das leibliche Sterben sich erst ergiebt." — Und dieses Hingehenmüssen ohne den Geist aus Gott, das als der Sünde Sold alle Menschen gleicherweise trifft, es wird erst da aufgehoben, wo das Sühnopfer Christi in Wirksamkeit tritt, der Mensch die Sündenvergebung, die Begnadigung und den Geist aus Gott erlangt. So lange das nicht geschehen, steht er unter dem Gericht über die Sünde, dem Tod als der Sünde Sold. Die Seele ist so weit von Unsterblichkeit entfernt — abgesehen von den rettenden Gnadenkräften Gottes —, daß sie vielmehr, so lange sie im Tode bleibt, immer furchtbarer, immer schrecklicher die zerstörende Macht des Todes erfährt, mehr als es je im Leibesleben möglich ist. Der materielle Leib wirkt noch temperierend, mäßigend, abkühlend, das Sein der Seele im Leibe macht die Pein erträglicher, stumpft gewissermaßen ab gegen die Schmerzen. Die Losscheidung vom Leibe läßt die Seele sofort rasende Schmerzen erfahren. eine Pein, gegen welche kurze Erdenqualen wie nichts erscheinen. Daraus erklärt sich die Lust, das Verlangen der abgeschiedenen, unseligen Geister, in irgend welche leibliche Behausung, sei es der Menschen, sei es sogar des Viehes (vergl. Matth. 8, 28—31) zu fahren, um eine Art S c h l a m m b a d im groben Stoffleibe zu empfangen gegen die Seelenqualen.

Baader beschreibt (s. Baaders Werke, 4. Band, S. 41 ff.) unter der Aufschrift: „Fragment aus der Geschichte einer Hellsehenden" die Höllenqualen, welche die Besessene zu erdulden hatte von den Plagegeistern, welche sie quälten und mit teuflischer Wollust die Qualen beschrieben, welche sie der Leidenden anzuthun gesonnen seien, und die sie dann auch im Beisein der Aerzte erlitt. Dabei bemerkte die Besessene, „daß alle Pein, welche jeder dieser Plagegeister sie leiden mache, „nur ein wohlthuender Tau sei", gegen die Höllenqual, die er selber leiden müsse." (Der betreff. Bericht ist auch zu finden in Joh. Frd. v. Meyers „Blätter für höhere Wahrheit, 1. Samml., S. 290—314.) Hiermit vergleiche man Matth. 15, 22: Meine Tochter wird von Dämonen übel geplagt (κακως δαιμονίζεται.) Diese Plage wird erzeugt durch das Streben abgeschiedener Geister, in einen Menschenleib zurückzukehren.

Der Tod kommt damit, daß Seele und Leib sich scheiden, nicht zum Stillstand und Abschluß. Sondern der Tod ist als ein fortgehender P r o z e ß zu betrachten, und zwar als Scheidungs- und Auflösungsprozeß, der schon im Menschen bei Leibesleben wirksam ist, und nie zum Stillstand kommt, sondern Zerstörung, völlige Vernichtung des Lebens der Person als letztes Ziel hat. Ob je dieses Ziel bei den Verdammten erreicht wird, das ist ein Geheimnis, das wir nicht ergründen können. Aber ernste Bibelforscher haben — unfähig eine endliche Wiederbringung aller Verdammten zuzugeben — sich für die Annahme entschieden, daß die endliche Vernichtung, Auflösung

der Personen der Verdammten das letzte Ende derselben sei. Man vergleiche den ergreifenden Schluß von Jes. 66, 24: „Leichname“, „Ruinen“ sind es noch, die übrig bleiben, nicht aber unsterbliche Seelen! Ausgeglühte, ausgebrannte Krater, unfähig zur Erneuerung des Lebens!

Auch im Scheol hat der Tod seine Macht über die Seelen. Vrgl. Ps. 49, 15: „Sie liegen in der Hölle wie Schafe, der Tod naget (oder weidet) sie . . . in der Hölle müssen sie bleiben!“ Jesaja 50, 11: „Siehe, ihr alle, die ihr ein Feuer angezündet, mit Flammen gerüstet, geht hin in das Licht eures Feuers und in die Flammen, die ihr angezündet habt! Solches widerfährt euch von meiner Hand; in Schmerzen müßt ihr liegen.“ Und doch ist der Scheol nur der Zwischenort der Seelen zwischen dem Erdenleben und der Gehenna, der endlichen Verdammnis, in welche alle verwiesen werden, welche am Tage des Gerichts verworfen werden. Während aus dem Scheol noch eine Erlösung, und ein Eingang zum Leben möglich ist (Hosea 13, 14), ist dagegen eine Erlösung aus der Gehenna ausgeschlossen. Höchstens kann das gesagt werden: Nach dem Verlauf von Aeonen (vrgl. Offb. 14, 11), deren Dauer und Zahl uns unbekannt ist, mag jenes letzte Ende eintreten, von welchem 1 Kor. 15, 24—26 die Rede ist. „Der letzte Feind, der aufgehoben wird — καταργεῖν = entmächtigen, zerstören, vernichten — ist der Tod.“ Sollte das nicht der „andere Tod“ sein? Kann von einer Aufhebung der Todesmacht die Rede sein, wenn „draußen“, außerhalb der neuen Lebenswelt, noch Ruinen sind, von denen der „Rauch der Qual“ aufsteigt?

Also weit entfernt davon, daß wir von einer natürlichen Unsterblichkeit der Seelen reden können, müssen wir vielmehr feststellen, daß der Sünder das Todesprinzip in sich trägt, und daß dieses Prinzip nicht zum Stillstand kommt, weder im diesseitigen, noch im jenseitigen Leben, es nagt und wühlt fort bis in der Hölle Grund.

Soll der Sünder aus dem Tode zum Leben hindurchdringen und wieder zum Leben aus Gott erneuert werden, so ist das nur möglich, wenn der himmlisch-verklärte Menschensohn, in welchem die Fülle der Gottheit leiblich wohnt, die Neuzeugung der dem Leben aus Gott abgestorbenen Menschenseele vollbringt. Diese innerliche Neuzeugung der Menschenseelen aus Christo ist die Vorbedingung unserer Auferstehung zum ewigen Leben.

Gezeugt werden können wir aber nur aus einem, dessen Natur die unsrige ist (Ebr. 2, 14 ff.) Daher ist nicht nur für die künftige Auferweckung unseres Leibes allein, sondern auch schon für unser diesseitiges Herzensleben Christi Tod und Auferstehung die Ursache. Ohne ihn, ohne sein Leben in uns, wäre in uns kein Leben, welches die Macht der Sünde und des Todes in uns durchbrechen könnte. (Joh. 15, 1 ff.)

Die Geistdurchdringung unserer Seelen ist die Folge davon, daß Christus in der Auferstehung zum lebendigmachenden Geist geworden ist (1 Kor. 15, 45). Eine Seele, d. h. ein solches Lebensprinzip, das nur eben ein natürliches Leben führt, noch nicht ein Leben aus Gott und in Gott, das nur den natürlichen Trieben folgt, kann dem Zug des Erdenleibes zu der Erde, von welcher er genommen ist, nicht wehren. Dagegen ein in Gott und aus Gott lebendes Lebensprinzip empfängt Unsterblichkeitskräfte aus Gott und teilt sie

seinem Leibe mit, empfängt Herrscherkräfte aus Gott und beherrscht den Leib durch sie. Nicht durch einen einfachen Machtakt, oder Machtgebot des wiederkommenden Christus kann dem Menschen der himmliche Geistleib gegeben werden, sondern nur durch die vorherige Durchbringung unserer Seelen von dem lebendigmachenden Geiste Christi, Röm. 8, 11, was Paulus ein andermal nennt ein Entgegenkommen der Auferstehung von den Toten." (Phil. 3, 11.) Dieses Entgegenkommen findet da statt, wo man nach V. 10 die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden empirisch erkannt und erfahren hat, und seinem Tode ähnlich geworden ist.

In solchen aus Christo neugezeugten Seelen wird also der Todesprozeß durchbrochen und es setzt ein Lebensprozeß ein, welcher eben so wenig zum Stillstand kommt, wie der Todesprozeß in den Verlorenen. Das Ziel aber des Lebensprozesses ist die Aehnlichkeit mit dem erstgeborenen Bruder (Röm. 8, 29; 1 Joh. 3, 2.) — Diejenigen also, welche diese Lebenserneuerung durch Christum erfahren, bekommen ein Leben, das von Verderben, Tod und Verwesung nichts mehr weiß. Sie und nur sie bekommen Teil an der göttlichen ἀφθαρσία und ἀθανασία (Unvergänglichkeit und Unsterblichkeit), welche Christus uns durch seinen Tod erworben hat. Diese Seelen haben dann nicht nur Unsterblichkeit, sondern ewiges Leben. Joh. 17, 2. Bei diesen ist, wenn sie die Unsterblichkeit anziehen, der Tod verschlungen in den Sieg (1 Kor. 15, 54. 55) und dieser Sieg über den Tod ist nicht Naturgabe und natürliche Unsterblichkeit. Sondern: Der Tod ist der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn. (Röm. 6, 23; 1 Kor. 15, 57.) Die andern aber, die unter dem Zorn Gottes bleiben, bleiben auch in der Macht des Todes für immer.

Das Verhältnis der menschlichen Freiheit zur göttlichen Gnade im Werke der Bekehrung.

(P. K. Scheib.)

Schon bei oberflächlichem Nachdenken über dieses Thema wird es uns klar, daß dasselbe eine der wichtigsten und schwersten Fragen, die es für den Christen giebt, in sich schließt. Denn wenn es wahr ist, daß ohne Bekehrung kein Mensch vor Gott gerecht und selig werden kann, so muß es von der größten Bedeutung sein zu wissen, wie die Bekehrung zustande kommt. Nicht nur für den Pastor ist dieses Wissen unerläßlich, damit er die christliche Lehre der Wahrheit gemäß predigen kann, sondern auch für ein Gemeindeglied ist es gut und heilsam, darüber im Reinen zu sein, ob der liebe Gott uns bekehrt, oder ob wir uns selbst bekehren können, und was wir zu unsrer Bekehrung zu thun vermögen, — und weiter ob diejenigen, denen Gott Gnade erweist, unter allen Umständen bekehrt und selig werden müssen, mögen sie thun und lassen, was sie wollen, — und ob andere nicht zur Seligkeit auserwählt und bestimmt sind, auch wenn sie mit allem guten Willen nach dem Himmelreich trachten.

Es liegt auf der Hand, daß die verschiedene Beantwortung dieser Fragen den tiefgehendsten Einfluß auf das Leben jedes Einzelnen und auch auf die Stellung der Menschen zueinander hat. Derjenige der da glaubt, die Gnade Gottes thue bei der Bekehrung alles, der kommt leicht dahin, daß er in sei-

nem Christentum lau, träge und tot wird und die Bekehrung aufschiebt und erst ganz zuletzt damit Ernst machen will; er denkt, die Gnade wird ihm ja dann immer noch helfen. Derjenige, der da meint, die Gnade Gottes thue es allein, der wird entweder in der angenehmen Hoffnung, daß er zu den Begnadigten gehört, sich in falscher Sicherheit wiegen, oder aber in der beunruhigenden Furcht, daß ihn Gott doch nicht liebe und erwählt habe, der Verstockung und Verzweiflung anheimfallen. Derjenige aber, der die Ansicht hegt, es komme bei der Bekehrung schließlich doch auf unseren Willen und unser Verhalten an, der erliegt gar häufig der Selbstgerechtigkeit und dem geistlichen Hochmut. Und wenn einer denkt, es gehört beides zusammen, Gottes Gnade und unser freiwilliges Wirken, dem wird's zuweilen dunkel sein, was er Gott überlassen darf und was er selber auszurichten hat, und ob er selber oder ob der liebe Gott den Anfang machen muß. So wartet vielleicht mancher darauf, daß ihn Gott einmal reichlich segnen solle in irdischen oder himmlischen Gütern, dann würde er auch seine christlichen Pflichten erfüllen.

Um alle diese und ähnliche Verkehrtheiten zu vermeiden, ist es notwendig, darüber möglichst Klarheit zu erlangen, in welchem Verhältnis die menschliche Freiheit zur göttlichen Gnade im Werke der Bekehrung steht.

Wir greifen zur Bibel, als zur Norm und Richtschnur unseres Denkens und Handelns und forschen nach Aufschluß.

Lesen wir nun die hierher gehörigen Schriftstellen im Zusammenhang durch, so finden wir, daß die göttliche Offenbarung nicht so ohne Weiteres eine Antwort auf unsere Frage giebt. Im Gegenteil, es treten uns zwei Reihen von Schriftaussagen entgegen, die einander zu widersprechen scheinen. Auf der einen Seite nämlich wird die Bekehrung als ein Werk der Gnade Gottes bezeichnet, auf der andern aber als eine Leistung vom Willen des Menschen gefordert. Für jedes von beiden lassen sich zahlreiche Beweise aus dem alten wie aus dem neuen Testamente anführen. Wir wollen nur an die hauptsächlichsten erinnern.

Jeremias 31, 18 und 19 lesen wir: „Bekehre du mich, so werde ich bekehrt, denn du Herr bist mein Gott; da ich bekehret ward, that ich Buße." Jeremias 24, 7; Ezechiel 11, 19; 36, 26: „Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben und will das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen und will solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und danach thun." Eine Erneuerungsthat Jehovas für sein Volk wird hiermit in Aussicht gestellt, welche Israel nicht selbst vollbringen kann noch soll. Der Einzelne kann um diese Erneuerung bitten, wie es besonders Psalm 51, 12 zu erkennen ist: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist."

Ebenso wird auch im Neuen Testament das Heil ausdrücklich auf Gott zurückgeführt. Schon daß der Herr die Bedingung zum Eintritt ins Himmelreich als Wiedergeburt — Joh. 3 — darstellt, besagt dies. Denn Geburt ist eine Erfahrung, die der Mensch macht, und in welcher er sich, wie es in der Natur der Sache liegt, passiv verhält. Gleicherweise wird in der apostolischen Lehrdarstellung der Anfang des neuen Lebens, das in den Christen begonnen, ausschließlich in Gott gesucht, der sie aus dem Tode in das Leben versetzt hat. Ephes. 2, 5: „Da wir tot waren in den Sünden, hat er uns samt Christo le-

bendig gemacht"; und Kol. 2, 13 — Alles was der Christ besitzt, hat er der Gnade zu verdanken. 1 Kor. 4, 7: „Was hast du aber, das du nicht empfangen hättest? So du es aber empfangen hast, was rühmest du dich denn, als der es nicht empfangen hätte?" 1 Kor. 15, 10: „Aus Gnaden bin ich, was ich bin." Phil. 1, 6: „Ich bin desselben in guter Zuversicht, daß der in euch angefangen hat, das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi." Phil. 2, 13: „Gott ist es, der in euch wirket, beides das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen." Beides, Buße wie Glauben, die die Bekehrung ausmachen, werden auf diese Gotteswirkung zurückgeführt. Es ist von einem Geben der Buße *δοῦναι μετάνοιαν* die Rede in Apost-Gesch. 5, 31: „Gott hat Jesum durch seine rechte Hand erhöhet zu einem Fürsten und Heiland, zu geben Israel Buße." Apost.-Gesch. 11, 18: „Sie lobten Gott und sprachen: So hat Gott auch den Heiden Buße gegeben zum Leben." 2 Tim. 2, 25: „Strafe die Widerspenstigen, ob ihnen Gott dermaleinst Buße gäbe, die Wahrheit zu erkennen." In Ephes. 1, 19 und 20 führt der Apostel aus, daß der Glaube einer Kraftwirkung Gottes entspringe, welche sich der andern vergleicht, die er in der Auferweckung Christi vollzogen, so daß also damit das Gläubigwerden in ähnlichem Sinne ein Gotteswerk der Neubelebung genannt wird, wie es die Auferstehung Jesu war. Ephes. 2, 8—10 heißt es: „Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, und dasselbe nicht aus euch; Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme. Denn wir sind sein Werk, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken, zu welchen Gott uns zuvor bereitet hat, daß wir darinnen wandeln sollen."

Auf der andern Seite nun wird die Bekehrung vom Menschen gefordert und Buße und Glaube als dasjenige hingestellt, welches der Mensch mit seiner eignen Willensthätigkeit zu leisten hat. Die Mahnung an Israel: „Bekehre dich"*) ergeht mehr als drei Dutzendmal im Pentateuch, in den Büchern der Richter, Samuelis, der Könige, der Chronika, in Hiob, den Psalmen, in Jesajas, Jeremias, Hesekiel, Hosea, Joel und Maleachi.**)

Im Neuen Testament ist die *μετάνοια*, die Buße, die Sinnesänderung, die sittliche Grundlage des Heils, die der Mensch selbst zu legen hat. Matth. 3, 2: „Johannes sprach: Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." Matth. 4, 17: „Von der Zeit an fing Jesus an zu predigen und zu sagen: Thut Buße." Ebenso Mark. 1, 4 und Luk. 3, 3. Mark. 6, 12: „Die Jünger gingen aus und predigten, man sollte Buße thun." Apost.-Gesch. 3, 19: „So thut nun Buße und bekehret euch, daß eure Sünden vertilget werden." Apost.-Gesch. 17, 30: „Nun aber gebietet Gott allen Menschen an allen Enden Buße zu thun." Offenbarung Joh. 3, 19: „So sei nun fleißig und thue Buße." Und mit der Buße wird der Glaube gleichzeitig verlangt, das *πιστεύετε* schließt sich meistens unmittelbar an das *μετανοεῖτε* an; z. B. Mark. 1, 15: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium." Der Glaube wird auch als ein Gehorsam bezeichnet, z. B. Röm. 1, 5, wo Paulus

*) שׁוּב = zurückkehren, wenden.

**) Deuter. 30, 10; 1 Samuel 7, 3; 2 Chron. 15, 4; 24, 19; Hiob 22, 23; Jes. 19, 22; 55, 7; 60, 5; Jerem. 3, 7; 4, 1; 5, 3.

sagt, daß er das Apostelamt empfangen hat, unter allen Heiden aufzurichten ὑπακοὴν πίστεως. Damit ist ein sittliches Thun gemeint, welches der Mensch zu vollbringen hat. — Ebenso will der Herr Jesus nicht einen Glauben, der bloß eine Sache des Eindrucks sei, den seine Wunder machen, den man also nur empfängt, sondern einen Glauben, der sich auf das Wort gründet, und eine Sache des Willens ist, den man bethätigt. Deshalb verbietet er oftmals geradezu von seinen Wundern viel zu erzählen, damit der Glaube nicht eine Folge der Empfindung, oder Stimmung oder Autorität oder dergl. sei, kurz nicht etwas Passives, sondern eine freie, sittliche That sei. Wo im Neuen Testament Buße und Glaube unter dem einen Wort Bekehrung zusammengefaßt sind, so zeigt der griechische Ausdruck hierfür ἐπιστρέφειν, daß hierunter eine Selbstthätigkeit des Menschen zu verstehen ist. Denn dieses Wort wird nur im Aktivum und Medium, aber nie im Passivum gebraucht. Es wird nie angewendet in dem Sinne von „bekehrt werden". Mag die Gnade dem Menschen auch noch so nahe kommen, er muß sie doch selber ergreifen, 1 Tim. 6, 12, er muß die Thür aufmachen, daß Jesus zu ihm eingeht, Offenb. 3, 20; ja, er muß schaffen mit Furcht und Zittern, daß er selig wird. Phil. 2, 12.

Diese kleine Zusammenstellung von entgegengesetzt lautenden Bibelstellen zeigt uns, daß die Schrift beides behauptet, einerseits, daß der Herr unsre Bekehrung wirkt, und andrerseits, daß wir Menschen unsre Bekehrung schaffen sollen. Demnach steht es also fest, daß ebensowohl die Gnade Gottes, wie die menschliche Freiheit im Werk der Bekehrung geschäftig ist, und daß letztere nicht einem von beiden allein zugeschrieben werden kann, denn sonst wäre von dem andern nicht die Rede.

Nun fragt es sich, in welchem Verhältnis stehen beide zu einander?

Wir greifen wieder zur heil. Schrift und suchen nach Stellen, in welchen etwa eine Antwort auf diese Frage enthalten sein möchte? Aber wie sehr wir auch suchen, wie oft wir auch die Bibel von vorn bis hinten durchlesen mögen, nirgends können wir einen Vers entdecken, der ausgesprochenermaßen von diesem Verhältnisse handelt, oder gar dasselbe kurz und bündig definiert. An keiner Stelle ist die Gnade und die menschliche Freiheit in Beziehung zu einander gesetzt — alles was wir bei unserm Forschen einigermaßen erspähen können, ist das Bindeglied, welches die göttliche Gnade mit der menschlichen Freiheit zusammenbringt und miteinander vereinigen kann. Und das ist das, was die Schrift von der Berufung sagt. Gott der Herr ruft die Menschen zum Himmelreich, er läßt ihnen seine Gnade anbieten, er wendet sich hierdurch mit seinen Gaben an den freien Willen und die Selbstentscheidung des Menschen. Mit der Zurichtung des Reiches, in welches der Bekehrte kommen soll, geht von Alters her Hand in Hand die göttliche Berufung zu diesem Reiche. Das καλεῖν ist der Propheten und des Herrn Jesu und seiner Apostel vornehmstes Geschäft. So werden wir also zunächst blos eingeladen und aufgefordert zur Bekehrung. Dies ersehen wir aus dem Gleichnis von der königlichen Hochzeit, Matth. 22, 1 ff., vom großen Abendmahl Luk. 14, 16 ff., von den Arbeitern im Weinberg Matth. 20, 1 ff. — Der eingeborene Gottessohn ist gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen, Matth. 9, 13; Mark. 2, 17; Luk. 5, 32. Wir sehen ihn in diesem seinem Berufswirken die Verlornen suchen, die Küchlein sammeln,

die Mühseligen zu sich locken. Und diese Berufung soll an alle ergehen. Die Jünger werden ausgesendet in alle Welt, um die Gnade allen Menschen, allen Völkern anzupreisen, um das Evangelium zu verkündigen aller Kreatur Matth. 28, 19; Mark. 16, 15; Luk. 24, 47. Gott will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre, 2. Petri 3, 9. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Joh. 3, 16.

Diesem Rufen gegenüber kann nun der Mensch taub sein. Es ist in seinen eignen Willen gestellt, daß der, welcher Ohren hat zu hören, auch wirklich höre; er kann das Wort abweisen. Jerusalems Sünde ist es, daß es nicht gewollt hat, Matth. 23, 37. Jesus straft die Juden um ihre Unwilligkeit, daß sie nicht zu ihm kommen wollen, Joh. 5, 40, während die Jünger das Wort angenommen haben. Joh. 17, 6 und 8.

Weiterhin, es ist nicht blos äußerlich Gelegenheit gegeben, das Wort zu hören, sondern in dem Wort der Berufung liegt auch eine innere Möglichkeit zu seiner Annahme durch die Wirkung, welche es auf das persönliche Innenleben des Menschen ausübt. Welcher Art diese Wirkung ist, das zeigt z. B. Luk. 24, 32, wo wir lesen, daß das Herz beim Hören des Wortes brenne; Apost.-Gesch. 2, 37 wo das Wort durch das Herz geht; Apost.-Gesch. 16, 14 wo Gott das Herz aufthut; Joh. 6, 44 wo der Vater zum Sohne zieht. Es wird in diesen Stellen ein innerer Vorgang anschaulich gemacht, an dem wir erkennen, daß eine vorher unbekannte höhere Macht dem Menschen im Worte entgegen tritt, ihn berührt und in Bewegung setzt, und seinen Willen in ihre Bahnen nachzuziehen sucht. Es bleibt nun auch hier wieder dem Menschen unbenommen, sein bewußtes Wollen in Kraft seiner Selbstbestimmung aus dieser Bewegung zurückzuziehen und sie damit zum Stillstand zu bringen. Er kann sein Herz verstocken, Hebräer 3, 8, er kann wider den Stachel löcken, Apost.-Gesch. 9, 5.

Aus diesen Stellen erkennen wir also, daß in der Berufung, die durch Verkündigung und lebendige Bezeugung des Wortes geschieht, die Gnade dem Menschen nur angeboten, aber nicht aufgezwungen wird. Gott respektiert überall die Persönlichkeit im Menschen, der als seine Pflicht und Aufgabe erkennen soll, der freundlichen Einladung seines himmlischen Vaters zu folgen. Auch in den Seligpreisungen, Matth. 5, wird die Gerechtigkeit des Himmelreichs als Gabe dargestellt, die denen geschenkt wird, welche danach hungern und dürsten und auch danach am ersten trachten. (Matth. 6, 33.)

Alle diese Schriftaussagen belehren uns aber, wie gesagt, nur darüber, daß wo die Bekehrung zu stande kommt, göttliche Gnade und menschliche Freiheit zu ihrem respektiven Wirken vereinigt worden sind durch die Berufung. Dadurch tritt uns Gott nahe und ergreift uns und wir ergreifen ihn dann mit Bewußtsein wieder, wie dies Paulus bestätigt, Phil. 3, 12: „Ich jage ihm nach, ob ich es ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin.“ Wie das zugeht, und in welchem Verhältnis dabei göttliche Gnade und menschliche Freiheit zu einander stehen, darüber teilen uns weder die Propheten noch der Heiland noch die Apostel etwas Bestimmtes mit. Nur darüber finden sich

einige Aussprüche der Schrift, warum der eine Mensch die Gnade ergreift und der andere sein Herz verstockt. Statt aber mehr Licht auf unseren Gegenstand zu werfen, machen ihn diese Stellen nur noch dunkler. Mark. 4, 11 und 12 lesen wir nämlich: „Er sprach zu ihnen: Euch ist es gegeben, das Geheimnis des Reiches Gottes zu wissen, denen aber draußen widerfährt es alles durch Gleichnisse, auf daß sie es mit sehenden Augen sehen und doch nicht erkennen, und mit hörenden Ohren hören und doch nicht verstehen, auf daß sie sich nicht dermaleinst bekehren und ihre Sünden ihnen vergeben werden." Joh. 12, 39 und 40: „Darum konnten sie nicht glauben, denn Jesajas sagt abermal (6, 9 und 10): Er hat ihre Augen verblendet und ihr Herz verstockt, daß sie mit den Augen nicht sehen, noch mit dem Herzen vernehmen, und sich bekehren und ich ihnen hülfe." Röm. 8, 29 und 30: „Welche er zuvor versehen hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten, dem Ebenbilde seines Sohnes, auf daß derselbe der Erstgeborne sei unter vielen Brüdern; welche er aber verordnet hat, die hat er auch berufen, welche er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht, welche er aber hat gerecht gemacht, die hat er auch herrlich gemacht." Und in dem Kapitel 9, 10 und 11 des Römerbriefes legt Paulus dar, daß Gott sich erbarmt, welches er will und verstocket, welchen er will (9, 18), daß er mit großer Geduld getragen hat die Gefäße des Zorns, die da zugerichtet sind zur Verdammnis, und daß er kund thut den Reichtum seiner Herrlichkeit an den Gefäßen der Barmherzigkeit, die er bereitet hat zur Herrlichkeit." (9, 22. 23.) In diesen Stellen ist angedeutet, daß Gott schon im Voraus gewußt und bestimmt und berufen und erwählt hat (*προέγνω καὶ προώρισεν καὶ ἐκάλεσεν*) diejenigen, die gerecht und selig werden sollen, ja noch mehr, daß er Gnade erweist und daß er verhärtet, je nachdem er will.

Nun fragen wir erst recht, wie verhält sich denn solchem Thun Gottes gegenüber die menschliche Freiheit? Bin ich denn überhaupt noch frei, wenn mir das, was ich aus eigenem Willensentschluß zu thun meine, vorher schon bestimmt und verordnet ist? Wird hierdurch der Begriff der Freiheit nicht ganz und gar illusorisch gemacht? Und doch zwingt uns die Schrift hinwiederum unter Hinweis auf das Endgericht daran festzuhalten, daß der Mensch so etwas wie Freiheit und Selbstentscheidung haben m u ß , denn Gott könnte ja den Menschen nicht zur Rechenschaft ziehen, wenn er wie eine Maschine wäre, die nicht anders arbeiten kann, als wie der Erbauer es vorschreibt. Niemand könnte dann mehr für sein Thun und Lassen verantwortlich gehalten werden — und das würde die ganze Weltordnung auflösen. Wir müssen demnach doch zur Annahme der menschlichen Freiheit berechtigt sein, — aber schwieriger denn je erscheint uns jetzt die Beantwortung der Frage: Wie verhält sich zu solcher Freiheit die Gnade Gottes im Werke der Bekehrung?

Durch unsere bisherige Untersuchung haben wir uns nur davon überzeugen können, daß die Bibel diese Frage nicht beantwortet. Sie schweigt darüber, wie über so viele andre Dinge, die wir gerne wissen möchten.

Es ist daher dem christlichen Denken überlassen, sich die Sache zurechtzulegen und den geheimnisvollen Schleier zu lüften, in welchen die Schrift durch ihre verschiedenartigen Aussprüche dieses Thema hüllt.

Das haben denn auch zu allen Zeiten die hervorragendsten Geister der Christenheit zu thun versucht. Die Kirchengeschichte legt beredtes Zeugnis ab

von dem unablässigen gewaltigen Ringen, in welchem sich der vom heil. Geiste erleuchtete Menschenverstand aufs äußerste anstrengte, darüber Gewißheit zu erlangen, wie die Gnade Gottes zu verstehen und wie die menschliche Freiheit zu fassen ist. Aber auch die weisesten, die scharfsinnigsten und gläubigsten Kirchenlehrer vermochten dabei kein übereinstimmendes und allseitig befriedigendes Resultat zu erzielen. Selbst für den gelehrtesten Menschen ist diese Frage, wie Augustin sagt, ita difficilis ut quando defenditur liberum arbitrium negari dei gratia videatur, quando autem asseritur dei gratia liberum arbitrium putatur auferri.

Zur Bildung unsrer eignen Glaubensanschauung kann es nur förderlich sein, wenn wir uns in Kürze vergegenwärtigen, was einige der ausgezeichnetsten Gottesmänner über diese Kardinalfrage lehren, und welche Stellung dazu in den kirchlichen Bekenntnisschriften genommen ist.

Beginnen wir mit der Griechischen Kirche des Morgenlandes. Die Väter dieser Kirche, wie Justin, Irenäus, Klemens von Alexandrien, Origenes, Gregor von Nyssa, Chrysostomus, Theodorich, Johannes Damascenus beschäftigen sich eigentlich gar noch nicht so genau mit dem Unterschied, der zwischen den bekehrten und unbekehrten Menschen besteht. Sie analysieren daher auch nicht den Vorgang der Bekehrung und setzen bis ins Einzelne die Grenzen fest, innerhalb deren sich die göttliche Gnade und die menschliche Freiheit bewegt. Sie lehren einfach unter Anlehnung an die philosophischen Axiome ihrer Zeit, daß zum menschlichen Thun die göttliche Kraft hinzutritt, welche das ergänzt, was der schwachen Natur fehlt (Irenäus). Wie der Arzt denen Gesundheit verschafft, die zur Gesundheit mitwirken, so Gott das Heil denen, welche mitwirken zur Gnosis und zum guten Handeln (Klemens). Das Gute ist ein gemischtes Produkt menschlicher Freiheit und göttlicher Gnade (Origenes). Unser ist der Anfang, Gottes die Vollendung. Weil nun auf Gott der größere Teil fällt, so schreibt ihm der Apostel Röm. 9, 16 („So liegt es nun nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen") das Ganze zu, wie man eben im gewöhnlichen Leben redet (Chrysostomus). Gnade und Freiheit wird so noch in der Weise koordiniert, daß das Wirken der Gnade von dem vorhergehenden Verhalten der Freiheit abhängig ist. Ueber diese Bestimmung ist auch bis jetzt die griechische Kirche nicht hinausgekommen.

Anders verhält sich's in der lateinisch sprechenden Kirche des Abendlandes. Hier wird von vornherein der Gegensatz zwischen bekehrt und unbekehrt betont und die spezifische Neuheit des Christlichen hervorgehoben. Tertullian lehrt mit Entschiedenheit das vitium originis. Die Gnade ist ihm eine umbildende Macht, aber doch nur so, daß sie immer den freien Willen und dessen Bethätigung voraussetzt. Wenn wir das Gift der Bosheit ausspeien und anfangen zu glauben, dann verdienen wir uns die Gnade. Und da das Gute in der menschlichen Natur nur verdunkelt, nicht verderbt ist, so kommt durch die Gnade der Bekehrung der vom Gewand der Sündhaftigkeit zugedeckte Grund der Seele zu Tage. Tertullian stellt so die Theorie von den verdienstlichen Werken auf und dadurch wurde die volle Würdigung der Gnade verhindert. Pelagius und sein Freund Cölestius, zwei gelehrte, sittenstrenge britische Mönche, die sich in Rom, Nordafrika und Palästina aufhielten, lehren folgen-

dermaßen*): Der Fall Adams habe in der menschlichen Natur gar nichts geändert und sei ohne allen Einfluß auf seine Nachkommen geblieben. Von einem tradux peccati sei keine Rede. Jeder Mensch werde noch ebenso geboren, wie Gott den ersten Menschen geschaffen hat, d. h. ohne Sünde und ohne Tugend. Durch seine völlig ungeschwächte Freiheit entscheide er sich dann später für das eine oder das andere. Der Mensch kann vermöge seiner Willenskraft völlig sündlos bleiben. Die Gnade Gottes in der Erleuchtung durch die Offenbarung, in der Sündenvergebung als Aeußerung göttlicher Nachsicht und in der Stärkung unsrer sittlichen Kraft durch Anreizungsmittel des Gesetzes und des vollkommenen Vorbildes Jesu und der Verheißung des ewigen Lebens, erleichtere dem Menschen die Erreichung seiner Bestimmung, sei aber nicht absolut notwendig.

Diese mit dem Namen Pelagianismus benannte Lehrweise, die Pelagius in einem Kommentar über den Römerbrief darlegte, wurde auf der Generalsynode zu Karthago 418 und noch einmal auf dem ökumenischen Konzil zu Ephesus 431 verdammt, und zwar hauptsächlich auf Betreiben von Augustin, Bischofs zu Hippo Regius in Numidien. Mehr wie irgend ein andrer hat dieser durch vielseitige Lebenserfahrung wie durch tiefgegründetes geniales Wissen gebildete Mann zur Bearbeitung unseres Themas beigetragen. Aus seinen geistgewaltigen Schriften De libero arbitrio, de gratia Christi, de praedestinatione sanctorum, de civitate dei und anderen lassen sich die Grundzüge seines Systems ungefähr folgendermaßen zusammenstellen. Er geht aus von dem Worte Pauli und kommt immer wieder auf dasselbe zurück, das geschrieben ist 1 Kor. 4, 7: „Was hast du aber, das du nicht empfangen hast?" Gott ist ihm die alleinige Realität, die Fülle alles Guten u. s. w. Davon kann sich niemand etwas nehmen, es werde ihm denn gegeben, Joh. 3, 27. Nach dem Sündenfall hat der Mensch keine Freiheit mehr zu Gutem, — in ihm ist nur eine dira necessitas peccandi, das posse non peccare ist zu non posse non peccare geworden. Weil er aber etwas empfangen kann, dessentwegen besitzt er die Fähigkeit zur justitia civilis und auch die Erlösungsfähigkeit. Und daran knüpft die Gnade Gottes an. Sie weckt zunächst das Bewußtsein der Sünde und die Sehnsucht nach Erlösung (gratia praeveniens) pflanzt vermittelst des Glaubens, der auch ein Gnadenwerk ist, in die Lebensgemeinschaft mit Christo und stellt den freien Willen zum Guten wieder her (gratia operans) und unterstützt in dem beständigen Kampfe des Bekehrten gegen die concupiscentia (gratia cooperans). Die Gnade ist also absolut notwendig, sie ist Anfang, Mittel und Ende der Bekehrung, oder nach Augustin kann der Mensch gar nichts dazu thun. Daraus zieht der große Kirchenlehrer dann in logischer Konsequenz den weiteren Schluß, daß es auch nicht in dem Verhalten des Menschen, sondern nur in einem ewigen unbeding-

*) Pelagius vertritt den Creatianismus, welcher lehrt, daß jeder Mensch ebenso geschaffen wird wie Adam vor dem Fall. Demgegenüber behauptet der Traduzianismus, daß dies nicht so sei, sondern daß jeder Mensch die von Adam bei dem Fall kontrahierte Sündhaftigkeit von seinen Eltern erbe. (Erbsünde.)

ten Ratschlusse Gottes (decretum absolutum) begründet sein könne, wenn ein Mensch zur Bekehrung gelange.*)

Deswegen stellt Augustin die Lehre von der (absoluten) Prädestination auf und behauptet, daß Gott aus dem der Verdammnis ganz und gar anheimgefallenen Menschengeschlecht (massa perditionis) die einen zur Verherrlichung seiner Gnade erwählt habe, die andern aber zur Verherrlichung seiner strafenden Gerechtigkeit ihrer verdienten Verdammnis überlasse. Röm. 9.) Wenn geschrieben steht, „Gott will, daß allen Meschen geholfen werde," so könne das nur heißen: „Allen, die dazu der geheimnisvolle Gotteswille im voraus auserſehen, prädeſtiniert habe.**) Wie die Verworfenen (reprobati) auf keine Weise sich die Gnade aneignen können, so können die Erwählten (electi) ihr auf keine Weise widerstehen (Gratia irresistibilis). Das einzige sichere Zeichen, daß einer erwählt ist, sei daher das ungestörte Beharren im Besitz der Gnade (donum perseverantiae). Dieses augustinische Lehrsystem wurde kirchlich sanktioniert auf den in Gallien 529 abgehaltenen Synoden von Aransio und Valencia.

Dreihundert Jahre später wurden die Augustinischen Prädestinationsanschauungen von dem Fuldaischen Mönche Gottschalk†) dahin erweitert, daß auch eine Prädestination der Verdammten behauptet wurde. Diese gemina praedestinatio sive electorum ad requiem sive reproborun ad mortem wurde aber von der Kirche auf der Synode von Mainz 848 verworfen.

Um beiden extremen Lehrweisen, der des Augustin und der des Pelagius, ihre schroffen Spitzen abzubrechen und wo möglich eine Vermittlung zwischen ihnen zu bewerkstelligen, wurden schon zu Lebzeiten der beiden Männer Versuche gemacht. Namentlich bemühte sich darum Cassian,††) Vorsteher eines Klosters im südlichen Frankreich und Schüler und Freund von Chrysostomus. In seiner Schrift collationes patrum führt er aus, der Mensch sei von Natur weder gesund, wie Pelagius meinte, noch auch sittlich tot, wie Augustin lehrte, sondern krank und schwach; er könne doch wenigstens bis zu dem ernsten Wunsche sich erheben, daß ihm geholfen werde (velle sanari, quaerere medicum), und dann werde seinem redlichen Streben auch Gottes Gnade entgegen kommen. Es sei überhaupt verschieden mit den Menschen, die einen berufe der Herr, ehe sie sich regen, wie den Matthäus vom Zoll, den Saulus bei Damaskus, andre aber bewegten sich ihm entgegen, wie ein

*) Electio absoluta ist die Lehre, daß in den Erwählten kein Grund für ihre Erwählung liege, daß sie nicht etwa um ihrer Würdigkeit oder verdienstlichen Werke willen bekehrt werden. Electio particularis ist die Lehre, daß Gott die Menschen in zwei Teile (partes) geteilt und die einen zur Seligkeit und die andern zur Verdammnis erwählt habe. Er sagt nicht, daß einige zur Verdammnis bestimmt sind, Gott überläßt sie nur ihrem Lose, das ist keine Vorherbestimmung oder Nötigung zum Bösen.

**) Es sei, wie wenn jemand von einem Musiklehrer sagt: „Die ganze Stadt lernt bei ihm," wo sich's von selbst versteht, daß man dabei nur an die denke, welche wirklich Musik lernen und nicht an alle Bewohner der Stadt überhaupt.

†) Gottschalk wurde von Bischof Hincmar von Rheims grausam 20 Jahre gefangen gehalten.

††) Gest. 432, Marseille.

Zachäus und wie der Schächer am Kreuz. Es müsse demnach der Wille des gefallenen Menschen eine possibilitas boni besitzen und somit sei beides richtig, daß der Anfang zur Bekehrung von Menschen gemacht werde und die Gnade folge, oder von der Gnade, aber der Wille des Menschen müsse sich dann für oder wider die Gnade entscheiden. Die göttliche Gnade ist also durch die menschliche Freiheit mitbedingt und Röm. 9, 15 — „Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig," ist zu verstehen: miserebor cui voluero, id est, quem justum esse cognovero, cuius promtam fidem videro, quem praeceptis meis obedire perspexero. Der Mensch kann und muß durch gute Werke selbst mit dazu beitragen, sich von seiner Sünde und Schuld freizumachen, wie Daniel dem Nebukadnezar empfiehlt, Dan. 4, 24: „Darum, Herr König, laß dir meinen Rat gefallen und mache dich los von deinen Sünden durch Gerechtigkeit und ledig von deiner Missethat durch Wohlthat an den Armen."

Diese Lehrweise, die mit dem Namen Semipelagianismus belegt wurde, betont nicht, daß die Gnade das schlechthin begründende und neuschaffende Prinzip des Lebensstandes der Gottesgemeinschaft ist, sondern legt vielmehr Gewicht auf menschliches Verdienst und Selbstwerk. Zuerst kirchlich anerkannt auf der Synode zu Lyon 475. Dann verschiedentlich abgeschwächt und gar verworfen, wurde diese Richtung doch nach und nach die herrschende in der Römischen Kirche.

Entscheidend hierfür war die Stellung, die Gregor der Große (590—604) in seiner Lehre einnahm. Er sagt: Der durch die Sünde kranke und des Arztes bedürftige Mensch muß, um geheilt zu werden, sich helfen lassen wollen. Die Gnade allein heilt ihn, aber daß er die Gnade willig annimmt, ist sein Verdienst, wofür er Lohn erwarten darf (bonum quod agimus et dei est et nostrum, dei per praevenientem gratiam, nostrum per obsequentem liberam voluntatem.) Vor dem Geschenk der Gnade ist zwar ein freier Wille im Menschen, aber kein guter, weil er ohne die Hilfe der Gnade schwach bleibt. Denn sowie das Auge nicht zu sehen vermag, wenn ihm der Dienst des Lichtes fehlt, so vermag die Willkür des menschlichen Willens nichts, wenn sie der Gnade jenes Lichtes mangelt, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. Der freie Wille ist zu allem Bösen geschickt durch sich selbst, zum Guten aber keineswegs anders als durch das Geschenk der Gnade. Und dieses Geschenk (infusio gratiae) wird denen, welchen es gegeben wird, nicht auf gleiche Weise zugestanden, sondern es wird nach dem Verhältnis des Verdienstes des Empfangenden ausgeteilt nach dem Ausspruch: qui reddet unicuique secundum opera sua. Gregor bezeichnet hiermit die Grundlinien und die Bahn, innerhalb derer sich späterhin das ganze System des Romanismus entwickelte. Am Ausbau desselben war hervorragend beteiligt Anselm von Canterbury, Bernhard von Clairvaux, Petrus Lombardus, Thomas Aquinas, und die gesamte scholastische Theologie des Mittelalters wurde beherrscht von dem Franziskaner Duns Scotus. Derselbe lehrt fast ganz wie Pelagius und bildete namentlich die Lehre von den verdienstlichen guten Werken aus, die der Gnade vorhergehen und dieselbe bedingen sollen.*)

*) Anselm: geb. 1033 in Aosta, Italien, † 1109 in Canterb.
Bernh. † 1153. — Lombardus, Bischof zu Paris, † 1164.
Thomas — Dominikaner — Dr. angelicus, Paris, Rom, Neapel, [† 1274.
Duns — Dr. subtilis. — Oxford, Paris, Köln, † 1308.

Eine kleine Aenderung brachte die Reformation. Denn das Licht der Wahrheit des Evangeliums, welches Luther und seine Mitstreiter hinwiederum auf den Leuchter setzten, konnte doch nicht ganz ohne Einfluß bleiben auf die katholische Denk= und Lehrweise. Die Glaubenslehren wurden neu formuliert auf dem Konzil zu Trient 1545—1563; ihre symbolische Festsetzung wurde niedergelegt in der professio fidei Tridentinae 1564 und in dem Catechismus Romanus 1566.

Das Eigentümliche der hier gegebenen Darstellung des Verhältnisses göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit im Werke der Bekehrung ist etwa folgendes: Es wird gelehrt, daß mit der göttlichen Gnade die in menschlichem Willen trotz der Sünde verbliebenen und von der göttlichen Einwirkung angeregten guten Kräfte zusammenwirken. Daher hat die Sündenvergebung und ihre Gewißheit nicht die entscheidende Bedeutung für das Werden des neuen Lebens. Das gute Gewissen bezüglich der Vergangenheit tritt zurück hinter den neuen guten Werken, welche in Zukunft gethan werden sollen. Man sucht das Gefühl, mit Gott im Reinen zu sein, mehr durch die Erfüllung vorgeschriebener Gesetzeswerke zu erreichen, als durch die innere persönliche Erfahrung der sündenvergebenden Heilandsliebe. Daher herrscht in der katholischen Kirche vielmehr der Geist der Knechtschaft, denn der Geist der Kindschaft.

Daraus ergiebt sich noch ein weiteres. Behufs Anregung, Erneuerung und Kräftigung des Willens zu guten Werken findet eine infusio gratiae statt vermittelst der sakramentlichen Handlungen der Kirche.

In der Lehre von der Wirkung der Sakramente ex opere operato wird dann die Wirkung der Gnade als eine magische hingestellt, die nicht durch das Wort vermittelt zu sein brauche. Daher steht in der katholischen Kirche die Predigt, die sich an das Erkenntnisvermögen und das Bewußtsein des Einzelnen wendet, auch lange nicht an erster Stelle. (Schluß folgt.)

Predigtentwürfe.

Sonntag Rogate. Joh. 21, 1—14.

Von P. S. John.

Einleitung. — „Das ist nun das dritte Mal, daß Jesus offenbaret ist seinen Jüngern, nachdem er von den Toten auferstanden ist" (V. 14). Das erste Mal ist er erschienen, als die Jünger furchtsam bei einander saßen bei verschlossenen Thüren. Thomas war abwesend. Das zweite Mal ist er erschienen den Jüngern als Thomas dabei war. Von seiner dritten Erscheinung redet unser Text. Die Jünger waren auf den Befehl des Herrn aus Jerusalem in ihre Heimat in Galiläa gegangen. Sie kehrten einstweilen zurück zu ihrer Berufsarbeit. Noch waren sie keine Prediger des Herrn, denn sie waren noch nicht gesalbt mit dem Heiligen Geiste. Sieben Jünger haben sich dort am See Tiberias zusammengefunden und betreiben ihr altes Handwerk, die Fischerei. Sie waren in der Nacht hinausgefahren auf das Meer zu fischen. Ihre Arbeit ist eine vergebliche — sie fangen nichts. — Als sie am Morgen ans Ufer kommen, sehen sie einen Mann am

Ufer stehen, den sie nicht kennen. Der Mann redet sie an: Vers 5. Auch jetzt erkennen sie ihn nicht. Derselbe befiehlt ihnen: Vers 6. — Ungeahnter Erfolg ihres Gehorsams: Vers 6. — Jetzt gehen dem Johannes die Augen auf und er spricht: Es ist der Herr! — An seiner Gestalt erkannten sie ihn nicht, auch an seiner Sprache nicht, aber an seiner That, einem Wunder, erkannten sie, daß es der Herr war. Dieses Wort Johannis:

Es ist der Herr!

wollen wir betrachten und lernen:

I. Gott ist uns oft nahe, ohne daß wir's wissen.

II. Gott überschüttet uns mit Gnadenerweisungen, ohne daß wir's erkennen.

III. Der wahre Jünger Jesu sieht in allen Lebenserfahrungen Gottes Hand und bedarf keines Beweises.

I.

1. In der Heiligen Schrift lesen wir oft, daß Gott sich Menschen genaht, ohne daß sie ihn erkannten. So erschien er dem Abraham im Hain Mamre in Gestalt eines Reisenden, dem Jakob in Gestalt eines Mannes, der an der Furt Jabok mit ihm rang bis an die Morgenröte, dem Moses in einem brennenden Busch, dem Samuel als eine Stimme im Tempel, dem Elias im säuselnden Winde und zuletzt in Christo Jesu dem ganzen jüdischen Volk. In unserem Texte erscheint Jesus den Jüngern und sie erkennen ihn nicht; denn obwohl der auferstandene Jesus derselbe war, den sie kannten, so war er doch ein anderer. Seine Gestalt war herrlicher, schöner — er war eben der Auferstandene. In ihrer Vorstellung lebte eben der mit dem Erdenleib bekleidete Jesus noch zu lebhaft, darum erkennen sie den auferstandenen Jesus nicht. Maria im Garten erkennt ihn nicht, die Emmausjünger auf der Wanderung erkennen ihn nicht.

2. „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." — Der Herr ist stets bei uns, doch erkennen wir es oft nicht. Im Leben und Blühen der Natur, im Wogen und Wallen des Meeres, im Sonnenschein und Gewittersturm ist der Herr, in den tausend und abertausend Segnungen die wir empfangen ist der Herr, aber wir wissen es nicht, oder wollen es nicht wissen. Er giebt Gedeihen zum Werk unserer Hände, schenkt Glück im Geschäft, Friede, Freude und Gesundheit in der Familie, ein ruhiges stilles Leben. Wie viele bekennen mit Lobpreis: Es ist der Herr? — Der Herr kommt aber auch noch anders. Dem Elias kam er in lindem säuselndem Winde, dem Ahab dagegen kam er mit Feuer und Schwert, mit Hunger und Krankheit. Der Herr kommt oft in Heimsuchungen: Mißerfolg im Geschäft, Not in der Familie, Krankheit und Trübsal mancherlei Art, und doch, erkennen wir's: Es ist der Herr?

II.

1. Der Herr war den Jüngern am Meere erschienen und sie hatten ihn nicht erkannt an seiner Gestalt. Er hatte mit ihnen geredet und sie hatten ihn nicht erkannt an seiner Stimme. Erst an seiner reichen Gabe erkennen sie ihn. „Werfet das Netz aus zur Rechten des Schiffes!" Sie thaten wie er befahl und die Fülle der Gabe war so reich und gewaltig, daß sie

dieselbe kaum bergen konnten. Einhundertdreiundfünfzig große Fische war die Gabe des Herrn.

2. Alle Jünger hatten die wunderbare Gabe mit bergen helfen und doch sagt keiner unter ihnen außer Johannes: Es ist der Herr! Ohne Zweifel haben sie vermutet, daß dieser reiche Fischzug nicht in natürlicher Weise vor sich gegangen war, doch sind sie nicht im Klaren darüber, wem sie den reichen Segen zu verdanken haben. Geahnt mögen sie es haben, daß derselbe, der schon einmal der Jünger Schiffe füllte, daß sie sanken, auch hier seine Hand im Spiele hatte; dann aber kam wieder der Gedanke: Der Herr ist nicht bei uns, wie damals. So empfangen sie die Gabe, erkennen aber nicht die Hand, die sie gab.

3. Nur einer erkennt augenblicklich die Hand des Herrn in dieser Gabe, das ist Johannes. Dieser Jünger hat nicht vergebens an der Brust Jesu gelegen; er ist nicht vergebens der Jünger gewesen, „den der Herr lieb hatte." — Johannes hatte ihn lieben lernen, wie kein anderer im Jüngerkreis. Und Liebe hat scharfe Augen, sie kann auch da sehen, wo sonst kein Auge etwas sieht. Darum ist er es, der Jesus zuerst erkennt, der zu Petro sagt: Es ist der Herr! Jetzt erkannten auch Petrus und die anderen Jünger: Es ist der Herr, der sich ihnen in so reicher Gabe geoffenbart.

4. Wie viele unter uns überschüttet der Herr tagtäglich mit seinen reichen Gnadengaben, ohne daß wir es erkennen und ihm danken! Er läßt uns unsere Arbeit gelingen, wir nehmen Segen Tag für Tag. Manche unter uns werden über Bitten und Verstehen gesegnet mit irdischen Gütern. Unser Netz wird voll, daß wir den Segen kaum bergen können. Geben wir Gott die Ehre dafür, oder ist's nicht meist so, daß wir alles auf unsere Geschäftskenntnis, Findigkeit, Umsicht und Fähigkeit zurückführen. — Freund! Dein Herr naht sich dir in diesen Gaben irdischen Reichtums, ob dich vielleicht „Gottes Güte zur Buße reize." Es bleibt, trotz allen Einwendungen und Ausflüchten dabei: Irdischer Segen, wie geistlicher Segen, kommt von Gott. Wohl dir, wenn du dich demütigest und bekennst: Es ist der Herr!

III.

1. Der Herr ruft die Jünger zum Mahl. In trautem Kreise, wie so oftmals vorher, saßen sie da, ihr Meister in ihrer Mitte. Verstohlen schauen sie den Herrn an. Es ist derselbe und doch ein anderer. Eine geheime Scheu hält sie ab zu reden wie sie es sonst gewohnt waren, sogar der immer wortbereite Petrus ist still. Wie oft mag ihnen allen die Frage auf den Lippen geschwebt haben: Bist du es wirklich, unser Herr und Meister! Wohl wissen sie, daß er es ist, aber sie hätten's so gerne aus seinem Munde vernommen. „Niemand aber unter den Jüngern durfte ihn fragen: Wer bist du? Denn sie wußten es, daß es der Herr war." Es bedurfte keines Beweises seitens des Herrn, daß der vor ihnen sitzende der auferstandene Jesus war.

2. Unsere Lebensführungen sind oft der wunderbarsten Art. Gott führt uns oft auch so verworrene Pfade, daß es schwer ist daran zu glauben, daß es Gotteswege sind. Ein nicht gefestigter Christ wird oft irre und verzweifelt an dem Dasein eines Gottes, „ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt." Doch bleibt es dabei: in allen Lebensführungen ist Got-

tes Hand die regierende und es trifft uns nichts von ohngefähr. Scheint unser Leben oft ein erfolgloses Ringen mit feindlichen Mächten, heftet sich das Unglück an unsere Fersen, bricht alles über uns zusammen, seien wir getrost: Es ist der Herr! Der Herr Jesus sandte seine Jünger nach Galiläa, sie arbeiten die ganze Nacht und fangen nichts. Auch darin ist des Herrn Hand. Er will sie durch diesen Mißerfolg auf die größere Gabe vorbereiten. Unsere Mißerfolge im Leben sind nur Vorbereitungen für größere Gaben Gottes. Der eine bleibt sein Leben lang arm trotz angestrengtem Ringen, nur getrost! Der Herr hat Größeres für dich bereit als irdischen Reichtum. Warte nur, wenn die Zeit es dir nicht offenbart, dann wird's die Ewigkeit thun. — Ein anderer ist sein Leben lang krank und siech, nur getrost! das ist Gottes Weg dir Größeres zu geben. Wie immer nun dieser Weg der beste für dich, das „wirst du hernachmals erfahren." Welcherlei auch deine Lebensführungen sein mögen, sei versichert: Es ist der Herr!

3. Brauchst du Beweise? Ein Thomas forderte Beweise von seinem Heilande und mußte das Tadelswort hören: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! Die Jünger hätten vielleicht Beweise von dem Herrn fordern können, ob er auch wirklich der auferstandene Jesus sei, aber dann hätten sie aufgehört echte Jünger zu sein. Wo man Jesu Liebe entgegen bringt und an die Liebe Gottes zu uns glaubt, da bedarf man keines Beweises, daß der Herr alle Fäden unseres Lebens in seiner Hand hält. „Niemand brauchte ihn zu fragen." — Nein, auch wir wollen keine Beweise, daß der Herr, der auferstanden ist von den Toten, „alle Tage bei uns ist, bis an der Welt Ende." Gläubig wollen wir sprechen in Leid und Freud, in Glück und Unglück: Es ist der Herr, er thue was ihm wohlgefällt! Amen.

Am Himmelfahrtstage. Lukas 24, 49—53.

Die Himmelfahrt Christi bildet den entscheidenden Schluß- und Wendepunkt zwischen dem ersten grundlegenden Akt in dem Erlösungswerk Jesu Christi, und dem zweiten, die Erlösung ausführenden und aneignenden Akt dieses Erlösungswerkes. Und so wollen wir denn auch heute die Himmelfahrt Christi betrachten, als den Schluß- und Wendepunkt zwischen dem irdischen und dem himmlischen Wirken Christi.

Wir fassen ins Auge:

I. Den Abschiedsbefehl, V. 49.
II. Den Abschied selbst, V. 50. 51.
III. Den neuen Anfang im Glaubenslauf. V. 52. 53.

ad I. 1. Dem Abschied selbst war eine vierzigtägige Uebergangszeit mit mancherlei Erscheinungen und mancherlei Unterweisung des Herrn vorangegangen. Die Eröffnung des Verständnisses der Jünger für die Weissagungen der Schrift, den ganzen Rat Gottes zur Erlösung, war wohl der Hauptgegenstand seiner Unterweisung gewesen.

2. Der Abschiedsbefehl beginnt zunächst mit einer Verheißung der Geistesmitteilung. Er knüpft damit an früher Gesagtes an, vgl. Joh. 14, 16 f. 26; 15, 26 f.; 16, 7 ff.

a. Die Bedeutung dieser Verheißung im Erlösungswerke: Ohne den Geist aus Gott bliebe alles beim Alten. Die Erlösung hätte keinen Nutzen für uns, wenn sie dem Geschiedensein des Menschen vom Geiste Gottes und damit dem geistlichen Tode kein Ende machte.

b. Und ohne diese Geistesausrüstung hätten auch die ersten Jünger und Apostel Jesu Christi nie ihre Aufgabe erfüllen können der Welt gegenüber.

c. Ohne diesen Gottesgeist gäbe es keine christliche Kirche und auch wir wären und blieben im Tode.

3. Der Abschiedsbefehl schließt dann aber mit dem Befehl an seine Jünger, seine Zeugen zu sein.

a. Dieses Zeugenamt wurde zunächst den damaligen Jüngern übertragen.

b. Die Ausrüstung für dieses Amt sollten sie zuerst erwarten in Jerusalem.

c. Auch die nachfolgende Christenheit hat die fortgehende Pflicht, von Christo zu zeugen und sein Werk fortzuführen.

d. Aber auch sie, auch wir, können solche Aufgabe nicht ausrichten, wenn nicht die Kraft aus der Höhe uns geschenkt wird.

ad II. 1. Segnend scheidet Jesus von den Seinen.

a. Segnend, wie mancher Erzvater und Familienvater es that und thut. Aber hier ist mehr als Isaak, Jakob, Elias.

b. Er scheidet; er entzieht sich jetzt definitiv und für immer dem sichtbar-persönlichen Umgang mit den Seinen: die 40 Uebergangstage waren die Vorbereitung, sie der sichtbaren Nähe Jesu zu entwöhnen und ihnen den Gedanken unsichtbarer Nähe eindrücklich zu machen: „Siehe, ich bin bei euch" u. s. w. Vrgl. die 82. Frage im Katechismus.

2. Sichtbar ist er aufgefahren, V. 51.

a. Zeugen der Himmelfahrt.

b. Anrede der Engel (Act. 1, 10. 11).

c. Bedeutung der Himmelfahrt für Christum (vgl. Ps. 2; Phil. 2).

ad III. Der neue Anfang im Glaubenslauf hat zwei Seiten:

1. Er ist ein Wandel im Himmel schon auf Erden: Ihr Schatz ist jetzt im Himmel, so ist auch ihr Herz allda. Sie suchen keine Erdenkronen mehr. Kol. 3, 1. 2.

2. Er ist ein Wandel in heiliger Erwartung.

a. Zunächst der Geistesausgießung.

b. Sodann stets neuer Gnadenbeweise des Herrn.

c. Endlich der baldigen Zukunft Christi.

Sonntag Exaudi. Ev. Joh. 21, 15–19.

Von P. S. John.

Zu vergleichende Stelle: Luk. 22, 54—62.

Einleitung. — Um unsern Text ganz und voll zu verstehen, müssen wir die Geschichte von der Verleugnung Jesu durch den Petrus hinzuziehen. Diese beiden Stellen greifen so ineinander ein, daß man die letzte Begebenheit nicht voll und ganz verstehen kann, wenn man die erstere nicht berücksichtigt.

Man lese vor: Luk. 22, 54—62. Hier verleugnet Petrus dreimal seinen Herrn und Meister, in unserem Texte demütigt der Herr den Petrus durch dreimaliges Wiederholen der Frage: Hast du mich lieb. Dort bannt sich Petrus selbst durch dreimaliges Verleugnen Jesu aus dem Jüngerkreis, in unserem Texte setzt ihn der Herr dreimal wieder in sein Amt ein. Dort ein dreimaliges Verleugnen, hier ein dreimaliges Bekennen, dort wirft Jesus dem Petrus einen Blick des unendlichen Schmerzes zu, hier einen Blick unendlicher Liebe. Dort vergießt Petrus bittere Reuethränen, hier heilige Freudenthränen. So greift die Geschichte der Verleugnung und die Geschichte der Wiederaufnahme Petri unzertrennlich ineinander, daß wir nicht anders können, als unsern Text im Lichte der Verleugnung Petri zu betrachten.

Unser Text enthält:

I. Eine Demütigung.
II. Ein Bekenntnis.
III. Einen Auftrag.
IV. Eine Prophezeihung.

I. Unser Text enthält eine Demütigung.

1. Petrus war der hervorragendste im Jüngerkreis, wenn man überhaupt einen Jünger dem andern voranstellen kann. Er ist der Wortführer. Ihn hatte Christus besonders von allen Jüngern genommen und hatte ihm den Namen Petrus, d. h. Fels, gegeben. Dort in jener Nacht vor Jesu Tod war er der erste gewesen, der die Ungebührlichkeit erkannte, daß Jesus den Jüngern die Füße wasche. — Wiederum auf des Herrn Erklärung, warum er dies thue, will Petrus von Jesu ganz gewaschen sein. Er war der erste, der dem Meister in den Tod folgen will. Er war auch der erste, der den Herrn verleugnete. Wohl hat er diesen Fall tief bereut. Der Herr hat ihm ja schon längst vergeben, aber Petrus muß ganz klein werden, um im Reich Christi ganz groß zu werden. Was noch vom alten Hochmut in ihm ist, muß fort, Jesus will ihn demütigen, damit er ihm seine herrlichste Gnade erweisen kann. Dazu nimmt ihn der Herr besonders nach dem Mahle am Ufer des Sees. Die drei Fragen: Simon Johanna, hast du mich lieb? sollen ihn an die dunkelste Stunde seines Lebens erinnern.

2. Jesus redet den Petrus an: Simon Johanna. Er gebraucht den alten Namen, nicht den, welchen er ihm einst gegeben hatte. Er soll daran erinnert werden, daß er seinem Namen wenig Ehre gemacht hat. — Ein Fels? Ein schwankendes Rohr ist er gewesen, niedergeknickt durch das Wort einer Magd! — Ein Fels? Die Wogen der Anfechtung haben ihn weggeschwemmt wie einen Sandhügel! Nein — Petrus war kein Name für ihn, das wollte Jesus ihm zeigen, darum die Anrede: Simon Johanna.

3. Simon Johanna, hast du mich lieb — hast du mich lieber, denn mich diese haben? Damals vermaßest du dich zu sagen: Wenn alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu. Alle blieben treu, nur du verleugnetest mich — jetzt, Petrus, denkst du an deine Vermessenheit, kannst du nun auch sagen, du hast mich lieber als die andern Jünger?

4. Petrus merkt die Absicht des Herrn, und in sein Bekenntnis mischt sich tiefe Zerknirschtheit und unendliche Demut. „Du weißt, daß ich dich lieb

habe — o, nicht will ich sagen: lieber, aber du kennst das Herz, du weißt, wenn auch meine Sünde so groß, daß ich nicht wert bin ein Jünger zu heißen, eins weißt du doch, daß ich dich unendlich lieb habe.

Anwendung. — Ehe wir in Wahrheit bekennen können, daß wir Jesum lieb haben, müssen wir uns demütigen. Die Sündenmenge steht immer als ein Zeugnis gegen unser Bekenntnis, daß wir Jesum lieb haben. Nicht vermessen uns bessere Christen dünken als andere, sondern demutsvoll sagen: Mit allen Mängeln und Gebrechen, mit allen Sünden und Schwachheiten, die ich habe, eins ist wahr, und du Gott weißt es: Lieb habe ich dich doch.

II. Ein Bekenntnis enthält unser Text.

1. Gegenüber dem dreimaligen Verleugnen, steht ein dreimaliges Bekennen. — Das erste Bekenntnis: Du weißt, daß ich dich lieb habe, ist ein demutsvolles Bekenntnis. Petrus gedenkt seiner Sünde mit Schmerzen, er ist nicht wert, daß der Herr ihn wieder aufnimmt, doch hofft er auf Gnade. Wie oft mag er während des stillen Mahles seinen Herrn verstohlen angeblickt haben, wie oft mag ihm die Bitte auf der Zunge geschwebt haben: Herr, kannst du mir vergeben! Nun fängt der Herr selbst zu reden an, und zu ihm, dem gefallenen Petrus. Tiefgebeugt und doch von Herzen dankbar, daß der Herr sich zu ihm wendet, bekennt er: Du weißt u. s. w. Und zum zweitenmale frägt Jesus ihn: Simon Johanna u. s. w. O, wie fühlt Petrus diese zweite Frage. Zweifelst du, Herr, auch daran, daß ich dich lieb habe! Wohl, Ursache hast du, wie kannst du dem glauben, der dich dreimal verleugnet, wenn er auch sagt, daß er dich lieb habe — und doch, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Und zum drittenmal spricht der Herr: Simon Johanna, u. s. w. „Da ward Petrus traurig." Er fühlt, er hat das Vertrauen seines Meisters verscherzt; der Herr glaubt ihm nicht, auch wenn er sagt: Daß er ihn lieb habe. Und eine unendliche Traurigkeit erfüllt seine Seele. Petrus muß die Bitterkeit der Sünde schmecken, er muß durchkosten das Gefühl, von seinem Meister und Herrn durch eine Kluft, die er selbst geschaffen, getrennt zu sein.

2. Und doch — er klammert sich an den Strohhalm, mag's auch scheinen als ob keins seiner Worte glaubwürdig — er bekennt, und wie ein Schrei aus tiefster Seelenangst und Not ringt sich's von seinen Lippen: „Herr, du weißt alle Dinge, du siehst mein Herz — mag auch der Mund verleugnet haben, — das Herz hat dich durch alles hindurch geliebt, geliebt, mehr als alles andere in der Welt. — Petrus hat gesiegt. Die Prüfung ist glänzend bestanden. Ja, der Herr weiß, Petrus liebt ihn über alles. Sein Bekenntnis ist ein volles, wahres, rückhaltloses.

Anwendung. — Was ist unser Bekenntnis von Jesu? Ist's ein Ringen um die Liebe Christi? Wie oft ist's ein Vorzählen alles dessen, was wir sind und haben, gethan haben und noch thun werden! Das ist alles unnötig. Wenn wir wahrhaft bekennen, daß wir Jesum lieb haben, und in dieser Liebe leben, das ist genug, der Herr, der das Herz kennt, weiß, wie es um uns steht.

III. Unser Text enthält ferner einen Auftrag.

1. Spricht Jesus zu Petrus: Weide meine Lämmer, weide meine Schäflein, weide meine Schafe. In aller Form und Recht überträgt der Herr

dem Petrus hiermit das Jünger- und Apostelamt, welches er durch seine Verleugnung verscherzt hatte. Auf jedes Bekenntnis des Petrus antwortet der Herr mit einem Auftrag. Kein ehrliches Bekenntnis läßt der Herr unbeantwortet.

2. Der erste Auftrag ist: „Weide meine Lämmer." Der Herr Jesus übergiebt dem Petrus das Hirtenamt über die Kleinen. Nicht nur etwa die Kleinen und Jungen an Jahren, sondern auch die, die noch Kinder sind im Glauben. Sie soll Petrus weiden in Sanftmut und Demut, nie vergessend, wie tief er einmal gefallen ist. So soll er Erbarmen haben mit den „Schwachen" in der Gemeinde. „Weide meine Schäflein," sagt der Herr. Da sind ohne Zweifel die gemeint, die, obwohl alt und grau im Christentum geworden, doch schwach und klein am Glauben bleiben bis ans Ende. Sie soll Petrus mit dem sanften Stabe der Geduld weiden, nie vergessend, welche Geduld der Heiland mit ihm gehabt hat. „Weide meine Schafe," sagt der Herr. Das sind die Starken im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung. Mit Verstand und Weisheit von oben soll er sie, die gereiften Christen weiden auf den ewig grünen Matten des Evangeliums. So hat der Herr Jesus dem Petrus seine Lebensaufgabe angewiesen, und wie herrlich hat er sie ausgeführt.

Anwendung. Mit dem Bekenntnis Jesu Christi nehmen wir Jüngerpflichten auf uns. Was der Herr hier dem Petrus aufgetragen, das trägt er seiner Kirche besonders auf. Sie soll Hirtenamt üben an Kindern, an Schwachen im Glauben, an Erwachsenen und gereiften Christen. — Wie richten wir den Auftrag Jesu aus? Sonntagschule — Sorge für die Jugend — Seelsorge an Schwachen in der Gemeinde, starke Speise für die gereifteren durch Bibelstunden zur Vertiefung des Verständnisses der Schrift.

IV. Endlich enthält unser Text noch eine Prophezeihung.

„Wahrlich, wahrlich" u. s. w., Vers 18 und 19. Was Petrus einst in maßloser Verblendung versprochen und nicht gehalten hatte, nämlich mit ihm in den Tod zu gehen, das sollte er dennoch zu seiner Zeit thun. Petrus sollte mutig und freudig für Jesum in den Tod gehen. Das erste Mal hatte er sich vor diesem Märtyrertum gefürchtet, er sollte noch einmal die Gelegenheit haben zum Märtyrer zu werden, und dann würde er sterben mit freudigem Herzen. Petrus starb, der Ueberlieferung gemäß, den Märtyrertod in Rom unter dem römischen Kaiser Nero, und zwar starb er am Kreuz. Eine sinnige Sage erzählt, daß er als eine Gnade von seinen Henkern es sich erbat, mit dem Haupte nach unten gekreuzigt zu werden, denn er fühlte sich nicht würdig so zu sterben wie sein Herr und Meister gestorben war. So wurde die Prophezeihung Jesu wahr, er streckte seine Hände aus und ein anderer gürtete ihn und führte ihn hin, wo er nicht hin wollte. „Der Heiland drückt dem Petrus die Weissagung seines Endes als Siegel der Weihe auf seine Stirn, damit, wenn je wieder die Erinnerung an seine Verleugnung die Hoheit seines Amtes bei anderen verdunkeln sollte, die eigentümliche Art seiner Märtyrerkrone alle Verdunkelung sofort mit ihrem Glanze vertreibe."

Anwendung. — Die Kinder Gottes werden bereit sein müssen, nicht nur mit und für den Herrn zu wirken und arbeiten, sondern auch zu leiden. Es ist ihnen ja klar, daß der Weg eines Christen, besonders wenn er in allen

Dingen dem Herrn treu sein will, ein Leidensweg ist. Zu einem Märtyrer kann man auch werden, ohne in Wirklichkeit gekreuzigt zu werden. Die Welt sorgt dafür, daß wir nur zu oft an den Pfahl der Marter und Schande gehängt werden. Darum erwarten wir in Jesu Nachfolge nicht nur helle, sonnige Tage, sondern nehmen wir auch das Kreuz. Und wer beharret bis ans Ende, wird selig werden.

Am Pfingstfeste. Joh. 14, 15—21.

Unter allen kirchlichen Festen wird wohl die eigentliche Bedeutung des Pfingstfestes für die Christenheit am wenigsten verstanden. Und das darum, weil es sich auf einen geheimnisvollen Vorgang stützt; und weil die Notwendigkeit der Geistesmitteilung am wenigsten erkannt und richtig gewürdigt wird. Um so nötiger ist es, den Gemeinden zu zeigen, daß das ganze Erlösungswerk illusorisch würde, wenn es uns nicht die Möglichkeit der Geistesmitteilung und damit der realen Einwohnung Gottes in das Herz des Menschen verschafft hätte. Von diesem Gesichtspunkt betrachten wir heute auf Grund des Textes:

Die Pfingstverheißung, die der Herr den Seinen gegeben hat.

I. Wem sie gilt.
II. Was sie uns bringt.

I. Wem sie gilt.

1. Sie gilt nicht der Welt als solcher, denn sie kann ihn nicht empfangen (V. 17).

a. Was die Welt als „geistreich“ preist, hat nichts zu thun mit dem Geiste Gottes; der Weltgeist widerstrebt vielmehr dem Geiste Gottes.

b. Die Welt, sofern sie eben aus natürlichen Menschen besteht, vernimmt nicht, was des Geistes Gottes ist (1 Kor. 2, 14); sie widerstrebt den Wirkungen des Geistes Gottes, und kennt nicht die segensreichen Wirkungen dieses Geistes.

c. Doch soll immerhin der Geist auch der Welt gegenüber ein heiliges Amt ausrichten. Vgl. Joh. 16, 8—11.

2. Sie gilt den Jüngern Jesu, bei welchen sich der Anfang des gläubig-liebenden Anhangens und Umganges mit Jesu Person und Jesu Wort findet (V. 15. 16).

a. Er fordert nichts Unmögliches, nicht eine vollkommene Liebe und vollkommenen Gehorsam; sondern

b. eine Aufgeschlossenheit des Herzens für ihn und eine Willigkeit, sich frei in seine Nachfolge und seinen Gehorsam zu begeben.

c. Diese zeigt sich eben im treuen Umgang mit seinem Wort, in dem Streben, ihm zu gefallen, mit ihm selbst in immer genauere Verbindung und Umgang zu kommen.

II. Was sie uns bringt.

1. Vor allem eine selige Einwohnung des dreieinigen Gottes und damit eine Neubelebung im Geiste.

a. V. 18. Christus, der selbst nach seinem Hingang der lebendigmachende Geist geworden (1 Kor. 15, 45; 2 Kor. 3, 17. 18; Joh. 7, 39),

wohnt sich ein in die Herzen der Gläubigen und bewirkt darin die Neubelebung der erstorbenen Seelen. (Text V. 19.)

b. Diese Neubelebung hebt den Empfänger des Lebens auf eine höhere Stufe der Erkenntnis Christi (V. 20), da nur einer, der selbst Lebensquell ist, Leben mitteilen kann! (Joh. 5, 25. 26.)

c. Mit dem Sohne wohnt aber auch der Vater sich ein in dem Herzen des Menschen (V. 23) gemäß der innigen Gemeinschaft zwischen dem Vater und dem Sohne.

d. Und endlich kommt mit beiden auch der Geist Gottes, der vom Vater und vom Sohne ausgeht und sowohl Gottes als Christi Geist heißt. (V. 17, vergl. Röm. 8, 14. 15. 16; V. 9; vgl. V. 10. 11.)

2. Sie bringt ferner ein die allmählige Durchdringung unseres ganzen Wesens mit neuen göttlichen Lebenskräften.

a. Vor allem die Ausstrahlungen unserer Seelenkräfte im natürlichen Geistesleben werden davon durchdrungen. Der Geist der Wahrheit erleuchtet unsre Intelligenz, stärkt das Gedächtnis (V. 26); verklärt Christum in uns, V. 16. 17 f.; er wirkt in dem Willen neue freudige, kindliche Triebe des Gehorsams (Röm. 8, 14 f.); er nimmt unsre Gedanken und Phantasie in heilige Zucht u. s. w. u. s. w.

b. Indem er so eine innere Reinigung des ganzen Menschen allmählig vollzieht (cf. Euer Geist ganz samt Seele und Leib müsse behalten werden, u. s. w. 1 Thess. 5, 23), wird der ganze Mensch innerlich zubereitet für die künftige Vollendung und Verklärung im ewigen Leben. (Vgl. Röm. 8, 11; Phil. 3, 10. 11.)

c. Dieser inneren Erneuerung folgt darum auch die äußere in der künftigen Auferstehung und Verklärung als unzweifelhafte Gewißheit nach. (Vgl. Röm. 8, 23, Geist-Erstlingsgabe; Ephes. 4, 30, Geist-Siegel; 2 Kor. 1, 22; Ephes. 1, 14, Geist-Pfand des künftigen Erbteils.) „Ich glaube die Vergebung der Sünden, Auferstehung des Leibes und ein ewiges Leben.“

Am Sonntag Trinitatis. Joh. 3, 1—15.

Mit dem heutigen Sonntage kommt die erste, festliche Hälfte des Kirchenjahrs zum Abschluß. Will man, ausgehend vom Namen des heutigen Festes, reden von der heiligen Dreieinigkeit, so dürfte der Text wenig passen, und wäre Matth. 28, 18—20 wohl passender. Doch aber, wenn man einen kurzen Ueberblick der vorhergegangenen drei Hauptfeste voranstellt und dann die Frage folgt läßt: Was ist nun aber der Zweck aller dieser großen, göttlichen Veranstaltungen und Thaten? — dann dürfte kaum ein Text zu finden sein, der eine bessere Antwort giebt auf diese Frage, als eben der vorstehende: Joh. 3, 1—15. Wozu hat Gott seinen Sohn herabkommen lassen aus der göttlichen Herrlichkeit ins menschliche Elend (Weihnacht)? Wozu hat er ihn in den schimpflichen Tod dahingegeben und wieder auferweckt (Osterzeit)? Wozu hat er seinen Geist ausgegossen über alles Fleisch (Pfingsten)? Die Antwort giebt uns in sehr einschneidender Weise unser heutiger Text. Und Nikodemus ist der Repräsentant, möchte man sagen, der Besten in der Menschheit, die es durchaus nicht einsehen können mit ihrer natürlichen Vernunft,

daß zur Rettung der verlorenen Menschheit solche göttliche Veranstaltungen nötig waren. Auch die besten unter unseren Schriftgelehrten (cf. Harnack), können bis heute es nicht einsehen, daß der Menschheit anders nicht zu helfen war, als eben auf dem Wege, den die Reihenfolge der kirchlichen Feste uns alljährlich praktisch vor Augen stellt. Unser Text enthält:

Das entschiedene Zeugnis des Herrn über das Geheimnis der Wiedergeburt.

I. Sie ist eine Naturnotwendigkeit, über die nicht hinwegzukommen ist.

II. Sie wird ermöglicht durch den Geist des Lebens Jesu Christi.

III. Sie wird vermittelt und verwirklicht durch den Glauben an den gekreuzigten Heiland.

ad I. 1. Dem rationalistischen Menschenfündlein (V. 2) stellt der Herr das Zeugnis von der Notwendigkeit der Wiedergeburt gegenüber.

a. Nikodemus repräsentiert alle jene Lehrer alter, neuer und neuester Zeit, welche Christum nur als Lehrer und Vorbild gelten lassen, von einer Erlösung aber nichts wissen wollen (V. 2).

b. Christus schneidet kurz und bündig, ein für allemal, alle solche Reden ab durch das positive Zeugnis V. 3, das er auch sophistischen Einwendungen gegenüber aufrecht erhält (V. 4. 5).

2. Die Wiedergeburt ist eine Naturnotwendigkeit. V. 5. Keine göttliche Willkür und kein Dogma (Satzung), dem keine Ursachen zu Grunde liegen.

a. In vier Versen wird diese Notwendigkeit betont: V. 3. 5. 6. 7.

b. Der 6. giebt die Begründung der Naturnotwendigkeit: So wenig als die unorganische Natur sich selbst auf die höhere Stufe der organischen (belebten) Natur emporschwingen kann; so wenig als die Pflanze sich in ein Tier, das Tier sich in einen Menschen verwandeln kann, — ja noch mehr: so wenig irgend eine Pflanze oder Tier Natur, Form, Gestalt und Wesen einer andern Pflanze oder Tier annehmen kann, was man trotz Darwin dreist behaupten kann — so wenig kann der vom Fleisch und Blut gezeugte und geborene Mensch seine sinnliche Natur ändern und ein Geistesmensch werden durch sich selbst. Drummond in seinem Buch „Das Naturgesetz in der Geisteswelt", das durch und durch biologisch ist ,setzt den Unterschied zwischen dem Naturmenschen und dem aus Gott geborenen Menschen in wirklich klassischer Weise auseinander.

c. Soll also der Mensch auf eine höhere Stufe des Daseins erhoben werden, so ist das nur möglich dadurch, daß ein neues Leben höherer Art in seine geistige Persönlichkeit eingepflanzt wird und darin sich entwickelt zur vollen Größe.

II. Die Wiedergeburt wird ermöglicht durch den Geist des Lebens Jesu Christi.

1. Christi Zeugnis ist deutlich genug, daß diese Wiedergeburt eine Geistesgeburt sein müsse. V. 5. 6. 8.

2. Um aber diesen Geist, der jetzt schon in dem Gefäß des Leibes Jesu Christi wohnte, mitteilbar zu machen, mußte zuerst das Gefäß zerbrochen werden. V. 14. 15. D. h. es mußte eine Umgeburt des im Fleische wohnenden Menschensohnes stattfinden, er mußte selbst ins verklärte

Geistesleben erhoben werden, ehe Christi Geist als gottmenschlicher Geist uns konnte mitgeteilt werden zur Belebung unserer Gott abgestorbenen Menschenseelen. Joh. 7, 39; 12, 24; 1 Kor. 15, 45 vgl. uns. Behandlung des Pfingsttextes.)

3. Dieser Geist des Lebens konnte also erst am Pfingstfest, nach Christi Verklärung ausgegossen werden.

III. Die Wiedergeburt aus dem Geist wird daher vermittelt durch den Glauben an den gekreuzigten Heiland.

1. Dieser Glaube setzt voraus, daß der Mensch erkennt: Was dieser Heilige erlitten und geduldet, das hätte ich billigerweise erdulden sollen, so wie er es that. Das schließt ein die Anerkennung der eigenen Sündenschuld; die Anerkennung der Gerechtigkeit Gottes; die demütige Beugung unter Gottes heiliges Gericht; die bußfertige Zurücknahme der Sünde; das gläubig dankbare Annehmen des Opfers Christi. Das alles ist eingeschlossen in dem V. 14 f. angedeuteten Vorbild, dem gläubigen Aufsehen auf Jesum, den Gott für uns zur Sünde gemacht hat. (2 Kor. 5, 21.)

2. Wer so sich selbst richtet, im Selbstgericht seine Sünde verdammt, der wird nicht gerichtet; da steht der Weg offen zum Empfang der Sündenvergebung und zum Empfang des Geistes, und er bekommt damit die erste Anwartschaft und Unterpfand für die Auferstehung zum ewigen Leben.

Das Diakonissenwerk in unserer Evang. Synode.

Von P. F. P. Jens.

Das Diakonissenwerk ist jedenfalls den meisten Lesern unserer Zeitschrift bekannt. Es ist in den letzten zwölf Jahren in mehreren Städten unserer Synode in solch ernster und unermüdlicher Weise für dasselbe gebetet, geredet, geschrieben und gearbeitet worden, daß wir mit Gottes Segen wenigstens fünf Diakonissen-Hospitäler innerhalb der synodalen Grenzen haben, in welchen evangelische Diakonissen thätig sind. Daß solche Anstalten ein dringendes Bedürfnis sind, beweist die Thatsache, daß sie da sind und gedeihen. Schon längst hat die protestantische Kirche es als ein schweres Versäumnis ihrerseits anerkannt, daß sie nicht schon früher und mehr für ihre Armen, Kranken, Gefangenen, Gefallenen, Elenden und Hilflosen gethan hat, als es der Fall war. Es wird ferner kein Bibelkenner leugnen wollen, daß sowohl im alten als im neuen Bunde der Herr die Wohlthätigkeit gegen Arme, die liebevolle Pflege der Kranken, die Versorgung der Witwen und Waisen, die barmherzige Liebe gegen verirrte und verlorene Sünder und Gefangene in Wort und Vorbild von seinen Gläubigen und Nachfolgern ebenso sehr verlangt, ja ihnen sogar befiehlt, als er den Taufbefehl gegeben und das Predigtamt eingesetzt hat. Es ist darum unsere Pflicht, aus Gehorsam gegen den Herrn, schon als Christen — wie vielmehr noch als eine Kirche — neben dem Predigt- und Lehramt, welches in seinen Vertretern „alle Völker halten lehrt, was Jesus uns befohlen hat," auch das Amt der Diakonie, den kirchlichen Dienst in den Werken barmherziger Liebe, anzuerkennen und zu erhalten, ohne zunächst selbstsüchtig danach zu fragen, welchen Nutzen und Vorteil wir davon haben. —

Wir fragen nun: Sind wir als Evangelische Kirche diesem Befehl unseres Herrn und Meisters, dem wir Rechenschaft schuldig sind, gehorsam gewesen? Was ist in unserer Synode nach dieser Seite hin geschehen?

Man antwortet: Haben wir nicht für unsere Witwen, Waisen und Invaliden gesorgt? Unterstützen wir nicht eine ganze Anzahl Waisenhäuser in den verschiedenen Distrikten? Sind nicht der Diakonissenhäuser bald zu viele? Dazu kommt noch die Anstalt für Epileptische?! Es giebt bald zu viele Anstalten, die auf die Wohlthätigkeit unserer Gemeinden Anspruch erheben!

Auf vielen Distriktskonferenzen wird wiederholt gegen die Gründungssucht protestiert. Es wird hervorgehoben, daß man die synodalen Anstalten, Prediger- und Proseminar, Einheimische- und Heidenmission unterstützen solle, aber nicht auch die vielen Wohlthätigkeitsanstalten, eben weil ihrer zu viele sind.

Wir geben zu, daß nicht alle diese Anstalten nach Willkür in unsern Gemeinden kollektieren sollten, sondern daß die Synode als solche Kontrolle üben sollte über diese Thätigkeit durch Erwählung einer Behörde, die ähnlich wie in englischen Kirchenkörpern "The Board of Charities", Einsicht zu nehmen hätte in den Stand und die Verwaltung solcher Anstalten, um dann den zuständigen Behörden, oder in den Jahresberichten der Synodalbeamten, über ihren Befund Bericht zu erstatten, Vorschläge und Empfehlungen zu machen.

Wir geben ferner zu, daß unsere Gemeinden die synodalen Anstalten zuerst und zumeist unterstützen sollten. Aber wir halten ebenso sehr dafür, daß, wenn sie das eine thun, *so sollten sie das andere* nicht lassen, nämlich die Uebung der Wohlthätigkeit. Ohne die *Bethätigung* der barmherzigen Nächstenliebe hat die Predigt und Lehre des Evangeliums wenig Wert und ist Heuchelei. Welch einen Einfluß übt z. B. die römisch-katholische Kirche aus trotz ihrer Irrlehren durch ihre Liebesthätigkeit, durch die „Barmherzigen Schwestern" und durch ihre Wohlthätigkeitsanstalten!

Es ist auch in unserer Synode von manchen Personen, Gemeinden und Städten viel Gutes gethan worden. Wenn wir aber von *Diakonie* im allgemeinen oder besonders hier von der weiblichen Diakonie, *vom Diakonissenwerk* reden, so handelt es sich um die organisierte Thätigkeit in den Werken barmherziger Liebe unter Aufsicht der Kirche. „Gutes thun" darf einerseits nicht für ein Amt allein beansprucht werden, aber es sollte andrerseits auch nicht dem freien Willen, der Laune oder Willkür des einzelnen überlassen bleiben, sondern muß eine wohlorganisierte kirchliche Einrichtung werden. Dadurch soll der freie Wohlthätigkeitstrieb des einzelnen nicht gehemmt, sondern nur gefördert und in die richtigen Bahnen geleitet werden.

Das gilt besonders vom Diakonissenwerk. Dasselbe sollte nicht als ein Privatunternehmen einzelner Pastoren und Gemeinden, oder als Lokalsache einzelner größerer Städte angesehen werden wie es vielfach geschieht. Wohl sind alle Reichs-Gottes-Bewegungen zuerst von einzelnen dazu von Gott berufenen und ausgerüsteten Personen ins Werk gesetzt worden. So ging es auch sowohl in Deutschland als auch hierzulande mit dem Werke der weiblichen Diakonie; aber jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, in welchem die Synode Stellung nehmen sollte zu dieser segensreichen Einrichtung und zwar in der rechten Weise. Thun wir das nicht, so wird uns der Segen verloren gehen, wie

die Geschichte verschiedener wohlbekannter Diakonissenhospitäler in unserem Lande lehrt. —

Bei den Verhandlungen der Protestantischen Diakonie-Konferenz, welche im Oktober letzten Jahres ihre siebente Jahresversammlung in Louisville, Ky., abhielt, war es die einstimmige Ueberzeugung aller zehn dort durch 40 Delegaten vertretenen Diakonissenhäuser: Wir müssen den vorwiegenden Hospitalcharakter unserer Diakonissenhäuser womöglich umwandeln in den eines Mutterhauses. „Die Sache ist nicht richtig angegriffen, wenn ein Hospital hingesetzt wird, mehr oder weniger großartig, dem dann ein Name gegeben wird wie „Diakonissenhaus und Hospital" und nun vertraut wird: So wie sich in andern Hospitälern mit "Training School" schnell die Schülerinnen und dann auch die "Trained Nurses" einfinden, so wird es auch mit Schwestern, mit Diakonissen gehen! So geht es eben nicht, das lehrt jede von der Konferenz herausgegebene Statistik. Wo der Hospitalgedanke vorwiegt, wo etwa die damit verbundene Diakonissen-Anstalt nur dem Zweck dient, billige Pflegerinnen zu beschaffen, da kommt die große Sache der Diakonie nicht zu ihrem Recht, kränkelt, ist lahm und stirbt oft, selbst nach scheinbar schönen Anfängen." So schreibt Pastor C. Goedel vom „Luth. Diakonissen-Mutterhaus" in Philadelphia, und fügt hinzu: „Wir danken Gott, daß er die Anfänger unseres Werkes, die Ratgeber unseres Gründers und nicht minder ihn selbst dazu geleitet hat, sogleich nach den ersten gewissen Tritten ein Mutterhaus für Diakonie, unabhängig vom Hospital, was Verwaltung und Gebäude angeht, zu errichten. Es ist unsere Ueberzeugung, daß nur und allein diese weise Anordnung unsere Schwesternschaft und unsere Sache durch die vielen schweren Stürme brachte und bringt, die über uns ergingen."

Ein ähnliches Urteil fällte Pastor Th. Fliedner selbst, der Gründer des Diakonissenwerkes überhaupt, als er befragt wurde über den Rückgang des Werkes in Pittsburg, Pa. Er sagte: Es ist zu viel Hospitalarbeit und zu wenig Unterricht, Seelsorge und Ausbildung der Schwestern. Derselben Ueberzeugung ist auch die deutsche Methodistenkirche, und sie hat darum in Cincinnati, Ohio, ein Central Diakonissen-Mutterhaus erworben, wo alle Schwestern zuerst ausgebildet werden, ehe sie irgendwo anders in die Arbeit ausgesandt werden.

Schreiber dieses hat vor zwei Jahren im „Friedensboten" und im „Evangelischen Diakonissenfreund" dieselbe Ansicht ausgesprochen und bei jeder Gelegenheit dieselbe in Ansprachen und Reden wiederholt: Lasset uns als Evang. Synode ein Diakonissen-Mutterhaus einrichten, damit wir Gemeindediakonie üben können, wenn und wo sie nötig ist. Es ist für die Diakonie und für unsere Diakonissenhäuser eine Lebensfrage. Bekommen wir kein solches Mutterhaus, in welchem unsere Diakonissen ausgebildet werden zu ihrem Beruf, wo sie ihre Heimat haben, von wo sie in die verschiedenen Arbeitsgebiete und Gemeinden ausgesandt werden, wo sie unter Umständen ihre Erholungszeit zubringen können, und in Zeiten der Krankheit, Arbeitsunfähigkeit und des Alters gepflegt werden, so kann das Diakonissenwerk unter uns keinen Bestand haben. —

Es wäre vielleicht möglich, daß die „Protestantische Diakoniekonferenz" ein solches Central Mutterhaus einrichten und erhalten könnte, aber wir glau-

den, es wäre viel besser und hätte mehr Aussicht auf Erfolg, wenn wir als Synode ein solches ins Leben rufen würden, welches in seiner Verwaltung unabhängig von irgend einem Hospital wäre. Alle jetzt bestehenden Diakonissenhäuser könnten dann ganz gut als Diakonissenhospitäler weiter bestehen, aber diejenigen, welche nicht imstande wären, ihren Schwestern eine genügende Ausbildung zu geben, könnten ein Uebereinkommen zu diesem Zweck mit dem Mutterhause treffen.

Ob ein solches Diakonissen-Mutterhaus in der Nähe eines schon bestehenden Hospitals eingerichtet werden sollte oder nicht, das müßten jedenfalls Sachverständige entscheiden. Es handelt sich vorläufig nicht darum, wo ein solches Institut errichtet wird, sondern nur daß wir überhaupt eins haben wollen. Die Ausführbarkeit kommt gar nicht in Frage. Es kann geschehen. „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg." Sowohl die Gesamt-Synode als auch die meisten Gemeinden kommen nach und nach über die Gründungs- und finanziellen Schwierigkeiten heraus. Nun können sie im Werke der Inneren Mission mehr thätig sein als bisher. Ja es ist ihre unabweisbare Pflicht.

Die Frage ist nun: Auf welche Weise kann das geschehen? Zunächst sollten die einzelnen Distrikte die Angelegenheit auf ihren diesjährigen Konferenzen zur Sprache bringen und durch einen Beschluß die Generalsynode veranlassen, Stellung zu dieser Sache zu nehmen. Die Generalsynode befasse sich ebenfalls ernstlich mit der Frage, erkenne durch einen Beschluß das Amt der Diakonie als ein kirchliches an und beauftrage eine aus fachverständigen Leuten bestehende Behörde zur Ausarbeitung eines geeigneten Planes.

Was wäre durch einen solchen Beschluß gewonnen? Zunächst das, daß unter unsern Leuten die Vorurteile gegen das Diakonissenwerk beseitigt würden, als seien es nichts weiter als protestantische Nonnenklöster. Es herrscht in unsern Gemeinden trotz zwölfjähriger eifriger Arbeit noch viel Unkenntnis und Unklarheit über dies Werk. Durch die Besprechung der Sache in den Konferenzen würden viele näher mit dem Werke bekannt und auch dafür interessiert und gewonnen. Es sind viele treue, tüchtige, christliche Jungfrauen und weibliche Kräfte in unsern Gemeinden, die zu Hause entbehrlich sind und doch keinen eigentlichen Lebensberuf haben. Der Herr braucht sie sehr nötig im Dienste seines Reiches, denn von geheiligten Personen hängt der Erfolg seines Werkes ab. Manche Jungfrauen würden auch gerne kommen und dem Herrn als Diakonissen dienen, aber die Eltern erlauben es nicht, weil sie der Sache mißtrauisch gegenüber stehen, sie noch nicht genügend kennen. Es handelt sich in der Dakonissenarbeit nicht um Gewinnung billiger Krankenpflegerinnen, sondern um die Ausübung und Bethätigung unserer Christenpflicht ohne Gesetzeszwang durch strenge Behörden. Gerechte Ausübung von Disziplin und Ordnung muß allerdings sein. Es handelt sich um Anerkennung und Einrichtung eines apostolisch-kirchlichen Amtes. —

Ich überlasse es fähigeren Männern, genauere Pläne und Vorschläge zur Ausführung zu machen. Möge der Herr geben, daß diese Zeilen Anregung geben, daß unsere Evangelische Synode sich ernstlich mit diesem edlen reichgesegneten Werke befasse zur Verherrlichung seines Namens und zum zeitlichen und ewigen Heile vieler Menschen.

Sollen die Statuten des Gegenseitigen Versicherungsbundes von Gemeinden und Pastoren innerhalb der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika verändert werden?

Von P. N. Lehmann.

Am ersten Februar dieses Jahres ist von den Beamten des Versicherungsbundes innerhalb der Synode das V. Assessment ausgeschrieben worden. Dazu hatten sie den Rechtsgrund in den Statuten. S. § 4. 3.: „Sobald die nötige Information über einen Verlust vorschriftsmäßig im Reinen ist, so giebt der Präsident dem Sekretär und Kassierer den Auftrag, die nötigen Schritte zur Entschädigung des Mitgliedes zu thun. Die festgesetzte Entschädigungssumme wird vom Generalsekretär auf die einzelnen Glieder im Verhältnis zu ihrer Versicherungssumme verteilt und unter Mithilfe der Distriktssekretäre des Bundes ausgeschrieben. . . . Da jedoch mit der Erhebung von häufigen kleinen Assessments viel Mühe und Nebenausgaben verbunden wären, so daß für kleinere Versicherungssummen die Post- und Sekretärsgebühren oft den Betrag für die Kasse übersteigen würden, so soll bei einem nötigen Assessment nicht weniger als zwei Dollars für je ein Tausend der Versicherung kollektiert werden."

Aus diesem Paragraphen geht zweierlei hervor: 1. Daß die Beamten nur dann das Recht haben, ein Assessment auszuschreiben, wenn es nötig geworden ist, d. h. wenn der Verlust eines Mitgliedes durch die in der Kasse befindlichen Gelder nicht gedeckt werden kann; 2. daß um einer klaren Zweckmäßigkeit willen die Höhe des Assessments nicht nur durch die Höhe des zu deckenden Verlustes bestimmt werden, sondern nie weniger als $2 für je ein Tausend der Versicherung kollektiert werden soll.

Solch ein Assessment bringt nach dem gegenwärtigen Versicherungsstand des Bundes $4688.28. Diese Summe bleibt nach Abzug des vorliegenden Verlustes als Reservefond in der Bundeskasse, so daß nicht jedesmal bei einem neuen Verlust ein Assessment nötig wird. Dieser Fond mit Zuhilfenahme der Eintrittsgelder reicht ziemlich lange aus, wenn keine außerordentlichen Verluste zu decken sind. So lagen zwischen dem IV. (25. Juli 1898) und dem V. Assessment (1. Febr. 1901) zwei Jahre und fünf Monate. Es liegt jedoch immer die Möglichkeit offen, daß bei außerordentlichen Verlusten entweder häufigere oder auch höhere Assessments nötig werden. Einmal ist im Lauf der Geschichte des Bundes diese Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden, da nach Gottes unerforschlichem Rat, Anno 1896, ein entsetzlicher Sturm über St. Louis hereinbrach, grauenhafte Verwüstung hinter sich lassend. Damals wurden acht Dollars auf je ein Tausend der Versicherung eingefordert. Wir dürfen aber mit Freuden auf die Thatsache verweisen, daß alle Glieder des Bundes willig und bereit waren, die Last zu tragen, weil ja schon das christliche Mitgefühl mit den schwer Betroffenen rege war; ferner auch darauf aufmerksam machen, daß erst zwei Jahre und einen Monat später ein neues Assessment nötig wurde, so daß diese einmalige große Anforderung dadurch beträchtlich reduziert wurde. Fassen wir alle acht Jahre der Existenz des Bundes zusammen, so ergiebt sich trotz des großen Sturmschadens von 1896 das

überraschend günstige Resultat, daß die Bundesglieder durchschnittlich nur $1.87 auf je ein Tausend Versicherung pro Jahr zu entrichten hatten, trotzdem der Bund damals noch ziemlich kleiner war, als heute. Das der status quo.

Nun haben die Bundesbeamten dem V. Assessment ein Begleitschreiben beigelegt, in welchem etliche Mißstände unseres Versicherungsmodus bloßgelegt werden. Diese sind:

1. Es kommt vor, daß Mitglieder, die kürzlich dem Bunde beigetreten sind und Eintrittsgelder bezahlt haben, bald darauf mit einem Assessment belastet werden, während andere, deren Police gerade ausgelaufen und noch nicht wieder erneuert ist, dem Assessment entgehen.

2. Die, welche gerade zur Zeit eines schweren Unfalls dem Bunde angehören, haben eine schwere Last zu tragen, während eine andere Periode sehr billig und leicht verlaufen kann.

Daraufhin wird in dem Begleitschreiben der Vorschlag gemacht, jährlich regelmäßig etwa um Neujahr ein Assessment von $2 fürs Tausend zu sammeln, um den oben angedeuteten Ungleichheiten zu entgehen und die Last gleichmäßig zu verteilen. Dadurch komme ein großer Reservefond zu stande, so daß die Glieder bei einem schweren Unglücksfall, wie damals in St. Louis, nicht so viel auf einmal zu bezahlen hätten. Zugleich wird bemerkt, daß in ruhigen Zeiten, da der Reservefond sich ansammelt, ein Teil desselben der Kirchbaufondkasse zur Verfügung gestellt werden könnte, damit dieselbe auch wie in andern Synoden, mehr Segen stiften könne. Das der Inhalt des Begleitschreibens.

Zu dieser Proposition müssen alle Bundesglieder Stellung nehmen. Auf den Distriktskonferenzen sollen die einzelnen Distrikte des Bundes darüber Beschlüsse fassen, damit dann die Bundesglieder auf der Generalsynode gemäß der Majorität der Distrikte sich entscheiden mögen.

Unter so bewandten Umständen erscheint es ratsam, die angeregte Frage vor den Tagen der Distriktskonferenzen zu ventilieren, damit jeder seiner Meinung gewiß werde. Unterzeichneter ist Bundessekretär des Ohio-Distrikts und nimmt daher naturgemäß ein reges Interesse an der gedeihlichen Entwicklung des Bundes, hat auch um seines Amtes willen vielleicht etwas Einblick und Urteil in Sachen unsrer Versicherung. Es wird ihm deshalb wohl auch niemand verargen, daß er sich in dieser Angelegenheit zum Worte meldet und seine Ansichten durch die Spalten des geschätzten „Magazin“ vor die Pastoren bringt.

Zunächst gilt es zu bedenken, daß es zum fundamentalen Prinzip unseres Bundes gehört, daß nur dann ein Assessment ausgeschrieben werde, wenn ein solches nötig geworden. Wir Glieder wollen nichts weiter, als einander mit hilfreicher Hand im Falle der Not beispringen. Unsre Einzahlungen sollen den Verlusten die Wage halten und von ihnen abhängig sein. Das ist nicht etwa ein nebensächliches Moment der Statuten, sondern bildet geradezu den Charakter des Bundes. Die vorgeschlagene Neuerung ist also eine tief einschneidende. Sollen wir dieselbe vornehmen? Gewiß, wenn bewiesen werden kann, daß dieselbe notwendig und zweckmäßig ist, aber auch nur dann.

Ist die Neuerung und Veränderung der Statuten notwendig? Es wird im Begleitschreiben geltend gemacht, daß manche Glieder im Fall eines Assessments mehr zu bezahlen hätten, als andere, während manche unter Umständen sogar ganz frei ausgingen. Aber könnte bei einem regelmäßigen jährlichen Assessment nicht dasselbe eintreten, daß etliche Glieder vor kurzem Eintrittsgelder bezahlt haben, während die Policen andrer gerade ausgelaufen und noch nicht erneuert sind? Es bliebe dann dieselbe Schwierigkeit, der man durch die Neuerung aus dem Weg gehen wollte. Ist zu irgend einer Zeit beim Ausschreiben eines Assessments dieser Fall denkbar, so auch zu Neujahr. Und dann gleicht sich die Unebenheit noch schwerer aus, weil die betreffenden Glieder nach sechs Jahren regelmäßig wieder gleich nach Entrichtung der Eintrittsgelder einer Besteuerung unterliegen, während die anderen dann regelmäßig frei ausgehen. Bleiben wir dagegen bei dem jetzigen Modus, dann sind es immer wieder andre Glieder, die verhältnismäßig mehr belastet werden, resp. frei ausgehen. Der Ausgleich ist dann gerechter und nicht von menschlichen Maßnahmen bedingt. Auch die andre namhaft gemachte Unebenheit, daß etliche Perioden billiger sind, als andre, gleicht sich bei unserm jetzigen Modus wieder aus, da man erwarten kann, daß die Glieder nicht nur sechs Jahre bei uns bleiben, sondern für immer, so daß ein und dasselbe Glied die schweren Zeiten trägt und die billigeren Perioden genießt. Gerade dasselbe wird auch in dem Begleitschreiben erwähnt: „Für die Mehrzahl der Glieder, welche regelmäßig ihre Versicherung erneuern, gleicht sich das von selbst aus.“ Somit können wir auf die Frage: Ist die Neuerung notwendig, unmöglich mit Ja antworten.

Aber vielleicht ist die angeregte Statutenveränderung zweckmäßig. Wahr ist es, daß die Ansammlung eines Reservefonds uns bei einem großen Unfall besser vorbereitet findet und die Höhe des Assessments in solchem Falle herunterschraubt. Aber es kommt als hinkender Bote alsogleich der Vorschlag nach, einen Teil des Reservefonds der Kirchbaukasse zu überweisen. Mir ist es nicht ersichtlich, wie man diese Gelder dann innerhalb 60 oder 90 Tagen flüssig machen kann. Die armen Missionsgemeinden, die von der Kirchbaukasse Geld geborgt, haben es in der Voraussetzung gethan, daß ihnen genügend Zeit gegeben werde, die Schuld zurückzuzahlen. Nun wird aber das Geld plötzlich eingefordert. Man sieht, daß diese Verquickung zweier Kassen, nämlich des Bundes und der Kirchbaubehörde, für beide Teile höchst unzweckmäßig ist. Diese beiden Kassen ruhen nicht auf gleicher Basis, die eine soll warten können, die andre kann nicht, und das auf Grund der beiderseitigen Statuten.

Doch abgesehen davon. Gesetzt, das Geld, das wir in der Kirchbaukasse anlegen, kann in kurzer Zeit flüssig gemacht werden, oder gesetzt auch, wir legen unsern Reservefond nicht da an, sondern halten ihn stets flüssig, so erscheint mir auch dann die Neuerung unzweckmäßig. Und zwar aus folgenden Gründen:

1. Bis jetzt war es der Ruhm unsres Bundes, sehr billig zu sein, da wir nur eigentliche Verluste decken. Die Summe für Gehälter ist ja so gering, daß sie kaum zu nennen ist. Nun aber sollen regelmäßig jedes Jahr $2 aufs Tausend eingefordert werden. Das ist die Maximalsumme, die uns die Durch-

schnittsberechnung des St. Louiser Sturmes an die Hand giebt, und zwar zu einer Zeit, wo der Bund noch jung und klein war. Wir sind dann nicht mehr der billigste, sondern der teuerste Bund, d. h. in Anbetracht des Charakters der Gegenseitigkeit.

2. Unser jetziger Modus der Versicherung giebt uns die Berechtigung, in Kurzem ein großes Wachstum des Bundes zu erwarten. Dagegen mag die Einführung der Neuerung dazu dienen, schon gewonnene Glieder wieder abspenstig zu machen. Für meine Gemeinde ist z. B. die jährliche Entrichtung von $14.67 gerade keine Kleinigkeit. Die Frage nach der Notwendigkeit solcher Maßnahmen kann nicht bejaht werden. Es wird sich voraussichtlich Unzufriedenheit regen. Und gerade Neujahr ist eine böse Zeit für solche Extra-Ausgaben. Ich fürchte, es würde der gedeihlichen Entwicklung unseres Bundes einen erheblichen Stoß versetzen. Let good enough alone.

3. Wohl haben wir nach dem status quo eine größere Zahlung bei schweren, außerordentlichen Unfällen zu erwarten. Aber dann liegt die Notwendigkeit klar vor Augen. Man weiß, daß man den schwer bedrängten Brüdern zu Hilfe kommt, man leistet gern ein größeres Opfer. Ferner wird ja für den einzelnen auch in solchem Fall die Last leichter, je größer der Bund wird.

4. Obwohl die Generalsynode immer das Recht hat, zum alten Modus zurückzukehren, wenn der Reservefond eine gewisse Höhe erreicht hat, so ist es doch jetzt nicht ratsam, solche Experimente zu machen, da der Bund noch so jung ist.

Summa Summarum, die vorgeschlagene Neuerung ist ja gewiß gut gemeint, aber weder notwendig noch zweckmäßig. Darum nochmals die Mahnung: Let good enough alone.

Dr. Alexander Dowie und die Zionssekte oder „Christliche katholische Kirche."

Ueber obigen Stifter der neuen Sekte fanden wir in „Beweis des Glaubens" von Dr. O. Zöckler unter der Aufschrift: „Gebetsheilungen" einen Artikel, den wir mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verfassers hiermit zum Abdruck bringen.*)

John Alexander Dowie wurde um die Mitte des letzten Jahrhunderts als Sohn schottischer Eltern in Edinburgh geboren. Er wanderte als junger Mann nach Süd-Australien aus und wurde hier kongregationalistischer Prediger zuerst in Alma, dann nach einander in Sidney und Melbourne. In letzterer Stadt gründete er schon während der achtziger Jahre eine „Göttliche Heilungsgesellschaft", zunächst für Australien und Neu-Seeland. Zwei Aufenthalte auf der genannten Insel — zuerst 1886, dann im Winter 1887—'88 — dienten ihm zur Stiftung von Zweigvereinen der genannten Gesellschaft. Um diese dann auch auf amerikanischem Boden auszubreiten, begab er sich im

*) Beweis des Glaubens. Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christl. Wahrheit. Mit dem Beiblatt: Theologischer Litteraturbericht (Red. Past. J. Jordan). Erscheint bei C. Bertelsmann in Gütersloh zum Preis v. M. 8.00 jährl.

Frühjahr 1888 mit seiner Frau, Mrs. Jeanie Dowie (australischer Abkunft) und zweien Kindern zunächst nach San Francisco. Hier und an einigen andern Orten der Pacificküste betrieb er sein Evangelistenwerk gegen zwei Jahre, in Canada, Minnesota, Pennsylvania und Maryland gegen drei Jahre. Nach Chicago verlegte er den Sitz seines Wirkens im Jahre der Weltausstellung (1893) und veranlaßt durch dieselbe. Er erbaute sein erstes Zions-Tabernakel (Zionskirche No. I), verbunden mit einem „Haus göttlicher Heilung" mit 20 Zimmern, dicht vor dem Eingang zum Ausstellungspark und predigte hier vor Einheimischen wie Fremden mit solchem Erfolge, daß jene gottesdienstliche Versammlungsstätte sich bald als viel zu klein für die Tausende von Zuhörern erwies. Zeitweilige Verlegung der Hauptversammlungen in Chicagos „Central-Musikhalle" war eine erste Auskunft, zu der man griff. Später wurde das noch geräumigere „Auditorium", der größte Hörsaal Chicagos, für die Wochenvorträge gemietet und hier eine Miete von 7800 Dollars für 26 Vortragsabende gezahlt. Seit Mai 1896 bezog Dowie mit seiner Familie das „Zionsheim", ein am schönsten Boulevard der Stadt gelegenes siebenstöckiges Riesenhaus, das „alle Bequemlichkeiten eines Hotels ersten Ranges bei mäßigen Pensionspreisen bietet." Im Februar des folgenden Jahres wurde das neue große Zions-Tabernakel eingeweiht' mit 3300 akustisch vorteilhaften Sitzplätzen in seiner Parterre-Halle, mit einem Taufbassin, „worin 30 Personen zugleich getauft werden können," *) einem im Souterrain gelegenen Speisesaal für 400 Personen und dergleichen Einrichtungen mehr. Zum bereits erwähnten Haus göttlicher Heilung waren inzwischen noch zwei weitere „Heilungsheime" hinzugetreten. Die „Christliche katholische Kirche" (abgekürzt: CCC) Chicagos hatte ihre definitive Organisation bereits im Februar 1896 erhalten.**) Zu Grunde gelegt wurde dieser Organisation die bestimmt ausgesprochene Annahme, daß das Amt der Apostel (natürlich in weiterem Sinne genommen) bis auf unsere Zeit in der Christenheit fortdauere; daß desgleichen das Prophetenamt und die ihm zugrundeliegende göttliche Inspiration sich in der Gegenwart fortsetze und demgemäß einer Neubelebung oder Wiederherstellung der Aemter der christlichen Urzeit überhaupt nichts entgegenstehe. Wiederhergestellt wurde demgemäß, behufs der beständig wachsenden Scharen von Zions-Mitgliedern (deren Chicago allein im Jahre 1896 bereits über 3000 zählte), vor allem das Apostelamt selbst, nur nicht gerade mit Beibehaltung des Titels „Apostel", dem vielmehr das modernere und nüchternere „Aufseher" substituiert wurde. Dr. Dowie selbst, der „Engel des Bundes Gottes" (wie er sich mit Anspielung auf die Stelle Mal. 3, 1 gerne nennt) hat als „General-Aufseher" die Oberleitung des Ganzen. Ihm stehen zur Seite zwei ordinierte Theologen als „Aufseher". Ferner besteht der Beamtenstab Zions gegenwärtig aus einem präsidierenden Aeltesten und 42 Aeltesten, aus 16 Evange-

*) Dowie ist nämlich Anhänger der baptistischen Taufpraxis als der angeblich allein schriftgemäßen. Die Kindertaufe gehört mit zu dem von ihm bekämpften „Teufelswerk". Alle als volle Mitglieder bei ihm Eintretenden läßt er in jenem Bassin neu taufen.

**) Siehe Jahrgang I der (unten noch näher zu besprechenden) deutschen Blätter der Heilung, insbesondere No. VI, S. 132 ff.; VII, 157 ff.; auch I, S. 8, u. s. f.

listen, 25 Diakonen und 9 Diakonissinnen — wozu noch die besonders gewählten Leiter der Zions-Versammlungen kommen. Als eine tüchtige Hilfstruppe dieser Gemeindebeamten werden in Dowies Organ „die Bataillone von Zions als „Siebziger“ bezeichnet wohl mit Bezug auf Luk. 10, 1 ff. Dieselben gehen zu je Zweien von Haus zu Haus und verkündigen teils da, teils auf den Straßen und Plätzen „die frohe Botschaft des ewigen Evangeliums von der Heilung und Heiligung.“ — Einiges in diesen Verfassungseinrichtungen und den durch sie geförderten Bestrebungen der Sekte kann an das keck vordringende und eroberungslustige Treiben der Heilsarmee erinnern; so die Zuversichtlichkeit, womit der Zions-General — hierin einigermaßen wetteifernd mit den pomphaften Ankündigungen Booths — schon vor etlichen Jahren zu weissagen wagte, er werde binnen einem Jahrzehnt „an der Spitze der stärksten und am meisten begüterten aller Kirchen stehen;“*) so der gegenüber rivalisierenden Sekten, namentlich dem amerikanischen Freimaurertum, des öfteren angeschlagene kriegerisch triumphierende Ton;**) so besonders das unten noch näher zu beleuchtende Dowiesche Projekt der Erbauung einer riesengroßen „Zions-Stadt“ (unweit Chicago, am Michigansee), das sich beinahe wie eine Nachahmung des Boothschen „Rettungsplans“ mit seiner Ackerbau-, Stadt- und Ueberseе-Kolonisation ausnimmt. Doch liegt des Abweichenden hier mehr vor als des Analogen. Von strammer militärischer Organisation und entsprechender Titulatur ist bei den Dowie-Anhängern nicht die Rede. Auch ist nicht Seelenrettung ihr Ziel, sondern (angebliche) Bewirkung leiblicher Heilungen mittelst Gebetsverfahrens. Und zu Gegenständen dieser Heilungsthätigkeit wählen sie sich nicht etwa Leute aus den untersten Volksklassen, sondern — mit sichtlicher Vorliebe — Angehörige der „besseren Stände“, die ihren Dank für die erlangte Heilung durch Teilnahme an jenen Kooperations- und Stadtbau-Unternehmen oder durch sonstige Geldspenden zu bethätigen im stande sind (vgl. unten).

Die Spezialität, wodurch Dr. Dowies Lehre und Sektenbildungsstreben von sämtlichen modernen Agitationen auf religiösem Gebiete sich unterscheidet, ist schroffste Verwerfung jeglicher ärztlichen Hilfe in Krankheitsfällen als etwas Gotte Mißfälligen, mit dem Glauben schlechthin Unverträglichen, ja dem Reiche des Teufels Entstammenden. Denn bei einer so milden Motivierung seiner Glaubens-Heilpraxis, wie das schöne Sprüchlein des Bristoler Georg Müller sie ausdrückt: „Der Anfang des Sorgens ist das Ende des Glaubens und der Anfang wahren Glaubens das Ende aller Sorge,“ bleibt der Chicagoer Wunderdoktor nicht stehen. Er vertritt einen schneidigeren Gegensatz zu der irdischen Krankheitsheilungsmethode, wie die heutige Medizin sie anwendet. Sein Wahlspruch lautet ungefähr folgendermaßen: „Alle Medizin ist wie

*) Blätter der Heilung, I, VII, S. 162. 163.

**) Z. B. Blätter d. H. IX, 196: Zions Christl. kath. Kirche ist „ein kampffähiges und eroberndes Heer, welches die Freimaurer besiegen wird.“ Ebd. VII, 152: „Die Sicherheit des amerikanischen Volkes, die das allerhöchste Gesetz ist, erheischt: die Ausrottung der Boxers in China und der Freimaurer in Amerika,“ u. s. w. Vgl. VII, 165 u. ö.

Gift zu meiden! Haſt du im geringſten noch Vertrauen auf das von den Aerzten Verſchriebene, ſo biſt du noch nicht los von den Banden des Satans!"*)

Einem kranken Menſchen Medizin geben, heißt beſten Falles im Finſtern tappen; eigentlich aber und in den meiſten Fällen iſt es gleichbedeutend mit — Giftmord! Alle Arzneien und Droguen ſind Gift, verboten durch Gottes Wort im Alten wie im Neuen Teſtament. Denn auf ſie bezieht ſich das göttliche Fluchwort bei Jeremia (17, 5): „Verflucht iſt der Mann, der ſich auf Menſchen verläſſet und hält Fleiſch für ſeinen Arm," u. ſ. w.; nicht minder aber auch das in der Offb. Johannis (22, 15): „Draußen ſind die Hunde und die Zauberer und die Hurer und die Totſchläger und die Abgöttiſchen und alle, die lieb haben und thun die Lüge." Die hier an zweiter Stelle als ausgeſchloſſen von der Gottesſtadt genannten „Zauberer" griechiſch φαρμακεῖς, ſind — die Droguenhändler; denn Pharmaceus iſt ſ. v. a. „Herſteller oder Verkäufer von Giften." Man erſieht aus dieſer Stelle, daß „die Läden der Droguiſten gerade des Teufels eigene Läden ſind."**) Es fehlt an jeder ſicheren wiſſenſchaftlichen Grundlage für die Praxis der Aerzte; einzelne berühmte Medizinalprofeſſoren, z. B. ein Dr. MacClagan in Edinburgh, haben ausdrücklich erklärt: „Die Medizin iſt keine Wiſſenſchaft." Allopathen und Homöopathen liegen beſtändig im Kriege miteinander; gegen die Kochſchen Bacillus-Einimpfungen hat kein Geringerer als Virchow die Anklage erhoben, ſie wirkten in manchen Fällen nicht heilend ſondern ſchädlich, u. ſ. f.†) Recht charakteriſtiſch lauten die Titel der aus der Zions-Offizin (Zion Publishing House, 1207 Michigan Avenue, Chicago) hervorgehenden antimediziniſchen Traktate, z. B. „Hiobs Schwären oder Beleuchtung der Einwände gegen göttliche Heilung"; „Teufliſcher Spiritus entlarvt"; „Tabak Satans verheerendes Feuer und ſeine Verbündeten"; „Medizinen und Teufel, oder die Feinde Jeſu Chriſti des Arztes." In manchen dieſer Flugſchriften, z. B. in der beſonders ſcharf gepfefferten, „Doktoren, Droguen und Teufel" (Doctors, drugs and devils) lieſt man ungeheuerliche Beſchuldigungen, wie: „Unter je zehn Aerzten ſind ihrer neun, die ausgeſprochene Böſewichter ſind," oder: „In Chicago giebt es ihrer Hunderte, die wahre Teufel in Menſchengeſtalt ſind."‡) Zur Beſtätigung von dergleichen werden Thatſachen angeführt, die allerdings, wenn wahr, ſchwere Belaſtungen für die Angegriffenen ergeben würden, (z. B. geleiſtete Mithilfe zur Abtreibung von Leibesfrucht und dergleichen). Anderwärts wird die Waffe des Spotts gehandhabt und entweder die Ratloſigkeit der Aerzte gegenüber ſchwer zu behandelnden Fällen perſifliert,§) oder dieſe

*) Bl. d. H. I, 27; V, 101; VII, 148 u. ö.

**) Bl. d. H. I, 26. — An Proben ähnlicher exegetiſcher Gewaltakte wie die hier an Apok. 22, 15, oder in Bl. V, 98 und 100 an Jerem. 17, 5 verübten, fehlt es auch ſonſt nicht in des Doktors Reden und Anſprachen. S. beſ. VIII, 182 f., wo aus der Aufzählung der neuen urchriſtlichen Geistesgaben in 1 Kor. 12 gefolgert wird, daß die jetzige verweltlichte Kirche eine „Kirche des Teufels" geworden ſei. Vgl. ebend. S. 184, wo die „löchrichten Brunnen" bei Jer. 2, 15 auf die Laboratorien der Chirurgen gedeutet werden!

†) Bl. d. H. VIII, 184 f.; IX, 200 f.

‡) Ebd. I, 27 f.

§) Ebda. VI, 123 f.; 144.

oder jene Anekdote zur Illustration ärztlicher Gewinnsucht erzählt. Ein erstklassiges Zugstück dieser Art ist die Geschichte von Miß Nellie Blys Erfahrungen mit mehreren der berühmtesten New Yorker Aerzte. Nachdem diese schlaue junge Dame sich mit der Redaktion einer der angesehensten dortigen Zeitungen, der „New York World", in Beziehung gesetzt hat, fährt sie, obschon körperlich ganz gesund, bei einem der größten Konsultationsärzte vor, legt das Honorar für die begehrte Konsultation in Gestalt einer Zwanzigdollar-Note von vornherein auf den Tisch und entlockt dem sie nun mit Stethoskop und dergleichen-Untersuchenden die Erklärung: sie leide an angehender Schwindsucht, samt einem dagegen gerichteten Rezept. Aehnlich verfährt sie dann bei vier anderen Celebritäten, deren eine sie mit einem Rezept wider beginnende Brightsche Nierenkrankheit ergötzt, die andre ein bedenkliches Leberleiden, die dritte eine idiopathische Muskel-Atrophie und die vierte noch ein anderes schlimmes Uebel bei ihr konstatiert. Sie fährt dann zum Redaktionsbureau zurück, liefert die fünf erhaltenen Rezepte samt genauem Bericht über die stattgehabten Diagnosen daselbst ein und führt so die Publikation des heiteren Vorfalls herbei — wobei übrigens die Redaktion mit den Namen der fünf hereingefallenen Doktoren zurückhält und dieselben nur dann, wenn sie das Geschehene zu leugnen versuchen würden, öffentlich zu nennen droht.†)

Wir lassen die Frage, inwieweit Anschuldigungen dieser Art thatsächlich begründet sind und wie es überhaupt mit dem Medizinalwesen Nordamerikas, beziehungsweise der wissenschaftlichen und der moralischen Qualifikation seiner Vertreter gegenwärtig bestellt ist, hier unerörtert. Es mag sein, daß die dortigen Zustände auf medizinischem Gebiete in der That eine schärfere Kritik nicht überall und in jeder Hinsicht vertragen können. Das mit dem Auftreten von Dowies Sekte ungefähr gleichzeitige Hervortreten noch einer andern Art von Opposition gegen die auf den staatlichen Lehranstalten gelehrte Medizin, bestehend in den okkultistischen Operationen der von einer Mrs. Eddy gestifteten Gesellschaft der „Christlichen Wissenschaft" (Christian Science), scheint darauf hinzuweisen, daß in der That weite Kreise des Publikums dort — besonders in Chicago und Umgebung — von Mißtrauen gegen die eigentlichen Aerzte erfüllt sind, und daß daher neben der reinen Gebetsheilungspraxis auch diese durch hypnotistische Künste, Suggestionen und dergleichen vermittelte Heilmethode rasch zu großer Beliebtheit gelangen konnte. Dr. Dowie will selbstverständlich auch von diesen „Scientisten" nichts wissen. Sie sind ihm in gleicher Verdammnis wie die Spiritisten, Theosophisten, Freimaurer und noch andere geheimbündlerische Gesellschaften. Seine Broschürenpolemik wendet sich in ziemlich leidenschaftlicher Weise auch gegen sie (z. B. in dem Traktat: „Falsche christliche Wissenschaft entlarvt," und anderes dergleichen).*)

Und nicht zufrieden damit, sich mit solchen, teils direkten, teils indirekten Gegnern auf litterarischem Gebiete herumzuschlagen, auch nicht eingeschüchtert durch die schon seit Anfang der neunziger Jahre von Zeit zu Zeit durch Aerzte und medizinische Studenten, ja mehrmals auch durch aufgehetzte Pöbelrotten

†) Bl. d. H. I, 27. 28.

*) Ebd. VII, 168; vgl. III, 54 u. ö.

erlittenen offnen Verfolgungen, †) trägt der kühne General-Aufseher von Zion kein Bedenken, sich auch noch die Geistlichkeit der sämtlichen nicht-zionistischen Kirchen Amerikas auf den Hals zu laden. Er rühmt triumphierend: Amerika zähle jetzt nicht weniger als 150 Denominationen; diese seien ihm sämtlich feindlich gesinnt. Aber „trotz ihrer heftigen Gegnerschaft, die sich in Angriffen und Verdächtigungen aller Art kundgiebt, schließen sich immer wieder Pfarrer, Evangelisten und Missionare dem viel geschmähten Zion an." „Die zahllosen kirchlichen Denominationen Amerikas," ruft er ein anderes Mal aus, „sind eins in ihrer abfälligen Kritik, der sie in allen Variationen ihren an Zahl stets abnehmenden (!) Gliedern gegenüber warnend Ausdruck geben; sie möchten Zion am liebsten vom Erdboden verschwinden sehen, und können es doch nicht hindern, daß Zion von Sieg zu Sieg geht" u. s. w.*) Das richtige Echo dieser siegesstolzen Erklärungen des Meisters sind die Urteile über das nicht-zionitische Christentum, wie man sie in den Predigten seiner Gehilfen und Aeltesten zu hören bekommt. Der Aelteste Voliva leistete in einer zu Cincinnati (Sommer 1900) gehaltenen Predigt folgende Kraftstelle: „Der Teufel zerbricht sich den Kopf weder wegen der Kirche der „Christlichen Wissenschaft", noch wegen anderer christlicher Kirchen. Laßt mich euch sagen, daß weder Methodisten noch Presbyterianer, noch Baptisten, noch Lutheraner, noch Katholiken, noch Episkopale das Reich Gottes sehen werden. Diese Kirchen thun mehr, um der Sache des Teufels Vorschub zu leisten, als alle Kneipen, Spielhöllen und liederlichen Häuser zusammen genommen. Es giebt nur einen Weg selig zu werden, nämlich indem man der Christlichen katholischen Kirche beitritt."**) So plump fanatisch das lautet, es ist ganz in Dowies Sinne geredet. Trunken gemacht durch die ihn vergötternde Schwärmerei seiner Anhänger und Anhängerinnen, fühlt der Zions-Apostel sich als an der Spitze der einzig wahren und alleinseligmachenden Kirche stehend. Wie seine Heilmethode, so posaunt er seine Lehre als unfehlbar aus! Es fällt ihm nicht ein, von der Bescheidenheit eines Spurgeon etwas lernen zu wollen, der die einst von einem Bewunderer an ihn gerichtete Anrede: „Sie sind ein Papst!" lächelnd gelten ließ, jedoch nicht ohne hinzuzufügen: „Aber kein unfehlbarer!"

Wie steht es nun aber mit der angeblichen Solidität des Fundaments dieser Unfehlbarkeitsansprüche, d. h. mit der Thatsächlichkeit der so und so viel Tausende von Glaubensheilungen, die er seit den neunziger Jahren allein auf amerikanischem Boden bewirkt haben will? Allein in Chicago sollen während der vier Jahre von 1896 bis 1900 mindestens 10,000 Personen auf diesem Glaubenswege, teils durch ihn persönlich, teils unter seiner indirekten Mitwirkung, entweder von inneren Krankheiten oder von äußeren Leibesgebrechen

†) Ebd. I, 7; I, 17 u. ö. Beim zweiten der hier berührten Attentate (27. Okt. 1899) soll es direkt aufs Leben Dowies abgesehen gewesen sein; er sowohl wie mehrere seiner Begleiter trugen Verwundungen davon. Ein anderes Mal entging einer seiner Aeltesten, C. B. Fockler, mit genauer Not der scheußlichen Mißhandlung des „Teerens und Federns", welche eine wütende Rotte in Mansfield (Ohio) ihm anthun wollte; s. Bl. d. H. IX, 197 f.

*) Bl. d. H. I, 19; V, 107; vgl. VIII, 182 u. ö.

**) So (nach einem Bericht in der Cincinnati-Ztschr. „Der chr. Apologete") der Luth. Zionsbote 1900, 15. Sept.

befreit worden seien. Ganze Reihen von überflüssig gewordenen Krücken, Schienen, Tragbahren u. s. w., welche die Geheilten geschenkt, schmücken die Wände seiner Tabernakel-Hallen. Als er einst, schon im September 1896, die bei einem Gottesdienste anwesenden Geheilten sich von ihren Sitzen zu erheben aufforderte, standen derselben mehrere Hunderte auf; und als er einst wegen Ausübung unbefugter Heilpraxis gerichtlich belangt war, kamen „80 notariell beglaubigte Zeugnisse“ dem Angeklagten zu Hilfe, u. s. f. Selbst einige Aerzte sollen von der Realität seiner übernatürlichen Heilkraft überzeugt und, unter Darangabe ihrer weltlichen Praxis, zu Zionsmitgliedern geworden sein. Auch bringen die „Blätter der Heilung“ ab und zu schriftliche Atteste von ordentlichen Vertretern des ärztlichen Berufs, welche dieser oder jener auf dem Glaubenswege geheilten Person bezeugen, daß dieselbe jetzt — nachdem der betreffende Doktor sie längere Zeit ohne Erfolg behandelt hatte — sich guter Gesundheit erfreue. — Wie steht es mit der Glaubhaftigkeit von dem allen?

Selbst aus dem eigenen Organ der Sekte, dem in Tausenden von Exemplaren verbreiteten Monatsblatt „Blätter der Heilung“ (seit 1896 in englischer Sprache erscheinend: Leaves of Healing, seit Ende 1899 auch holländisch: Bladen der Heeling, und deutsch) lassen sich manche minder günstige Andeutungen entnehmen. Jene Fälle von Bekehrung früherer Berufsärzte zur Zionssache treten nur sehr vereinzelt auf und fallen nicht sonderlich schwer ins Gewicht, da die Uebertretenden entweder, wegen schwacher Praxis, mit ihrem medizinischen Berufe schon seit längerer Zeit zerfallen waren, oder — wie ein Dr. D. W. Scott zu Freeport, Ill. — eigentlich methodistische Geistliche oder Aelteste waren, die der Medizin mehr nur im Nebenamte oblagen.*) Ein in No. V des 1. (deutschen) Jahrgangs der „Bl. d. Heilung“ mitgeteiltes Zeugnis eines praktischen Arztes, wodurch dieser einer früheren Patientin, die an morbus Brightii gelitten, ihre durch Gebetsheilung erfolgte Wiederherstellung bescheinigt, lautet doch nicht gerade sehr bestimmt und zuversichtlich; es schließt mit der Aussage, daß Miß Vina Peck jetzt „gesund und wohl zu sein *scheine*“ (S. 102a). — Wichtiger als diese Seltenheit derartiger günstiger Fälle ist, daß das Organ im allgemeinen immer nur positive Belege fürs Gelingen der Dowieschen Heilpraxis verzeichnet, aber *über die Fälle vom Gegenteil nichts meldet*. Die Krankheits- und Genesungsgeschichten der durch Gebet Geheilten werden gebucht, sie werden, wenn es sich um eklatantere Fälle handelt, auch durch beigefügte Porträts der Geheilten, durch abgedruckte briefliche Zeugnisse von Personen ihrer Umgebung und dergleichen illustriert; ziemlich jede Monatsnummer hebt mit einem Leitartikel solchen Inhalts an.**) Aber die ungünstig verlaufenen Ver-

*) S. Bl. d. H. VI, 125 f.; VII, 153; vgl. das. 148 (der gelegentlich mit Oel salbende methodistische Prediger Dr. Dobson zu Malcolm, Canada). — Ueber den Dr. Lagrande, der nach mehrmonatlichem Wirken als Leiter eines Dowieschen „Heilungsheims“ aus beweglichen Gründen von demselben abfiel, werden wir unten zu handeln haben.

**) So berichtet No. III des Jahrg. 1900 über die Heilung eines Rev. F. A. Graves von Epilepsie, No. V über die der Miß Vina Peck von Brightscher Nierenkrankheit, No. VI über die des lahm gewesenen Mr. Stuart Mutch, No.

suche, durch Gebetsverfahren Heilung zu erlangen, werden totgeschwiegen. Weder von den fehlgeschlagenen Bemühungen derer, die sich vergeblich in Briefen oder persönlich an Dowie gewendet, noch von den alsbald nach scheinbar eingetretener Besserung eingetretenen Rückfällen, noch endlich von dem förmlichen Sichlossagen mancher, die zeitweilig zur Schar der gläubigen Zionsleute gehört hatten, erfährt der Leser irgend etwas. Und doch müßte das Vereinsorgan, wollte es offen und ehrlich verfahren, auch über diese Fehlschläge und Defekte des „Dowismus" berichten. Eine wirklich gute Sache braucht eine vergleichende Statistik ihrer Ab- und Zugänge nicht zu scheuen, es ist in ihrem eigenen Interesse, gleich den positiven auch die negativen Ergebnisse ihrer Entwicklung öffentlich klarzulegen. Von darauf abzielenden Mitteilungen ist aber in dem Dowieschen Blatte nichts wahrzunehmen. Und was in anderen Organen Kritisches über die seitherigen Ergebnisse des Dowismus zu lesen steht, lautet schlimm genug.

Vor uns liegt eine Nummer des zu Chicago seit 1899 erscheinenden englischen Wochenblatts „Das Widderhorn" (The Ram's Horn), deren Inhalt fast ausschließlich die Dowiesche Zionssekte betrifft und derselben in der That arge Hornstöße versetzt. Die Eröffnungen, welche darin von einem Dr. John H. Lagrange — früherem Arzt, dann independentischem Prediger und während des Jahres 1899 eine Zeit lang stellvertretendem Leiter des großen Healing Home in Chicago — über das Heilverfahren in dieser Anstalt und die angeblichen Erfolge geboten werden, wirken in hohem Grade ernüchternd. Sie belasten den Chef des Anstaltenkomplexes um so schwerer, da der Ankläger, obschon er seine Wege von denjenigen Dowies jetzt getrennt hat, doch nach wie vor an der Möglichkeit und dem wirklichen Vorkommen von Gebetsheilungen festhält, also nicht etwa wegen erlittenen Schiffbruchs am Glauben zum Apostaten vom Dowismus geworden ist. Nach diesem ebensowohl ernst religiösen wie medizinisch sachverständigen Zeugen wurde bei manchen angeblichen Fällen von Heilung Erkrankter seitens Dowies mit unglaublicher Leichtfertigkeit verfahren. Mit einem schwerkranken jungen Manne betet er, bringt dadurch eine enthusiastische Erregung bei demselben hervor, die ihn seine Leiden für einige Stunden vergessen läßt und den Schein seines Genesenseins erzeugt, und überläßt ihn dann sich selbst. Aber noch am selben Abend tritt ein schwerer Rückfall ein; der Kranke kehrt in seine Wohnung zurück, legt sich zu Bette und stirbt in derselben Nacht. Eine ähnliche Scheinheilung mit tödlichem Ausgang trug sich bald darauf mit einer Dame zu, deren Lebensgeister gleichfalls während des Betens mit D. zu starkem Aufflackern gebracht wurden, bald aber um so mehr in sich zusammensanken und nach 25—30 Stunden völlig erloschen.*) Mehr noch als durch solche Fehlschläge seines Heilverfahrens, oder durch die Thatsache, daß ihm selbst eine ziemlich schwere Erkrankung an Grippe zustieß, die ihn zu einer vierwöchentlichen Erholungsreise nach den

VII über die der an Herzschwäche beinahe gestorbenen Miß Sarah Leggett, No. VIII über die des Mr. Sam. H. Hadley, der an Trunksucht und infolge davon an schweren Herzkämpfen gelitten hatte, No. IX über die beseitigte Lähmung der Lydia Markley.

*) The Ram's Horn, vol. II, No. 8 (3. March 1900) p. 10. Einen weiteren Fall von tödlichem Ausgang eines Heilungsversuchs siehe ebd. S. 13.

Bahama-Inseln nötigte, erscheint der „Engel des Bundes" kompromittiert durch das, was derselbe Lagrange über verschiedene Fälle von hartherziger Behandlung berichtet, wozu er sich beim Hervortreten dieser oder jener Auflehnung gegen seine souveräne Autorität oder gegen die von ihm für unübertrefflich erklärten Einrichtungen seiner Anstalten fortreißen ließ. Acht junge Leute, die sich über die schlechte Kost an der Tafel eines Heilungsheims beklagt hatten, trieb er vom Hause fort, sie dem Hunger und Frost auf den Straßen Chicagos überlassend. An den Bericht hierüber schließt sich ein Register von 10—12 zeitweilig bei D. als Beamte thätig gewesenen Männern und Frauen, die er, zum Teil wegen geringer Unbotmäßigkeiten, hinausstieß und mit Schimpfwörtern wie „Diebe, Lügner. Gottlose, Heuchler, Verräter" und dergleichen mehr traktierte. Er selbst, Dr. Lagrange, bekam, sofort nachdem er um seine Entlassung gebeten, ähnliche Liebenswürdigkeiten zu kosten. Seine Kleider und sonstigen Effekten wurde ihm mit Beschlag belegt, so daß er behufs ihrer Wiedererlangung polizeiliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte. — Nicht minder gravierend für den als unfehlbar sich gerierenden Zionsapostel sind die von einem andern Ankläger beigebrachten Belege für seine Lügenhaftigkeit und sein leidenschaftliches Lästern wider theologische und sonstige Gegner. Dem berühmten Evangelisten Moody hat er allerlei schlimme Dinge nachgesagt, welche nicht wahr waren; so u. a., daß derselbe von dem Augenblicke an, wo er sich gegen ihn und die Zionssache öffentlich aussprach, krank geworden sei, ferner daß er zuletzt starke Morphium-Einspritzungen gebraucht, und, als er (am 22. Dez. 1899) starb, sich in einem Zustand der Berauschung befunden habe, u. s. f. Gegen Dorothea Trudels Nachfolger Samuel Zeller in Männedorf (vgl. oben) hat er einst die Verleumdung geäußert, derselbe sei ein starker Raucher und Biertrinker — welche Anklage er auch dann nicht zurücknahm, als ihm bewiesen worden war, daß Zeller weder rauche noch trinke.*) Belastender noch als diese und ähnliche Proben von seiner Unwahrhaftigkeit wirkt, was zum Erweis seines Eigennutzes und seiner Gewinnsucht gegen ihn vorgebracht wird. Mit der anscheinenden Selbstlosigkeit seines Verhaltens gegenüber den seine Hilfe begehrenden Kranken, stehen die auffallend hohen Mieten, die er von den seine Heilungsheime benutzenden Patienten zahlen läßt, in sonderbarem Widerspruche. Das Heilverfahren in dem großen Heilungsheim Zion kostet mindestens 10 Dollars und in vielen Fällen weit mehr! Ueber das behagliche Wohlleben des General-Aufsehers verlauten allerlei Dinge, aus welchen jedenfalls das sich ergiebt, daß er im Punkte aufopfernder Uneignnützigkeit kein Nachahmer des heiligen Franziskus oder des Grafen Tolstoi ist. Ein von ihm käuflich erworbenes kleines Landhaus in Michigan, wohin er sich zuweilen zurückzieht, soll infolge seiner luxuriösen Ausstattung 10,000 Dollars gekostet haben. Für eine elegante Equipage mit zwei Pferden gab er 2500 Dollars aus, für einen Schlitten 425 Dollars, u. s. f.**)

Auf Berichte dieser Art mag, zumal wenn sie den Aussagen ehemaliger Beamten seiner Anstalten, die sich von ihm losgesagt, entstammen, nicht allzu-

*) The Ram's Horn, l. c., p. 11.

**) A. a. O. S. 14 (Angaben des Mr. A. Dresser, eines früheren Beamten Dowies).

viel zu geben sein. Was aber jedenfalls schwer gegen ihn ins Gewicht fällt und worin alle seine Gegner, mögen sie früher auf seiner Seite gestanden haben oder von jeher gegen ihn eingenommen gewesen sein, vollkommen übereinstimmen, das ist die Unverschämtheit seines Werbens um hohe Beiträge für jenes Landkaufs- und Stadtbau-Projekt. Die Geschicklichkeit, womit er sein Ausbeutelungssystem gegenüber erklärten alten Anhängern ebensowohl wie gegenüber erstmaligen Besuchern seiner Anstalten handhabt, ist jedenfalls eine staunenswerte; sie erinnert an die großartigsten Leistungen methodistischer Agitationsredner bei sog. Schrauben-Meetings, und hat in der That schon Hunderttausende von Dollars für jenen Riesenplan zusammen gescharrt. Die am Westufer des Michigansees, in der Mitte zwischen Chicago und Milwaukee zu gründende Stadt Zion wird zum voraus in den „Blättern der Heilung" abgebildet. Ein besonderes Journal: „Die künftige Stadt" (The coming town), wird zur Bekanntmachung des Projekts in weiteren Kreisen und zur Förderung des ihm zu Grunde liegenden Kooperativverfahrens ins Leben gerufen. Unter den verschiedenen Industrien, welche für die zu erwartende zahlreiche Bewohnerschaft der „Stadt Gottes" in Aussicht genommen sind, soll besonders auch der Bergwerksbetrieb vertreten sein, und zwar dies „nicht nur, um Zion mit billigerer Kohle zu versorgen, sondern mit der Aussicht, darauf den Schatz der Kirche zu vergrößern und die Ausbreitung des Reiches Gottes wirksam betreiben zu können."*) Also geschäftliche Manipulation (business methods) sowohl vorn wie hinten, sowohl als Ausgangspunkt für das Riesenunternehmen wie als Endziel desselben! Dieser Geschäftsgeist (mercenary spirit, commercialism) durchdringt das Ganze sowohl des gottesdienstlichen wie des diätetisch-therapeutischen Thuns und Treibens in den Zion-Tabernakeln. Die darauf bezüglichen Maßregeln und Kunstgriffe wirken um so abstoßender und widerwärtiger, je angelegentlicher sie mit apostolischen Vorbildern, namentlich mit der Gütergemeinschaft der ersten Christen (Apostg. 2, 45; 4, 35 ff.), zu decken versucht werden. Die Geduld aber, womit die jedenfalls nicht ganz kleine Schar der Zionsgläubigen dies alles über sich ergehen läßt, ohne an dem neuen Apostel irre zu werden, ist eine bewundernswerte. Selbst die Reise zur Pariser Weltausstellung, die er im letzten Sommer, begleitet von seiner Familie, antrat und die ihn über Frankreich und andre europäische Länder weiter nach dem heiligen Lande bringen soll, hat nur einem Teil seiner Anhängerschaft die Augen über ihn geöffnet. Dowie hat den schlimmen Verdacht, den diese mit üppigstem Pomp in Scene gesetzte Europareise verschiedentlich erweckte, durch allerlei beschwichtigende Erklärungen in seinem Organ abzuwehren versucht.**) Aber die Sache, selbst wenn sie nicht mit dem gefürchteten großen Krach enden würde, bleibt doch auf alle Fälle eine kolossale Renommage, und das protzenhafte Gebaren des Unternehmers — der dabei die großartigen Mittel, über welche sein Zion verfügt, gleichsam zur Schau stellen will — steht in argem Kontrast zur Armut von vielen Hunderten geschorener Schäflein, auf deren Kosten er reist. Ein Extrazug soll ihn von

*) Blätter der Heilung IX, 194.

**) Bl. d. H. VIII, 175. (Vgl. die früheren Mitteilungen über das Reiseprojekt, z. B. III, 61; VI, 129 u. s. w.)

Chicago nach New York gebracht haben; hier waren auf dem Salondampfer „Graf Waldersee“ die feinsten Kajüten für ihn und sein Gefolge mit einem Kostenaufwand von 1500 Dollars belegt. Außer Paris sind mehrere Großstädte Europas für längere oder kürzere Aufenthalte des Zions-Apostels in Aussicht genommen. Um den Jahresschluß gedachte er auf palästinischem Boden zu verweilen und hier „das Anbrechen des 20. Jahrhunderts auf einem Berge in oder bei Jerusalem zu erwarten.“ Daß er seinen Einzug in Jerusalem auf einem Esel zu halten gedenke, haben vielleicht vergrößernde Gerüchte von feindlicher Seite ihm nachgesagt. Das Ganze bleibt aber auch ohne diese Zugabe abenteuerlich genug. Man darf auf den Ausgang, bei dem der groteske Humbug schließlich anlangen wird, wohl gespannt sein.

Wie immer diese Tragikomödie des Dowismus enden möge, so viel hat bereits ihr seitheriger Verlauf gezeigt, daß ein schroff exklusives Verhalten gegenüber den Apparaten und Vertretern der heutigen Heilkunde notwendigerweise zu enthusiastischer Sektiererei und unsinniger Schwärmerei führt. Die Tollheiten einer den Schrifttext aufs willkürlichste verdrehenden und vergewaltigenden Exegese, wovon oben einige charakteristische Proben mitgeteilt wurden, rächen sich bitter. Aus der blindwütigen Kriegserklärung gegen alle Medizin folgt mit Notwendigkeit eine nicht minder wahnwitzige Verdammung und Verketzerung sämtlicher Kirchen und Sekten — bis auf die unfehlbare und allein seligmachende, deren Neugründung der inspiriert sein wollende „Engel des Bundes“ mit allen nur erdenklichen Mitteln der Weltklugheit und Finanzierungskunst betreibt. Ein amerikanischer Freund des Schreibers dieser Zeilen, der den bisherigen Gang der Bewegung aus unmittelbarster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, schreibt darüber: „Mich ekelt's an. Es ist eine Marktschreierei, in welcher der Dollar die Hauptrolle spielt. Die wildesten Auswüchse der Heilsarmee sind ein wahres Lamm, wenn man sie mit diesen Schimpfereien über die Kirche und deren Diener vergleicht.“ — Zwischen der krampfhaften Abwehr jeglicher Anwendung medizinischer Mittel als einer schwer verzeihlichen Sünde, ja einer Beteiligung an den Werken des Teufels einerseits, und zwischen der raffinierten Schlauheit, womit andrerseits die modernsten und weltlichsten Erfindungen zur Mehrung des ungerechten Mammons, zur Sicherung eines behaglichen Lebensgenusses, überhaupt zum Schwelgen in den modernen Kulturerrungenschaften verwertet werden, besteht der grellste Kontrast, der sich nur denken läßt. Und eben dieser Kontrast ist's, der das Treiben dieses Dr. Dowie und seiner Anhängerschaft als heillosen Schwindel verurteilt. Die heutigen Leistungen der Arzneikunst und Chirurgie sind ebenso gut Errungenschaften der aus christlicher Basis erwachsenen neueren Kulturentwicklung der Menschheit, wie der Eisenbahn- und Dampfschiffverkehr, die elektrische Telegraphie, das Kredit- und Versicherungswesen und alle die übrigen Anstalten und Einrichtungen, deren das kluge Sektenhaupt sich unbedenklich bedient. Die Leichtgläubigkeit der Tausende und aber Tausende, die durch die streng-gläubig klingenden, aber in Wahrheit bodenlos heuchlerischen Predigten des neuen Heilands bisher angelockt und beschwindelt worden, steht allerdings selbst im Lande Barnums fast ohne Parallele da. Ein

Symptom vom gesunden Charakter der Christlichkeit des dortigen Großstadtlebens kann sie auf keinen Fall heißen. Zum ärgsten Schaden, den dieser neueste „kräftige Irrtum“ (2 Thess. 2, 11; vgl. 1 Tim. 4, 1 ff.) bisher angerichtet hat und ferner noch anrichten wird, gehört jedenfalls das Erleiden eines völligen Schiffbruchs am Glauben, wie es nur allzu leicht als Endergebnis seiner verführenden Einwirkung auf die von ihm bethörten Herzen argloser und leichtgläubiger Christen sich herausstellen kann.

Man vertraue in Fällen langwieriger und schwer heilbarer Erkrankung immerhin mehr auf des Herrn Schutz und auf seine Gnadenhilfe als auf irdische Heilmittel. Man gründe, wo es wünschenswert erscheint und wo göttliche Fingerzeige dazu vorliegen, immerhin auch Gebetsheilstätten oder christliche Nervenheilanstalten unter verständiger pastoraler Leitung. Der von solchen Anstalten ausgehende Segen ist durch Hunderte von Beispielen bezeugt.*) Das Wohlthätige ihrer Einwirkung auf friedesuchende und trostbedürftige Gemüter wird auch von ernst gerichteten Vertretern der wissenschaftlichen Heilkunde nicht in Abrede gestellt werden. Aber — man gestalte diese Heilpraxis nicht zu einer exklusiven, man stelle sie nicht in schroffen Gegensatz zur wissenschaftlichen Medizin! Man halte ungesunde methodistische Einflüsse von ihr fern; man hüte sich vor stürmischem Eindringen auf Gott, sowohl beim Bitten für das eigene Selbst wie bei Fürbitten für andere. Man vergesse niemals, daß kindlich ergebene Unterordnung des eigenen Willens unter des himmlischen Vaters Willen die einzig richtige Weise christlicher Gebetsübung ist — geboten durch die dritte Bitte des Vaterunsers ebensowohl wie durch des Herrn Vorbild in Gethsemane! Gebetsvereinigungen auf solcher echt biblischen Basis gewähren dem Kranken in jedem Falle, was ihm vor allem not thut: die Gesundung seines inwendigen Menschen. Und sie fügen da, wo der Herr Gnade giebt und das kindliche Glaubensgebet belohnt, zur inneren Heilung auch die äußere zu, gemäß dem Spruche in der Bergpredigt Matth. 6, 33: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, *so wird euch solches alles zufallen!*“ **)

Eine Ehrenrettung fur Pfarrer Blumhardt.†)

Nachdem im Laufe des letzten Jahres von allen Seiten über diesen Mann besonders viel geurteilt, gesprochen und geschrieben worden ist, und zwar oft in ziemlich gehässiger Weise, fühle ich mich gedrungen, auch etwas zu sagen. Ich kann dies um somehr im Geiste der Wahrheit und der Gerechtigkeit thun, als

*) Vgl. den nüchtern gehaltenen, aber das Heilsame gut geleiteter christlicher Sanatorien durchaus anerkennenden Aufsatz: „Gebetsheilungen und Gebetssanatorien“, in Luthardts Allg. ev.-luth. K.-Z. 1891, No. 43 und 44. Auch L. Lemme, Die Macht des Gebets, mit besonderer Beziehung auf Krankenheilung, Barmen 1887.

**) Allg. ev.-luth. K.-Z., a. a. O., S. 1075. Lemme, S. 102 ff. Vgl. D. G. Monrad, Aus der Welt des Gebets, Dresden 1890, S. 180 ff.

†) Obenstehenden Aufsatz entnehmen wir der „Christlichen Welt“. Derselbe dürfte manchem alten Freund von Bad Boll gewiß willkommen sein. Die „Christl. Welt“ erscheint als *Wochenblatt* etwa wie der „Friedensbote“, ca. 18 Seiten stark per Woche, als „evangelisches Gemeindeblatt“, vierteljährlich 2 M.

ich bei den beiden Blumhardts, Vater und Sohn, aus- und eingegangen bin und zu verschiedenen Zeiten meines Lebens Monate in Bad Boll zubrachte. Welch ungeheurer Unterschied, höre ich jetzt so oft sagen, zwischen dem frommen Vater und dem freidenkenden Sohn; wie hat sich doch die edle christliche Heimstätte, wo man so gern in allerlei Nöten Trost und Hilfe suchte, so sehr verändert und verkehrt, daß man gar nicht mehr hingehen möchte! — Diejenigen aber, welche doch noch hingehen, behalten immer die alte Liebe zu dem Ort und die alte Verehrung für den Pfarrer, selbst wenn sie etwa nicht mit all seinen Ansichten übereinstimmen.

Wenn man die Entwicklungsgeschichte der beiden Blumhardts näher kennt, wird man auch nicht der Behauptung beitreten, daß der Sohn gänzlich andere Bahnen geht, als sein Vater ging. Es können beide Blumhardts nicht nach gewöhnlichem Maße beurteilt werden, weil sie eben in ihren Sonderstellungen, mit denen man andere Verhältnisse kaum vergleichen kann, ihre inneren Lebensführungen so originell und selbständig wie möglich verwerten konnten. Ist doch Bad Boll ein Stück Welt für sich und der gerade regierende Blumhardt der unumschränkte Herrscher dieses Reiches. Er braucht sich von niemand etwas sagen zu lassen; je nach seiner Persönlichkeit gestaltet er das Ganze und übt auf die ab- und zuwogenden Menschen einen Einfluß aus, um den ihn wohl schon mancher beneidet hat, gerade weil er sich so ursprünglich geben und so ursprünglich handeln kann, wie sonst kaum jemand.

Freilich der Vater, in kleinen Verhältnissen herangewachsen, gehörte von ganzem Herzen dem engsten württembergischen Pietismus an, bis ihm durch eigentümliche Erfahrungen eine großartige Wirksamkeit zugewiesen ward, durch die dann sein Blick sich unendlich erweiterte und sein Herz sich der ganzen Menschheit aufthat. Bei alledem aber hielt er sich noch mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit an die Bekenntnisschriften seiner Kirche und suchte auf alle Fälle das richtige Verhältnis zu seinem Konsistorium aufrecht zu erhalten, das ihm wiederum sehr vieles nachsah und manche Praxis durchgehen ließ, die man keinem andern Geistlichen gestattet hätte. Ich lernte den Vater Blumhardt erst im Jahre 1863 kennen, und so lebhaft ich den Eindruck seines kindlich frommen Wesens und seiner Glaubenskraft bewahrt habe, erinnere ich mich doch auch, wie wenig er geistliche Redensarten liebte und ebenso, wie oft, wie sehr oft er sich gegen religiösen Formalismus aussprach und es streng verurteilte, wenn jemand von Gläubigen und Nichtgläubigen redete oder gar auf konfessionelle Unterschiede Wert legen wollte. Die Bahnen seines Lehrens und seines Thuns ließ er sich direkt von Gott vorzeichnen, wenn er sich auch äußerlich immer noch in den Grenzen seiner Landeskirche hielt.

Blumhardt Sohn stand dagegen schon als Knabe in großartigeren Verhältnissen, wo Personen der verschiedensten Stände und Ansichten ab- und zugingen und ihre Meinungen offen besprachen. Als er zum Jüngling heranwuchs, verkehrte er gelegentlich bei den vielen Freunden, welche die bekannte Wirksamkeit seines Vaters der Familie gewonnen hatte, sah die Menschen, wie sie sich geben, und lernte die Welt in ihrer eigentlichen Gestalt kennen. Mit offenem Sinn für jede Wahrheit interessierte er sich bald auch für die

neuere Theologie. Dabei stand er mit aller Kraft seinem Vater zur Seite, sowohl was die Gebetsheilungen, als was die allgemeine Seelsorge betraf.

Im Jahre 1880 wurde der jetzige Pfarrer Blumhardt durch den Tod seines Vaters Selbstherrscher von Bad Boll; ich war in jener Zeit im Auslande und weiß deshalb nur von Hörensagen, daß in den nächsten Jahren alle den Eindruck hatten, es sei die eigentümliche Gabe des Vaters siebenfach auf den Sohn übergegangen, — so kräftig erwies sich sein Einfluß auf Kranke und Angefochtene aller Art. Danach änderte er sich plötzlich in der Weise seines Verkehres mit denen, die bei ihm Hilfe suchten; teils glaubte er wohl bestimmte Weisungen von oben dafür erhalten zu haben, teils mag ihn das unwahre und sentimentale Wesen von manchen, die zu ihm kamen, überzeugt haben, daß der armen Menschheit eine andere Hilfe not thue, als Heilung leiblicher Uebel und Trostworte gegen traurige Stimmungen. Genug, Pfarrer Blumhardt hat mir später selbst gesagt, daß er damals ganz aufhörte, den Kranken die Hände aufzulegen, und sie statt dessen anwies, sich ernstlich zu besinnen, was zwischen Gott und ihnen stehen könnte, dann aber auch mit festem Vertrauen sein Angesicht zu suchen, so würden sie direkt von ihm die Hilfe erlangen, welche ihnen not thue. Immer schwerer empfand er den Jammer der ganzen Menschheit und immer mehr sann er nach über die rechten Wege, auf denen hinweggeräumt werden könnte, was das Kommen des Reiches Gottes und damit auch wahre Heilung der Seele und des Leibes für alle hindert. — Es wird, selbst von seinen Freunden, dem Pfarrer Blumhardt häufig der Vorwurf gemacht, daß er von einer Unruhe ergriffen wurde, in der er bald dies, bald jenes erfaßte und als durch göttliche Eingebung erkannte Wahrheit anpries, was er darauf eine Weile mit Begeisterung zu verwerten suchte, um es dann wieder fallen zu lassen und wegzuwerfen. Das Publikum, das gewohnt ist, immer wieder zu seinen Füßen zu sitzen, findet es eben oft schwer, ihm bei allen diesen Wendungen zu folgen; aber die alte Verehrung verliert man deshalb doch nicht. Die wunderbar große Liebe für alle Menschen und der beständige selbstlose Drang, ihnen zu helfen, welcher Art ihr Elend auch sein mag, wie weit oder wie weit nicht sie selbst daran schuld seien — dies ist das innerste Sein des jetzigen Pfarrers Blumhardt, und darin folgt er ganz und gar den Fußspuren seines Vaters. Wenn er, jenem ungleich, immerwährend sucht und forscht nach irgend einem neuen Stück Wahrheit, durch welches Verwicklungen gelöst und für unerklärliches Elend Rat gefunden werden könnte, so liegt dem doch auch nur seine großartige Liebe zu Grunde, und wer möchte ihn tadeln, wenn er dabei auch einmal auf Irrwege kommt? Blumhardt ist Enthusiast über alle Maßen und kann mit einem Feuer und einer Energie neue Gedanken verfolgen, von denen er sich Resultate verspricht, die kühleren Naturen fremd sind. Doch mit einer aufrichtigen Einfalt und Demut, die ihm alle Ehre macht, ist er stets bereit, einen Irrtum einzugestehen, sobald er sich dessen bewußt wird, um dann mit naivstem Eifer wieder eine neue Idee zu ergreifen. An sich selbst denkt Blumhardt, glaube ich, niemals; der Reichtum, der der Familie nach und nach durch die vielen Gäste zugefallen ist, dient ihm zum freigebigsten Wohlthun, wobei er durchaus keinen Unterschied der Person kennt. Man darf nicht alles ausplaudern,

was in der Stille geschieht, aber ich bin gewiß, daß schon Tausende in Bad Boll Unterstützung gefunden haben. Ja ich weiß von manchen, welche durch schwere eigene Schuld in der Welt Schiffbruch gelitten hatten, so daß sie von allen verlassen und verstoßen waren — aber in Bad Boll fanden sie eine Heimat, zuweilen für lange Zeit, bis sie sich innerlich wieder aufgerichtet und äußerlich einen neuen Lebensweg gefunden hatten. Ich glaube nicht, daß Pfarrer Blumhardt solche Leute oft ermahnt und ihnen ins Gewissen redet, er ist als Seelsorger niemals von vielen Worten; jedoch wirkt der Geist des Hauses mächtig auf jedermann, der sich ihm nicht absichtlich verschließt, und die weitherzige Liebe des Hausherrn muß ja gerade auf Tiefgesunkene beschämend und läuternd wirken. Außerdem trägt sicherlich Blumhardt beständig den Jammer aller Menschen fürbittend vor Gottes Angesicht auf seinem Herzen, obgleich er von weitläufigen formellen Gebeten nichts hält.

Was nun die neueste und am schärfsten verurteilte Wendung Pfarrer Blumhardts betrifft, nämlich seinen öffentlich erklärten Beitritt zur Partei der Sozialdemokraten, so waren darüber diejenigen, die ihn genauer kennen, lange nicht so sehr erstaunt, als die Fernerstehenden. War doch von jeher ein stark sozialistischer Zug in dem ganzen Hauswesen von Bad Boll zu bemerken, unter dem vorigen Pfarrer, wie unter dem jetzigen; es haben sich wohl manchmal vornehme Gäste etwas daran gestoßen, daß z. B. der alte Pfarrer fast ohne Unterschied jedermann mit Du anredete; hießt es doch immer: wenn ein König nach Bad Boll käme, so würde in drei Tagen auch Du zu ihm gesagt werden. Arm und Reich, Vornehm und Gering speisten in demselben Saal, und bei festlichen Gelegenheiten waren auch die Dienstboten nicht ausgeschlossen. Für letztere ist überhaupt Bad Boll von Anfang her ein wahres Eldorado gewesen, so sehr ist immer ihr Wohlergehen berücksichtigt und für ihr Fortkommen gesorgt worden. Unter dem einfachen Volke hatte ja überhaupt die Wirksamkeit des ersten Blumhardt in Möttlingen begonnen; kein Wunder also, daß das nachwirkte. Der jetzige Pfarrer mag auch viele bittere Erfahrungen gemacht haben, was die Vergeblichkeit geistlichen Lehrens und Predigens betrifft; die hohlen Schmeicheleien mancher gesellschaftlich Hochstehenden, die ihn viele Jahre mit Vorliebe aufsuchten und doch nie seine eigentliche Meinung verstanden, mögen ihm zuwider geworden sein. Es haben ihm auch vielleicht jene, die sich gläubige Christen zu nennen gewohnt sind, vielerlei Schmerzen bereitet, indem sie sich erst von ihm helfen ließen, um ihn dann zu verlassen und zu verketzern, als er freiere Bahnen einschlug, auf denen sie ihm nicht folgen konnten. Kurz, es hat sich in diesem Sohne des streng pietistischen Vaters allmählich eine höchst pessimistische Anschauung von oem Zustande der heutigen Christenheit, sowie von der Einwirkung der jetzigen Kirche auf ihre Glieder entwickelt; zugleich aber hat er immer sehnsüchtiger ausgeschaut nach einer neuen Ausgießung des Geistes und nach der Wiederkunft unseres Herrn. Mit rastlosem Sehnen hat er Mittel zu finden gestrebt, durch welche man vorliegende Hindernisse wegräumen und den Boden bereiten könne für das neue Reich Gottes, worin dann allen wahrhaft geholfen werden könnte und die großen Heilsgedanken des Erlösers sich sichtbar verwirklichten. So kam es denn immer mehr, daß er mit allem

Vorhandenen brach und fast eine Freude daran hatte, wenn hier und da kirchliche Einrichtungen in Mißkredit gerieten und alte christliche Traditionen weggeworfen wurden. Ja, so erschreckend radikal hat er sich in den letzten Jahren zuweilen ausgesprochen, daß es auch seinen treuesten Anhängern angst und bange dabei werden wollte, vollends Fremden, die ihn bei einem ersten Besuche so reden hörten. Wurden dann einzelne solche abgerissene Aussprüche von ihm in die Welt hinausgetragen, so galt er bald vielen als ein vom Glauben Abgefallener. Man muß, um Bad Boll und seinen Pfarrer richtig zu beurteilen, nicht allzu flüchtig kommen und gehen, sondern lieber ein paar Wochen dort bleiben und etwas eingehender mit Blumhardt verkehren. Dann wird man nicht nur seiner schwäbischen Derbheit und Natürlichkeit manches allzu schroffe Wort über die Mängel der christlichen Lehre und christlichen Praxis zu gute halten, man wird ihn auch in den Augenblicken kennen lernen, wo er aus innerster Seele heraus von seiner Hoffnung auf das ewige Gottesreich und seinem Vertrauen auf den endlichen Sieg Jesu Christi redet, wie es kaum ein anderer kann. Es kommt mehr als einmal vor, daß neue Gäste, die erst manchen Tag zweifelnd und kopfschüttelnd herumgegangen sind, sich mit einem Mal ganz getröstet und freudestrahlend ansehen und sagen: Der hat doch noch mehr Glauben, als wir alle miteinander!

Es ist nun acht Monate her, als ich das letzte Mal Bad Boll besuchte, und ich war gespannt, was sich wohl durch Pfarrer Blumhardts Uebertritt zu den Sozialdemokraten in seinem Hause, wie in seinem persönlichen Auftreten verändert haben möchte; hatte ich doch die wunderlichsten Gerüchte darüber gehört. Ich fand aber alle äußeren Einrichtungen unverändert: das allbekannte sympathische Wesen des Hausherrn, sein freundliches Begrüßen und Entgegenkommen waren ganz wie immer. Die Morgenandacht im großen Saale ward ungefähr in derselben Form gehalten wie sonst auch, und in der aufmerksamen Fürsorge für die Gäste hatte sich auch nichts geändert. Zu Anfang Mai ist immer eine stille Saison in Bad Boll gewesen, so daß die dreißig bis vierzig Gäste, die ich antraf, keine besonders geringe Zahl darstellten. Es waren wie immer viele norddeutsche adlige Damen, ein paar Kaufleute, Gelehrte und Pfarrer; an dem zweiten Tisch, wo die Familie speist, saßen wie gewöhnlich einige Gäste geringeren Standes. Ich fand den Pfarrer frischer, kräftiger und gesprächiger als je; wer ihn kennt, der weiß es ja, wie belebend und anregend sein Blick und sein Wort auf jeden wirkt, der ihm nahe kommt. Er sprach sich sehr offen über seine jetzige politische Stellung aus. Ich sage mir, daß er gleich Tolstoi, Egidy, Hauptmann von Forell u. a. die Wahrheiten, welche ja wirklich der sozialdemokratischen Bewegung zu Grunde liegen, erkannt und sich alsbald mit Leib und Leben zum Vertreter der mindest bevorzugten Klasse aufgeworfen und ihre Sache zu der seinigen gemacht hat. Nachdem er schon auf so mancherlei Weise mit voller Selbstaufopferung all den Unglücklichen, die ihm vorkamen, zu helfen suchte, sieht er es nun für die höchste Aufgabe unserer Zeit an, durch die Hebung der niederen Klassen bessere Zustände auf Erden herbeizuführen. Nicht nur als Politiker, sondern auch als Seelsorger sieht Blumhardt die Sache an; er sprach sich scharf darüber aus, daß wir Missionare in ferne Heidenländer senden und dabei einem großen

Teil unserer Arbeiterbevölkerung den Rücken wenden, indem wir sagen: Die Sozialdemokraten sind Gottesleugner, wir können nichts mehr mit ihnen zu thun haben. Gerade um so mehr, meinte er, sollten wir uns in Liebe dieser Leute annehmen, ihre gerechten Ansprüche befriedigen und sie als Brüder und Freunde anerkennen: nur so könnten wir sie auch wieder zu Gott zurückführen. — Soll man nun so ohne weiteres diesen selbstlosen, liebevollen Mann als unpraktischen Phantasten und Idealisten verschreien? Die Zeit wird lehren, was er unter der sozialistischen Arbeiterbevölkerung ausrichtet, aber wir dürfen doch wohl hoffen, daß solche Führer, die sich an die Spitze der Bewegung stellen, wenigstens manche Bitterkeit versöhnen und manche Ausschreitung verhüten werden.

Von einer schönen Erfahrung, die er schon gemacht, erzählte Pfarrer Blumhardt selbst. Auf den vielen Reisen, die er in letzter Zeit unternahm, um sich als Wahlkandidat für das Abgeordnetenhaus zu präsentieren, sprach er auch eines abends in einer großen Versammlung von Sozialdemokraten, wo er, wie sonst schon manchmal, seinen Zuhörern einen Spiegel vorhielt, wie ein edler und rechter Sozialdemokrat beschaffen sein müsse. Zum Schluß sagte er noch, es würde am nächsten Sonntag ein Erweckungsprediger an demselben Orte einen Vortrag halten, der sei auch ein Freund der Armen und Geringen, und sie könnten bei ihm etwas lernen, was man in einer politischen Versammlung nicht gut vorbringen könnte. „Thut mir nun den Gefallen und geht alle am Sonntag-Abend in diesen christlichen Vortrag." — „Ja," hatten ihm die Leute geantwortet, „so was thäten wir sonst nicht, aber Ihnen zu Gefallen wollen wir hingehen, denn Sie haben sich als unser wahrer Freund gezeigt."

Einige Tage ehe ich nach Bad Boll kam, so berichteten mir die Gäste, hätte Pfarrer Blumhardt an einem Sonntagnachmittag und Abend einer großen Anzahl von Arbeitern aus der nächsten Fabrikstadt in seinem Haus und Garten ein schönes Fest gegeben, wobei man höchst vergnügt miteinander gewesen wäre. Ja, wenn nur das erreicht werden könnte, daß die verschiedenen Stände und verschiedenen Parteien überall eine solche Friedenshalle für freundlichen Verkehr fänden, wie Bad Boll ist, dann wäre viel gewonnen.

Man denke übrigens, was man wolle, über die Sozialdemokratie, deren Ziele und deren Führer, man mißbillige noch so sehr den neuesten Schritt des Pfarrers Blumhardt — die Person dieses Mannes steht, meiner Ansicht nach, hoch über allen Anfeindungen, Spöttereien und Verdächtigungen, die ihm so reichlich zu teil werden. Jedenfalls sucht er nicht das Seine und nimmt mit Mannesmut die Schmach der Partei auf sich, welche seiner Ueberzeugung nach mehr oder wenig im Recht ist. Das sollten auch seine Gegner anerkennen und ehren. Was aber seine jetzige religiöse Stellung betrifft, so kann man es zwar von Herzen bedauern, daß er mit so vielem, worin wir aufgewachsen und was uns lieb geworden ist, zu brechen scheint, und ich wünschte selbst, er spräche sich weniger schroff darüber aus, weil in dieser Art recht viel Mißverständnis und Aergernis entsteht. Aber dessen bin ich gewiß, daß er den Zerfall des Alten will, damit bald das Neue erscheine, nämlich „der neue Himmel und die neue Erde, auf welcher Gerechtigkeit wohnet";

denn sein Herz ist übervoll von Liebe und von Mitleid für alles Elend der armen Menschheit, die er zur Ehre Gottes erlöst und gerettet sehen will. In diesem Sinne ist der jetzige Blumhardt in der That der wahre Sohn seines Vaters und geht unentwegt vorwärts auf den Pfaden, die jener betrat. Wie er auch hin- und hergeschwankt zu sein scheint, indem er jedes mögliche Hilfsmittel prüfen und versuchen wollte, im Wesentlichen ist er doch heute noch derselbe, der er immer war, ein Diener Gottes in Jesu Christo und ein Helfer seiner Mitmenschen; nur seine Art und Ausdrucksweise ist anders, als wir's gewohnt sind. Daß Blumhardt je vom Geiste Gottes verlassen würde, kann ich mir schon deshalb gar nicht vorstellen, weil sein ganzes Wesen freie, große, unparteiische Liebe ist, wie die heilige Schrift sie uns als das Merkmal der Auserwählten angiebt: Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. P. v. Blomberg.

Der große missourische Unbekannte,

F. B., hat sich in „L. u. W." vom Februar 1901 über unser Vorwort vom Januar 1900 hergemacht, um in seiner Weise einen Auszug daraus herzustellen und einen Popanz von der „unierten Synode" zu fabrizieren, den er nun anbellen kann und aller Welt, so weit sie eben missourisch denkt, zu zeigen: Seht, was für eine schlechte Kirche das ist! Danket Gott, daß ihr Missourier und keine Unierte seid! Wir würden, wenn uns dieses Gezänk nicht zu gemein wäre, seinen Artikel einfach abdrucken, und dann unsere Leser bitten, jenes Vorwort sorgfältig überzulesen und mit der missourischen Karrikatur zu vergleichen. Wir brauchten kein Wort beizufügen, die bloße Gegenüberstellung der beiden Artikel würde genügen, um den Charakter von F. B. zu enthüllen.

Pädagogisches.

Ueber Konfirmandenprüfungen.

(Aus Katechetische Zeitschrift.)

Was der Geistliche während des Konfirmandenunterrichts durch ungeschickte Zeit- und Stoffeinteilung oder durch Untreue bei der Vorbereitung, oder was die Konfirmanden durch Unaufmerksamkeit und Trägheit während des Unterrichts verfehlt haben, wird bei der öffentlichen Konfirmandenprüfung irgendwie den Schuldigen zur Beschämung an den Tag treten. Aber auch wenn Lehrer und Schüler während der Vorbereitungszeit ihre volle Schuldigkeit gethan haben, kann die Konfirmandenprüfung bei allen Beteiligten einen unbefriedigenden Eindruck hinterlassen. Der Geistliche hatte gehofft, daß die richtigen Antworten Schlag auf Schlag erfolgen sollten — aber siehe, selbst Antworten auf ganz leichte Fragen blieben aus oder ließen lange auf sich warten, und viel häufiger als während des Unterrichts kamen ganz unrichtige oder ganz sinnlose Antworten. Die Kinder hinwiederum hatten sich darauf gefreut, vor ihren Eltern und Taufpaten zeigen zu können, daß sie die wichtige Vorbereitungszeit wohl benützt hätten und imstande wären, Rechenschaft zu

geben von der Hoffnung des christlichen Glaubens, die in ihnen sei: und nun erweckten ihre Antworten und ihr Schweigen den Anschein, als wären sie während des Unterrichts unachtsam und unfleißig gewesen. Nun sollen ja die Konfirmanden bei der Prüfung mit ihren Kenntnissen nicht prunken, aber sie sollen doch zeigen können, daß die monatelange Unterweisung an ihnen nicht vergeblich war, daß sie ihnen vielmehr dasjenige Maß von christlicher Heilserkenntnis vermittelte, welches zur Aufnahme in die Kommuniongemeinde als notwendig erscheint. Darum ist aber auch von dem Prüfenden zu fordern, daß er durch seine Fragen den Prüflingen die Möglichkeit gebe, kund zu thun, was sie auf dem Gebiete der christlichen Heilslehre wissen. Der Ausfall einer Konfirmandenprüfung, bezw. der Eindruck, welchen die Anwesenden von ihr empfangen, hängt zumeist von der Art ab, in welcher sie vorgenommen wird. Wenn ich nun im folgenden einige Gedanken ausspreche über die mir richtig scheinende Gestaltung der Konfirmandenprüfung, so möchte ich damit insbesondere jüngeren, eben erst ins Amt getretenen Brüdern einen kleinen Dienst leisten.

Zunächst ist zu beachten, was die Konfirmandenprüfung von anderen Prüfungen unterscheidet. Von dem Ausfall, bezw. dem Bestehen, irgend einer anderen Lehrprüfung hängt die Erreichung eines gewissen Zieles ab. Dies ist aber bei der Konfirmandenprüfung nicht der Fall. Ihr Bestehen ist — wenigstens bei uns in Bayern — nicht die Bedingung, unter welcher ein Kind zur Konfirmation zugelassen wird. Hat der Geistliche während des Konfirmandenunterrichts die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Kind in sittlicher oder intellektueller Beziehung für die Konfirmation schlechterdings nicht reif ist, so wird er es wie von der Konfirmation selbst, so auch von der der Konfirmation vorausgehenden öffentlichen Prüfung ausschließen. Jedem Kinde aber, welches zur Konfirmation und zur Konfirmandenprüfung zugelassen wird, muß Gelegenheit gegeben werden, zu zeigen, daß es den Herrn Jesus als seinen Heiland erkennt, und daß es weiß, wie es als Christenmensch zu wandeln hat. Daraus ergiebt sich eine wichtige Folgerung für die Prüfungsfragen nach ihrer Art und nach ihrem Inhalte. Nicht von der Absicht, den Kindern die Lücken ihrer Kenntnisse aufzudecken und sie durch Ueberführung von ihrer religiösen Unwissenheit öffentlich zu beschämen, darf sich der Prüfende leiten lassen, sondern vielmehr darauf hat er sein Absehen zu richten, *ihnen die Möglichkeit zu gewähren, daß sie die bei ihnen wirklich vorhandene Heilserkenntnis aussprechen und ihres Besitzes an Heilswahrheiten froh werden.* Und nicht dogmatische Subtilitäten, sondern des *schlichten christlichen Gemeinglaubens Inhalt und dessen Bewährung im Wandel* sind die Wahrheitselemente, dessen Vorhandensein bei allen Konfirmanden durch die Prüfung vornehmlich erwiesen werden soll.

Als Quellen der christlichen Heilserkenntnis dienen den Kindern im Konfirmandenunterricht, abgesehen von der mündlichen Unterweisung, Katechismus, Bibel und Gesangbuch. Vorbilder im christlichen Glauben und Leben haben die Konfirmanden aus der biblischen Geschichte und aus der Kirchengeschichte kennen gelernt. Es entspricht dem Charakter der Prüfung und ge-

reicht den Kindern wie den anwesenden Erwachsenen zur Freude und Erbauung, wenn der Geistliche bei der Konfirmandenprüfung auch einige Sprüche und Katechismusstücke, wohl auch einen oder den andern Psalm und Gesangbuchsvers auffagen, und wo sich Zeit und Gelegenheit findet, die Kinder auch bezeugen läßt, daß sie die Hauptmomente und Hauptträger der kirchengeschichtlichen Entwickelung kennen.

Bei der Fülle des im Unterricht behandelten und als Material für die Konfirmandenprüfung sich darbietenden Stoffes ist aber eine auf die Hauptsachen sich beschränkende Konzentration zu erstreben, welche den Prüfenden davor bewahrt, sich in Einzelheiten zu verlieren. Eine zeitlich zu große Ausdehnung der Prüfung ist nicht nur zwecklos, sondern wirkt auch ermüdend. Hält man an der Regel fest, je nach der Anzahl der zu prüfenden Kinder ein jedes drei- bis sechsmal zu fragen, so wird die Prüfungskatechese nicht mehr als eine Stunde beanspruchen — und länger braucht sie auch nicht zu dauern.

Mit dem Ausdruck „Prüfungs-Katechese“ ist aber das andere charakteristische Merkmal angegeben, durch welches sich die Konfirmandenprüfung von anderen Prüfungen unterscheidet. Bei anderen Prüfungen mag sich der Prüfende, ohne den Zweck der Prüfung zu verfehlen, in Gedankensprüngen ergehen und bald auf dieses, bald auf jenes Gebiet zu sprechen kommen. Kinder jedoch, und gar, wenn sie, wie es bei einer Konfirmandenprüfung der Fall zu sein pflegt, von einer gewissen Aufregung und Bangigkeit erfüllt sind, vermögen einer sprunghaften Gedankenentwickelung nicht zu folgen, sondern fordern einen ruhigen, klaren, geordneten Gedankenfortschritt. Wohl nirgends rächt sich ein ungeordnetes Frageverfahren bitterer als bei einer Konfirmandenprüfunng. Man thut deshalb gut, dieser Prüfung den Charakter einer gewöhnlichen Lehrstunde zu geben in dem Sinne, als man von einem Bibelspruch oder Gesangbuchsliedervers oder irgend einer Katechismuswahrheit ausgeht und auf Grund eines deutlich ausgesprochenen Themas den christlichen Heilsglauben und das christliche Leben nach seinen verschiedenen Beziehungen unter häufiger Bezugnahme auf Katechismus, Bibel und Gesangbuch behandelt. Jedenfalls erfordert die seelsorgerliche Gewissenhaftigkeit, darauf Bedacht zu nehmen, daß die katechetische Unterredung der Konfirmandenprüfung sich als eine geschlossene, innerlich zusammenhängende Leistung darstelle, welche mit einer kurzen eindringlichen Paränese endet, und welcher eine sorgfältige Vorbereitung in meditatio und oratio vorangeht.

Themata und Skizzen für Konfirmandenprüfungen.

I. 1 Tim. 6, 12. Das Christenleben — ein Kampf.

1. Die Feinde: Teufel, Welt und Fleisch. (3. Bitte des Vaterunsers.)
2. Ihr Kampfesziel und ihre Kampfesweise: Verführung und Betrug. (6. Bitte des Vaterunsers.)
3. Die Schutz- und Trutzwaffen des Christen: Wort Gottes und Gebet, Stärkung durch das heilige Abendmahl. (3. und 5. Hauptstück.)
4. Die Vorbilder des christlichen Kämpfers: Jesus, Paulus, Luther.

5. Die Bundesgenossen: Jesus Christus, der heil. Geist, die christliche Gemeinschaft. (2. und 3. Glaubensartikel; Lied: „Ach bleib mit deiner Gnade." „O heiliger Geist, kehr bei uns ein.")
6. Der Kampfeslohn: ein unverletztes Gewissen, Gnade Gottes und ewiges Leben. (Lied: „O Gott, du frommer Gott"; Psalm 1; 2. Glaubensartikel: „in seinem Reiche"; 3. Glaubensartikel: „mir samt allen Gläubigen".)
7. Die Verpflichtung zum Kampf: Tauf- und Konfirmationsgelübde. (4. Hauptstück; Lied: „Ich bin getauft.")
8. Die Dauer des Kampfes: während des ganzen irdischen Lebens. (Phil. 3, 12: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe.")

II. Röm. 1, 16. Ihr seid Glieder der evangelischen Kirche.

1. Bedeutung des Namens und Entstehung der evangelischen Kirche; ihr Unterschied von den anderen Konfessionskirchen.
2. Was ist das Evangelium? Die frohe Botschaft von Jesus Christus, dem Sünderheiland. (2. Glaubensartikel; Lied: „Jesus nimmt die Sünder an.")
3. Was wirkt es? Seligkeit, d. i. Erlösung von Sünde, Tod und Teufel, Frieden und ewiges Leben mit Gott. (Röm. 5 und 8, 31; 2. und 3. Glaubensartikel.)
4. Warum hat es solche Wirkung? Weil es eine Kraft Gottes, das Mittel des heil. Geistes ist. (5. Artikel der Augsburger Konfession.)
5. Was fordert es? Glauben und Glaubensgehorsam. Freudiges Bekenntnis vor der Welt. (2. und 1. Hauptstück.)
6. Für wen ist es bestimmt? Für Juden und Heiden, d. i. für alle Menschen. (Mission; opp. Calvins Prädestination.)
7. Woher kennt ihr das Evangelium? Aus Bibel und Katechismus. (3. Glaubensartikel: Berufung durch christliche Erziehung.)
8. Welchem Amt ist der Dienst am Evangelium anvertraut? Dem Predigtamt.

III. Gal. 3, 26. Ihr seid alle Gotteskinder.

1. Wodurch seid auch ihr Gotteskinder geworden? Durch den Glauben an Jesus Christus und die heilige Taufe. (2. und 4. Hauptstück.)
2. Welchen Segen habt ihr von der Gotteskindschaft? Leibliche und geistliche Versorgung, Hoffnung der ewigen Seligkeit. (1. und 3. Glaubensartikel; Psalm 23; Lied: „Sei Lob und Ehr.")
3. Wodurch erweist ihr euch als Gotteskinder? Durch Gebet und göttlichen Wandel, Teilnahme an den kirchlichen Segnungen und Aufgaben. (3., 1. und 5. Hauptstück.)
4. Welchen Namen trägt die Gemeinschaft der Gotteskinder auf Erden? Christliche Kirche. (3. und 2. Glaubensartikel.)

IV. Ephes. 5, 20. Christen sind Menschen, welche Dank sagen.

1. Wem? Gott und dem Vater — dem dreieinigen Gott. (2. Hauptstück; Lied: „Nun danket alle Gott.")

2. Wofür? Für alles Heil, welches er uns durch die Schöpfung, Erlösung und Heiligung bereitet hat und noch bereitet. (2., 4. und 5. Hauptstück.)
3. Wann? Allezeit — alle Tage; Morgen- und Abendsegen; Tischgebet. Auch in trüben Tagen, weil uns nach seinem guten und gnädigen Willen auch die Trübsal zum Heil dienen soll. (3. Hauptstück; Lied: „Was Gott thut, das ist wohlgethan.")
4. Wie? In dem Namen unseres Herrn Jesu Christi, d. i. in der Glaubensgemeinschaft mit ihm, im demütigen Vertrauen allein auf sein Verdienst und Mittleramt. (Beispiel: Apostel Paulus.)
5. Worin bewährt sich die christliche Dankbarkeit? Im gottseligen Wandel nach Gottes Wort in den Schranken des täglichen Berufes. (1. Hauptstück; Haustafel.)

V. Psalm 121, 1. Die Berge der Bibel.

1. Sinai: Gesetzgebung. (1. Hauptstück.)
2. Berg der Seligpreisungen: Auslegung des Gesetzes; das prophetische Amt Christi.
3. Berg der Verklärung: Weissagung auf die Verklärung unseres Leibes. (3. Glaubensartikel.)
4. Golgatha: Versöhnung; hohenpriesterliches Amt Christi. (2. Glaubensartikel; Jesaia 53; Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden"; „Wir danken dir, Herr Jesu Christ.")
   Aneignung der Frucht der Erlösung durch Taufe und Abendmahl. (4. und 5. Hauptstück.)
5. Oelberg: Himmelfahrt Christi; königliches Amt; Berufung durch das Evangelium; Mission; Pflichten und Segen der Unterthanen Christi. (Auslegung des 2. Glaubensartikels; Lied: „Meinen Jesum laß ich nicht.")

Pädagogische und unpädagogische Kleinigkeiten.

(Aus dem Lehrerboten.)

Bunte Bilder aus dem Schulleben.

Kleinigkeiten? — Ist das auch pädagogisch? Insofern jedenfalls, als es hauptsächlich *pädagogische* Kleinigkeiten sind, von denen ich reden möchte, und die unpädagogischen mögen dem und jenem auch von Nutzen sein. Kleinigkeiten sind eben meist doch nicht so unbedeutend, wie sie aussehen. Rückert sagt:

Aus dem *Kleinen* setzt
Sich Großes zusammen zuletzt.

Und ein ander Wort lautet: Sandkörner machen den Berg, Minuten das Jahr: *haltet nichts für Kleinigkeiten!* — So wollen wir denn die Bilder einmal aufmerksam ansehen.

Es ist fast acht Uhr. Lehrer U. ist eben im Begriff in seine Klasse zu gehen. Hast du *nichts vergessen?* mahnt eine innere Stimme — dein Notizbuch, dein Bleistift, deinen Pultschlüssel? Es sind Kleinigkeiten; aber wie kann's aufregen, ärgern, wenn sie gerade da, wo man nach ihnen grei-

fen will, nicht zur Hand sind! Und was hat eine Minute voll Aufregung und gereizter Stimmung nicht schon angerichtet! Ganze Stunden, ganze Tage hat sie verdorben, vielleicht noch mehr.

Doch jetzt ist's höchste Zeit zum Gehen. Eben will Herr U. zur Thüre hinauseilen. Aber halt! — Es ist, wie wenn ihm jemand ins Ohr flüstere: Ist auch alles, was zu deinem äußeren Menschen gehört, in geziemender Ordnung? Will nicht ein Knopf desertieren oder die Krawatte rebellisch werden? Bagatellsachen! denkt mancher, und wirft keinen Blick mehr in den Spiegel. Nicht so Herr U. Er weiß, es könnte ihn teuer zu stehen kommen. „Jede Kleinigkeit, zu sehr verschmäht, rächt sich," sagt Lessing. — Nichts ist zu klein, um dir deine gute Laune rauben, um dir und den Kindern die Freude verbittern zu können. Und kommen sie öfter vor, solche verschuldete oder unverschuldete Verletzungen deiner Repräsentationspflicht, so geben sie leicht den Kindern zu allerlei Studien über „Wetterprognose" Anlaß, die für den Lehrer nicht gerade erfreuliche Resultate abwerfen. — „Heut geht's schief!" sagt Fritz zu seinem Nachbar, als der Lehrer zur Thüre hereintritt, „er hat die Krawatt' so krumm an." Und Frida flüstert eilig ihrer Nebensitzerin ins Ohr: „Heut ist er nicht gut aufgelegt, er hat sein Haar so ‚wüst' gekämmt" — und was solcher Wetterzeichen noch mehr sind. Ich kannte eine Klasse, da hieß die Losung: Stiefel oder Pantoffel? und in einer anderen: mit oder ohne? — Hemdkragen nämlich. „Ohne" — dann gab's einen gemütlichen Tag; „mit" — dann ging's stramm ins Zeug.

Bei all diesen Dingen lernt der Lehrer höchstens einsehen, daß das Sprüchlein recht hat: „Das ist euch nicht gut" — weder den Lehrern noch den Kindern. Also keine Wetterpropheten! Wenn der Lehrer ins Zimmer tritt, soll der Himmel heiter sein und heiter bleiben, und es soll nicht schon sein bloßer Anblick gewitterschwüle, unheilverkündende Wolken aufsteigen lassen. Sie machen die Luft dumpf, und in einer solchen Atmosphäre ist nicht gut arbeiten. Sie mag für den Strom, draus Blitze zucken, geeignet sein, aber für den Strom, der von Herz zu Herzen fließen soll, ist sie ein schlechter Leiter.

Ein ander Bild. Die Geographiestunde ist zu Ende. Lehrer X. hat sich viele Mühe gegeben, den Kindern die Wüste Sahara recht anschaulich vors Auge zu malen. Mit einer gewissen Befriedigung genießt er — es ist gerade 10 Uhr — die kurze Pause und ergeht sich im Hof. Die Kinder stehen in Gruppen beisammen und schwatzen und lachen und flüstern. „Ich hab's gehört," ruft Otto halblaut, — „ich auch, ich auch!" fallen mehrere Stimmen ein, „heute hat er dreißigmal gleichsam gesagt." Betroffen schaut Herr X. über den Gartenzaun. Ist das die Frucht von deiner Arbeit? murmelt er vor sich hin. Einen Augenblick bleibt er so stehen, dann ruft er die Kinder ins Klassenzimmer, und mit einem Ausdruck auf dem ernsten Angesicht, der einen fest gefaßten Entschluß ahnen läßt, beginnt er seinen Unterricht. Seine Schüler aber konnten das Wort „gleichsam" nie mehr zählen. Eigenheiten bleiben selten lange unentdeckt, und an findigen Köpfen, solche Entdeckungen praktisch zu verwerten, fehlt es nie in einer Klasse. Kürzlich las ich in einem Büchlein*) eine aus dem Leben genommene Geschichte, die für jeden Lehrer lehrreich ist.

---

*) Pädagogische Irrtümer in Schule und Haus, von Dr. H. Gruber (1,20 M; Bädeker in Essen). Das lehrreiche Schriftchen giebt manch bedeutsamen und beherzigenswerten Fingerzeig.

„Sagen Sie mal, lieber Herr Kollege," begann Professor Schnorre zu dem Ordinarius der Untertertia, Oberlehrer Herter, „warum nennt man mich Töppchen? Warum bedienen sich überhaupt die Schüler solcher Spottnamen und zwar in einem Alter, da sie sicherlich besser zu anderen Dingen angehalten werden könnten? Aber gerade in der Untertertia findet man diese Rangen, die eifrig bedacht sind, des Lehrers Autorität zu untergraben, die vor Alter und Stellung nicht zurückschrecken, wenn es gilt, Unfug zu treiben — —." Oberlehrer Herter schwieg. Ein Lächeln überzog jedoch sein Antlitz, das er teilweise verbergen, dann auch wieder offenbaren wollte. Aber dem Professor Schnorre, einem kleinen behäbigen Gelehrten, welcher oft sein Späßchen mit den „Rangen" machte und eines jeden Namen gern in abgekürzter Form — der Zeitersparnis halber, wie er gelegentlich bemerkte — aufrief, war das Lächeln nicht entgangen. „Ich wäre Ihnen wirklich dankbar, lieber Herr Kollege, wenn Sie mich darüber aufklärten," begann Professor Schnorre von neuem. „Es fiel mir gerade eine Begebenheit in einer höheren Mädchenschule ein, Herr Professor, und die Erinnerung daran veranlaßte mich zu lächeln," erwiderte Oberlehrer Herter. „Dort hatte nämlich ein älterer Lehrer die Gewohnheit, bei jeder dummen Antwort, die eine Schülerin gab — und das kam nicht gerade selten vor — für sie den Kosenamen „Gans" zu gebrauchen. Nun hatte eine Schülerin in Erfahrung gebracht, daß er sich zu Hause auch seiner Ehehälfte gegenüber dieses Namens bediente. Flugs hieß jener Lehrer in der ganzen Anstalt von nun an „Gänserich", und dieser Name hat ihn, zu seinem großen Verdruß, Generationen von Schülerinnen hindurch verfolgt." — — — Professor Schnorre wurde nachdenklich. Seine Gewohnheit Namen zu kürzen, war im Kollegium bekannt. Da hieß „Silbermann" nur kurzweg „Mann", und „Natop" mußte sich mit dem zweiten Teile seines Namens begnügen: „der Kürze halber," wie Schnorre immer wieder betonte — und das war sicher der „Natop", der seinen Namen veranlaßt; denn diesen hatte er wohl zuweilen „Top", öfter aber „Topp" genannt, und bei Schnorres angeborener Vorliebe für Diminutiva und der Art seiner Erscheinung hatte sich ganz von selbst das „Töppchen" für ihn ergeben. Im folgerichtigen Denken ein Meister, war ihm dies in wenigen Augenblicken klar geworden.

„Sie haben in der That Grund zum Lächeln gehabt, Herr Kollege," sprach Schnorre überzeugend zu seinem Gegenüber, der sich die Zeit durch Korrigieren zu vertreiben schien, „es bleibt doch eine alte Wahrheit: Was du nicht willst, das man dir thu . . . — —. Sie verstehen mich, Herr Kollege, nicht wahr? Mit Namenskürzungen erspart man sich nichts." „Wenigstens nicht den Aerger," fügte Oberlehrer Herter hinzu. Professor Schnorre nickte befriedigt und nannte von nun an den vollen Namen seiner Schüler. — Man soll ob dieser Wandlung „Töppchens" anfänglich erstaunt gewesen sein, vermutete aber in Schülerkreisen — ganz mit Unrecht — eine Zurechtweisung seitens des Direktors, der in der That davon nichts erfahren hatte; in dessen Gegenwart hatte Professor Schnorre schon vorher diese Wandlung an sich vollzogen."

Schimpfnamen und Kosenamen — es ist schwer zu sagen, welches von beiden das verwerflichere ist. Kinder haben ein feines Gefühl für beides. Ein

Schimpfname stößt zurück, ein Kosename zieht das eine dem anderen vor, und beides verletzt das Gefühl und Gemüt. Salomo aber sagt — und das kann auch auf die Schule gedeutet werden: „Ein verletzter Bruder hält härter denn eine feste Stadt.“ (Sprüche 18, 19.)

Von den Eigenheiten ist's nicht weit zu den Sonderbarkeiten; ob sie nun durch Pflege oder Vernachlässigung entstehen, sie stehen einem Vorbild der Jugend nicht wohl an. Sie können im Gesichtsausdruck, in verschiedenen Mundstellungen, in auffallenden Handbewegungen, sonderbarer Körperhaltung u. s. w. gefunden werden. Bei allem heißt's: Leget ab! Einst übte sich einer vor dem Spiegel, um ein angenehmer Redner zu werden. Schon der und jener hat's ihm nachgemacht, auch für manchen Lehrer dürfte das Rezept gut sein. Sonst könnte er zu seinem Leidwesen erfahren müssen, was ein Jäger in Wallensteins Lager sagt:

Wie er räuspert, und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt.

Noch schlimmer wirkt's, wenn der Lehrer sich absichtlich irgend ein Stücklein Auffälligkeit zulegt; es kann eine Kleinigkeit sein: ein Zwicker, eine besondere Art von Frisur der Haare oder des Barts, eine eigentümliche Tracht in der Kleidung, ein Künstlerhut, Künstlerlocken u. a. — was bei jüngeren Lehrern mehr zu finden sein dürfte als bei älteren, in der Stadt häufiger als auf dem Land. Will der Lehrer sich ein künstlerisches Aussehen geben oder ein originelles, oder macht's ihm Vergnügen, ein wenig angestaunt oder gar angeschwärmt zu werden: 's ist für einen Lehrer alles vom Uebel und zweimal für einen jungen. Gesundes Leben äußert sich natürlich. Lieber etwas alltäglich als auffallend. Leicht geschieht es, daß, was besondere Originalität verraten soll, zur Karikatur macht. Und was das Angeschwärmtwerden namentlich von Mädchen anbelangt, so hörte ich einmal einen erfahrenen Schulmann ungefähr sagen: Es ist besser, man ist etwas zu rauhborstig und abstoßend als zu freundlich und zu vertraulich. Dieser Rat, richtig verstanden, ist für einen Lehrer besonders beherzigenswert, wenn er an das denkt, was uns das letzte Bild vor Augen führt. (S. 221 und 222.)

Und weiter: „Siehe, ein klein Feuer, welch einen Wald zündet's an!“ steht Jakobi 3, 5. Es ist dort von der Zunge, dem kleinen Glied, die Rede und von dem großen Uebel, das sie anrichtet. Auch heute noch ist's wie damals. — Es war ein paar Tage nach dem Klassenwechsel. Herr N. hatte die Klasse von seinem Kollegen übernommen. Es war seither recht gut gegangen. Aber nun kam das Kopfrechnen — ein Steckenpferd des Herrn N. — Er hatte seine letzte Klasse gut geschult in diesem Fach. Es wurden die üblichen acht Aufgaben gegeben. Flugs — denn er hatte im Eifer ganz vergessen, daß er eine neue Klasse vor sich hatte — hieß es: fertig! Welch schmerzliche Enttäuschung! Niemand hatte acht, sehr viele null. Da wallt's heiß auf in ihm, und in bitterem Ton lautet's: Habt ihr denn in der vorigen Klasse gar nichts gelernt? Ein Schatten fliegt über einige Gesichter. Und kaum ist ihm das Wort entfahren, möcht er's im Busen wohl bewahren. Doch der Pfeil ist abgeschossen und trifft — das Herz seines Kollegen. Es vergeht kein Tag, so weiß er es schon, und das bisher so freundliche Verhältnis zwischen beiden ist getrübt,

zerstört. Ein rasches Wort ist gar manchmal die Ursache von jahrelangem Zwist.

Einst begab es sich in einer Schule zu S., daß in eine Mädchenklasse eine „Neue“ kam. Der Lehrer empfängt und begrüßt sie und weist ihr einen Platz an. Mit Neugier und Staunen betrachten die Schülerinnen die Neue, und endlich flüstert eine: Die hat aber ein wüstes Gesicht! Unglücklicherweise verstand die Neueingetretene die Worte, und sie hat dieselben nach Jahren nicht vergessen. Sie zogen wie ein schwarzer Schatten mit ihr und verbitterten ihr manche Stunde der schönen Jugendzeit. Hier war's das Wort einer Schülerin, das solches Unheil anstiftete. Aber wie manchmal ist's auch ein Lehrer, der durch ein unvorsichtiges Wort des Spottes und Witzes, das auf ein Gebrechen eines Kindes oder auch auf einen Vorzug (Schönheit des Gesichts, Farbe der Augen, der Haare u. s. w.) anspielt, eine Wunde reißt, welche immer wieder aufbricht, ja wie Eiter in den Gebeinen fortfrißt, jahrelang, jahrzehntelang! Halte deinen Witz im Zaum, leicht macht er dem Hasse Raum! mahnt ein altes Sprichwort.

Noch eine andere Seite dieses Bildes. Kinder arbeiten gern nach dem Muster. Exempla trahunt, sagen wir Pädagogen. In der Schule zu Y hat der Lehrer die Gewohnheit, Unarten seiner Kinder mit Spott und Witz zu geißeln, dumme Antworten mit möglichst dummem Gesichtsausdruck nachzusprechen, den näselnden Ton des etwas blöden Jakob aus der Pulvermühle mit einiger Uebertreibung nachzuäffen — alles zu dem löblichen pädagogischen Zweck, die Kinder von diesen Krankheiten zu kurieren. Erfolg: Unarten werden nicht weniger, eher mehr verübt, die dummen Antworten hören nicht auf, genäselt wird nicht nur vom Jakob, sondern gelegentlich auch vom Frieder und Hansjörg und Konsorten, nachgeäfft wird — vor allem der Lehrer, dann auch andere Schüler, und was zuerst im Verborgenen zwischen den vier Schulwänden geschah, das geschieht jetzt öffentlich. Kurz: es reißt ein Ton in der Klasse ein, der mit einem Wort „roh“ zu nennen ist. Das Verfahren nach dem Rezept: similia similibus, Aehnliches mit Aehnlichem! wirkt nicht überall heilsam, besonders nicht, wenn die Arznei in zu starken und zu häufigen Dosen verabreicht wird. Item: die Kinder der Volksschule haben eben nicht lateinisch gelernt und wissen nichts von dem Satz: Quod licet Jovi, non licet bovi; zu deutsch: Was dem Jupiter erlaubt ist, ist darum dem Ochsen nicht erlaubt, oder: Eines schickt sich nicht für alle.

Noch eine Kleinigkeit. Mißverständnisse, sagt man zuweilen, kommen daher, daß man einander nicht versteht — oder daß ein Kind den Lehrer falsch versteht, oder daß ein Kind die Worte des Lehrers zu Hause falsch erzählt. Da hat z. B. ein Vater seinem Töchterlein den Namen auf den Schild des Aufsatzheftes geschrieben. Am andern Tag fragt der Lehrer in der Schule: Wer hat denn das geschrieben? Mein Vater, sagt das Kind. Hätte nun der Lehrer an das Sprichwort gedacht: Mit Schweigen sich niemand verredt, so wäre alles gut gewesen. Aber er dachte eben nicht daran und sagte im Weitergehen: Er hat scheint's eine schlechte Feder gehabt. Das Kind aber hat's wohl gemerkt, daß die Schrift nicht ganz nach des Lehrers Geschmack ist, und erzählt daheim beim Mittagessen — seine Gefühle und Gedanken in Worte um-

setzend —: Der Herr Schullehrer hat geschimpft, weil du meinen Namen so schlecht auf mein Heft geschrieben hast. Die Unterhaltung über diesen Gegenstand ist leider damit nicht zu Ende. Ein Wort giebt das andere, und hätte der Lehrer als unsichtbarer Zuhörer Zeuge der Unterredung sein können, so würde er sich nicht über die eigentümliche Veränderung im Betragen des Kindes und die reservierte Haltung der Eltern verwundert haben.

Ferner: Das Volk sagt: Wer sich im Haus um den Nagel nicht kümmert, dem faulen die Sparren. Das Wort steht auch in unserem Lesebuch, und der Lehrer muß es erklären. Das Beispiel ist die beste Lehrmeisterin. Es hängt ein Bild oder eine Karte schief in der Klasse, weil ein Nagel nicht mehr fest steckt. „Meister Hämmerlein" nahm in solchem Fall flugs sein Hämmerlein und machte fest, was los und ledig war. Mach's auch so, wo du derartiges wahrnimmst, und zwar sogleich! Daran sehen die Kinder, wie man Ordnung hält, was es heißt, sich um Kleines kümmern. Würde sich's auch nur eines der Kinder zu Herzen nehmen und im Leben danach handeln, der Lehrer hätte viel erreicht, so klein und unscheinbar die Sache sich ansieht. So wäre noch manches Kleine zu nennen, das, verachtet, viel schaden, gehörig beachtet, viel nützen kann; z. B. daß man Hefte und Bücher immer in derselben Ordnung einsammeln und austeilen läßt, daß Bücher, Hefte, Griffel u. s. w., wenn sie nicht benützt werden, stets dieselbe Lage einnehmen, Bücher vielleicht mit dem Rücken dem Kind zugekehrt, weil dadurch ein Spicken nicht leicht möglich ist, u. s. w.*)

Aber unsere Bildermappe ist noch nicht leer; sie enthält noch einige Skizzen über unpädagogische Kleinigkeiten, zum Teil auch Kleinlichkeiten. Die erste Skizze trägt die Ueberschrift: „Uebelnehmig". Wir Schwaben verstehen, was das heißt. Ein gutes Prädikat ist's nicht, am allerwenigsten, wenn's einem Lehrer beigelegt wird. Wer eine reizbare Natur hat, thut ja gewiß in der Schule immer etwas schwer; aber doch darf die Reizbarkeit nicht so werden, daß ihn jede Fliege an der Wand hindert, er darf keinem heißen Ofen gleichen, an dem jeder Wassertropfen ein Zischen hervorruft. Was thut's, wenn ein Kind einmal lächelt während des Unterrichts. Du mußt nicht gleich Verdacht schöpfen und meinen, es habe über dich gelacht. Dazu bedarf's klarer Beweise als die eines einmaligen Mundverziehens. Ein Lehrer muß sich auch etwas gefallen lassen können, er macht sonst durch sein „grätiges" Wesen sich und den Kindern das Leben unnötig sauer. Fährt man gleich auf ein Kind los, so kann man ihm bitter Unrecht thun. Einst lächelten in einer Religionsstunde zwei ältere Mädchen einander öfter bedeutungsvoll an. Ich bemerkte es wohl, beachtete es jedoch weiter nicht. Nach Schluß der Stunde kamen sie zu mir und baten mich um Verzeihung, daß sie mich vielleicht betrübt oder doch gestört hätten, und gaben nun den Grund ihres Lächelns an. Es war ein völlig harmloser, in gar keiner Weise zu tadelnder. Wie thöricht wäre es gewesen, wenn ich hier mit gereizter Stimmung dreingefahren wäre! Als Mittel für empfindliche Lehrer gegen vermeintliches Auslachen las ich einst folgendes: Eine 13jährige Schülerin klagte eines Tags eine Mitschülerin an, sie hätte mich ausgelacht und sich

*) Wir würden uns freuen, wenn der und jener unsrer Leser eine Erfahrung über dieses Kapitel mitteilen würde zu Nutz und Frommen anderer.—Die Red.

sogar über mich lustig gemacht. Ganz freundlich entgegenete ich: „Kind, du irrst dich; denn das ist nicht möglich; kein Kind kann mich auslachen." Aber die Schülerin entgegenete: „Es ist gewiß, daß L. N. Sie ausgelacht hat; alle andern Schülerinnen werden es bezeugen." Da wandte ich mich an die ganze Klasse und erklärte: „Niemand vermag mich auszulachen, am wenigsten ein Kind, selbst wenn es eine ganze Stunde lachen könnte. Entweder verdiene ich es, daß ich ausgelacht werde, und dann schreibe ich mir's hinter die Ohren und suche mich zu bessern; in diesem Fall habe ich also vom Auslachen einen wirklichen Nutzen; — oder ich verdiene nicht ausgelacht zu werden; dann ist das längste Gelächter über mich wertlos." Mit dieser Erklärung verstummten auf Jahre hinaus alle Klagen solcher und ähnlicher Art. (Es giebt gewiß noch andere, vielleicht noch bessere Mittel gegen Empfindlichkeit. Wer teilt aus seiner Praxis etwas mit?)

Es muß nun nicht gerade das Lachen sein, das einen Lehrer reizt, es kann auch etwas anderes sein. Im „Schweizerischen Evang. Schulblatt" berichtet (in No. 38) ein H. in G. folgende Begebenheit aus seinem Leben. „Der wackere Lehrer S. in Th. stand einer schülerreichen Oberklasse vor. Ich stand mit ihm auf sehr gutem Fuß. Ich liebte und achtete ihn, und der leiseste Vorwurf von seiner Seite schmerzte und beschämte mich.

Einst aber machten wir beide fast im gleichen Momente je einen dummen Streich, den ich nur darum hier erzähle, weil uns dabei jemand anders durch einen kleinen Geniestreich aus einer heiklen Situation half.

Die Oberklasse hatte ein neues Lesebuch bekommen. Ich bezahlte Fr. 1.45 für das meinige und hielt große Stücke darauf. In der letzten Vormittagsstunde behandelten wir einst „Die zwei Grenadiere" von Heine. Der Unterricht war gut und ging zu Herzen. Wir waren begeistert von der grenzenlosen Hingabe dieser Grenadiere an ihren gefangenen Kaiser. Ich hatte im Antworten besonderes Glück, und nur zu schnell verlief die Stunde. Nun setzte sich der Lehrer zum Pulte, um die Abwesenheiten zu notieren und dann zu schließen. Ich saß noch sinnend über meinem Buche. Plötzlich klappte ich dasselbe zu, um es wegzulegen, erschrak aber selber über den ziemlich lauten Klapps, der dabei entstand, weil ich das Buch zu rasch zuschlug.

Im gleichen Augenblick stand auch schon mein empörter Lehrer vor mir, entriß das Buch meinen erschrockenen Händen und schleuderte es von sich, daß es zu Boden fuhr, sich mehrmals überschlug und endlich unter der Wandtafel mit gebrochener Ecke und verwirrten Blättern den Rücken nach oben, liegen blieb. Na, so was! und mir! — Ich war vor Scham, Schreck und Zorn verwirrt. Ohne ein Wort mit mir zu verlieren, schloß der Lehrer die Schule. Auf dem Heimweg führte ich ein Selbstgespräch, das ich nicht wiederholen will. Nach dem Mittagessen wurde ich ruhiger. Das aber hatte ich mir siebenfach gelobt, daß ich das geschändete Buch nicht auflesen wolle, sondern daß der, der es in die Ecke geschmissen, es dort auch wieder zu holen habe. Trutziglich begab ich mich wieder in die Schule. Der Lehrer war noch nicht da. Kein einziger Schüler machte mir eine Bemerkung. Ich war Primus und sie mochten mich gut leiden. Das Buch stand oder lag noch immer in der Ecke. Ich betrachtete es verstohlen und mich nahm nur wunder, wie der Handel noch

einen Verlauf nehmen werde. — Jetzt kam des Lehrers Töchterlein, die oberste der Schülerinnen, mir eine werte Studiengenossin. Der war der unliebsame Auftritt vom Vormittag jedenfalls doppelt leid. — Sie grüßte mich, übersah die Situation, ging in die Ecke, holte mein armes Buch, machte die Blätter zurecht und brachte die gebrochene Decke so gut als möglich in Ordnung. Dann streckte sie mir das Buch mit einem freundlichen: „Willst's?" entgegen. Was sollte ich? Ich griff zu. Und „alles war wieder gut."

Das lief noch gut ab; doch nicht immer geht's so. Darum: ein jeder Mensch, besonders aber ein jeder Lehrer, sei langsam zum Zorn.

Also von unpädagogischen Kleinigkeiten reden wir. Davon jetzt die zweite Skizze. Daß ein Lehrer mitunter ein Pedant und Kleinigkeitskrämer sein muß, ist ja wahr, aber alles mit Maß. Ein unbarmherziger, unerträglicher „Wortfuchser" muß er darum noch nicht sein. Allzuviel ist ungesund, ist vom Uebel. So war's z. B. bei jenem Herrn zu . . . Ich glaube, es war in der Naturgeschichtsstunde. Es war ein kleiner Abschnitt zum Auswendiglernen aufgegeben gewesen. Das Verhör begann. Der erste sagte seinen Abschnitt auf und ließ ein Wort aus. Flugs saß eine Portion „Tatzen", und weil's eine größere Stadt war und eine höhere Schule, so thaten's vier nicht, es mußte ein Dutzend sein. Der zweite machte zagend einen Versuch, er mißglückte, somit wurde das zweite Dutzend verabreicht. Der dritte kam an die Reihe, der vierte u. s. w., keinem gelang die Sache. Als die Stunde zu Ende war, waren 540 Tatzen (!!!) ausgeteilt, und das um eines Ausdrucks willen.

Noch ein ähnliches düsteres Bild. Ein Lehrer hatte in seiner Klasse das „drakonische" Gesetz aufgestellt: Für so und so viele Fehler eine Tatze! Ein Knabe war nun an dem Tage, da die Diktathefte ausgeteilt wurden, krank. Nach einiger Zeit kam er wieder. Wie wurde er empfangen? „Du hast auch noch eine Tatze gut für die Fehler im letzten Diktat," und das eiserne Gesetz trat in sein Recht. Der gute Mann wußte wahrscheinlich den Spruch Salomos nicht: „Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, daß du dich nicht verderbest" (Pred. 7, 17); so meinte er, die Welt drehe sich nicht mehr um ihre Achse, wenn er von seinem Gesetz weiche. Aber die Barmherzigkeit rühmt sich wider das Gericht.

Gerne würden wir zum Schluß noch ein freundlicheres Bild zeigen, doch leider trägt auch dieses letzte düstere Farben. Kleine Ursachen, große Wirkungen. Wir haben's jetzt an vielen Beispielen gesehen. Auch das letzte kann's uns noch zeigen, und zwar die Wirkungen in wahrhaft erschreckender Gestalt. Aus Schlesien wird berichtet:

„Gegen Ende des Jahres 1894 entstand in der Gemeinde H. das Gerücht, daß der 37 Jahre alte Hauptlehrer W. sich unsittliche Handlungen an einem 13jährigen Schulmädchen habe zu schulden kommen lassen. Als der Lehrer von den umlaufenden Klatschereien Kenntnis erhielt, machte er sofort dem Kreisschulinspektor Mitteilung und bat um Untersuchung der Angelegenheit. Diese erfolgte an Ort und Stelle, indem der Kreisschulinspektor den Beschuldigten, eine Anzahl Kinder und den Ortsschulinspektor protokollarisch vernahm. Die Akten wurden an die Regierung und von dieser an die Staats-

anwaltschaft gesandt. Letztere eröffnete die Untersuchung und erhob Anklage wegen Sittlichkeitsverbrechen. Die Hauptverhandlung fand im Februar 1895 vor der Strafkammer Sch. statt und endete mit der Verurteilung des Lehrers zu neun Monaten Gefängnis, die der Verurteilte verbüßen mußte. Bemerkt sei noch, daß der Lehrer sich nicht in Untersuchungshaft befunden hatte, verheiratet ist und damals fünf Kinder hatte. Ein Gnadengesuch wurde abschlägig beschieden.

Bei Antritt der Gefängnisstrafe wurde W. vom Amte suspendiert. Die Königliche Regierung forderte ihn auf, auf Amt und Pension zu verzichten, was er aber nicht that. Nunmehr wurde natürlich gegen ihn das Disziplinarverfahren auf Amtsentsetzung eingeleitet. Im Dezember 1895 fand die Verhandlung vor der Regierung statt und endete, wie vorauszusehen war, mit Amtsentsetzung. Gegen dieses Urteil legte W. Berufung ein und so kam die Sache an den Königlichen Disziplinarhof nach Berlin. Nach Einsicht der Akten ordnete dieser Gerichtshof an, daß vor ihm eine nochmalige Beweisaufnahme stattzufinden habe. Der Angeschuldigte wurde freigesprochen (1895). Im Jahre 1898 jedoch wurde der arme Lehrer von der Strafkammer in Sch., die das Verfahren noch einmal aufgenommen hatte, wiederum zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Nachdem aber das Staatsministerium auf Freisprechung erkannt hatte, wurde die Regierung angewiesen, W. wieder in sein Amt einzusetzen. Er erhielt nun eine andere Stelle und nach nochmaligem langem Prozessieren mit der Kirchengemeinde auch den Teil seines Gehalts, der seit seiner Suspendierung zurückbehalten worden war. — Sechs lange, bange Jahre für den armen Kollegen. Wie viel Angst und Jammer und Not für ihn, Thränen und Kummer und Schmach für die Seinigen! Und das alles hat eine Kleinigkeit — freilich eine sehr unpädagogische und verwerfliche — verschuldet. Der Lehrer hatte einem 13jährigen Mädchen einmal Bilder weggenommen die sie — unter der Schürze versteckt hatte. Daraus bildete sie die Anklage. Mit Recht schließt der Bericht mit der Warnung: „Seid aufs äußerste peinlich und vorsichtig im Verkehr mit Schulmädchen! Zehn Schritt vom Leibe!“

Damit sind wir mit unsern Bildern zu Ende. Bunt und vielgestaltig, wie das Leben in der Schule sie bietet, sind sie an unsrem Auge vorübergezogen. Möge der Eindruck, den sie hinterlassen, kein flüchtiger sondern ein bleibender und segensreicher sein, so daß wir einst denen zugezählt werden können, die auch „über Wenigem“, ja die „im Geringsten“ treu gewesen sind! Kr.

Kirchliche Rundschau.

Die Revision des presbyterianischen Bekenntnisses, der Westminsterkonfession hat bei dem Revisionskomitee allgemeine Zustimmung gefunden, indem einstimmig beschlossen wurde, daß eine Veränderung in der Lehrdarstellung notwendig sei. Dagegen konnte keine Einstimmigkeit darüber erzielt werden, in welcher Weise die Veränderung vorzunehmen sei. Die Majorität war für einen mittleren Weg. Die Konfession solle bestehen bleiben, aber es sollten Erklärungen über die Auffassung der in neuerer Zeit angegriffenen Lehrpunkte an dieselbe angehängt werden.

Es mag sein, daß dies Verfahren als der einzig gangbare Weg in dieser Angelegenheit erschienen ist. So schmal er aber auch zu sein scheint, so geht er dennoch nach verschiedenen Richtungen auseinander. Man kann und muß nämlich fragen, wie diese erklärenden Sätze gestaltet werden sollen. Daß sie eine Wegerklärung der bestrittenen Anschauungen sein sollen, ist wohl schwerlich zu erwarten, obwohl es an Versuchen dazu bei den Presbyterianern nicht fehlt. Es bleiben dann noch zwei Wege offen, nämlich der, daß man die bestrittenen Lehren neu formuliert, und die alte Fassung außer Geltung setzt. Das ist der Weg, den die Minorität des Revisionskomitees einschlagen will. Nur will sie sich nicht auf einzelne, besondere Punkte beschränken, sondern in Uebereinstimmung mit dem ganzen Lehrsystem, das in der Westminsterkonfession enthalten ist, alles das neu formulieren, was nicht mehr genügend ist.

Der andere Weg ist, daß man eine Erklärung über die Stellung der Kirche, oder, da es sich wesentlich um Doktrin handelt, über die Stellung des kirchlichen Lehramtes zu dem Bekenntnis überhaupt, oder zu den umstrittenen Punkten abgiebt. Diesen scheint die Majorität des Revisionskomitees einschlagen zu wollen. Außerdem sollen noch solche Punkte festgestellt werden, welche in der Westminsterkonfession offen gelassen sind, oder zu sein scheinen.

Aber auch das wird wieder in entgegengesetztem Sinne aufgefaßt. Die einen erklären, es handle sich darum, durch diese Erklärungen und Zusätze ein klareres Verständnis der streitigen Punkte zu ermöglichen, keineswegs aber um eine Neuformulierung, welche das Lehrzeugnis dieser Kirche mindern, ändern oder umgestalten würde. Man erwartet also kurz gesagt, daß nach der Revision der Westminsterkonfession alles bleiben werde, wie es war. Das mag vielleicht auch so sein, aber schwerlich in dem Sinn, wie es von dieser Seite erwartet wird.

Denn auf der andern Seite wird die Thatsache, daß sich das Komitee für eine Revision ausgesprochen hat, so gedeutet, daß man damit überhaupt nicht mehr an die bisherige Formel gebunden sei, da es so wie so nur eine Frage der Zeit sei, das Bekenntnis in Uebereinstimmung mit dem Glauben zu formulieren. Diejenigen, welche bisher Bedenken darüber gehabt hätten, ob sie in einer Kirche bleiben könnten, deren Bekenntnisformel sich nicht völlig mit ihrer persönlichen Ueberzeugung decke, hätten jetzt, da die Formel offiziell als unzulänglich erklärt sei, das volle Recht, ja die Pflicht, zu bleiben und mitzuhelfen, daß die Bekenntnisformel umgestaltet werde.

Den Anglikanern in Amerika oder vielmehr in den Vereinigten Staaten ist ihr eigener Name, um es mit einem Worte zu sagen, nicht mehr vornehm genug. Protestantisch zu sein oder zu heißen, sei nichts besonderes; das seien eine ganze Reihe von Kirchen. Außerdem wollen die Ritualisten protestantisch weder sein noch heißen, sondern katholisch, wenn auch nicht römisch-katholisch. Ebenso verhalte es sich mit dem Namen: „Episkopal", denn bischöflich seien auch andere Kirchen und außerdem verstehe es sich von selbst, daß jede richtige Kirche bischöflich sei. Diese Bezeichnung sei also auch nichts Besonderes.

Aber woher nun einen andern Namen nehmen, der einerseits allgemein genug ist, um die Prätension, daß die Anglikaner „die Kirche" oder die

„apostolische Kirche“ seien nicht abzuschneiden, und andererseits doch wieder einen besonderen Titel bildet, den keine andere Kirchengemeinschaft sich beilegen könnte.

Das ist nun eine Aufgabe, die bis jetzt noch durch keinen der neu vorgeschlagenen Namen gelöst wird. Deswegen macht einer den Vorschlag, die beiden gewohnten und gewöhnlichen Namen: Protestantisch und Episkopal einfach zu streichen und sich mit der Bezeichnung „Kirche“ genügen zu lassen. Das wäre in einer Hinsicht etwas Neues, aber nicht viel, denn eine Kirche, die nur „Kirche“ heißt, ist zwar nichts besonderes, aber doch sicher etwas sonderbares. Gerade wie, wenn in einer Millionenstadt ein einziger Mensch wohnt, der den Namen Mensch hat, und sich nun dessen rühmen kann, daß er der einzige Mensch in der ganzen Stadt sei.

Eine positivistische Taufe, wenn man die Zeremonie so nennen darf, hat dieses Frühjahr in Chicago stattgefunden. Der Positivismus will, soweit er religiös ist, überhaupt nur Religion der Humanität sein; nur daß ein Teil der Positivisten einen besonderen Kultus für überflüssig erklärt, während ein anderer Teil seine Religion auch in Kultusformen darzustellen sucht, die er von andern Religionen borgt und sich, so gut es geht, zurecht macht.

„Das erste Sakrament“ der Positivisten ist die „Darbringung an die Menschheit“. Diese wurde in dem oben erwähnten Fall vollzogen durch Vorlesung einer Darbringungshymne, durch ein kurzes Gebet an die Menschheit und eine Rede über die Darbringung der Kinder. Auch Paten fehlten nicht, die ein Gelübde ablegten. Da in Amerika noch keine positivistische Gemeinde zu existieren scheint, so wurde ein von den Eltern und Paten unterzeichnetes Protokoll über die Vollziehung „des ersten Sakraments“ aufgenommen und an die „Positivistische Gesellschaft“ in London geschickt, wo es wahrscheinlich auch in das „Kirchenbuch“ derselben eingetragen werden soll.

Der Gedanke einer engeren Verbindung der deutschen Landeskirchen hat in zwei Landessynoden, nämlich in der von Sachsen-Meiningen und von Württemberg Unterstützung gefunden. Die erstere tagte vom 14. bis 24. Januar d. J. und richtete ein die Sache lebhaft befürwortendes Gesuch an den Oberkirchenrat.

Die Württembergische Landessynode tagte vom 6. November 1900 bis 4. Januar 1901. Sie nahm beinahe einstimmig (nur zwei abweichende Stimmen) den Antrag an: „Die Synode wolle die Evangelische Oberkirchenbehörde ersuchen, die geeigneten Schritte zu thun, um eine Vereinigung der deutsch-evangelischen Landeskirchen zur Förderung der allen gemeinsamen Interessen, unbeschadet der Selbständigkeit und des Bekenntnisstandes jeder einzelnen Landeskirche, in die Wege zu leiten.“

Der Antrag wurde von seinem Urheber dahin begrenzt, daß er keinen übereilten Schritt hervorrufen wolle; er wolle auch nicht die Gründung einer Nationalkirche, oder gar einer kaiserlich deutschen Reichskirche, auch keine Unifizierung der Bekenntnisse, wohl aber eine rechtlich geordnete Vereinigung der Landeskirchen.

Begründet wurde der Antrag zunächst mit dem Hinweis darauf, daß seit den Zeiten des ersten Kirchentages das Verlangen dem vorhandenen

Geist der Einheit auch eine entsprechende Form zu geben, nicht mehr aus dem evangelischen Gesamtbewußtsein verschwunden sei. Auf der Eisenacher Kirchenkonferenz habe sich der Präsident des preußischen Oberkirchenrates und der Präsident des württembergischen Konsistoriums für den engeren Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen ausgesprochen.

Als Aufgaben würden einer solchen Gesamtvertretung etwa folgende Thätigkeiten zukommen: 1. die Vertretung der allgemeinen evangelischen Interessen hinsichtlich ihres Besitzstandes und ihrer Ehre, sei es gegenüber andern Kirchen, gegenüber dem Staat oder gegenüber Einzelnen, 2. die Pflege des evangelischen Gemeinschaftsgeists auf allen Arbeitsgebieten der inneren Mission, 3. die Fürsorge für einheitliche und nachhaltige Versorgung Evangelischer im Ausland und 4. die Feststellung der Richtlinien für einen einheitlichen Fortschritt auf den Gebieten, wo unbeschadet der Selbständigkeit der Landeskirchen gemeinsames Recht erwünscht oder notwendig sei.

Der preußische Oberkirchenrat habe zwar manche dieser Aufgaben bisher erfüllt, aber es frage sich doch, ob nicht auch die andern Landeskirchen, z. B. die Aufgabe hätten, für die evangelischen Deutschen im Ausland Sorge zu tragen? Die kirchliche Versorgung der deutschen evangelischen Diaspora sei allgemeine Pflicht. — Oder wenn von katholischer Seite die evangelischen Taufen nicht mehr anerkannt, die Ehen Evangelischer als Konkubinate bezeichnet, die evangelische Kirche eine Pest genannt werde, so sollte das evangelische Volk einen Mund und eine Hand haben, um solche Angriffe in die Schranken zu weisen. . . .

Einer der Redner wies darauf hin, daß schon im Jahre 1843 die württembergische Kirche und der württembergische König Wilhelm der Erste diese Frage in Anregung gebracht hätten. Ihre Anträge seien zwar nicht verwirklicht worden, aber im Jahre 1846 hätten die Vertreter von 26 Kirchenregierungen über das Stuttgarter Programm auf Zusammenschluß der deutschen Landeskirchen unterhandelt, wodurch die Eisenacher Kirchenkonferenz entstanden sei.

In Bezug auf „reine Lehre“ schreibt ein Mitarbeiter der „Deutschen Evangelischen Kztg.“: „Was sollte man etlichen Außenstehenden, wie z. B. den Altlutheranern erwidern, wenn sie . . . antworten: Ihr seid ja gar keine Kirche, denn ihr habt ja keine „reine Lehre“! . . . Es giebt hierauf immer nur die eine Antwort, daß eine „reine Lehre“ selbst in der Einschränkung auf bestimmte historische Bekenntnisschriften — also nicht absolut, sondern relativ genommen — doch ungenügend ist, den Zeitfragen der Gegenwart Rede zu stehen. Denn jene sind die „reine Lehre“ in Hinsicht auf gewisse vergangene Zeitfragen — aber der dogmengeschichtliche Entwicklungsprozeß ist kein solcher, der an einem Punkte erstarrt wäre. Die „Lehre“ untersteht fortwährender Forschungs- und Erkenntnisarbeit. Das paulinische „Jetzt erkenne ich es stückweise“ ist das treibende Motiv der dogmengeschichtlichen Entwicklung. . . . Aus der Relativität dieser theologischen Erkenntnis folgt zwingend, daß wenn „reine Lehre“ das Kriterium der wahren Kirche ist, eine solche wahre Kirche sich nirgends vorfindet; nebenbei bemerkt auch unter uns nicht. Denn auch wir sind uns längst nicht in allen Punkten der theologischen Erkenntnis einig. Ich möchte auch wohl diejenige Kirche kennen lernen, deren Glieder sich wirklich einig wären in der „Lehre“.

Auch wäre in ihr die berüchtigte **fides implicita** nicht zu vermeiden, da ja die Laien in Ermanglung dieser theologischen Erkenntnis nur unter der Bedingung zu dieser Theologenkirche gehören könnten, als letztere „für sie mitglaubt". Es giebt keinen unevangelischeren Kirchenbegriff als den der „reinen Lehre".

Die evangelische Bewegung in Oestreich ist immer noch in stetigem Fortgang begriffen. Eine statistische Angabe über die Zahl der Uebertritte bis Ende 1900 steht uns noch nicht zu Gebote. Die Zahl der aus der römischen Kirche Ausgetretenen wird von 15,000 bis 20,000 angegeben. Davon sollen 11,000 bis 13,000 zur evangelischen, die übrigen meist zur altkatholischen Kirche übergetreten und eine Anzahl konfessionslos geblieben sein.

„An mehr als 40 Orten ist, nach einem Bericht der „Ev. Kztg. f. Oestr.", in den beiden letzten Jahren zum ersten Mal seit der Zeit der Gegenreformation wieder evangelische Predigt erschollen; die meisten dieser Ortschaften und noch manche andere, die selten einmal einen evangelischen Gottesdienst feiern durften, sind zu „Evangelischen Predigtstationen" eingerichtet worden, erhalten jetzt regelmäßige Gottesdienste, ja haben zum Teil sogar ihre eigenen Seelsorger. Viele Hunderte evangelischer Kinder, die bisher ohne geordneten Religionsunterricht aufwuchsen, können jetzt in Religionsunterrichtsstationen zu regelmäßigem Unterricht gesammelt werden. Durch Zerteilung übergroßer Pfarrgemeinden sind fünf selbständige Filialgemeinden und fünf selbständige Pfarrgemeinden entstanden; andere sind in der Bildung begriffen. Nicht weniger als 21 gottesdienstliche Gebäude sind in den zwei Jahren geweiht und ihrer Bestimmung übergeben worden, und zwar 13 Kirchen; 5 Bethäuser; 3 Friedhofskapellen. — In 29 andern Gemeinden hat man in dieser Zeit die Kirchbaufrage in Angriff genommen, hat Kirchbauvereine gegründet, Bauplätze gekauft, sammelt Geld, ist teilweise beim Bau, an einigen Orten geht derselbe bereits seiner Vollendung entgegen. . . . Weiter sind in diesen Jahren 43 neue Seelsorgerstellen eingerichtet und zunächst mit Vikaren besetzt worden. Daß die letzteren größtenteils reichsdeutsche Staatsangehörige waren, lag daran, daß es in der evangelischen Kirche Oestreichs an den notwendigen Kräften mangelte. Ihre Zahl verteilt sich auf die einzelnen Kronländer folgendermaßen: Böhmen 20; Mähren 6; Kärnten 5; Steiermark 9; Niederöstreich 2; Schlesien 1."

Unter den im letzten Jahre vollzogenen Einweihungen neuer evangelischer Kirchen, hat wohl die der „Heilandskirche" in Mürzzuschlag, das meiste Interesse hervorgerufen. Dieselbe fand am 18. November 1900 statt und die Teilnahme an diesem Feste seitens der steierischen evangelischen und katholischen Gebirgsbevölkerung war eine derartige, daß kaum ein Fünftel der Teilnehmer in der Kirche Platz fanden, so daß für die meisten eine besondere Festfeier im Freien veranstaltet wurde.

Der steirische Dichter Rosegger, der obwohl noch formell zur römischen Kirche gehörig, dennoch den Bau der „Heilandskirche" gefördert hat, schreibt in seiner Zeitschrift „Heimgarten": „Man verlangt ja nichts, was die katholische Kirche nicht erfüllen könnte oder dürfte; alle ihre Eigentümlichkeiten werden geachtet, wenn nur das Evangelium im Vordergrund steht. Ich habe seit vielen Jahren, etwa vor 26 Jahren, das erste Mal, das Evangelium öffentlich bekannt und gefordert. Ich habe gebeten, daß es uns in Kirche,

Schule und Haus unverkümmert gegeben werde. Und seit vielen Jahren werde ich deswegen verlästert und verhöhnt. Aber während auf der einen Seite das trutzige Nein starrt, vollzog sich auf der andern Seite ein gesegnetes Ja. Eines der kühnsten meiner Jugendideale ist erfüllt; in der Waldheimat steht die Heilandskirche, in welcher, wie zur Zeit der ersten Christen, die frohe Botschaft vom Heile, vom Himmelreiche rein verkündet wird. . . . Gottsuchende Weltkinder, sie mögen was immer für einer Konfession angehören, werden finden, daß es auch in dieser Hütte auf dem Oelberge zu Mürzzuschlag gut sein ist, um manchmal ein wenig zu rasten. Zu rasten an stiller Stätte zur Einkehr in sich, zur Sichbesinnung, was dieses Leben und wir selber eigentlich bedeuten."

Wie sehr der Halt des Katholizismus in der Bevölkerung Oestreichs sich vermindert, wird sehr deutlich durch die Prozesse gegen den Herausgeber eines deutsch-nationalen Monatsblattes „Der Scherer" (Maulwurfsfänger) gezeigt. — Am 21. Juni 1899 hatten die Deutsch-Nationalen Innsbrucks eine Sonnenwendefeier abgehalten, bei der zum Uebertritt zum Protestantismus aufgefordert wurde. Einen hiergegen gerichteten Hirtenbrief des Fürstbischofs von Brixen hatte der Herausgeber des „Scherer" öffentlich verbrannt. Er wurde deshalb einer Herabwürdigung einer Einrichtung der katholischen Kirche angeklagt. Nicht weniger als sechsmal wurde er vom Gericht freigesprochen. Endlich, als er zum siebtenmal angeklagt worden war, gelang es, seine Verurteilung durchzusetzen und er wurde am 11. März d. J. zu Feldkirch in Vorarlberg mit sechswöchentlichem strengen Arrest bestraft.

Diese Zähigkeit der östreichischen Regierung und der römischen Klerisei, die nach einer sechsmaligen Freisprechung des Mannes zum siebtenmal wieder klagt, ist allerdings bemerkenswert. Gewonnen hat sie durch diese sieben Klagen nicht viel; sie hätte ihre Haltlosigkeit gegenüber dem Rechtsbewußtsein des Volkes lange nicht so klar und deutlich hervortreten lassen, wenn sie die Klage zeitig hätte fallen lassen, als durch die Thatsache, daß es einer siebenmaligen Anklage bedurfte, bis man endlich Richter fand, die willig waren, den so oft Freigesprochenen doch endlich noch zu verurteilen.

Die Ritualisten Englands treiben nach wie vor ihr Spiel mit den englischen Bischöfen. Wird über irgend welches verbotene Zeremoniell Beschwerde erhoben, so folgt dann eine fast endlose Erörterung, ehe die Bischöfe zu einer Entscheidung kommen können. Fällt sie gegen die Ritualisten aus, so bestreiten sie den Bischöfen das Recht selbständiger Entscheidungen und machen mit wenigen Ausnahmen in gewohnter Weise weiter und führen noch außerdem neue unautorisierte Gebräuche ein.

So wurden nach langen Erörterungen Weihrauch, Prozessionen in der Kirche und das Herumtragen von Lichtern verboten, aber nur wenige Ritualisten kehrten sich daran.

Bald darauf wurde wegen Reservation (Aufbewahrung) der konsekrierten Abendmahlselemente geklagt. Von der ersten Verhandlung an bis zur Entscheidung der Erzbischöfe dauerte es fast ein ganzes Jahr. Dieselbe fiel dahin aus, daß die Kirche von England die Aufbewahrung in keiner Form erlaube. Solche Personen, welche anderer Ansicht seien, hätten zwar

das vollste Recht eine Aenderung des Gesetzes zu erstreben, aber sie seien nicht berechtigt, die Aufbewahrung unter dem bestehenden Gesetz auszuüben.

Mit diesem letzten Satz hatten die Erzbischöfe ihrer Entscheidung selbst wieder die Spitze abgebrochen. Die Ritualisten machten sich auch sofort das zu nutze und erklärten in einem Artikel der „English Church Union" unter Anführung von Citaten aus den Kirchenvätern: „Wir . . . halten uns an den Glauben der e i n e n, heiligen, katholischen (d. h. der allgemeinen) apostolischen Kirche, daß im Sakrament des heiligen Abendmahls das Brot und der Wein durch die Wirkung des heiligen Geistes in und mittelst der Einsetzung nach des Herrn Verordnung wirklich und wahrhaftig Leib und Blut Christi werden, und daß man Christum unseren Herrn als in demselben heiligsten Sakrament anwesend anbeten und verehren solle. Wir wünschen unser Festhalten an dieser Wahrheit des christlichen Glaubens der kirchlichen Lehre gemäß wegen der jetzigen Umstände wieder zu bekräftigen, und zu erklären, daß wir uns an alle solche Lehren und Gebräuche, welche aus dieser Lehre der ganzen allgemeinen Kirche folgen, halten wollen."

Daraufhin hat ein Prof. der Theologie in Oxford nachgewiesen, daß die Citate, auf welche man sich berief, um zu beweisen, daß die Ritualisten sich an die Lehren und Bräuche der allgemeinen Kirche hielten, aus dem Zusammenhang gerissen und verdreht seien. Geholfen hat es aber genau so viel, wie die Entscheidung der Erzbischöfe. Es wurde vielmehr bald darauf wieder von einem Fall von Anbetung der konsekrierten Elemente berichtet.

So geht die Sache ins Endlose fort und den Hauptgewinn haben die Ritualisten, während die langwierigen Untersuchungen und die fruchtlosen Entscheidungen die Autorität der Bischöfe und das Ansehen der englischen Kirche nur noch weiter untergraben.

E i n e V e r b e s s e r u n g d e r L i t u r g i e d e r e n g l i s c h e n H o c h k i r c h e ist schon lange ein frommer Wunsch gewesen, und wenn die Sache sich mit derselben Langsamkeit weiter bewegt, wie im neunzehnten Jahrhundert, so wird das zwanzigste zu ihrer Verwirklichung kaum ausreichen. Der bekannte Dekan Farrar von Canterbury hat über die Angelegenheit sich folgendermaßen geäußert: „Was hören wir am meisten in irgend welchen Schriften über die Kirche Englands. Handeln sie über geistlichen Eifer und sittlichen Adel, oder handeln sie über die Alltäglichkeit der geringen und kleinen Bedürfnisse? Die Leere der meisten unserer Kirchen bezeugt uns die Notwendigkeit einer Veränderung unseres Dienstes. Beinahe als die einzige von allen Kirchen der Christenheit fahren wir beständig fort, das Athanasianische Glaubensbekenntnis zu wiederholen, das sich zum öffentlichen Dienst durchaus nicht eignet, in seiner buchstäblichen Fassung recht lieblos und sehr zurückstoßend für Tausende von denen ist, die es hören. Unsere Liturgie ist, wie manche Geistliche bezeugen, für das Volk unbrauchbar und unverständlich. Sie wiederholt zu viel, ist zu lang, zu mechanisch, zu formalistisch. Und nun, obgleich das Oberhaus vor mehr als fünfzig Jahren zugestimmt hatte, daß die Abänderung der kirchlichen Liturgie nötig ist, um den geistigen Bedürfnissen des Volkes zu entsprechen, fahren wir fort, als lägen wir im Starrkrampf und nichts wird gethan.

Die sozialpolitischen Bestrebungen haben innerhalb der römischen Kirche zu Meinungsverschiedenheiten, zu Streit und zu Spaltungen in verschiedenen sozialistischen Parteien geführt. Um diesen Zuständen ein Ende zu machen hat der Papst im Anfang dieses Jahres eine Encyklika über „christliche Demokratie" erlassen, in welcher er darlegt, welche Anschauungen die Katholiken in dieser Angelegenheit haben müssen. Er sagt u. a. folgendes:

„Die christliche Demokratie hingegen muß schon, weil sie christlich heißt, auf ihr eigenes Fundament, die im göttlichen Glauben gegebenen Grundsätze, sich stützen und, wenn sie dem Vorteil der untersten Klassen dient, die für die Ewigeit geschaffenen Seelen in entsprechender Weise vervollkommnen. Darum darf ihr nichts heiliger sein als die Gerechtigkeit; das Eigentumsrecht muß sie als unantastbar hinstellen, sie muß die Verschiedenheit der Stände wahren, die einem wohlgeordneten Staate eigentümlich sind; endlich muß sie diejenige Form, dasjenige Wesen der menschlichen Gesellschaft sich zum Ziele machen, welche Gott der Schöpfer derselben verliehen hat. So kann also keinerlei Verbindung sein zwischen der Sozialdemokratie und der christlichen Demokratie: sie sind voneinander so weit getrennt, wie das Bekenntnis zum christlichen Gesetz von der Sonderlehre des Sozialismus. Es würde aber falsch sein, wollte man den Namen christliche Demokratie im politischen Sinne auslegen. Allerdings bedeutet Demokratie begrifflich, nach dem Gebrauch der Philosophen die Volksherrschaft; im vorliegenden Zusammenhang ist sie jedoch so aufzufassen, daß unter Beiseitelassung alles politischen Beigeschmacks kein anderer Sinn in ihr steckt, als eben jene wohlthätige christliche Einwirkung auf das Volk. Denn die Vorschriften der Natur und des Evangeliums stehen an sich außerhalb der irdischen Wechselfälle und dürfen deshalb von keinerlei Staatsform abhängig gemacht werden, sie sind jedoch mit jeder Staatsform vereinbar, soweit diese nicht der Sitte und der Gerechtigkeit widerstreitet. Mit Parteistreitigkeiten und dem Wechsel der menschlichen Dinge haben sie also nichts zu thun; unter jeder Staatsverfassung können und müssen die Bürger sich an jene Vorschriften halten, wornach sie Gott über alles und den Nächsten wie sich selbst lieben sollen.

Weiterhin ist zurückzuweisen, daß der Bezeichnung christliche Demokratie der Sinn untergeschoben werde, als solle alle Unterwürfigkeit aufgehoben und die gesetzmäßige Herrschaft beseitigt werden. Das Naturgesetz und das christliche Gesetz, verlangen, daß man die Vorsteher im Staate jeden nach seinem Grade achte und ihren gerechtfertigten Befehlen gehorsame. Damit dies des Menschen und Christen würdig sei, muß es freiwillig und aus Pflichtgefühl geschehen, aus Gewissenhaftigkeit, wie der Apostel lehrt, wenn er sagt: Jede Seele sei höheren Mächten unterthan. Es ist ein Widerspruch mit der Bethätigung des christlichen Wandels, wenn jemand denen nicht gehorchen und folgen will, welche, mit Amtsgewalt ausgerüstet, in der Kirche den Vorrang haben; zumal den Bischöfen, die, unbeschadet des Ansehens des Papstes allen gegenüber, „der heilige Geist gesetzt hat um die Kirche Gottes zu regieren, die er mit seinem Blut erworben hat. . . .

In gleicher Weise muß die christliche Demokratie einem andern Vorwurf aus dem Wege gehen: daß sie sich so sehr von dem Interesse für die geringeren Stände beherrschen lasse, daß sie die höheren zu vernachlässigen scheine;

letztere haben ja doch keine geringere Bedeutung für die Erhaltung und Vervollkommnung der staatlichen Gemeinschaft. Das christliche Gesetz der Liebe verbietet das; es umfaßt alle Menschen jedes Standes als Glieder einer Familie, Söhne desselben Vaters, von demselben Erlöser losgekauft und zu derselben ewigen Erbschaft berufen. . . .

Es werden sodann den verschiedenen Ständen ihre Pflichten „eingeschärft und zur Verträglichkeit, Mäßigung und gegenseitigen Rücksichtnahme bei Meinungsverschiedenheiten ermahnt. „Welcher Meinung aber auch — sagt der Papst — der einzelne in zweifelhaften Fragen den Vorzug giebt, stets möge er gewissenhaft auf die Stimme des apostolischen Stuhles hören." Dem Klerus wird erlaubt, auch unter das Volk zu gehen, um eine wohlthätige Wirksamkeit auszuüben, doch soll er sich dabei großer Klugheit befleißigen. Das Volk soll vor Unruhen und Unruhstiftern gewarnt werden, zum Gehorsam, Achtung eines jeden fremden Rechtes und zur Pflege des familiären und kindlichen Lebens angehalten werden. Niemals aber soll — und das ist bei der christlichen Demokratie wohl das Entscheidende — der Gehorsam gegen die Kirche aus den Augen gelassen werden. Darum heißt es: „Endlich erneuern wir unsere dringende Mahnung, einzelne wie Genossenschaften möchten bei allen ihren Bestrebungen auf diesem Gebiet nicht vergessen, daß man durchaus der Autorität der Bischöfe folgen muß. Mögen sie sich nicht täuschen lassen durch einen gewissen Eifer der Liebe; führt derselbe zur Verletzung des schuldigen Gehorsams, so ist er nicht rein, bringt keinen dauernden Nutzen und ist Gott nicht wohlgefällig."

Die Klagen des Papstes über den Verlust seiner weltlichen Herrschaft sowie über die Ausbreitung des Protestantismus in Rom und seine Hoffnungen auf nicht alsobaldige, aber wenigstens noch in diesem Jahrhundert erfolgende Wiederherstellung des Kirchenstaates, haben ein ziemlich korrektes Echo in einer Rede gefunden, welche von dem Führer der englischen Katholiken, dem Herzog von Norfolk, bei Gelegenheit eines Pilgerzugs nach Rom, vor dem Papste gehalten wurde. Der Herzog hat fast wörtlich dasselbe gesagt, was der Papst früher geäußert hatte und der Papst hat in seiner Rede wiederholt, was der Herzog gesagt hatte. Insofern hätte also die Sache nicht viel auf sich. Da aber eine Wiederherstellung des Kirchenstaates nur auf Kosten des italienischen Staates geschehen kann, so hat die Rede des Herzogs auch politische Bedeutung und es ist leicht begreiflich, daß die italienische Presse sehr lebhaft gegen die Rede des Herzogs protestierte. Auch englische Blätter wiesen auf die Unbesonnenheit des Herzogs hin, einen England befreundeten Staat, unter dessen Schutz und mit dessen Erlaubnis die Pilgerzüge stattfanden, in dieser Weise zu beleidigen, so daß derselbe durch allerlei Erklärungen den Sinn seiner Rede umzudeuten und ihren anfänglichen Eindruck wieder zu verwischen suchte.

„Es giebt immer noch Anhänger der römischen Kirche, welchen von Zeit zu Zeit Gelegenheit geboten wird, „die Kirche" genauer kennen zu lernen, als ihnen selbst lieb ist. Zu diesen gehört auch der Pfarrer Hansjakob von St. Martin in Freiburg i. B. Derselbe hatte zwar, wie jeder gute katholische Priester, die Meinung, daß alle Anordnungen „der Kirche", d. h. des Erzbischofs von Freiburg, befolgt werden müßten. Dagegen wußte er nicht, daß es auch seine Pflicht sei, zu glauben oder doch wenigstens zu

sagen, daß alle Vorschriften des Erzbischofs gut, d. h. zweckmäßig und zeitgemäß seien. So nahm er sich denn auch heraus, in seinen Schriften verschiedene Verordnungen des erzbischöflichen Ordinariats als verkehrt und schädlich zu bezeichnen. Namentlich wies er auf die Schädlichkeit der vollständigen Verdrängung der deutschen Sprache aus der Messe hin, denn dadurch werde die Kirche dem Volke nur entfremdet. Anstatt sich aber die Worte des alten und erfahrenen Vorkämpfers für die katholische Kirche ruhig zu überlegen, hat ihm das erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg eine Verwarnung zuteil werden lassen. Darauf antwortete er nun in seinen „Tagebuchblättern": Es hat jede Oberbehörde das Recht, ihren Beamten Rügen zu erteilen. Darum ist auch das erzbischöfliche Ordinariat Freiburg zweifellos befugt, dem Pfarrer Hansjakob die Meinung zu sagen, und dies um so mehr, als dessen freimütige Aeußerungen vielfach gegen dasselbe mißbraucht wurden und manch einer, der gegen die Verordnungen sich verging, auf den unbotmäßigen Pfarrer und Schriftsteller sich berief. Was mich aber an der erteilten Rüge ärgerte, war der Umstand, daß dieselbe ihren Ursprung einem jungen Manne, einem Laien verdankt, der in dem erzbischöflichen Kollegium sitzt und kaum auf der Welt war, als der Pfarrer Hansjakob schon für die Sache der katholischen Kirche im Gefängnis saß. Zur Sache selbst möchte ich folgendes sagen: Ich weiß als Katholik und als Priester, daß ein katholischer Schriftsteller seine Grenzen hat, wenn es sich um Wahrheiten handelt, welche die katholische Kirche als göttliche Offenbarung hinstellt. Es hat mich nun noch nie gelüstet diese Grenze zu überschreiten, um so weniger, als es keinen wärmeren Verteidiger des katholischen Lehrbegriffs geben kann, als den derzeitigen Pfarrer von St. Martin in Freiburg. Ich darf mich für diese Behauptung wohl auf meine gesprochenen und gedruckten Kanzelvorträge berufen. Aber auch als Schriftsteller habe ich meinen katholischen Standpunkt und meine katholische Ueberzeugung nie verleugnet. Es haben dies berufene Kritiker meiner Schriften, die andern Konfessionen angehören, wiederholt betont. Daß aber ein katholischer Priester, der zugleich Schriftsteller ist und zwar ein Schriftsteller, der zu seinem eigenen Schaden so dumm und so ehrlich ist, nach rechts und links, nach oben und nach unten zu sagen, was und wie er denkt, daß ein solcher in seinen Schriften — nicht etwa auf der Kanzel — nicht einmal ein subjektives persönliches Urteil aussprechen dürfe über Verordnungen, die von fehlbaren Vorgesetzten, oft von Laien ausgehen, die heute so und morgen anders sein können — das habe ich in Wahrheit nicht gewußt. Hätte ich es aber vor vierzig Jahren gewußt, so wäre ich nie katholischer Pfarrer geworden, denn zu solcher Unterwerfung und zu solchem Verzicht auf die eigene Meinung war ich in meinem ganzen Leben nicht veranlagt. Ich passe in der Richtung überhaupt nicht zu einem Beamten irgend welcher Art und wäre, wie ich aus eigener Erfahrung wissen kann, im Staatsdienst sicher noch übler gefahren. Darum wäre es, wie ich schon öfters gesagt habe, besser gewesen, ich würde Bäcker in Hasle geworden sein, dann hätte ich unbeschrieen in meiner Art in den Wirtshäusern meiner Vaterstadt räsonnieren können, wie einst mein Großvater, der Eselsbeck! Wenn ich nicht zu den Armen dieser Welt gehörte, d. h. zu jenen Sterblichen, die einen Dienst versehen müssen, um leben zu können, würde ich auch mein Amt als Pfarrer schon lange niedergelegt haben. Ich hätte schon längst innere und äußere Gründe genug dazu."

Der Widerstand gegen die Bestrebungen und Absichten, denen der französische Priesterkongreß in Bourges („Th. Mag.", 1891, S. 72) Ausdruck gegeben hat, hat sich in den Aeußerungen des Bischofs von Annecy deutlich gezeigt. Derselbe sagte nämlich in einem Schreiben an seinen Klerus: „Auf dem Kongreß in Bourges sind Bestrebungen an den Tag getreten, die, an sich verwerflich, in ihren natürlichen und notwendigen Folgen gefährlich sind, und die Integrität des Glaubens der Kirche direkt bedrohen. . . . In den Seelen dieser Leute verwischt sich das Bild des Priesters immer mehr, während das Gesicht des Laien zum Vorschein kommt und das andere völlig verdrängt." Es werden weiterhin die Teilnehmer an jenem Kongreß als Leute bezeichnet, die eine kirchliche Revolution, ein 1789 für den Klerus herbeiführen und den Parlamentarismus in die Kirche einführen wollen, die beabsichtigen die Macht der Hierarchie zu brechen und die Priester vom Joch der Bischöfe zu befreien. Wohl habe man allerlei Vorsichtsmaßregeln getroffen und die Approbation Roms und eines Teils der Bischöfe zu erlangen gewußt. Aber man dürfe sich durch diesen dünnen Vorhang nicht täuschen lassen. Die ersten Protestanten hätten auch hinter einer solchen Schutzwand gearbeitet: hinter der „reinen Lehre der Schrift." Die wahren Absichten verstecke man hinter frommer Begeisterung und lächerlichen gegenseitigen Lobhudeleien: Das Schisma von heute sei ein professionelles Syndikat von Priestern.

Aber auch thatsächliche Maßregeln hat man, wenn auch nicht ganz offen, gegen den Kongreß ergriffen. Der Redakteur eines Blattes, der für das Zustandekommen des Kongresses gewirkt hatte, wurde von seiner Arbeit weggedrängt, um die Redaktion in andere Hände zu legen.

Größere und kleinere Konflikte der religiösen Genossenschaften mit den Bischöfen und mit der Staatsgewalt kommen immerwährend vor. So hatte der Vorsteher eines Kollege dem Bischof der Diözese, dem er von rechtswegen unterstellt war, da die Kongregation, der er angehört, von der Kurie nicht anerkannt ist, ganz offen Widerstand geleistet. Das Ersuchen des Bischofs an den Generalsuperior der Kongregation, den unbotmäßigen Pater abzuberufen, wurde nicht beachtet. Auch daß der Bischof den betr. Pater mit dem Interdikt belegte und die Kapelle der Kongregation schließen ließ, half nichts. Der Generalsuperior munterte vielmehr seine Untergebenen zu weiterem Widerstande gegen den Bischof auf und dieser konnte erst dadurch, daß er sich nach Rom wandte, den Generalsuperior dahin bringen, daß er den mit dem Interdikt belegten Pater aus der Diözese abrief.

Der Papst hat allerdings erst eingegriffen, als die Sache bereits soweit gediehen war, daß sie den Gegnern der Kongregationen ein recht brauchbares Beweismaterial für die Unbotmäßigkeit und Gefährlichkeit derselben bot, so daß der Ministerpräsident von den Kongregationen sagen konnte: Sie bilden eine gefährliche Macht für den Staat. Zerstreut, aber nicht unterdrückt, sind sie zahlreicher und kriegerischer als je; sie überziehen das Land mit dem Netz einer politischen Organisation, dessen unzählige enge Maschen kürzlich ein Prozeß (gegen die Assumptionisten) aufgedeckt hat. Ja im Gefühl ihrer Macht erkühnen sie sich sogar, den Vertretern der Kirche Trotz zu bieten, wenn diese nicht ihre Vasallen sein wollen. Die Lage ist unerträglich. Die Kirche wird je länger je mehr bedroht durch die Kapelle."

Die französische Regierung hat denn auch den Kammern ein Vereinsgesetz vorgelegt, das einer großen Anzahl von Kongregationen eine gesetz-

liche Existenz unmöglich machen und das ungeheure Anwachsen des Besitzes der Kongregationen in Schranken halten soll. Keine Gesellschaft soll gesetzlich gestattet sein, die aus einer unerlaubten Ursache oder im Hinblick auf ein unerlaubtes, den Gesetzen, der Verfassung, der öffentlichen Ordnung oder den guten Sitten zuwiderlaufendes Ziel gegründet ist, oder die den Verzicht auf unveräußerliche Rechte verlangt. In der Begründung der Gesetzesvorlage wird dieser letzte Punkt folgendermaßen erläutert: „Unser öffentliches Recht verbietet alles, was einen Verzicht auf die Rechte des Individuums bilden würde, z. B. das Recht, sich zu verheiraten, zu kaufen und zu verkaufen, Handel zu treiben, ein Gewerbe auszuüben, zu besitzen, mit einem Wort, alles, was einer persönlichen Beschränkung ähnlich sehen würde.“

Sodann werden sehr scharfe Bestimmungen über den Besitz und Besitzzuwendungen an die Kongregationen aufgestellt. Der Grundbesitz über den die Kongregationen verfügen, ist allerdings ein sehr bedeutender. Sein Wert beträgt nach einer Untersuchung durch die Regierung, über 1060 Millionen Frank.

Da eine große Anzahl von Kongregationen ohne staatliche Ermächtigung sind, so wird bestimmt, daß alle die Vereine, welche innerhalb sechs Monaten nach dem Inkrafttreten des Gesetzes nicht anerkannt sind, aufgelöst werden sollen. Diejenigen ihrer Glieder, welche dem Verein Geld oder Dinge von Wert übergeben haben, welche sie vor ihrem Eintritt in Besitz hatten, oder welche ihnen während ihrer Zugehörigkeit zu demselben durch Erbschaft zugefallen sind, sollen das Ihrige wieder erhalten. Ebenso können die, welche an einen Verein Schenkungen gemacht haben oder ihre Rechtsnachfolger, das Geschenkte innerhalb eines Jahres zurückfordern. Geschieht dies nicht, so soll es einer Altersversorgungskasse für Arbeiter zufallen.

Daß man im Vatikan keine Mühe und keine Worte sparte, um dem drohenden Gesetz entgegenzuwirken, versteht sich von selbst. Auf das Konkordat kann man sich freilich in Rom nicht berufen, denn in demselben ist von den Orden nicht die Rede. Der Papst hat nun diesem Schweigen des Konkordats den Sinn zu geben versucht, daß die Orden als ein Bestandteil der römischen Kirche, wie diese in Frankreich berechtigt seien, weil sie durch das Konkordat nicht ausgeschlossen sind. Die französische Regierung geht von der Anschauung aus, daß die Orden und Kongregationen, weil im Konkordat nicht genannt, auf Grund desselben auch keine Rechte beanspruchen können, sondern nur solche Rechte haben, als der Staat ihnen zu gewähren für gut findet. Der Papst weiß freilich gut genug, daß die jetzige, so gut wie jede frühere Regierung in Frankreich, an dieser Auffassung des Konkordats festhalten wird, darum führt er politische Gründe ins Feld und sucht in den Franzosen die Befürchtung wach zu rufen, die Kongregationen würden nach Deutschland auswandern und man werde sie dort gerne aufnehmen, um des Machtzuwachses willen, den sie bringen. Wenn die Kongregationen, welche Heidenmission betreiben, aufgehoben würden, dann würden an die Stelle französischer Missionspriester solche anderer Nationalität treten und Frankreich könnte das Protektorat über solche Missionen nicht mehr beanspruchen. Außerdem versichert er: „Wir würden tiefen Schmerz empfinden, wenn Wir . . . sehen müßten, wie in dem Lande, das Wir lieben, die Leidenschaften und Parteien noch heftiger kämpfen, ohne das Unglück hintanhalten zu können, das Wir zu beschwören versucht und für das Wir alle Verantwortung ablehnen.“

Die Worte des Papstes haben die französische Regierung und Volksvertretung nicht gerührt. Die Kongregationen, welche man gerne los wäre, gönnt man den Deutschen von Herzen, zusamt dem Machtzuwachs, den sie bringen, und die Kongregationen, die von politischem Vorteil für die Regierung sind, wird man so wenig aufheben, als die, welche als der „allgemeinen Wohlfahrt" dienend, erklärt sind. Was endlich das Interesse des Papstes für die Ruhe Frankreichs betrifft, so ist es keine versteckte, sondern eine ziemlich deutliche Drohung, nur daß sie in diplomatischer Form gehalten ist. Man weiß aber in Frankreich ganz gut, daß viele dieser Kongregationen darauf hinarbeiten, den politischen Parteigegensatz zu schärfen und daß es durch das Verschwinden derselben wenigstens nicht schlimmer wird, als es ist.

Auch der französische Protestantismus ist sehr thätig. Die Zahl der Austritte von Laien und Klerikern aus der römischen Kirche, ist gegenwärtig sehr bedeutend. Der Zuwachs aber, den die protestantische Geistlichkeit durch die übergetretenen Priester erhält, bereitet manchen Reformierten Sorge. So wurde auf einer Konferenz ausgesprochen: Der Uebertritt von 348 Priestern aus etwa 50,000 habe für die römische Kirche nicht viel zu bedeuten, aber viel für die reformierte Kirche. Es stünden gegenwärtig 58 ehemalige Priester im Dienst der reformierten Kirche Frankreichs, darunter 41, welche bei oft sehr mangelhaften Vorkenntnissen nur ein Jahr evangelische Theologie studiert hätten. Darin liege eine Gefahr für die reformierte Kirche. Die Bedingungen für den Eintritt ins reformierte Pfarramt sollten verschärft und den übergetretenen Priestern, die nicht mehr in der Lage sind, die reformierte Theologie gründlich zu studieren, sollte zu einem Unterkommen im bürgerlichen Leben verholfen werden.

Ein allgemeiner Kongreß der verschiedenen französischen Evangelisations-Gesellschaften hat gegen Ende vorigen Jahres in Paris stattgefunden. Man suchte einen engeren Zusammenschluß der vielen größeren und kleineren Evangelisations-Gesellschaften herbeizuführen, welche in Frankreich arbeiten. Es ist das aber nur teilweise gelungen. Man einigte sich aber wenigstens dahin, daß von Zeit zu Zeit Versammlungen von Delegierten aller an der Evangelisation Frankreichs arbeitenden Gesellschaften stattfinden sollten, zum Zweck einer Verständigung über gemeinsame und methodische Arbeit. Sodann sollten in solchen Gegenden, wo sich auffallende evangelische Bewegungen zeigen, die verschiedenen Gesellschaften sich gegenseitig unterstützen. Außerdem wurde ein schon bestehendes Blatt zum gemeinsamen Organ der verschiedenen Gesellschaften bestimmt.

In der Gesellschaft zur Evangelisation Frankreichs durch frühere Priester, wurden die Austritte aus der römischen Kirche ganz anders beurteilt als in der oben erwähnten reformierten Versammlung. Diese Gesellschaft arbeitet nicht auf Uebertritt zur reformierten oder lutherischen Kirche Frankreichs hin, sondern auf eine Abstreifung des römischen Wesens und eine Reform im französischen Katholizismus. Bourrier, die leitende Persönlichkeit dieser Bewegung, sprach sich über die Austritte aus der römischen Kirche in folgenden Worten aus: „Wenn diese Austritte wegen des Eindrucks, den sie hervorrufen, in unseren Augen von beträchtlichem Werte sind, so bitten wir unsere Freunde doch nicht zu vergessen, daß wir den Zustim-

mungen, die wir Tag für Tag von den nicht austretenden Klerikern erfahren, eine ebenso große Bedeutung beimessen. In letzteren haben wir unsere besten Hilfstruppen für das Werk evangelischer Reform im Katholizismus."

Eine andere Gruppe früherer Priester tritt für Anschluß an den Protestantismus ein, indem ihnen das Ziel einer Reform des französischen Katholizismus als etwas zu Unbestimmtes und Unsicheres erscheint.

Litteratur.

Die Alttestamentlichen Perikopen nach der Auswahl von Prof. Dr. Thomasius, exegetisch-homiletisch ausgelegt von Joh. Mich. Reu, theolog. Lehrer am Wartburg-Seminar zu Dubuque, Iowa. Festliche Hälfte. 593 S. Gütersloh, Verlag v. Bertelsmann 1901. Preis geb. in Leinw. 8 M., ungeb. 7 M.

Das vom Verfasser direkt uns zugesandte Buch ist zu vergleichen den neuen Lieferungswerken über die Eisenacher Perikopen von Dr. G. Mayer (Evangel.), O. Reyländer (Epist.) und A. Pfeiffer (Alttestam. Per.), welche wir im „Magazin" regelmäßig angezeigt und empfohlen haben. Doch sind hier die einzelnen Texte meist noch etwas ausführlicher behandelt, als bei den genannten Verfassern. Das ist schon daran ersichtlich, daß bei Reyländer das Trinitatisfest Seite 464 zum Abschluß kommt, bei Reu aber erst Seite 570. Die Anlage ist bei Prof. Reu ähnlich. Der Grundtext wird allerdings bei Reu nicht gegeben, wohl aber eine möglichst genaue Uebersetzung. Zu bedauern ist, daß der Text nicht durch besonderen Druck, Fettschrift oder gesperrten Satz, vom übrigen Inhalt des Buches unterschieden ist. Auch bei den Seitenüberschriften dürfte der Text oben mit angegeben sein, wie in den schon genannten Lieferungswerken.

Der Verfasser stellt ein Verzeichnis der von ihm benützten älteren und neueren Litteratur voran. Und man darf ihm das Zeugnis ausstellen, daß er eine große Sammlung dieser verschiedenen Werke zu Rat gezogen und bei der Auswahl nicht engherzig, exklusiv verfahren ist. Für die hebr. Grammatik hat er die letzte Ausgabe von Gesenius-Kautzsch zu Rat gezogen und verweist auf sie. Auch in seiner exegetischen Bearbeitung der Texte erweist sich Verfasser als ein vorurteilsfreier und gründlicher Forscher, der sich die größte Mühe giebt, dem hebr. Texte gerecht zu werden ohne ihm Zwang anzuthun zu Gunsten dogmatischer Lehrsätze. Von welchem Geist er sich in der Bearbeitung leiten läßt, zeigen folgende dem Vorwort entnommene Sätze: „Freilich, wir werden heute nicht mehr über das Alte Testament predigen dürfen, wie es z. B. unsere Väter im 17. Jahrhundert gethan haben, die, weil ihnen die Erkenntnis für den Fortschritt der Offenbarung fast ganz verloren gegangen war, das Neue Testament einfach ins Alte eingetragen haben. Der Fortschritt, den man in der Exegese gemacht hat, darf auch bei der homiletischen Betrachtung nicht verleugnet, die Erkenntnis, die uns z. B. die Lebensarbeit Hofmanns und Delitzschs gebracht hat, darf nicht preisgegeben werden. Unsere Auslegung muß zuerst zeitgeschichtlich sein. . . . Das gilt von geschichtlichen, noch mehr aber von prophetischen Texten. Man weise die Gemeinde z. B. bei Texten aus dem zweiten Teil des Jesajas ruhig in die Zeit des geweissagten Exils vorwärts, lasse sie einen Blick in die Empfindungen thun, von denen da Israel bewegt wurde; der jedesmalige Text giebt genügend Material dazu u. s. w. — Um aber dieser geforderten, zeitgeschichtlichen Behandlung des Textes zu

entsprechen, bedarf es gründliche Exegese. Diese aber kann man wieder nicht leisten ohne die nötigen Hilfsmittel. Und Verfasser dürfte nicht fehlgehen, wenn er annimmt, daß nur bei einer Minderheit deutsch-amerikanischer Pastoren sich genügend exegetische Hilfsmittel zum Studium des Alten Testaments finden mögen. Ihnen wollte er in seiner Exegese ein Hilfsmittel bieten, durch das sie in den Stand gesetzt werden, in kurzer Zeit sich in ihren Predigttext zu vertiefen. Das Sprachliche ist in die Anmerkungen verwiesen mit Rücksicht auf den kurzen Bildungsgang mancher Geistlichen in diesem Lande, denen die Erlernung des Hebräischen nicht mehr möglich war.

Der zweite Teil jeder Abhandlung bringt dann die homiletische Verwendung, bei welcher ihm die Auslegungen der altprotestantischen Theologen, und besonders Luthers, mehr zu Hilfe kamen. Auch hier bietet der Verfasser recht gründliche Arbeit und Anleitung zur homiletischen Verwertung des Textes.

Zuletzt kommen dann Dispositionen über den Text, teils eigene, teils aus anderen Quellen geschöpfte, und zwar deren 9—18.

Zu bedauern ist nur, daß Verfasser nicht gleich das ganze Kirchenjahr bearbeitet und veröffentlicht hat. Mancher mag zaudern, den ersten Teil anzuschaffen, weil er dann doch nur für das halbe Jahr versorgt ist. Im Anhang giebt Verfasser freilich noch die Texte für das zweite Halbjahr und einige Dispositionen zu jedem Text. — Doch stellt er in Aussicht, den zweiten Teil bald folgen zu lassen, wenn seine Weise Anerkennung und seine Auslegung Käufer finde. Daß das auch in unserem Synodal- resp. Leserkreis reichlich der Fall sein möge, wünscht von Herzen der Schreiber dieses.

H.

Vom Central Publishing Haus, Cleveland, O., kam — zu spät für die letzte Nummer: „Denkst du daran?" Von Past. A. J. Franz. Ein hübsch ausgestattetes Konfirmandenbüchlein. Die ersten Seiten lassen Raum, um den Text der Konfirmationspredigt, das Klassenmotto (ev. den Konfirmationsspruch) und eine Widmung des Pastors einzutragen. Dann folgt ein Gedicht von K. Gerok: „Seid eingedenk." Dann kommt eine herzliche Ansprache des Seelsorgers an die Konfirmanden mit einem Blick nach rückwärts und vorwärts.

Zuletzt sind noch drei Seiten frei gelassen, damit alle Mitkonfirmanden ihren Namen und Geburtstag einschreiben können.

Das Büchlein kostet einzeln 15 Cts., in Partien billiger. Ein hübsches Andenken an den Tag der Konfirmation und alle Mitschüler des Jahrgangs.

Von Schäfer & Koradi kamen uns zu zwei fein illustrierte Missionsschriften: „Die evangelische Missionen" in Heftform, 24 Seiten das Heft, 7. Jahrg., Jan. 1901. Preis per Jahr $1.00. „Saat und Ernte", illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend, 8 Seiten monatl. Preis 35 Cts. jährlich.

Das erste Blatt wird herausgegeben von Past. Jul. Richter; das zweite von ihm und Past. Paul Richter. Beide Blätter sind bestens zu empfehlen, um Lust und Interesse für die Mission zu wecken.

Auch die katechetische Zeitschrift von Past. Aug. Spanuth, die schon öfter von uns angezeigt wurde, die zum Preise von $1.70 jährlich in 12 Heften erscheint, sei von uns in freundliche Erinnerung gebracht. Der Raum gebietet uns, hier abzubrechen.

Im Verlag von A. Deichert, Leipzig, erscheint in monatlichen Heften das gediegene theologische Blatt: „Neue kirchliche Zeitschrift“. Das Blatt erscheint sechs Bogen stark (96 Seiten) monatlich, und kostet vierteljährlich 2.50 M. Das Programm dieser Zeitschrift lautet: Die „N. K. Z.“ will vom festen Grunde des lutherischen Bekenntnisses der gesamten theologischen Arbeit innerhalb der lutherischen Kirche zum Sammelpunkt dienen; sie sieht ihre Aufgabe darin, die Zeitfragen und Zeiterscheinungen auf dem Gebiet der Theologie und Kirche prinzipiell und methodisch darzustellen und zu beleuchten; durch wertvolle Bausteine will sie besonders die positiven Seiten aller wissenschaftlichen und kirchlichen Thätigkeit fördern; hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst wird sie nach ihrem christlich-ethischen Gehalte würdigen, mit bewußter Energie das lutherische Bekenntnis unter Wahrung seines ökumenischen Charakters nach außen und innen vertreten.

Das Januarheft enthält folgende Artikel: Das Wesen des Christentums, von Ob.-Kons.-R. Dr. K. v. Burger, München. Die Wahrheit von der Präexistenz Christi in ihrer Bedeutung für christliches Glauben und Leben. (Schluß.) V. Pfr. Steudel. Spinoza als Bahnbrecher auf dem Gebiete alttestamentl. Wissenschaft. Von Dr. J. Dräseke. Ethische Fragen V. Herbert Spencer. Von Prof. Dr. W. Schmidt. Schleiermachers Monologen I. Von Lic.-theol. Noth.

Der erste Artikel stellt den spezifisch römischen Standpunkt in der Auffassung des Christentums und den Standpunkt Harnacks gegenüber. Harnack leugnet jede göttliche Notwendigkeit des Opfertodes Jesu, alle Stellvertretungstheorien hält er fern, und löst den Wert des Kreuzes Christi in verallgemeinernder Betrachtung auf. Von der leiblichen Auferstehung des Herrn vermag er eine deutliche Vorstellung nicht zu gewinnen; wenn er auch zugiebt, daß der unzerstörbare Glaube an die Ueberwindung des Todes und an ein ewiges Leben vom Grabe Christi her seinen Ursprung genommen hat. Und Harnack verlangt im Namen der protestantischen Freiheit, daß seiner Auffassung innerhalb der evangelischen Kirche Raum gegeben werde. Dieser auflösenden Tendenz einer hochmütig sich spreizenden Wissenschaft, die im Evangelium das ablehnt, was ihrer hochmütigen Vernunft zuwider ist, tritt der Verfasser entgegen mit dem entschiedenen Ernst echten Bekenntnisses zu der ganzen evangelischen Wahrheit. Er schließt mit den Worten: Unsere evangelische Kirche befindet sich beim Eintritt ins neue Jahrhundert in bedrängter Lage. Rom erkennt ihr das Recht des Daseins ab, und die sog. liberale Theologie, die auf ihrem eigenen Boden erwachsen ist, ficht ihr Sosein an. Es bleibt ihr nur übrig, sich fest auf ihren Fels zu stellen, der da ist Christus und bei dem geschriebenen Wort zu beharren, das von ihm zeuget. Dann wird es nicht daran fehlen, daß in ihr, trotz aller ihr anhaftenden Unvollkommenheit, das Wesen des Christentums zu immer hellerer, kräftigerer, gottgefälliger Erscheinung sich entfaltet.

So giebt jeder Artikel des Blattes kräftige Anregung zum ernsten Studium und Festhalten der Grundlagen der christlichen Wahrheit; giebt auch Einblicke in die Denkweise anderer Forscher, deren Forschungsresultate der Christ entweder teilweise oder ganz ablehnen muß.

Vom gleichen Verlag kam uns zu: Die alttestamentl. Perikopen der Eisenacher Konferenz, herausgegeben von A. Pfeiffer, Vize-Gen.-Sup. in Lübben, 4. Lieferung, 5 Bogen. Diese Lieferung enthält die Texte von S. Invocavit bis Gründonnerstag. Wir verweisen hier auf die im Märzheft Seite 159 gebrachte Anzeige und können nur wünschen, daß viele unserer Leser sich dieses Werk zu nutze machen, sobald es vollständig erschienen ist.

Andere Sendungen kamen zu spät für diese Nummer.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Preis vierteljährlich 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Februarheftes: England im Spiegel deutscher Kultur. Von H. — Johann Heinrich Voß. Von Ernst Heilborn. — Tischler Schulknecht. Eine Erzählung von Wolfgang Kirchbach. — Noch einmal werd ich kommen. Gedicht von Rudolf Presber. — Daniel Chodowiecki. Zur 100. Wiederkehr seines Todestages. Von Wolfgang von Oettingen. — Vor hundert Jahren. Aus dem Tagebuche einer reisenden Engländerin. Von Joh. Biegler. (Schluß.) — Führende Geister im Reiche der Töne. Von Dr. Karl Storck. — Servaes, Theodor Fontane. — Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar †. — Ueber Krebsleiden. Von Emil Schlegel. — Wilhelm Leibl († 5. Dezember), Karl Becker († 21. Dezember), Arnold Böcklin † 16. Januar). Von J. Norden. — Dramaturgische Revision. Von Felix Poppenberg. — Was liest der deutsche Arbeiter? Von Mannerd. — Die Heirat Ludwigs XV. — Volksseele und Burenkrieg. Von Otto Poettes. — Türmers Tagebuch. Zur Preußenfeier. Allerlei Geschichtsschreibung. „Dem Volke die Religion erhalten." Ein sozialdemokratischer Weihnachtsartikel. Nikodemus. — Kunstbeilage: Das Blindekuhspiel. Von Daniel Chodowiecki. (Photogravure.)

Aus dem Inhalt des Märzheftes: Bismarcks „Bekehrung". Von Christian Rogge. — Novalis. Von Harry Maync. — Philemon und Baucis. Eine amerikanische Dorfidylle. Von Egbert W. Fowler. — Preußens deutsche Mission. Eine historische Betrachtung. Von August Sannes. — Tischler Schulknecht. Eine Erzählung von Wolfgang Kirchbach. (Schluß.) — Gedichte von Verlaine, Volker, v. Fircks. — Fritz Lienhards Bücher. Von K. St. — Guiseppe Verdi. Von Dr. Karl Storck. — Richter und Dichter. (Zu E. Wicherts 70. Geburtstage.) Von r.— — Auf den Erdenspuren der Zeit. Von Theodor Hundhausen. — Die beiden Masken. Von Felix Poppenberg. — Ein Pflanzenjubiläum. — „Der Kampf mit dem Drachen" als spanische Sage. Von E. v. Ungern-Sternberg. — Auch ein Beitrag zur Schulreformfrage. Von Valentin Holzer. — Türmers Tagebuch: Was der Türmer „dazu" sagt. Babylonisches. Nur ein Mensch und Christ. — Kunstbeilage: Novalis. (Photogravure.)

Im Märzheft Seite 160 haben wir noch kurz ein Buch angezeigt, das vor Abschluß des Manuskripts ankam:

Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Past. Chr. Tischhauser, theolog. Lehrer am Missionshaus zu Basel. Preis geb. $2.65.

Das Buch behandelt den betr. Gegenstand in zwei Hauptabschnitten. I. Von 1800—1817. II. Von 1817—1848. Jeder Abschnitt sucht das Material unter sechs Rubriken zu plazieren: 1. Die wirtschaftlichen, politischen, sozialen und litterarischen Verhältnisse; 2. das Schulwesen; 3. Philosophische Schulen; 4. Geschichte der Einleitung in die Bibel und deren Auslegung; 5. Theologie und Dogmatik; 6. die kirchlichen, religiösen und sittlichen Zustände innerhalb der evang. Länder Deutschlands.

Im zweiten Teil steht die sechste Unterabteilung an vierter Stelle und folgen dann die andern nach. — Von Seite 668—704 folgt ein Register der Quellen; dann noch ein Namen- und ein Sachregister.

Der Verfasser hat mit bienenartigem Fleiß sein Material zusammengetragen aus Quellen, die unter 100 Autoren kaum einem zur Verfügung stehen dürften. Er läßt uns Einblick thun in die haarsträubenden Zustände, die in politischer, sozialer, kirchlicher und religiöser Beziehung im Anfang des vor. Jahrhunderts noch überall in Deutschland vorherrschten. Und wer von der französischen Revolution, der französischen Invasion in Deutschland und der napoleonischen Herrschaft bisher mit Abscheu sich abgewendet hat, der lernt an der Hand dieses Buches einsehen, wie Gott auch die Kraft des Geistes, „der stets das Böse will", doch dazu brauchen kann, um stets das Gute zu schaffen, und seinem Reich zum Siege zu verhelfen über alle verrotteten Zustände, deren Beseitigung die Petrefaktion der Geschichte zu verhindern strebt. Das Buch geht sehr speziell ins Detail ein und läßt uns an der Hand der Quellen, die nach Zeile und Seite des Buchs angegeben werden, ein Bild gewinnen, wie es damals noch so traurig und trostlos aussah. Um so mehr gewinnt dann auch der Glaube die Zuversicht, daß auch die Miseren der Gegenwart sieghaft überwunden werden durch die Kraft desselben Gottesgeistes, der in 100 Jahren so Großes ausgerichtet hat, wie wir heute mit Staunen betrachten müssen, wenn wir damit eben jene trostlosen Zustände vergleichen, wie das Buch sie uns enthüllt. Wir empfehlen das Buch zu sorgfältigstem Studium.

An dieser Stelle möchten wir auch einmal unsere Leser aufmerksam machen auf die gediegenen Schriften und Zeitschriften der Basler Mission. Die Basler Mission hat schon eine große Menge Missionsschriften in Traktatform publiziert, teils größere, teils kleinere Schriften. Die größeren bieten teils für Missionsfeste und Missionsstunden erwünschtes Material; die kleineren sind besonders auch für Kinder sehr geeignet, sie mit der Mission bekannt zu machen. Man kann auf die stets neu erscheinenden Traktate abonnieren. Auskunft erteilt Rev. G. Berner, 197 E. Genesee Str., Buffalo, N. Y.

Ferner erscheint im Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel, herausgegeben von Rev. P. Steiner:

„Evangelisches Missionsmagazin", Monatshefte, 52 Seiten stark; jedes dritte Heft bringt die „Bibelblätter" beigeheftet. Das Blatt bringt stets gediegene Originalartikel über alle geschichtliche und wissenschaftliche Themata aus dem Gebiet der eigenen und fremder Missionen. Preis $1.25 jährl. Ebenfalls monatlich erscheint: Der Evangelische Heidenbote; eine Missionszeitung, in Format bedeutend größer als der „Missionsfreund", acht Seiten stark, mit Bildern. Bringt Berichte aus dem großen Arbeitsgebiet der Basler Mission in Indien, China,

Afrika (Goldküste und Kamerun), sowie kurze Notizen über Missionshaus-chronik und Verhandlungen des Kommittees. Preis per Jahr ca. 50 Cts.

Sämtliche Blätter und Schriften können sowohl bei Rev. G. Berner als im „Eden Publ. House“ bestellt werden.

„Der deutsche Volksfreund“, herausgegeben von der Amerik. Traktatgesellschaft, redigiert von Dr. G. C. Seibert, erscheint wöchentlich jeden Samstag und kostet bei Vorausbezahlung $2 jährlich. Nach drei Monaten $2.25. — Auf der ersten Seite sind immer ein oder mehrere Bilder.

Dieses Blatt ist gewiß im Familienkreise vieler unserer Leser ein wohlbekannter Haus- und Volksfreund, und wo es nicht so ist, da verdient es, freundliche und beste Aufnahme zu finden. Es bringt gute, fortlaufende Erzählungen; gediegene Originalartikel über allerlei Tagesfragen, die das Volksleben oft so tief bewegen. Ferner Korrespondenzen aus Deutschland oder der Mission; Rundschau in der Politik der Weltmächte und drgl. Möchte es noch in mancher deutschen Familie ein schlechtes Blatt verdrängen und sich dafür bleibenden Eingang verschaffen.

Direkt vom Verfasser kam uns zu:

Die wichtigsten Aussagen des Neuen Testaments über die Person Christi. Uebersichtlich zusammengestellt und nach ihrem Wortsinn erklärt für Theologen und gebildete Nicht-theologen von Kirchenrat Friedrich Bechtel (in Durlach, Baden). 275 Seiten. Heidelberg 1899. K. Winters Universitäts-Buchhandlung.

Dieses Buch führt, wie der geehrte, hochbetagte Verfasser schreibt, in das Zentrum unserer evang. Theologie, nämlich in die biblische Christologie ein und zwar in einer Form und Darstellung, die auch für nichttheologische Leser verständlich ist. Es ist in erster Linie eine exegetische Arbeit, Auslegung aller wesentlichen neutestam. Stellen, welche bestimmte Aussagen über die Person Christi enthalten, und welche zugleich die bibl. Grundlage einer wahrhaften Glaubenslehre oder Dogmatik bilden. Es dürfte deshalb diese Schrift auch für unseren ganzen Leserkreis von besonderem Interesse sein.

Das Buch berücksichtigt in der Erklärung der Bibelstellen die ganze neuere positive Theologie in Deutschland und führt so zugleich in die gesamte wissenschaftliche Exegese deutscher Theologen ein. Das Buch ist von einem schwedischen Geistlichen, Dr. Wendell, schon ins Schwedische übersetzt, und findet also auch in Schweden schon eine größere Verbreitung. Wünschenswert wäre hier eine englische Uebersetzung, um das Buch auch evangelischen Christen und Geistlichen englischer Zunge zugänglich zu machen.

Das Werk hat folgende Einteilung:

I. Die Selbstbezeichnungen Jesu, als „Menschensohn“ und als „Gottes Sohn“.
II. Selbstbezeichnungen Jesu ohne diese Namen.
III. Apostolische Zeugnisse über die Person Jesu.
IV. Bezeichnungen der Person Jesu Christi in der Offenbarung Johannis.

Das Buch kann nur glaubenstärkend wirken, wenn man diese Zeugnisse der Schrift so kurz und klar beisammen hat, und ist allen unseren Lesern bestens zu empfehlen.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 3. Band. St. Louis, Mo. Juli 1901.

Harnacks Buch: Das Wesen des Christentums.

Sechzehn Vorlesungen, vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899—1900 an der Universität Berlin gehalten.

Dieses Buch hat bei seinem ersten Erscheinen sofort großes Aufsehen erregt und raschen Absatz gefunden, so daß innerhalb Jahresfrist schon die vierte Auflage (von je 5000) erschienen ist. Was ist es, das diesem Buch solches Ansehen verschafft hat? Der Verfasser gilt als einer der hervorragendsten Gelehrten der heutigen Theologie, sein Fach ist die Kirchengeschichte; er steht als theologischer Lehrer an angesehener Stelle und sein Buch ist in gemeinfaßlicher Sprache geschrieben, für alle Gebildeten verständlich. Es ist nur natürlich, daß die Theologen der Gegenwart sich mit diesem Buche auseinandersetzen.

Auch wir versuchen nachfolgend eine Auseinandersetzung. Und zwar haben wir von dem Buch den Eindruck: Hier handelt es sich um ein „Entweder — oder". Entweder Harnack hat das Evangelium recht verstanden, dann sind aber die Apostel und die ganze christliche Kirche seit 1900 Jahren ganz gehörig in der Irre gegangen, indem sie Jesum Christum zum Zentrum des Evangeliums machten, der nach Harnack gar nicht in das Evangelium hineingehört (S. 91); vor allem die hochgeehrten Schriften des Johannes sind Verirrungen, durch das Eindringen des griechischen Geistes in die Kirche herbeigeführt (S. 127); oder aber wenn die Apostel und die christliche Kirche das Evangelium recht verstanden und erfaßt haben, dann wird Harnack zum gefährlichsten Irrlehrer unserer Zeit (nach 1 Joh. 4, 1—3), um so gefährlicher, je mehr er es versteht, seine Ausführungen so bestechend und glänzend darzulegen. Die Gerechtigkeit und Billigkeit erfordert es, daß wir unsere Leser in den Stand setzen, sich so viel als möglich selbst ein Urteil zu bilden. Da wir nicht erwarten können, daß alle sich Harnacks Buch anschaffen werden, und da es doch in unserer Zeit dringend nötig ist, mit den Problemen, die diese Theologie uns stellt, sich gründlich auseinander zu setzen, so werden wir zunächst Harnack selbst zu Wort kommen lassen und uns so viel als möglich eigener Zwischenbemerkungen zu enthalten suchen. Nur bei entscheidend wichtigen Punkten sollen diese für die Aufmerksamkeit des Lesers markiert werden, durch ganz kurze Zeichen oder Worte. Wir werden also zuerst eine Darstel-

lung von Harnacks „Wesen des Christentums" geben und dann unsere eigene Beleuchtung, resp. Beurteilung nachfolgen lassen.

I.

Das Wesen des Christentums nach Harnacks Darstellung.

Ueberſicht des Buches:

Bestimmung und Begrenzung der Aufgabe.

I. Das Evangelium.

Einleitendes und Geschichtliches.

1. Die Verkündigung Jesu nach ihren Grundzügen.
   Das Reich Gottes und sein Kommen.
   Gott der Vater und der unendliche Wert der Menschenseele.
   Die bessere Gerechtigkeit und das Gebot der Liebe.
2. Die Hauptbeziehungen des Evangeliums im einzelnen.
   Das Evangelium und die Welt (Askese).
   Das Evangelium und die Armut (soziale Frage).
   Das Evangelium und das Recht (irdische Ordnungen).
   Das Evangelium und die Arbeit (Kultur).
   Das Evangelium und der Gottessohn (Christologie).
   Das Evangelium und die Lehre (Bekenntnis).

II. Das Evangelium in der Geschichte.

1. Die christliche Religion im apostolischen Zeitalter.
2. Die christliche Religion in ihrer Entwicklung zum Katholizismus.
3. Die christliche Religion im griechischen Katholizismus.
4. Die christliche Religion im römischen Katholizismus.
5. Die christliche Religion im Protestantismus.

Das Buch umfaßt ein wenig über 188 Seiten und ist fesselnd in schöner Sprache geschrieben.

Der Verfasser will die Frage: Was ist Christentum? lediglich im historischen Sinn, „d. h. mit den Mitteln der geschichtlichen Wissenschaft und mit der Lebenserfahrung, die aus erlebter Geschichte erworben ist, zu beantworten suchen." Inwiefern er diesem Versprechen nachkommt, wird sich zeigen. Das Apologetische und Religionsphilosophische will er ausscheiden, bekennt sich aber doch ausdrücklich zu dem bekannten und schönen Wort Augustins: „Du, Herr, hast uns auf dich hin geschaffen und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in dir!"

Wenn nun die Frage gestellt wird: Was ist christliche Religion? — so folgt für ihn sofort die Frage: Wo haben wir den Stoff zu suchen, um diese Frage zu beantworten. Seine Antwort heißt: „Jesus Christus und sein Evangelium." Das ist ihm nicht nur der Ausgangspunkt, sondern auch der hauptsächlichste Inhalt der Untersuchung. Aber, um das eigentümliche Wesen dieser Person recht zu erkennen, muß man auch den Reflex und die Wirkungen ins Auge fassen, welche Jesus auf seine Jünger machte. Und nicht nur die erste Generation der Jünger Jesu, nein, auch die nachfolgenden Epochen in der Geschichte der christlichen Kirche, will H. mit hinzuneh-

men, um das Wesentliche des Christentums zu ermitteln unter den mancherlei Metamorphosen, die es im Laufe der Jahrhunderte durchzumachen hatte. Sein Gang ist also der: Zuerst will er „das Evangelium Jesu Christi" behandeln. Dann zeigen, welchen Eindruck er selbst und sein Evangelium auf die erste Generation seiner Jünger gemacht. Und endlich will er die Hauptwandlungen des Christlichen in der Geschichte verfolgen und die großen Typen zu erkennen suchen. „Das Gemeinsame in allen diesen Erscheinungen, kontrolliert an dem Evangelium, und wiederum die Grundzüge des Evangeliums, kontrolliert an der Geschichte, werden uns, so dürfen wir hoffen, dem Kerne der Sache nahe bringen."

Wir können nun hier nur die Hauptpunkte hervorheben, auf welche es ankommt bei dem Wesen des Christentums nach Harnack.

Vor allem: Aus welchen Quellen will er „das Evangelium Jesu" schöpfen? Hören wir ihn selbst. „Unsere Quellen für die Verkündigung Jesu sind — einige wichtige Nachrichten bei dem Apostel Paulus abgerechnet — die drei ersten Evangelien. Alles übrige, was wir unabhängig von diesen Evangelien über die Geschichte und Predigt Jesu wissen, läßt sich bequem auf eine Quartseite schreiben, so gering an Umfang ist es. Insonderheit darf das vierte Evangelium, welches nicht von dem Apostel Johannes herrührt und herrühren will, als eine geschichtliche Quelle im gemeinen Sinn des Wortes nicht benützt werden. (!!) Der Verfasser hat mit souveräner Freiheit gewaltet (!!), Begebenheiten umgestellt und in ein fremdes Licht gerückt (hört!), die Reden selbstthätig komponiert und hohe Gedanken durch erdachte Situationen illustriert. (!!) Daher darf sein Werk, obgleich ihm eine wirkliche, wenn auch schwer erkennbare Ueberlieferung nicht ganz fehlt, als Quelle für die Geschichte Jesu kaum irgendwo in Anspruch genommen werden; nur weniges ist ihm, und mit Behutsamkeit, zu entnehmen. (Armer Johannes!!) Dagegen ist es eine Quelle ersten Ranges für die Beantwortung der Frage, welche lebendige Anschauungen der Person Jesu, welches Licht und Wärme das Evangelium entbunden hat."

Bezüglich der drei ersten Evangelien stellt H. noch fest, es sei der historisch-kritischen Arbeit zweier Generationen gelungen, dieselben in ihrer Geschichtlichkeit (im Gegensatz zu Dav. Frd. Strauß) wiederherzustellen. „Sie gehören ihrem wesentlichen Inhalte nach der ersten jüdischen Epoche des Christentums an." „Grobe Eintragungen aus einer späteren Zeit finden sich nicht in ihnen," nach H., „aber hin und her spiegeln sich doch auch in ihnen die Verhältnisse der Ortsgemeinde und die Erfahrungen, die sie in späterer Zeit gemacht hat. — Ferner hat die Ueberzeugung, daß sich in der Geschichte Jesu die alttestamentliche Weissagung erfüllt habe, trübend (!) auf die Ueberlieferung gewirkt. Endlich erscheint das wunderbare Element in manchen Erzählungen offenbar gesteigert (sic!). Dagegen hat sich die Behauptung von Strauß, die Evangelien enthielten sehr viel „Mythisches" nicht bewahrheitet. . . . Fast nur in der Kindheitsgeschichte, und auch da nur spärlich, läßt es sich nachweisen."

„Aber das Wunderbare, alle diese Wunderberichte!" Hier giebt nun H. eine vierfache Darlegung, wie man dazu sich zu stellen habe. Wir fassen uns kurz:

1. Damals gab es keine sichere Einsicht in das, was möglich und unmöglich, was Regel und was Ausnahme sei. Eine Durchbrechung des Naturzusammenhangs kann von niemanden empfunden werden, der noch nicht weiß, was Naturzusammenhang ist.

2. Wunder wurden auch sonst von hervorragenden Personen berichtet, nicht erst nach Jahren, oft schon am nächsten Tage.

3. „Drittens, wir sind der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß, was in Raum und Zeit geschieht, den allgemeinen Gesetzen der Bewegung unterliegt, daß es also in diesem Sinn, d. h. als Durchbrechung des Naturzusammenhangs, keine Wunder geben kann. (!) Aber wir erkennen auch an, daß der religiöse Mensch dessen gewiß ist, daß er nicht eingeschlossen ist in einen blinden, brutalen Naturlauf, sondern daß dieser Naturlauf höheren Zwecken dient, bezw. daß man ihm durch eine innere, göttliche Kraft so zu begegnen vermag, daß „alles zum Besten dienen muß." . . .

4. „Viertens endlich, der Naturzusammenhang ist unverbrüchlich, aber die Kräfte, die in ihm thätig sind und mit anderen Kräften in Wechselwirkung stehen, kennen wir längst noch nicht alle. . . . Wir sehen, daß ein fester Wille und ein überzeugter Glaube einwirken auch auf das leibliche Leben und Erscheinungen hervorrufen, die uns wie Wunder anmuten. Wer hat hier bisher den Bereich des Möglichen und Wirklichen sicher abgemessen? Niemand. Wer kann sagen, wie weit die Einwirkungen der Seele auf die Seele, und der Seele auf den Körper reichen? Niemand. Wer darf sagen, daß all das, was auf diesem Gebiete an Auffallendem zu Tage tritt, nur auf Täuschung und Irrtum beruht? Gewiß, es geschehen keine Wunder, aber des Wunderbaren und Unerklärlichen giebt es genug. Weil wir das heute wissen, sind wir auch vorsichtiger und im Urteil zurückhaltender geworden gegenüber Wunderberichten aus dem Altertum. Daß die Erde in ihrem Laufe je stille gestanden, daß eine Eselin gesprochen hat, ein Seesturm durch ein Wort gestillt worden ist, glauben wir nicht und werden es nie mehr glauben (!); aber daß Lahme gingen, Blinde sahen und Taube hörten, werden wir nicht kurzer Hand als Illusion abweisen.

Er unterscheidet dann in den Wunderberichten folgende Gruppen: 1. Wunderberichte, die aus Steigerungen natürlicher, eindrucksvoller Vorgänge entstanden sind; 2. Wunderberichte, die aus Reden und Gleichnissen oder aus Projektion innerer Vorgänge in die Außenwelt (meint er hier die Erscheinungen des Auferstandenen? Vergl. „Mag." Sept. 1900, Seite 332, zweite Hypothese) entstanden sind; 3. solche, die dem Interesse, alttestamentliche Berichte erfüllt zu sehen, entstammt sind; 4. von der geistigen Kraft Jesu gewirkte, überraschende Heilungen; 5. Undurchdringliches.

„Die Wunderfrage ist etwas relativ Gleichgültiges gegenüber allem anderen, was in den Evangelien steht. Nicht um Mirakel handelt es sich, sondern um die entscheidende Frage, ob wir hilflos eingespannt sind in eine unerbittliche Notwendigkeit, oder ob es einen Gott giebt, der im Regimente sitzt und dessen naturbezwingende Kraft erbeten und erlebt werden kann."

Zu beachten ist, was er über die Kindheitsgeschichte Jesu schreibt. „Unsere Evangelien erzählen uns bekanntlich keine Entwicklungsgeschichte Jesu, sie

berichten nur von seiner öffentlichen Wirksamkeit. Zwei Evangelien enthalten allerdings eine Vorgeschichte (Geburtsgeschichte), aber wir dürfen sie unbeachtet lassen (!), denn selbst wenn sie Glaubwürdigeres enthielte als sie wirklich enthält, wäre sie für unsere Zwecke so gut wie bedeutungslos (!!)." Die Evangelien haben für H. Wert, so fern sie 1. ein anschauliches Bild von der Predigt Jesu geben, 2. den Ausgang seines Lebens im Dienst seines Berufs berichten; 3. den Eindruck fortgepflanzt haben, den Jesus auf seine Jünger machte. Von der Person und den Reden Jesu giebt er dann Seite 23 f. eine wirklich schöne, ansprechende Beschreibung.

Bezüglich der Predigt Jesu sagt er: Wir können „drei Kreise aus ihr gestalten. Jeder Kreis ist so geartet, daß er die ganze (?) Verkündigung enthält; in jedem kann sie daher vollständig (?) zur Darstellung kommen.

1. Das Reich Gottes und sein Kommen.
2. Gott der Vater und der unendliche Wert der Menschenseele.
3. Die bessere Gerechtigkeit und das Gebot der Liebe.

Diese drei Kreise werden dann kurz dargestellt und darin findet H. das ganze Evangelium Jesu. Beim ersten Kreis findet er die Aufgabe des Historikers schwer und verantwortungsvoll, zwischen Ueberliefertem und Eigenem, Kern und Schale in der Predigt Jesu vom Reiche Gottes zu scheiden. So viel wir sehen können, rechnet Harnack alle äußeren Zukunftsbilder, die dramatischen Vorstellungen vom Sitzen zur Rechten Gottes und dem Sitzen der Jünger auf 12 Thronen (also z. B. Matth. 19, 28; 20, 23; 25, 10. 19. 31; 26, 63. 64) zur Schale, die wir wegwerfen müssen. Diese Reichsgedanken gehören zu dem zeitgeschichtlichen Rahmen, in dem auch Jesu Bewußtsein eingespannt war, zu den jüdisch-messianischen Zukunftsbildern. H. kann das zukünftige Kommen des Reichs nicht zusammenreimen mit dem andern: es ist gekommen, es ist inwendig in euch! Das ist ihm der Kern. „Das Reich Gottes ist Gottes Herrschaft, gewiß — aber es ist die Herrschaft des heiligen Gottes in dem einzelnen Herzen, es ist Gott selbst mit seiner Kraft. Alles dramatische im äußeren, weltgeschichtlichen Sinn ist hier verschwunden, versunken ist auch die ganze äußerliche Zukunftshoffnung. Nehmen Sie welches Gleichnis Sie wollen, vom Säemann, von der köstlichen Perle, vom Schatz im Acker — das Wort Gottes, er selbst (wer? Gott oder Jesus? nach H. nur Gott, siehe später) ist das Reich, und nicht um Engel und Teufel, nicht um Throne und Fürstentümer handelt es sich, sondern um Gott und die Seele, um die Seele und ihren Gott." Das Reich Gottes kommt, indem Jesus heilt; „es kommt vor allem, indem er Sünde vergiebt." „Das Reich hat die Natur einer geistigen Größe, einer Macht, die in das Innere eingesenkt wird und nur von dem Innern zu erfassen ist."

„Was den Kern in der Predigt vom Reiche gebildet hat, blieb stehen. Es handelt sich um ein Dreifaches. Erstlich, daß dieses Reich etwas Ueberweltliches ist, eine Gabe von oben, nicht ein Produkt des natürlichen Lebens; zweitens, daß es ein rein religiöses Gut ist — der innere Zusammenschluß mit dem lebendigen Gott; drittens, daß es das Wichtigste, ja das Entscheidende ist, was ein Mensch erleben kann, daß es die ganze Sphäre seines Daseins durchdringt und beherrscht, weil die Sünde vergeben und das Elend gebrochen ist.

Im zweiten Satz von dem Wert der einzelnen Menschenseele vor Gott sucht er zu beweisen, daß Jesu Aussprüche dahin führen, jedem einzelnen Menschen das Bewußtsein der Gotteskindschaft einzupflanzen. Dafür zitiert er 1. das Vaterunser; 2. Luk. 10, 20b; 3. Matth. 10, 29. 30; 4. Matth. 16, 26. Dann sagt er (Seite 44): „In dem Gefüge: Gott der Vater, die Vorsehung, die Kindschaft, der unendliche Wert der Menschenseele, spricht sich das ganze Evangelium aus."

„Indem Jesus den Vorsehungsgedanken lückenlos über Menschheit und Welt ausbreitet, indem er die Wurzeln jener in die Ewigkeit zurückführt, indem er die Gotteskindschaft als Gabe und Aufgabe verkündigt, hat er die tastenden und stammelnden Versuche der Religion in Kraft gefaßt und zum Abschluß gebracht . . . von nun an hat sich der Wert unseres Geschlechtes gesteigert; Menschenleben, wir selbst, sind einer dem andern teurer geworden. Wirkliche Ehrfurcht vor dem Menschlichen ist, ob sie's weiß oder nicht, die praktische Anerkennung Gottes als des Vaters."

Im dritten Kreis von der besseren Gerechtigkeit sagt er: „Jesus löste mit scharfem Schnitte die Verbindung der Ethik mit dem äußeren Kultus und den technisch-religiösen Uebungen. Er geht in den sittlichen Fragen auf die Wurzel, die Gesinnung zurück, fordert eine Gerechtigkeit, die auch dann bestehen bleibt, wenn man den Maßstab in die Tiefe des Herzens senkt. Und endlich alles, was er so aus der Verflechtung mit dem Eigensüchtigen und Rituellen befreit und als das Sittliche erkannt hat, führt er auf eine Wurzel, die Liebe, zurück, die die Seele ganz erfüllen soll, sie ist das, was bleibt, wenn die Seele sich selber stirbt. In diesem Sinne ist die Liebe bereits das neue Leben; aber nur die thätig dienende Liebe."

Die Verknüpfung nun der Religion und der Moral findet H. in „D e m u t und L i e b e." Diese hat Jesus in eins gesetzt. Die demütig dienende Liebe würde so die Einheit von Religion und Ethik darstellen. Die fünfte Bitte stellt diese Einheit dar. In diesen vier Hauptgedanken findet H. die Predigt Jesu von der besseren Gerechtigkeit und dem Gebot der Liebe zusammengefaßt, sie enthalten die Ethik und Religion Jesu in der Wurzel verbunden und von allem Aeußerlichen und Partikularen befreit.

Hier folgen nun d i e H a u p t b e z i e h u n g e n d e s E v a n g e l i u m s zu der wirklichen Welt im einzelnen, die unter sechs Abschnitten behandelt werden. Man vergl. oben die Inhaltsangabe unter I. 2. Von den vier Abschnitten, die das Verhältnis des Evangeliums zur Welt, zur Armut, zum Recht, zur Arbeit abhandeln, erklärt selbst der scharfe Kritiker Rupprecht: „Wir sind in der angenehmen Lage — und das ist uns eine F r e u d e — hier das traurige Geschäft einer fortgesetzten Ablehnung Harnacks aufgeben zu dürfen. Wir erkennen hier auf dem Gebiet der M o r a l den gesunden evangelischen Geist Harnacks an, der die gute Mitte trifft. Ueber die soziale Frage besonders sagt er bisweilen goldene Worte." Wir können also diese Seiten, 50—78, nur der größten Beachtung empfehlen. Die Hauptfragen kommen erst von Seite 79 an, wo „D a s E v a n g e l i u m u n d d e r G o t t e s s o h n", oder die Frage d e r C h r i s t o l o g i e und Seite 92, wo die F r a g e n a c h d e m B e k e n n t n i s abgehandelt wird.

Wir lassen auch hier zunächst H. selbst zum Wort kommen, um denen, die sein Buch nicht haben und nicht anschaffen wollen, zuerst zu zeigen, was H. selbst geschrieben hat.

„Welche Stellung hat sich Jesus selbst, indem er das Evangelium verkündete, zu dieser seiner Botschaft gegeben, und wie wollte er selbst aufgenommen sein? Wir sprechen noch nicht davon, wie ihn seine Jünger erfaßt, ins Herz geschlossen und beurteilt haben, sondern lediglich von seinem Selbstzeugnis. Aber auch schon mit dieser Untersuchung treten wir in den großen und viel umstrittenen Kreis von Fragen, die die Kirchengeschichte seit dem ersten Jahrhundert bis zur Gegenwart bedecken. Um einer Nuance (man achte auf diesen Ausdruck: um einer Nuance) willen kündigte man sich hier die brüderliche Gemeinschaft und sind Tausende geschmäht, verworfen, in Ketten gelegt und hingemordet worden. Es ist eine schaurige Geschichte. Auf dem Boden der „Christologie" haben die Menschen ihre religiösen Lehren zu furchtbaren Waffen geschmiedet und Furcht und Schrecken verbreitet. Diese Haltung dauert noch immer fort, die Christologie wird behandelt, als böte das Evangelium keine andere Frage, und der Fanatismus, der sie begleitet, ist auch heute noch lebendig." Was in dem Selbstzeugnis Jesu dem Verstand dunkel und geheimnisvoll bleibt, das sollte, nach H., im Sinne Jesu und nach der Natur des Problems so bleiben und kann nur in Bildern uns zur Aussage gebracht werden. Er will nun zunächst zwei Hauptpunkte feststellen:

1. Daß Jesus keinen andern Glauben an seine Person und keinen anderen Anschluß an sie gewollt habe als den, der in dem Halten seiner Gebote beschlossen liegt. (Dafür kann er auch das verworfene Johannesevangelium brauchen 14, 15.)

2. Daß Jesus den Herrn des Himmels und der Erde als seinen Gott und Vater, als den Größeren und allein Guten bezeichnet hat.

„Ziel, Kraft, Einsicht, Erfolg und das harte Müssen — alles kommt ihm vom Vater. So steht es in den Evangelien; da ist nichts zu drehen und zu deuteln. Dies empfindende, betende, handelnde, ringende and leidende Ich ist ein Mensch, der sich auch seinem Gott gegenüber mit anderen Menschen zusammenschließt."

Das Selbstzeugnis Jesu ist nun ferner nach H. in seinem innersten Kerne gefaßt in den beiden Selbstbezeichnungen Jesu: Sohn Gottes und Messias (Davidssohn, Menschensohn). Den Sinn dieser beiden Begriffe sucht H. zu ermitteln.

Für den Begriff „Sohn Gottes" verweist er auf Matth. 11, 27 und sagt dazu: „Die Gotteserkenntnis ist die Sphäre der Gottessohnschaft. Eben in dieser Gotteserkenntnis hat er das heilige Wesen, welches Himmel und Erde regiert, als Vater, als seinen Vater, kennen gelernt. Sein Bewußtsein, der Sohn Gottes zu sein, ist darum nichts anderes als die praktische Folge der Erkenntnis Gottes als des Vaters und seines Vaters. Recht verstanden ist die Gotteserkenntnis der ganze Inhalt des Sohnesnamens. (!) Aber ein Doppeltes ist hinzufügen: Jesus ist überzeugt, Gott so zu kennen, wie keiner vor ihm, und er weiß, daß er den Beruf hat, allen anderen diese Gotteserkenntnis — und damit die Gotteskindschaft — durch Wort

und That mitzuteilen. . . . Wie er zu diesem Bewußtsein der Einzigartigkeit seines Sohnesverhältnisses gekommen ist, wie er zu dem Bewußtsein seiner Kraft gelangt ist, und der Verpflichtung und Aufgabe, die in dieser Kraft liegt, das ist sein Geheimnis und keine Psychologie wird es erforschen. Die Zuversicht, in der ihn Johannes zum Vater sprechen läßt: „Du hast mich geliebt, ehe denn die Welt gegründet war," ist sicherlich der eigenen Gewißheit Jesu abgelauscht. Hier hat alle Forschung stille zu halten. Auch das vermögen wir nicht zu sagen, seit wann er sich als der Sohn gewußt hat. . . . Wir müssen uns begnügen, festzustellen, daß dieser Jesus, der Selbsterkenntnis und Demut gelehrt, doch sich und sich allein, den Sohn Gottes genannt hat. Er weiß, daß er den Vater kennt, daß er diese Erkenntnis allen bringen soll, und daß er damit das Werk Gottes selber treibt. Es ist das größte unter allen Werken Gottes, Ziel und Ende seiner Schöpfung. Ihm ist es übertragen, und er wird es in Gottes Kraft durchführen. Aus diesem Kraftgefühl heraus und im Ausblick auf den Sieg hat er das Wort gesprochen: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater." . . . Hier wird die tiefste und umfassendste Botschaft gebracht, die den Menschen an seinen Wurzeln faßt und im Rahmen des jüdischen Volks, sich an die ganze Menschheit richtet — die Botschaft von Gott dem Vater. . . . Sie ist nicht veraltet, sondern triumphiert noch heute stark und lebendig über alles Geschehene. Und der sie verkündigt hat, hat noch keinem seine Stelle abgetreten und giebt noch heute dem Leben der Menschen einen Sinn und das Ziel — er der Sohn Gottes."

Er kommt nun auf die zweite Selbstbezeichnung Jesu: Der Messias. Dieser Begriff ist ein spezifisch jüdischer und wird von ihm in den allgemeinen Grundlinien, die das Messiasbild auf Grund der Prophetie gewonnen hatte, gezeichnet. Das Ergebnis ist: „Der Messias behält kaum noch irdische Züge, obgleich er als Mensch unter Menschen erscheint: seit den Tagen der Urzeit ist er bei Gott, kommt vom Himmel hernieder und richtet mit übermenschlichen Mitteln sein Werk aus; die sittlichen Züge in seinem Bilde treten hervor: er ist der vollkommene Gerechte, der alle Gebote erfüllt, ja selbst die Vorstellung bringt ein, daß seine Verdienste den andern zu gut kommen."

Die Vorstellung eines politischen israelitischen Weltreiches, in welchem Gott selbst das Scepter in die Hand nimmt, sich eines königlichen Helden bedient, um seine Gegner zu vernichten, behält aber das Uebergewicht. Doch war in einem Teil des Volks der Sinn dafür geweckt, daß das Reich Gottes eine entsprechende sittliche Verfassung voraussetze und daß es nur zu einem gerechten Volke kommen könne. Das weckt einerseits den pharisäischen Eifer pünktlicher Gesetzeserfüllung; andererseits auch die Erkenntnis, daß jene Gerechtigkeit nur aus Gottes Hand kommen könne und man göttlicher Hilfe bedürfe, um die Last der Sünde los zu werden. — Schwankend war im Volke das Messiasbild, daher die Ungewißheit zuerst dem Täufer, dann Jesu gegenüber. Hier sagt nun H.: „Niemals werden wir ergründen, durch welche innere Entwicklung Jesus von der Gewißheit, der Sohn Gottes zu sein, übergegangen ist zu der anderen, der verheißene Messias zu sein." Aber H. stellt fest, daß Jesus sich als Messias betrachtete 1. in seiner Antwort an den Täufer (Matth. 11); 2. in seiner Frage an die Jünger (Matth. 16);

z. in seiner Frage an die Pharisäer (Matth. 22, 42). „Welch eine Stunde muß es gewesen sein, in der er sich als den erkannte, von dem die Propheten geredet hatten, als er die ganze Geschichte seines Volkes von Abraham und Moses an im Lichte seiner eigenen Sendung sah, als er der Erkenntnis nicht mehr auszuweichen vermochte, er sei der verheißene Messias! Nicht mehr auszuweichen vermochte — denn wie läßt es sich anders vorstellen, als daß diese Erkenntnis zunächst als die furchtbarste Last von ihm empfunden werden mußte?"

„Wie immer wir über den Begriff „Messias" denken mögen — er war doch die schlechthin notwendige Voraussetzung, damit der innerlich Berufene innerhalb der jüdischen Religionsgeschichte die absolute Anerkennung zu gewinnen vermochte. Diese Idee ist das Mittel geworden, um den, der sich als den Sohn Gottes wußte und das Werk Gottes trieb, wirklich auf den Thron der Geschichte, zunächst für die Gläubigen seines Volks, zu setzen. Aber eben darin, daß sie dies leistete, war auch ihre Aufgabe erschöpft. Der „Messias" war Jesus und war es nicht, und zwar deshalb nicht, weil er diesen Begriff weit hinter sich ließ, weil er ihn mit einem Inhalt erfüllte, der ihn sprengte."

Der Leser beachte: „auf den Thron der Geschichte" ist Jesus gehoben — das scheint nach H. die Erfüllung von Matth. 28, 18; Eph. 1, 20 ff.; Phil. 2, 9 ff. sein zu sollen, denn das ganze dramatische Zukunftsbild vom Reich Gottes muß als Schale erkannt und weggeworfen werden.

Nun zieht H. das Facit der Entwicklung dieser beiden Begriffe: Sohn Gottes und Messias.

Das Evangelium ist nach H. in den früheren drei Hauptsätzen (siehe oben S. 245) erschöpft. Er zieht noch zum Beweis Stellen bei wie Micha 6, 8, den Zöllner im Tempel (Luk. 18), das Weib am Gotteskasten, den verlorenen Sohn: „sie alle wissen nichts von einer „Christologie" und doch hat der Zöllner die Demut gewonnen, der die Gerechtsprechung folgt. Wer daran dreht und deutelt, der verwundet die Schlichtheit und Größe der Predigt Jesu an einer ihrer wichtigsten Stellen." . . . „Es ist keine Paradoxie und wiederum auch nicht „Rationalismus", sondern der einfache Ausdruck des Thatbestandes, wie er in den Evangelien vorliegt: Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein." (91). Durch seine Gotteserkenntnis, die er der Menschheit vermittelt, leistet er den vielen einen Dienst, und „was er jetzt persönlich leistet, wird durch sein mit dem Tode gekröntes Leben eine entscheidende, fortwirkende Thatsache bleiben auch für die Zukunft: Er ist der Weg zum Vater, und er ist, als der vom Vater Eingesetzte, auch der Richter." (Seite 91.)

„Hat er sich geirrt? Weder die nächste Folgezeit noch die Geschichte hat ihm unrecht gegeben. Nicht wie ein Bestandteil gehört er in das Evangelium hinein, sondern er ist die persönliche Verwirklichung und die Kraft des Evangeliums gewesen und wird noch immer als solche empfunden. . . . Wir lassen alles dogmatische Klügeln beiseite und überlassen es andern, exklusive Urteile zu fällen; das

Evangelium behauptet nicht, daß Gottes Barmherzigkeit auf die Sendung Jesu beschränkt sei. . . . Der Satz: „Ich bin der Sohn Gottes", ist von Jesu selbst nicht in sein Evangelium gerückt worden, und wer ihn als einen Satz neben anderen dort einstellt, fügt dem Evangelium etwas hinzu." (S. 92.)

(Schluß folgt.)

Das Verhältnis der menschlichen Freiheit zur göttlichen Gnade im Werke der Bekehrung.

P. K. Scheib.—(Schluß.)

Gehen wir nun über zur Lehre der Reformatoren; und die muß uns um so wichtiger sein, als die ganze reformatorische Bewegung in ihren ersten Anfängen eigentlich um unsrer Frage willen ins Leben getreten ist.

Im Gegensatz zur damals in der katholischen Kirche grassierenden pelagianischen Denkweise von der Werkgerechtigkeit, die zu den Ausschreitungen des Ablaßhandels führte, hatte sich Luther aus eigner Lebenserfahrung, aus der Bibel und aus den Schriften Augustins überzeugt, daß die Gnade alles zu unsrer Bekehrung thun muß. Dann erst sei unser Heil gesichert, wenn es ganz aus unsrer Hand genommen und in Gottes Hand gelegt wird.

Im Kampf gegen die römische Ansicht von den guten Werken, die der Mensch vorgeblich aus freiem Willen thun könne, verherrlicht Luther mit allen Mitteln seines genialen Geistes die Gnade Gottes durch die wir allein selig werden. Röm. 3, 28. Schon in den Thesen, dann in seinen Rechtfertigungsschriften gegen Hogstraten, Kajetan, in der Leipziger Disputation zwischen Karlstadt und Eck 1519, wo sich Luther ausdrücklich zu Karlstadts Sätzen von der Passivität des Willens und des Determinismus bekannte, in dem Kommentar über die Psalmen und den Galaterbrief wie in vielen Predigten betont Luther überall mit dem größten Nachdruck die totale sündhafte Verderbtheit des natürlichen Menschen und das völlige Unvermögen seines Willens zum Guten. Er bekämpft hiermit gleichzeitig den die scholastische Theologie ganz erfüllenden Pelagianismus von der sittlichen Integrität des Menschen und den ebenso dominierenden Einfluß aristotelischer Philosophie, welche in atomistischer Betrachtung den Menschen so hinstellte, als ob es einzelne geistige Gebiete gebe, welche von dem allgemeinen Verderbnis der Sünde unberührt geblieben seien.

Am eingehendsten aber ist die hierauf bezügliche Lehre dargelegt in der im Jahre 1525 gegen Erasmus herausgegebenen gewaltigen Schrift De servo arbitrio.

Luther erörtert hier nicht das spekulativ philosophische Problem über das Wesen und Vermögen der menschlichen Freiheit an und für sich, — sondern das rein praktisch religiöse, ob der menschliche Wille etwas vermöge zu wirken oder nicht in den Sachen so zur Seligkeit dienen. Er untersucht nicht, ob der Mensch überhaupt frei sei, sondern ob er die Freiheit zum Guten besitze. (liberum arbitrium hoc loco sentimus vim humanae voluntatis, qua se possit homo applicare ad ea quae perducunt ad aeternam salutem, aut ab iisdem avertere.)

Der Hauptgedanke dieser hochbedeutsamen Schrift, den Luther mit bewunderswertem Geistesschwung und in einer erstaunlichen Fülle scharfsinnigster Argumentation nach allen Seiten hin beleuchtet, ist konzentriert in dem Satze, daß die Freiheit des Willens durch die Sünde verloren ist, wir können daher nur Lust zum Bösen aber keine Lust zum Guten haben. Und das Fazit seiner Untersuchungen zieht er am Schlusse derselben mit den Worten: Wenn wir glauben, daß uns die Erbsünde so verderbt hat, daß sie auch in den Christen, welche den Heiligen Geist haben, noch wider den Geist streitet, so ist es offenbar, daß an einem Menschen, der nicht den Heiligen Geist hat, nichts ist, das sich zum Guten kehren könnte. Wenn wir glauben, daß Christus die Menschen durch sein Blut erlöst hat, so müssen wir bekennen, daß der ganze Mensch verloren gewesen, denn sonst machen wir Christum überflüssig.

In der Begründung dieser Sätze erklärt Luther auch, warum der Erfolg der Wirksamkeit der Gnade an den so in gleicher Weise verderbten Menschen ein verschiedener sei, so daß die einen zur Bekehrung gelangen, die andern aber nicht. Er behauptet, daß der Grund hierfür nicht im Menschen und seiner Stellung zur göttlichen Gnade liege, sondern nur im Willen Gottes. Er nahm an, daß dem Menschen, der sich nicht bekehrt, Gott die Gnade hat gar nicht darreichen und mitteilen w o l l e n. Er setzte voraus, daß die Gnade, wo sie dem Menschen wirklich nahe gebracht werde, einfach mit Notwendigkeit wirken müsse, gerade wie das Feuer gar nicht anders könne, als brennen. Denn, meint er, was wäre das für ein Gott, der in dieser überaus wichtigen Sache der Bekehrung nicht einmal seinen Willen ausführen könnte?

Und hier ist die Achillesferse in dem System Luthers, die ihm nachher selbst Bedenklichkeiten bereitet zu haben scheint, denn die Prädestinationsfrage tritt in späteren Jahren bei ihm ganz in den Hintergrund. — Er vermischt zwei verschiedenartige Dinge miteinander. Er meint, weil das gesamte Menschen- und Weltleben nach dem weisen Plan und Willen des Allerhöchsten sich entwickelt und vollendet, dessetwegen müsse auch die sittliche Erneuerung des Menschen in Gemäßheit dieses Machtwillens des Ewigen, durch den alles ist, was da ist, und ohne den nichts ist, vor sich gehen. Warum nun Gott das Herz des Bösen bewegt und treibt und zwar zum Bösen, das auch seinen Plänen dienen muß, aber nicht ändert und bekehrt, habe seinen Grund in dem unerforschlichen Rate Gottes und ist uns unbegreiflich, ebenso wie uns oftmals in den äußeren Geschicken der Menschen Gottes Walten und namentlich seine Gerechtigkeit unerklärlich und geheimnisvoll bleibt, wie z. B. im Glücke der Gottlosen und im Unglück der Frommen.

Luther glaubte der Gnade nicht anders die ihr schuldige höchste Ehre zuwenden und sichern zu können, als dadurch, daß er dieselbe als unbedingt wirksam und unabhängig von allem andern darstellte. Aber damit beeinträchtigt er zu gleicher Zeit die Gnade; weil er sie zu sehr als Ausfluß des unwiderstehlichen Machtwirkens Gottes schildert, und er reduziert die menschliche Freiheit derartig, daß der Mensch nur das wollen kann, was Gott will. Der Mensch ist ihm daher wie der Thon in der Hand des Töpfers (Jerem. 18) oder wie eine Säge, die von fremder Kraft bewegt werden muß, oder wie ein Pferd, geritten von Gott oder dem Teufel.

Luther selbst hat die hier berührten Anschauungen später nie direkt modifiziert oder seine Schrift gar zurückgenommen und die Konkordienformel hat dieselbe sanktioniert; aber er ist nie mehr ausführlich auf die Frage eingegangen, ob und warum Gott in jedem Menschen Buße und Glaube wirken will oder nicht.

Er wirft sich in den folgenden Jahren, besonders nach dem Auftreten der Schwarmgeister (Thomas Münzer in Zwickau, Karlstadt in Wittenberg, Bauernkrieg) mit dem ganzen Feuer seiner Seele auf die Betonung der Gnadenmittel und daraus ist der Schluß gezogen worden, daß er die Prädestinationsanschauungen fallen gelassen habe. Die Ansicht der Theologen geht aber auseinander. Ein Teil behauptet, Luther habe in der Prädestinationsfrage nie unbiblisch gelehrt, wie z. B. J. G. Walch, ein andrer sagt, daß er im späteren Leben sich vollständig von früheren prädestinatianischen Anschauungen befreit und dieselben verworfen habe ,wie z. B. Chemnitz, Gerhard, Löscher, Philippi, Thomasius; und noch andre stellen Luther als Prädestinatianer hin, wie David Chyträus, ein Mitarbeiter der Konkordienformel, Calixt, Julius Müller, Lütkens, Luthardt, und die ersten reformierten Dogmatiker, weisen auf Luther geradezu als auf ihren Bundesgenossen in dieser Lehre hin.

Nächst Luther hängt die Geschichte, welche die Behandlung unsrers Themas durchgemacht hat, aufs Engste zusammen mit den Veränderungen, welche die Lehre vom Verhältnis der göttlichen Gnade zur menschlichen Freiheit in der Theologie Melanchthons erfahren hat.

Zuerst giebt Melanchthon nur Luthers Lehre wieder, wie sie sich in seinem wissenschaftlichen Geiste spiegelte.

In der ersten Ausgabe seiner loci ist ausgeführt, daß die Bekehrung ausschließlich das Werk göttlicher Gnade ist. Es liegt nicht in unsrer Macht, uns auch nur zum Heil zu bereiten; daraus folgt, daß, wenn sich welche nicht bekehren, Gott eben diese nicht selig haben will; warum aber Gott so will, — diese Frage ist Vorwitz des Fleisches. Dominus est, facit quod placet et omnia facit propter gloriam suam.

Allmählich drängen sich dem Melanchthon andre Erwägungen auf und in seiner brevis discendae theologiae ratio macht er unter Hinweis auf seinen Kommentar zum Kolosserbrief vom Jahre 1527 bekannt, daß er nicht mehr alles in seinen Locis billigen könne.

Es wurde ihm klar, daß es doch nicht ganz richtig sei, daß nichts als Sünde in uns ist und alles nur eine Aeußerung der Sünde, obwohl wir infolge der uns beherrschenden sündigen Richtung (amor sui, φιλαυτία) durch und durch verderbt sind. Denn daß z. B. der Heide betet, ist nicht eine Wirkung der Sünde in ihm, obwohl alles sein Beten vor Gott nichts gilt. Und weiter wurde es ihm klar, daß wenn auch die Gnade allein den Anfang machen und ein neues in uns wirken muß, daraus nicht folgt, daß sie nicht das Wollen des Menschen mit in ihren Dienst nimmt.

Er löste daher seine Lehre von menschlicher Freiheit und göttlicher Gnade zunächst von allen deterministischen Irrtümern los.

In diesem Stadium seiner Lehrentwicklung verfaßte er 1530 die „Confessio Augustana“. Dieselbe enthält nichts von dem früheren Prädestinatianismus noch auch von dem späteren Synergismus.

Artikel XVIII handelt de libero arbitrio und lehrt, daß humana voluntas habeat aliquam libertatem ad efficiendam civilem justitiam, sed non habet vim sine spiritu sancto efficiendae justitiae dei sive justitiae spiritualis.

Artikel V., vom Predigtamt heißt es: Per verbum et sacramenta tanquam per instrumenta donatur Spiritus Sanctus qui fidem efficit, ubi et quando visum est Deo, in iis, qui audiunt evangelium — scilicet quod Deus non propter nostra merita sed propter Christum justificet hos, qui credunt, se propter Christum in gratiam recipi.

In Artikel XIX. de causa peccati ist unter Berufung auf die Heiligkeit Gottes festgestellt, daß die Schuld für das Böse nicht auf Gott geschoben werden darf.

Melanchthon glaubte nun weiterhin nach und nach zu bemerken, daß die Lehre, wonach die Bekehrung ausschließlich ein Werk der Gnade in den Gläubigen sei, nicht selten einen falschen religiösen Quietismus nach sich ziehe, welcher müßig die Bekehrung bloß erwarte, während doch kein Mensch bekehrt werde ohne seine eigene tiefste energischste Aktivität. Die Erfahrung beweise, daß man viel beten, ringen, kämpfen und großen Fleiß anwenden müsse. Er verwies darauf, daß der Heilige Geist nicht magisch wirkt, sondern sich mit dem Worte doch immer an das Bewußtsein und den Willen wendet; daß der Mensch also auch im Vorgang der Bekehrung nicht aufhört, eine Persönlichkeit, ein sich selbstbewußtes und selbstbestimmendes Wesen zu sein.

Diese Gedanken finden entschiedenen Ausdruck in einer neuen Ausgabe der Loci nach Luthers Tode 1548.

In denselben giebt er von der menschlichen Freiheit die alte erasmische Definition, daß sie sei facultas applicandi se ad gratiam, und ohne dieselbe komme die Bekehrung nicht zu Stande. Er polemisiert gegen die furores Manichaeorum, die eine gewisse Zahl hylischer und irdischer Menschen aussondern, welche nicht bekehrt werden könnten. Er behauptet, der Grund, warum bei der Allgemeinheit der göttlichen Gnadenverheißung und bei der Einheit des göttlichen Gnadenwillens der eine Mensch angenommen, der andre verworfen werde, müsse im verschiedenen Verhalten der Menschen selbst liegen. Der Mensch sei kein Block und keine Statue, das Evangelium sei wohl eine Kraft Gottes zum Heile, aber eben nur denen, welche die Verheißung nicht verachten, sondern ihr zustimmen und glauben.

Melanchthon sah hierbei seine Aufgabe nicht sowohl darin, die genaue dogmatische Grenzbestimmung zwischen der göttlichen und menschlichen Thätigkeit im Werke der Bekehrung festzusetzen, sondern nur die Verkehrtheiten abzuwehren, die eine einseitige Betonung des einen oder andern mit sich bringe. Sein Bestreben ist es durchweg, die gesunde Mitte zu halten zwischen dem Pelagianismus der Römischen, welche menschliches Thun und Verdienst über Gebühr erheben, und der enthusiastischen Schwärmerei der Schwenkfeldianer, welche Gottes Gnadenwirken als ein physisch und psychisch gewaltsames darstellen und die Gnadenmittel verachten, und zwischen dem Prädestinatianismus der überlutherischen Freunde Luthers, welche die sittliche Natur des Menschen als eine Persönlichkeit verkennen.

In diesem Sinne ist Melanchthons Wort aufzufassen: Concurrunt in conversione tres causae verbum dei, spiritus sanctus et humana voluntas assentiens non reluctans verbo dei.

Diese Lehrweise Melanchthons rief den synergistischen Streit hervor, welcher mehrere Dezennien hindurch die Kirche heftig bewegte.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Phasen desselben durchzugehen, wie er sich zwischen den Anhängern Melanchthons, den sogenannten Philippisten und ihren Gegnern den sogenannten Flacianern, abspielte.

Der Gegensatz zwischen beiden Parteien, die sich in heftigem Schriftenwechsel befehdeten, läßt sich etwa so kennzeichnen. Während beide Teile darüber einig sind, daß der Mensch von sich aus nichts zu seinem Heil thun könne, daß vielmehr der Heilige Geist den Anfang machen und den Menschen erneuern muß, dreht sich der oft bittere Kampf um die Fassung dieses Anfangs, den der Heilige Geist macht. Die Philippisten sagen besonders unter Anlehnung an 1 Kor. 3, 9 (*θεοῦ γάρ ἐσμεν συνεργοί*, daher der Name „synergistisch"), daß der Heilige Geist im natürlichen Menschen die zustimmende Willensbewegung b l o ß h e r v o r r u f t, die Flacianer aber behaupten, daß der Heilige Geist diese Willensbewegung im Menschen e r st s c h a f f t u n d g i e b t.

Eine teilweise Herstellung des Friedens und die Festsetzung einer einheitlichen Kirchenlehre gelang schließlich dem Kanzler Jakob Andreae von Tübingen, der im Verein mit Martin Chemnitz und vier andern im Kloster Bergen bei Magdeburg versammelten Theologen im Jahre 1577 die Konkordienformel ausarbeitete, die von 9000 Gottesgelehrten unterschrieben wurde. Dieselbe handelt in Artikel I. de peccato originis, in Artikel II. de libero arbitrio und in Artikel XI. de praedestinatione, und lehrt kurz ungefähr folgendermaßen:

Da in dem Menschen ne scintillula quidem spiritualium virium ist, muß ihm alle aptitudo, capacitas et facultas in rebus spiritualibus aliquid boni et recti cogitandi abgesprochen werden. Er begehrt die Gnade nicht, und wenn sie an ihn kommt, will er sie nicht, und er kann den Widerspruch gegen sie von sich aus nicht überwinden. Erst die Gnade muß ihm geben, daß er sie annehmen kann.

Damit ist aller Synergismus der Philippisten verworfen. Daneben redet die Konkordienformel aber doch von einem sittlichen Verhalten des Menschen, welches entscheidend ist für sein ewiges Geschick. Nur setzt sie diese Entscheidung nicht v o r, sondern n a c h der erneuernden Wirksamkeit Gottes. Erst durch die kräftige Wirkung des Wortes wird es den Menschen möglich, sich zu entscheiden. Das Verhalten gegen das verkündigte und sich selbst bezeugende Wort ist also der kritische Moment. Erst nachdem dies Wort zu Herzen gegangen, heißt es; homo potest oblatam gratiam apprehendere aut operationi et motibus Spiritus sancti, quae per verbum fiunt, contumaciter et perseveranter repugnare.

So macht also Gott allen die Bekehrung möglich, so vielen er nur sein Wort nahe kommen läßt. Diese müssen sich aber nicht mit Notwendigkeit bekehren. Warum er nicht jederzeit an alle sein Wort ergehen läßt, ist eine Frage der unerforschlichen Weltregierung.

Und damit ist der Prädestinationismus der Flacianer abgewehrt.

Der Konkordienformel wird freilich vorgeworfen, daß ihr Artikel 2 und ihr Artikel 11 nicht übereinstimmen. Die logische Folgerung aus dem 2. Art. sei die absolute Prädestination, der aber im 11. Artikel aus dem Wege gegangen werde. Es hat denn auch allen Dogmatikern bis auf den heutigen Tag viel Kopfzerbrechen verursacht, beide Artikel miteinander zu vereinen. Die Wahrheit dieser Artikel zu beweisen, wenden besonders viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit auf die sogenannten orthodoxen Kirchenlehrer Selnecker, Chemnitz, Heerbrand, Hutter, Joh. Gerhard, Musäus, Calixt, Calov und Quenstedt.

Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begann sich der Charakter der Zeit wesentlich zu ändern. Die weltlichen Interessen traten im öffentlichen Leben an die Stelle der religiösen, und damit zog auch in Theologie und Kirche ein andrer Geist ein. Nicht mehr galt das Dogma an und für sich als das höchste. Man setzte vielmehr die Glaubenslehre in Beziehung zum praktischen Leben.

Diese Richtung, welche bei den geistlichen Dingen immer zuerst nach ihrem Nutzen fürs wirkliche Leben fragte, führte allmählich dahin, daß man nur das gelten ließ, was allein solchen Nutzen zu versprechen schien, was vernünftig war.

Das 18. Jahrhundert kam so unter die Herrschaft des Rationalismus, welcher die wichtigsten Glaubenslehren einfach negierte, weil dem natürlichen Denken unbegreiflich. Die hauptsächlichsten Vertreter desselben waren Semler und Wegscheider.

Der Pietismus, welcher zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch Spener und Franke neues Leben in die Kirche zu bringen suchte, gewann nicht viel Einfluß auf das Dogma, weil es ihm weniger um wissenschaftliche Erkenntnis als vielmehr um Herzensfrömmigkeit zu thun war.

In der Zeit der rationalistischen Aufklärung hat die sogenannte biblische Schule Württembergs, die in dem berühmten Exegeten Bengel ihr Haupt verehrte, die wesentlichen Momente der Heilswahrheit immer und immer wieder ans Licht gezogen.

Die zu dieser Schule zählenden Roos, Oetinger, Steudel, Beck lehren, daß ein Keim des Guten im Menschen ist, der erweckt werden könne und müsse. Das Fleischlich gesinnt sein schließe die Zukehr des Gemüts zur Gnade nicht völlig aus, und die Gnade ist nach Apost.-Gesch. 17, 27 von keinem Menschen fern. Nicht bloß ist es das Wort, welches aus dem Stande der Sünde herausreißt, und in ein neues Leben versetzt; es hat die Gnade vom Ufer der Rettung gleichsam Seile der Liebe auf das Ufer des Verderbens hinübergeworfen, daß auf dieser von Gott selbst geschaffenen Unterlage das Wort darüber die Brücke baue, welche sicher hinüberführt.

Unstreitige Verdienste zur Klarlegung der Begriffe menschlicher Freiheit und göttlicher Gnade hat sich auch die Philosophie am Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts erworben.

Besonders war es Kant, der durch seine scharfe Kritik der reinen Vernunft, seine tiefe Erkenntnis der menschlichen Ohnmacht und Verderbnis, durch seinen kategorischen Imperativ des Sittengesetzes die Grenzen der mensch-

lichen Freiheit auf allen Gebieten genau absteckte. Jakobi, mit dem Verstande ein Heide und dem Herzen ein Christ, führte die Religion in die Tiefen des inneren Gemütslebens zurück. Auch Fichte mit seiner Philosophie des Idealen, Schelling mit seiner Naturphilosophie und zuletzt, aber nicht zum wenigsten, Hegel mit seiner pantheistischen Geistesphilosophie übten bedeutenden Einfluß auf die Theologie. Ja dieselbe lag eine ganze Zeit lang vollständig in den Fesseln Hegelscher Philosophie, nachdem Marheinecke 1847 sein System der Dogmatik auf dem logischen Formalismus und der Dialektik dieser Philosophie aufgebaut hatte.

Darnach wird der Vorgang der Bekehrung einzig und allein in das bewußte Denken des Menschen gelegt. Das Böse ist das mit Gott entzweite Bewußtsein, und dadurch, daß das Selbstbewußtsein in den Unterschied von Gut und Bös eingeht, gelangt es zur Selbständigkeit, zur Freiheit. Auch die Realitäten der göttlichen Gnadenwirkung sind für Marheinecke nur logische Begriffsgrößen. Wer hinreichendes Selbstbewußtsein und genügende Denkfähigkeit besitzt, kann nach ihm der unsichtbaren Geisteskraft göttlicher Gnade teilhaftig und dadurch bekehrt werden.

Der letzte Ausläufer dieser von Hegelscher Philosophie durchdrungenen Theologie ist die Bauersche Schule in Tübingen, welche alle Dogmen umzustoßen versuchte, dadurch, daß sie in ihrem destruktiven Forschen fast sämtliche neutestamentlichen Schriften für unecht erklärte.

Dem Genie Schleiermachers gelang es, die theologische Wissenschaft zu erneuern und sie den Banden der Philosophie zu entwinden. Er setzte das Wesen der Religion weder in das Wissen noch in das Thun, sondern in das unbedingte Abhängigkeitsgefühl von Gott. Von diesem Standpunkt aus unterzog er die Dogmen der Kirche wie auch den Kanon der Schrift einer scharfen Verstandeskritik. Er lehrt synergistisch, da er die Behauptung, der Mensch verhalte sich bei der Bekehrung wie truncus et lapis, als eine der menschlichen Natur nicht angemessene Passivität abweist. Seine über Sünde und Gnade und Willensfreiheit vorgetragenen Gedanken wurden von seinen bedeutenden Schülern mehr ins wirklich biblische und kirchliche übersetzt und durch sie wurde die synergistische Denkweise weit verbreitet.

Ihr huldigen auch die hervorragendsten Vertreter der sogenannten Vermittlungstheologie und der preußischen Union, auf deren Grundlage auch unsere Evangelische Synode von Nord-Amerika ruht. Unter den Männern dieser Richtung sind zu nennen: Nitzsch, Ullmann, Julius Müller, Dorner, Rothe und andere.

Auf dem konfessionell lutherischen Standpunkt stehen Sartorius in seiner Lehre von der heiligen Liebe, Frank, der die Lehren der Konkordienformel bis auf den Ausdruck zu rechtfertigen sucht, Thomasius, Martensen, obwohl er dem Synergismus sehr nahe kommt, Hase Luthardt und andere.

Was die neologische Richtung der neueren Theologie betrifft, die von Ritschl begründet wurde und zu welcher sich Lipsius, Kaftan, Pfleiderer und andere halten, so ist zu sagen, daß sie alle ihre Dogmen nicht aus der Schrift konstruiert, sondern aus dem Glaubensbewußtsein der Gemeinde. Von einer Gnade, wie sie infolge des geschichtlich stattgefundenen Erlösungswerkes des

eingeborenen Sohnes von Gott den Menschen dargereicht wird, weiß diese Denkweise nichts. Das was das Neue Testament Himmelreich nennt, an welchem wir kraft der Bekehrung Anteil haben sollen, ist nach Ritschl nichts weiter, als die vollkommene sittlich religiöse Gemeinschaft der Menschen auf Erden, wesentlich ein der menschlich ethischen Thätigkeit vorgestecktes also auch durch menschliches Thun zu realisierendes (wenn überhaupt zu realisierendes) Ziel.

Um nun noch auf die reformierte Kirche zu kommen, so ist für sie das Verhältnis der menschlichen Freiheit zur göttlichen Gnade im Werke der Bekehrung durch Calvin in seinen institutiones fixiert worden. Er lehrt mit entschiedener Konsequenz die partikulare Prädestination (praedestinatio particularis).*)

Nennenswerte Streitigkeiten bezüglich dieses Punktes sind nur einmal vorgekommen. Der 1609 gestorbene Jakob Arminius, Professor in Leyden, hatte sich von der Schriftwidrigkeit der Prädestinationslehre, die ihm dem im Koran behaupteten Fatalismus nahe zu kommen schien, überzeugt. Sein Einfluß bestimmte eine Anzahl seiner Schüler, diese Lehre in fünf Artikeln zu verwerfen. Sie wurden Remonstranten genannt. Die zur Schlichtung der Zerwürfnisse im Jahre 1618 zusammenberufene Synode von Dortrecht entschied sich in 154 Sessionen wider die Armenianer und schloß sie von der Kirchengemeinschaft aus.

Der Arminianismus war aber damit nicht unterdrückt. Er lebt vielmehr bis heute noch fort und hat auch bei gläubigen Reformierten die Prädestinationslehre sehr abgeschwächt, oder zu dem Geständnis veranlaßt, wie z. B. van Oosterzee, daß das Verhältnis von menschlicher Freiheit und göttlicher Gnade ein ungelöstes Problem ist. Der Arminianismus, den besonders auch die Methodisten in ihrer Dogmatik adoptiert haben, giebt zwar zu, daß Gott im Voraus gesehen und gewußt, wer selig wird, bestreitet aber, daß Gott diese Betreffenden im voraus dazu erwählt und bestimmt habe und macht jeden einzelnen, der sich nicht bekehrt und verloren geht, selbst dafür verantwortlich. Er leugnet, daß in Röm. 8, 29 ein innerer Zusammenhang anzunehmen ist zwischen dem προέγνω und dem προώρισεν, er trennt die praescientia Gottes von der electio, die foreknowledge von der foreordination, während die Prädestinatianer sich darauf stützen, daß bei Gott Wissen und Thun identisch sind, das Vorherwissen sei eine also mächtig schaffende Kraft, daß es auch mit Notwendigkeit in Erfüllung gehe.

Weiterhin bestreiten die Arminianer, daß sich die Idee der absoluten Vorherbestimmung mit der Idee von Gottes Gerechtigkeit vereinen lasse — ein Vorwurf, den Calvin schon damit zu entkräften suchte, daß er sagte, das, was

*) Supralapsarier sagen, daß Adam auch vor dem Fall nicht Wahlfreiheit besessen habe.

Infralapsarier sagen, daß dies so war, und erst die Sünde im Menschen die Willensfreiheit zerstört hat.

Die Dortrechter Synode lehrt Infralapsarisch, während calvinistische Fanatiker Superlapsarisch.

Partikulare Prädestination: Die Menschen in zwei Teile (partes) geteilt und die einen zur Seligkeit die andern zur Verdammnis erwählt.

Gott will, kann ja nicht anders, als gerecht sein, und das ist allein gerecht. Daneben begegnen seine Anhänger diesem Vorwurf mit der Theorie von der geschichtlich feststehenden Erwählung einzelner Völker (national election) und mit der Theorie von der sogenannten kirchlichen Individualität (theory of ecclesiastical individualism), d. h. jeder welcher im Gebrauch der kirchlichen Gnadenmittel den Prozeß der mortificatio et vivificatio (Ersterbung des alten und Auferstehung des neuen Menschen) durchmache, sei erwählt.

Die Prädestination wird als Kirchenlehre anerkannt, und von bedeutenden Dogmatikern wie Alexander Schweizer vertreten, in der Confessio Gallicana, Belgica und und Helvetica. Der Heidelberger Katechismus thut derselben zwar nicht ausdrücklich Erwähnung, ist aber im Sinn und Geist dieser Lehre abgefaßt.

Als die klarste und stärkste symbolische Festsetzung von Calvins Prädestinationslehre ist anzusehen die Westminster confession of faith der Presbyterianer. Und übereinstimmend hiermit in dieser Lehre ist die von mehreren General Assemblies in England und Amerika angenommene Confession of the Baptist.*)

The thirty nine articles of religion der englischen Hochkirche und Episkopalkirche in Amerika geben in den Artikeln über menschliche Freiheit und göttliche Gnade die Lehre Augustins wieder, wie wir sie bei Luther fanden, bekennen sich also auch zur Prädestination der Erwählten (electio absoluta.†)

Wir haben uns nun in Kürze an das Wichtigste zu erinnern versucht, was zur Lösung unseres Themas im Laufe der Jahrhunderte von den ausgezeichnetsten Denkern zu Tage gefördert wurde und gegenwärtig in den Hauptkirchengemeinschaften als anerkannte Lehre gilt. Wir können dabei im Großen und Ganzen drei Richtungen unterscheiden.

Die einen sehen in der Bekehrung nur ein Werk göttlicher Gnade und wollen sich nicht dazu verstehen, irgend etwas der menschlichen Freiheit zuzuschreiben.

Die andern verherrlichen die in der Bekehrung vor sich gehende sittliche Erneuerung als verdienstliches Menschenwerk auf Kosten der Gnade.

---

*) Baptistische Konfession in England aufgestellt 1644, angenommen auf „General Assembly" 1689, und von der „Philadelphia Association" im 18. Jahrhundert.

Westminster Konfession: von 121 calvinistischen und puritanischen Theologen auf Veranlassung des „Long Parliament" in neun Jahren zusammengestellt und 1646 vollendet. 33 Kapitel.

Heidelberger Katechismus: von Kasper Olevianus und Zacharia Ursinus in 1563 auf Veranlassung des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz.

Gallicana: 25. Mai 1559 von der reformierten Synode in Paris unter Vorsitz von P. Franz Morel. — 40 Artikel.

Helvetica: In der Stille 1562 von Bullinger, Zürich, verfaßte Darlegung seines Glaubens, an Kurfürst Friedrich III. gesandt. 1566 veröffentlicht, und von den Schweizern angenommen.

Belgica: Französisch geschrieben von vier PP. in Leyden 1561, dann holländisch, deutsch, lateinisch 1562 veröffentlicht. Anerkannt von verschiedenen Synoden und zuletzt von Dortrecht 29. April 1619.

†) Die 39 Artikel herausgegeben 1563, unter der Regierung der Elisabeth und angenommen 1571.

Zwischen diesen Extremen windet sich eine dritte Partei hindurch, welche ein oft verschieden gedachtes Zusammenwirken göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit annimmt.

Es erhebt sich zum Schluß naturgemäß die Frage, auf welcher Seite wir selber stehen?

Unser Thema berührt einen Punkt, in welchem, wie wir sehen, die Bekenntnisschriften der beiden reformatorischen Kirchen nicht übereinstimmen. Nach Artikel 2 unserer Statuten sind wir als Glieder der Evangelischen Synode daher bei der Beantwortung dieser Frage an die hierauf bezüglichen Stellen der heiligen Schrift verwiesen und sollen uns bei deren Auslegung der in der Evangelischen Kirche obwaltenden Gewissensfreiheit bedienen.

Es ist also jedem anheimgegeben, soweit er es vor seinem Gewissen verantworten kann, sich der einen oder der andern der angeführten Glaubensmeinung einfach anzuschließen. Und niemand unter uns wird sich zu behaupten erlauben dürfen, daß seine so gewählte Auffassung für andere oder gar für alle maßgebend sein müßte. Es dürfte auch nicht getadelt werden, wenn sich etwa jemand nach gewissenhaftem Forschen nicht davon überzeugen könnte, daß irgend eine dieser Meinungen die Wahrheit ganz und voll zum Ausdruck brächte. Daß zur Klarstellung, nachdem die größten Geister der Kirche ihre Kraft daran erschöpft haben, etwas wesentlich neues vorgebracht werden könnte, das wird wohl kaum zu erwarten sein. Denn je mehr wir ohne kirchlich dogmatisierende Voreingenommenheit nur mit dem Worte Gottes in der Hand den Vorgang der Bekehrung, wie wir ihn selbst erlebt und wie ihn andere geschildert haben, uns zu klarer Erkenntnis zu bringen suchen, um so mehr müssen wir einsehen, daß dies unserem Verstande, auch wenn er der erleuchtetste eines Paulus wäre, nicht ganz gelingen will. Es werden immer noch Rätsel übrig bleiben, wir können hienieden nur stückweise erkennen. (1 Kor. 13, 9).

Es lassen sich aus jeder der bekannten Anschauungsweisen nicht nur F o l g e r u n g e n ziehen, die unhaltbar sind, es lassen sich geradezu für jede Anschauungsweise g a n z e n t g e g e n g e s e t z t l a u t e n d e S c h r i f t s t e l l e n beibringen.

Was der Pelagianismus über die menschliche Freiheit lehrt, kann schon psychologisch nicht vollkommen gerechtfertigt werden und widerspricht zahlreichen Aussagen der Bibel sowie auch der täglichen Erfahrung. Unser Wille ist nicht wie die Zunge einer Waage, auf deren beiden Schalen ein gleiches Gewicht wäre. Diese Lehre trennt den Willen von den übrigen Fähigkeiten der Seele, faßt den Menschen nicht als organisches Ganzes und übersieht, daß wie alles andre an und in uns so auch der Wille durch die thatsächliche herrschende Macht des Bösen eine abnorme Gestalt bekommen hat. Der Hinweis auf die Gnade, welche so wie so ganz mangelhaft dargestellt ist, wird dann eigentlich überflüssig. Eine solche Ueberschätzung menschlicher Freiheit kann nur dann stattfinden, wenn man einer ganz unbiblischen deistischen Auffassung von Gott huldigt, die in ihren Konsequenzen zum Atheismus führt.

Die Irrtümer des Pelagianismus sind in der Prädestinationslehre überwunden. Die von ihr gemachten Behauptungen über göttliche Gnade und

menschliche Freiheit können mit vielen unmißverständlichen Beweisen, besonders aus den Briefen Pauli belegt werden. Aber dessetwegen darf diese Lehre noch nicht Anspruch auf unumwundene Billigung erheben. Denn unvereinbar mit ihr sind und bleiben eine ganze Anzahl andrer Bibelstellen. Im Lichte letzterer kann kaum bestehen die alle sittliche Freiheit verneinende Erklärung des Sündenfalles, wie sie der Prädestinationslehre zu Grunde liegt, noch weniger aber die gewissermaßen zauberhafte Wirkung der Gnade, die zuletzt an dem Abgrund des Pantheismus anlangt.

Philipper 2, 12 und 13 lesen wir: Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern. Denn Gott ist es, der in euch wirket beides, das Wollen und Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen." Wie Scylla und Charybdis bedrohen diese beiden entgegengesetzt scheinenden Wahrheiten unsern Weg, auf dem wir in den ruhigen Hafen klarer Erkenntnis gelangen wollen. Und von dem Pelagianismus sowohl wie von dem Prädestinatianismus muß gesagt werden, daß beider Schifflein, während sie der einen Gefahr glücklich entrinnen, am Felsen der andern unvermeidlich zerschellen.

Aber nichtsdestoweniger enthalten beide viel Wahrheit, die nicht bestritten werden kann. Diese festzustellen und zu einer einheitlichen, allen Angriffen gewachsenen Denkweise zu verarbeiten, hat sich der Semipelagianismus und Synergismus zur Aufgabe gemacht. Aber selbst dessen gewandtetste Vertreter geben meistens zu, daß sie dieses Ziel noch nicht völlig erreicht haben und sie bescheiden sich mit dem einsichtsvollen Vinet zu bekennen: When science has reached the extent of rendering our darkness visible, it has on certain subjects done the greatest service we could expect of it.

Gegen den Semipelagianismus und Synergismus wird geltend gemacht, daß er nicht wissenschaftlich bestimmt und logisch präzis genug ist und keine volle Gerechtigkeit widerfahren läßt weder der göttlichen Gnade noch der menschlichen Freiheit. Es könne eigentlich nicht behauptet werden, daß beide zusammenwirken, denn wo das eine wirke, müsse doch notwendigerweise die Thätigkeit des andern aufhören; und dies anzunehmen, sei auch Gottes unwürdig, denn in solchem Verhältnis müsse Gott doch zu einer Stellung herabgezogen werden, die ihn auf gleiche Stufe mit dem endlichen Geschöpf bringt. Und die Teilung der Arbeit bei der Bekehrung sei auch nicht im Einklange mit der Wahrnehmung, daß es keinem bekehrten Christen je einfallen werde, sich selbst auch nur die geringste Ehre zuzuschreiben, sondern Gott allein allen Preis und Dank darbringe.

Wir dürfen uns demnach nicht verhehlen, daß jede der bekannten drei Hauptrichtungen auf gefährliche Pfade des Irrtums leiten kann.

Wenn wir uns aber doch entscheiden sollen und müssen, so will ich für mein Teil die Mittelstraße wählen. Ich bin gewiß, daß die sogenannte synergistische Lehrweise trotz aller ihrer Unvollkommenheit und Mängel der Erkenntnis des Verhältnisses von göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit am nächsten zu bringen im stande ist. Glücklicher Weise ist die vollständig klare Erkenntnis dieses Verhältnisses auch nicht unbedingt zu unserm Heile nötig. Die Bekehrung ist davon nicht abhängig. Wir dürfen getrost glauben, daß sich eine nicht geringe Schar von Seligen im Himmel finden wird, die auf

Erden dieses Problem nicht gelöst, vielleicht nicht einmal darüber nachgedacht haben.

Lassen wir alle Theorie bei Seite, so belehrt uns der Vorgang der Bekehrung, daß dabei fortwährend göttliche Gnade und menschliche Freiheit thätig sind, ohne sich gegenseitig auszuschließen oder zu vernichten. Es ist, wie Hase sagt, alles freier Wille, und es ist gleichzeitig auch alles Gnade; und der freie Wille ist das höchste Geschenk der Gnade.

Der Mensch ist durch die als *φιλαυτία* ihm nach dem Fall einwohnende Sünde, wie das Julius Müller meisterhaft ausführt, ungeneigt und unfähig, das wahrhaft Gute, wie zu wollen, so zu denken; und kann aus eigner Anstrengung von dieser sündhaften Beschaffenheit nicht loskommen; er vermag es nicht, sich selbst zu bekehren.

Seine Erlösungsbedürftigkeit wird damit festgestellt. Der Mensch besitzt aber gleichzeitig auch, wie Luthardt trefflich hervorhebt, doch die Kraft, überhaupt zu wollen; er besitzt ferner als Teil seines Wesens das Gewissen, das nicht ohne weiteres die Stimme Gottes selbst ist, aber durch dasselbe vernimmt er doch die Stimme Gottes; es bildet den Gegensatz und den Widerspruch zur Sünde, obwohl es in seiner konkreten Wirklichkeit unter ihrem Einfluß stehen kann. In Verbindung mit noch anderen Elementen hat das Gewissen auch allen Menschen ein bestimmtes Maß von Gottesbewußtsein (Röm. 1, 19—21) erhalten, so daß sich das Herz des Unbekehrten und des Heiden zu Gott hingezogen fühlt. Selbst Homer sagt in jenem von Melanchthon für den schönsten Vers der ganzen Odyssee und Ilias erklärten Worte: *παντές δε θεῶνχατέουσ ἄνθρωποι.*

Obschon der Mensch in der tiefen Grube des Verderbens liegt, so ist also doch etwas in ihm, an welches Gott das Seil der Liebe anknüpfen kann; der Mensch ist sonach erlösungsfähig. Allein gelassen, — wird kein Mensch sich bekehren; — und unter diesem Gesichtspunkt muß dann allerdings die Bekehrung ganz und gar als Werk göttlicher Gnade bezeichnet werden.

Hier ist der Scheideweg für den Synergismus. Der behauptet, weil im Menschen eine augenscheinliche Empfänglichkeit für das Göttliche verblieben, so kann er aus eignem Entschluß auf die Wirkungen der gratia paedagogica, der gratia excitans et praeparans und der Heilsgnade, die ihm die Taufe darreicht, eingehen oder nicht. Das wird als eine That der menschlichen Freiheit hingestellt, und in diesem Sinne wirkt sie mit der Gnade zusammen.

Die höhere Einheit des Verhältnisses dieser beiden Faktoren in einem präzis formulirten Lehrsatz auszuprägen, wird nicht möglich sein, so lange wir noch bekennen müssen, daß unerforschte Geheimnisse jeden der beiden umgeben. Als Augustin schrieb: "si cognoscerem me, cognoscerem et Te", da war seine Feder unzweifelhaft geleitet von der Erfahrung, daß unsrem endlichen Denken Grenzen gesetzt sind, die uns nicht gestatten die Tiefen göttlicher Gnade, noch auch die Tiefen unsres menschlichen Wesens je ganz zu ergründen.

Aber das hindert uns nicht, bis wir klärlich im Lichte schauen, daran festzuhalten unter Bezugnahme auf das Wort der Schrift und auf die wirklichen Vorgänge im Leben, daß

weder die Gnade gegen unsern Willen, noch auch unsre Willensthätigkeit
ohne die Gnade die Bekehrung zu stande bringt,

und weiter, daß für unsre Bekehrung alle Ehre Gott gebührt, und daß den, der nicht zur Bekehrung gelangt, alle Schuld allein trifft.

Auch wenn wir bis jetzt diese Sätze noch nicht erkenntnismäßig miteinander vereinigen können, so bestehen wir doch auf ihrer Richtigkeit nach der Regel, daß zwei Behauptungen, von denen jede für sich hinreichend bewiesen ist, nicht aufhören, wahr zu sein, selbst wenn wir sie in ihrer gegenseitigen Verbindung nicht zu erfassen im stande sind.

Und so schließen wir mit dem Worte: comprehendere non possumus, satis est apprehendere. Ergreifen wir das Heil in Christo durch die Bekehrung, halten wir es fest in der Heiligung, und wir werden davon dann auch begreifen so viel wie nötig und möglich ist.

Vom Ursprunge der Religion.

Als die ersten Erforscher unseres Landes bei ihren Wanderungen vom Osten her zum erstenmale auf die Flüsse des Westen stießen, da haben sie nicht zuerst sich stromaufwärts gewendet, um zu erforschen, wo die Gewässer herkommen, sondern sie haben ihren Kahn den Fluten anvertraut und sich tragen lassen, wo sie dieselben hinführten, und unsre Pioniere haben ihre Mahl- und Schneidemühlen an die Wasserfälle gesetzt, ohne sich lange zu besinnen, wo das die Räder treibende Wasser herkomme; lange hat der Nil Aegyptens Felder befruchtet, ehe man nach seinen Quellen geforscht hat, und hätte man's denen überlassen, die auf den Feldern jahraus jahrein ernteten, so wären sie wahrscheinlich heute noch nicht entdeckt. So treffen wir in unserm Leben auf eine geistige Strömung, die manchmal verborgen, manchmal gewaltig offenbar, befruchtend und nährend, unterwühlend und zerstörend die Menschheit durchflutet; es ist die Religion.

Der Strom ist da, wir schöpfen aus ihm, bauen an ihm, werden getragen von ihm, lange bevor wir uns darum bekümmern, aus welchem Quell er entstammt. Zwar, es wäre sonderbar, wenn wir's nicht wissen sollten, wenn es uns nicht gesagt wäre; das gebrauchte Bild reicht nicht aus, der Wasserstrom kann nicht reden, hier aber ist ein redender Strom, der von sich selbst zeugen muß. Wir lernen die Religion und lernen auch, wo sie herkommt. Aber angelerntes Wissen ist noch nicht das rechte Wissen; es gilt auch, das Gelernte zu verstehen und, was hier dasselbe ist, lebendig zu erfahren.

Wäre das angelernte Wissen ausreichend, so könnten nicht so manche unzureichende und thörichte Theorien über diesen Ursprung aufgestellt werden. Unsere Zeit ist dazu vorgeschritten, dem Wissen als solchem, unabhängig von seiner eventuellen praktischen Verwertung, einen selbständigen Wert zuzuschreiben; ehe man daran dachte, daß an den Nilquellen möglicherweise neue Handelsplätze und Kulturgebiete gegründet werden könnten, wollte man einfach wissen, wo diese Quellen sind, und den Nordpol sucht man auf ohne den Gedanken daran, daß dadurch für die Schiffahrt neue Bahnen eröffnet werden mögen. So hat sich auch der Frage nach dem Ursprunge der Religion das

rein wissenschaftliche Interesse zugewendet, und ganz einerlei, ob man ein Anhänger einer der vorhandenen Religionsformen oder ein abgesagter Gegner aller ist, will man die Religion zum Gegenstande ethnographischer und historischer Beobachtung machen. Das ist ganz löblich und der Sache förderlich, es zeugt von einer im Vergleich zu früheren Zeiten gesteigerten Anerkennung der Bedeutsamkeit der Religion als eines Faktors im Leben der Menschheit; ob aber der Weg, die Religion zum Gegenstande rein erkenntnismäßiger Beobachtung zu machen, zum Ziele, d. i. zur *rechten* Erkenntnis, führen mag, ist wohl eine andere Frage, und auch hier möchte sich's bethätigen: „Wenn ihr's nicht *fühlt*, ihr werdet's nicht erjagen"; man kann doch eine Geschichte der Musik oder der Malerei nicht verstehen, wenn man unmusikalisch oder farbenblind ist.

Ist nun auch die theoretische Frage nach dem Ursprunge der Religion und die Beurteilung der Theorien, die darüber aufgestellt sind, etwas überflüssiges, weil man Religion haben kann, ohne sich je diese Frage vorgelegt zu haben, und weil die richtige Antwort, auf die redliches Nachdenken führen muß, uns doch schon so wie so längst gegeben ist, so ist sie doch keine rein akademische, nur in die Schule gehörige und unpraktische, sondern praktisch fruchtbare, weil mit der Erkenntnis des Ursprunges auch zugleich die des Wesens verbunden ist.

Das Material zur Beurteilung der Frage nach Ursprung und Wesen der Religion ist im Laufe des beendeten Jahrhunderts ungemein erweitert worden. Früher kannte man die christlichen, israelitischen und muhammedanischen Religionsschriften, die griechische und römische Mythologie, und dann und wann vernahm man etwas von den grausigen Menschenopfern der Südseeinsulaner. Das ist anders geworden. Die Ethnologie ist in das Innere des dunkeln Erdteils eingedrungen, Handel und Mission haben die zivilisierte Welt mit den Naturvölkern in Beziehung gesetzt, die Geschichte und Sprachforschung hat die Litteraturen grauer Vorzeiten aufgedeckt; auf den Thontäfelchen der assyrischen Königspaläste, auf den Papyrusrollen des Nilthales hat man die Gebete und die religiösen Gedanken untergegangener Geschlechter lesen gelernt, Indien, Persien, China, Japan haben die religiöse Weisheit ihrer Väterzeit uns kund gethan. Und das Resultat von dem allen ist, man braucht kein gelehrter Aegyptologe oder Kenner der Vedas zu sein, um es zu wissen: So weit ein Volk eine Geschichte gehabt hat, so frühe es fähig gewesen ist, seine Gedanken und seine Thaten in Bild und Schrift zu verewigen, hat es auch immer schon Religion gehabt. Ja man darf vielleicht noch mehr sagen, und es dürfte wohl keine leichtfertig nachgeredete Behauptung sein: wenn man bei einem Volke im stande ist, den Entwickelungsgang seiner religiösen Vorstellungen geschichtlich zu verfolgen, so finden sich diese Vorstellungen je einfacher, reiner und würdiger, je weiter man bis zu seiner Urzeit zurückgeht. Von der indischen Götterlehre gilt ja das ganz entschieden. Und was die Völkerkunde der Gegenwart betrifft, so haben ja wohl die Berichte jagdliebender, Insekten sammelnder und Handelsverbindungen suchender Reisenden vielfach von rohen und unwissenden Naturvölkern berichtet, unter denen sich keine Spur von Religion finden solle, aber jedesmal hat die nachfolgende genauere Kenntnisnahme, die auf flüchtiger Beobachtung beruhenden apodiktischen Behauptun-

gen korrigiert, und ein Volksstamm nach dem andern hat aus der Liste der religionslosen Völker gestrichen werden müssen, so daß Kenner der Völkerkunde heute das Urteil aussprechen: „Die Religion ist von der Wissenschaft als ein allgemeines, wesentliches Merkmal des Menschen anerkannt."

In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knieen
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehen.

Gegner der Religion oder der ihnen widerwärtigen Religionsformen haben wohl bis heutzutage am leichtesten mit der ihnen unliebsamen Erscheinung fertig zu werden geglaubt, indem sie alle Religion für Schwindel, für das Erzeugnis pfiffigen Priesterbetrugs zur Ausbeutung der Dummen erklärt haben. Das ist ja leider wahr, daß Priesterbetrug oft genug das Vorhandensein des religiösen Dranges im Volke zu selbstischem Zwecke mißbraucht hat, man braucht nur an die Zeit vor der Reformation zu denken, und jedes handwerksmäßige Pfaffentum von heutzutage ist eine Bestätigung der leidigen Thatsache. Aber das Vorhandensein des religiösen Dranges selbst aus dem Priesterbetruge erklären zu wollen ist eine Naivetät, die an die Behauptung des Entspektor Bräsig bei Fritz Reuter erinnert, daß „das Armut von der großen Poverteh herkomme." Wenn die Religion durch Priesterbetrug entstanden sein soll, wo kamen dann erst die Priester her, wie wäre die Entstehung einer Priesterschaft denkbar, wenn nicht ein starkes religiöses Gefühl die Entstehung eines solchen Standes ermöglicht und seinen Mitteilungen Autorität beigemessen hätte? Ebenso gut könnte man sagen, der Nilstrom sei dadurch entstanden, daß die Fischer oben in Nubien das Wasser in einen See zusammengetragen; woher dann erst das Wasser, und woher die Fischer? Die Erklärung also erklärt nichts, und es bleibt bei der Thatsache, daß die Religion zu den allgemeinen Merkmalen der Menschennatur gehört; wie jede menschliche Fähigkeit bedarf sie natürlich einer Entwickelung, und diese hielt ungefähr gleichen Schritt mit der des geistigen Lebens überhaupt, aber jeder Mensch, der nicht überhaupt in Folge verkümmerter Organisation unter der Stufe der Menschheit stehen geblieben ist, hat auch Religion, hat er keine gute, so hat er eine schlechte, d. h. er setzt sich in eine rechte oder unrechte Beziehung zu einer Gottheit.

Das andere allerdings, was die geschichtliche und ethnographische Beobachtung lehrt, ist, daß die religiösen Vorstellungen, Gebräuche, Gefühlsäußerungen so mannigfaltiger Art sind, daß man zweifeln möchte, ob es berechtigt sei, so verschiedenartige Aeußerungen im Reden und Handeln mit einem gemeinsamen Namen zu benennen. Welche Aehnlichkeit herrscht denn zwischen einem tanzenden Derwisch, einem jüdischen Schächter, der einem Ochsen die Kehle durchschneidet, und einem Professor der Theologie, der einen Kommentar schreibt, daß man ihr Handeln gemeinsam als religiös zu benennen hat?

Die in der wissenschaftlichen Betrachtungsweise gegenwärtig dominierende Evolutionstheorie sucht die Entstehung des Mannigfaltigen aus wenigen, womöglich aus einer Urform herzuleiten, und so sucht man auch für die Mannigfaltigkeit der religiösen Vorstellungen und Empfindungen die einfache Urform. Und wie die Evolutionstheorie vielen ihrer Anhänger darum so willkommen ist, weil sie das Hereinwirken eines überweltlichen schöpferi-

schen Machtwortes überflüssig zu machen scheint, so wird auch die Entstehung des Gottesgedankens in der Menschheit gerne auf eine rein innermenschliche rein psychologische Ursache zurückgeführt, weil für viele damit die Hoffnung verbunden ist, die Menschheit werde, wie sie sich in die Religion hineinentwickelt hat, so sich auch einmal aus derselben herausentwickeln. Selbstverständlich sind jedoch die natürlichen Erklärungen über die Entstehung der Religion nicht erst mit der modernen Evolutionstheorie aufgetaucht, sondern sind so alt wie die Philosophie selbst.

Auf die Frage: wie konnte der Mensch zu der Vorstellung einer unsichtbaren, überweltlichen Macht gelangen, sind verschiedene Antworten gegeben; führen wir etliche derselben auf. Obenan steht die Erklärung der Dichter: die Kunde vom Dasein höherer, lichter Göttergestalten ist den Künstlern, den Dichtern zu danken. Schon Herodot sagt: „Woher ein jeglicher der Götter stammt, und ob sie alle immer dagewesen, und von welcher Gestalt sie sind, das wissen wir Hellenen, so zu sagen erst seit gestern; denn Homer und Hesiod sind es zunächst, welche den Griechen ihr Göttergeschlecht geschaffen, den Göttern Namen gegeben, Ehren und Künste unter sie verteilt und ihre Gestalten bezeichnet haben." Und Shakespeare sagt: "As imagination bodies forth the forms of things unknown, the poets pen turns them to shapes." Und Schiller schreibt es den Künstlern zu, daß sie der Weisesten Weisheit, der Mildesten Milde, der Stolzesten Kraft in ein Bild verschmolzen und der Menschheit ihre Götter geschaffen haben. Das ist ja auch jedenfalls richtig, daß nicht jedes menschliche Individuum die religiösen Vorstellungen und Empfindungen mit gleicher Originalität rein aus sich selbst gestaltet, sondern daß die Religion gelernt und von Herz zu Herz fortgepflanzt wird, und glücklich die Nation, die erhaben gerichtete Geister hat, deren religiöse Gedanken und Empfindungen sie nachdenken und nachempfinden darf. Aber ist deswegen die Religion das Geistesprodukt einzelner bevorzugter Menschen, und vollends ist sie darum das Produkt menschlicher Phantasie? Schiller selbst giebt uns die Korrektur, indem er einerseits den wilden Naturmenschen, den die menschengesellende Göttin auf ihrer Wanderung durch die Erde vorfindet, mit einer seinem Zustande entsprechenden barbarischen Religion begabt uns vorführt: „Auf gräßlichen Altären dorret menschliches Gebein," und indem er andrerseits die Künstler als die Begnadigten bezeichnet, welche die hehre Göttin sich auserwählet hat. „Glückselige, die sie, aus Millionen die reinsten, ihrem Dienst erkor." Gewiß ist die Dichtung mit der Religion verwandt, gewiß ist sie in ihren Dienst getreten, aber geschaffen, aus sich selbst herausgesponnen, hat kein Dichter den Gottesgedanken; er hat ihn vorgefunden in der eigenen Brust wie in seinen Hörern; wie hätte er sonst für seine Phantasiegebilde Glauben und Gegenliebe finden können?

Ein anderer Erklärungsversuch ist die Herleitung der Religion aus der Furcht: "primus in orbe deos facit timor." Gewiß, Not lehrt beten, so heißt es heute noch, und die Furcht sieht Gespenster; gewiß bringen erhabene und grausige Naturerscheinungen dem Menschen seine Ohnmacht zum Bewußtsein und lassen ihn hilfesuchend nach unbekannten Mächten emporblicken; gewiß sind die Götter des Heidentums meist durchsichtig erkennbar Personi-

fikationen von Naturmächten, gewiß sind die meisten Kultusformen des Heidentums Akte der baren Furcht; „mir grauet vor der Götter Reide," das ist das allgemeine Bekenntnis des Heidentums. Aber wie könnte aus der Furcht, aus der bloßen Furcht, entstanden sein, was nun einmal nicht in ihr enthalten ist, ihr Widerspiel? Furcht ist nicht in der Liebe, und Liebe ist nicht in der Furcht. Es müßte sich denn, um bei dem Bilde stehn zu bleiben, in den ursprünglich trüben Strom der Furchtreligion noch ein anderes klares Gewässer ergossen haben, das ihn durchläutert; und das ist ja wohl auch so, aber jedenfalls können die Götter, welche aus den Furchtvorstellungen der Menschen entstanden sind, den Menschen nicht etwas mitteilen, was diese versäumt hatten, in sie hineinzulegen.

Die niederste Art der Religion ist der Fetischismus (Fetisch, portugiesisch „Fetisho", von der Wurzel facere, machen, zaubern, ist ein Zauberding, ein von einem Geiste bewohnter Gegenstand) und mit der Vorstellung, die man sich gerne vom primären Orang-Utang-Menschen macht, stimmt es dann auch am besten überein, wenn man die blödsinnige Verehrung eines Messingknopfes, eines sonderbar geformten Steins u. s. w., wie sie sich bei Negervölkern finden mag, als den durch Alter ehrwürdigen Ueberrest der Urreligion unseres Geschlechtes betrachtet. In der That, wenn Jesajas die Unvernunft des Heidentums vor Augen stellen will, so malt er uns seine Entstehung als einen solchen Willkürakt des Menschen aus. Der Mensch nimmt ein Stück Holz, hackt es in zwei Stücke, bäckt sich mit dem einen Brot und wärmt sich, und zum andern spricht er: Du bist mein Gott. Richtig wird es ja wohl sein, daß die ersten Versuche, die die Menschen gemacht haben, das Göttliche sinnlich darzustellen, von sehr roher und willkürlich gewählter Form gewesen sein werden, und daß den ersten Anbetern nicht gleich eine Statue des olympischen Zeus zu Gebote gestanden haben wird. Aber ist es denn e r w i e s e n, wirklich wissenschaftlich erwiesen, daß wir das Konterfei unserer Stammeltern in den Buschmännern und Pescherahs, in einer der allerniedrigsten Menschensorte zu finden haben? Und ist denn die Art, wie der Vorstellung vom Göttlichen A u s d r u c k zu geben versucht wird, identisch mit dem Gottesgedanken oder den Gottesgefühlen selbst, das „durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht?" Merkwürdig, daß die fetischverehrenden Völker es denen, die sich um ihr Wesen näher bekümmern, selber gestehen, daß ihre Fetischanbetung nur ein Ersatz sei für das, was sie verloren haben. Neben dem gröbsten Fetischdienste findet sich vielfach ein leider nur unangewandtes Wissen und Ahnen von einem viel Höheren. „Taaroa war, er wohnte im Leeren, nicht gab es Erde noch Himmel noch Menschen; Taaroa rief, und nichts antwortete, allein da seiend ward er das Weltall," so lautet die Götterlehre der Polynesier. Die Neger der Goldküste erzählen wie die Indianer Amerikas von einem großen Geiste, einem Himmelsgotte, dem Schöpfer der Welt, Nyongmo; derselbe ist zu hoch und fern, darum hat er die Fetischgeister erschaffen und ihnen die Lenkung der Menschengeschicke überlassen. Ob man b e w e i s e n kann, daß der Fetischismus überall eine Verzerrung ursprünglich höherer Religion, nicht die Urform sondern das Produkt späterer Entartung sei, das wollen wir dahingestellt sein lassen, weil wir's nicht entscheiden können; jedenfalls aber ist um-

gekehrt noch nie gelungen, die Entstehung einer der höheren historischen Religionen durch eine allmähliche Entwickelung aus dem Sinnlosen zum Sinnvollen begreiflich zu machen.

Eine Verwandtschaft mit dem Fetischdienste hat der sogenannte Totemismus. Bei den Indianerstämmen findet sich die Verwandtschaftsbeziehung zwischen Mensch und Tier. Ein Stamm war durch die Schlange, ein andrer durch den Büffel, ein andrer durch den Biber repräsentiert. Das Wappentier des Geschlechts gilt gewissermaßen als der Ahnherr und Schutzgeist des Stammes und wird von demselben nicht gejagt und getötet, sondern als heilig betrachtet. Damit kombinierte man den Tierdienst Aegyptens und Indiens, den Kälberdienst Israels, die Pferdeköpfe der germanischen Heidenzeit, und so lag die Idee nahe, den Tierdienst als eine etwas höhere Form des Fetischismus für die ursprüngliche Religionsform intelligenterer Urvölker anzusehn. Sollte es aber wirklich so sein, daß die Germanen erst das Pferd verehrt hätten und dann allmählich den stürmenden Rosselenker Wotan, die Aegypter erst den Stier und dann allmählich den Osiris, die erzeugende Grundkraft der Natur?

Höher stehend, gewissermaßen rationeller als Fetisch- und Tierdienst ist der Kultus der Ahnen. Furcht zugleich und verehrende Dankbarkeit lagen den Gedanken so nahe, daß das unsichtbare Etwas, welches gestern noch den heute als tote Masse daliegenden Leib zum Werkzeuge machte, nicht mit einemmale verduftet sein könne, sondern daß die Seelen der Abgeschiedenen zürnend und schadenstiftend oder schützend das Haus umschweben. Daher werden Schutzmaßregeln gegen die Rückkehr der Geister getroffen, oder Familienstolz und Dankbarkeit hält die Verbindung zwischen den Lebenden und den in unsichtbares Dasein Uebergegangenen aufrecht. Sollte nicht daraus mit ganz natürlichem Uebergange der Götterkultus entstanden sein? Würde nicht Romulus im Gedächtnisse seines Volks zum Quirinus? Sollte nicht der rossebändigende Odin und der hammerschwingende Thor die von der Phantasie mit gesteigerter Macht ausgestatteten Abbilder alter germanischer Reckengestalten sein? Sollten nicht die Gräber der Helden als heilige Erinnerungsstätten zu Tempeln geworden sein? Tragen nicht die Götter der Griechen Menschengestalt, und sollten nicht ganz naturgemäß in einem künstlerisch beanlagten Volke die kraftvollen und schönen Gestalten seiner alten Helden zu dem eines Zeus und Apollon idealisiert worden sein? Allein die Griechen haben Götter verehrt, ehe sie gelernt hatten, denselben Menschengestalt zu geben, die älteste Griechenzeit kennt noch keine Bilderanbetung. Nicht die Vielgötterei, die phantasiereiche Verteilung der Ehren und der Künste auf ein vielgestaltiges Götterheer ist das ursprüngliche, da hat Herodot ganz recht, daß die Hellenen das erst seit gestern wissen, sondern der Henotheismus ist es, in Griechenland sowohl wie in Indien und in China, die Verehrung des einen Himmelsgottes nach seinen verschiedenen Eigenschaften und Merkmalen.

Eine dem modernen Verstande entstammende und zusagende Erklärungsweise ist die Theorie des Animismus. Man denkt sich die Entwickelung der ursprünglichen Menschheit gleich der des Kindes. Das Kind schilt den Stein, über den es gefallen, schlägt den Tisch, an den es sich gestoßen und liebkost die Zuckerdüte, die ihm süße Näscherei spendet, gleich als hätten die leblosen Dinge mit einer in ihnen liegenden Absicht feindlich oder erfreuend gehandelt. Es

behandelt die leblosen Dinge wie lebende Wesen und überträgt seine eigene geistleibliche Art auf die ganze es umgebende Natur. So war auch die Anschauung des Naturmenschen. Sonne, Mond und Sterne, Wolken und Wind und Meer, Baum und Fluß behandelte er wie persönliche Wesen. Aus dieser Allbeseelung der Natur gingen dann die mythologischen anthropomorphisierenden Religionsformen hervor; die bewirkende Ursache wird zum Vater oder zur Mutter, das Erzeugnis, die Wirkung, wird zum Sohn oder zur Tochter. Der fruchttragende Ackerboden ward Mutter Ceres, das Samenkorn die Tochter, Proserpina. — Gewiß ist das so, daß die mythologischen Darstellungen den Ausdruck für phantasievolle Auffassung von Naturprozessen sind. Aber sind nicht eben diese zum Teil anmutigen, zum Teil greulichen Spiele der Phantasie Entartungen der wahren ursprünglichen Religion? Wo ist ein Kind, das, wenn es zu Jahren gekommen ist, noch fortfährt, den Stein zu schimpfen und den Tisch zu schlagen? „Weil sie, obwohl wissend, daß Gott sei, ihn nicht gepriesen und ihm nicht gedankt haben, sind sie in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständig Herz ist verkehret."

Eine mit diesem Animismus verwandte Erklärungsart der Religion, die eben von einem Nichterkennen ihres Wesens herkommt, ist die bei den modernen Aufgeklärten beliebte Herleitung der Religion aus der Unwissenheit und Denkfaulheit. Der Mensch ist in seinem Handeln und in seinen Erfahrungen abhängig von der ihn umgebenden Welt. Die Gesamtheit aller der auf ihn wirkenden Einflüsse, die sein Handeln bedingen, beschränken, fördern, bestimmen, kann er nicht überschauen, sie erwecken in ihm die dunkele Vorstellung des Unendlichen, und er nennt sie Gott. Religion ist die Wirkung des Unbegriffenen im materiellen und gesellschaftlichen Leben auf den Geist des Menschen, sie ist die Wiederspiegelung der äußern Mächte, die den Menschen beherrschen, in den Köpfen. Je mehr Unbegriffenes, je mehr Götter, je weiter die Erkenntnis fortschreitet, desto entbehrlicher werden sie. Die Naturreligionen sind an der fortgeschrittenen Naturkenntnis zu Grunde gegangen, und die Naturwissenschaft wird den Kreis des Unbegriffenen immer enger einschränken. Die Socialgötter müssen entthront werden, so bald die Menschen erkennen, daß sie nicht mehr von ihnen unbekannten geheimnisvollen Wesen, sondern von sehr innerweltlichen erkennbaren und greifbaren Einflüssen beherrscht werden. Sonst sagte man: Der Mensch denkt, und Gott lenkt, heute sagt man: Geld regiert die Welt. Zuletzt wird jede unbegriffene Macht verschwunden sein, die sich jetzt noch in der Religion widerspiegelt; jetzt schon ist die Religion nur noch für das dumme Volk da, für das sie die herrschende Klasse erhalten möchte, weil sie sich sonst in ihrer Existenz bedroht sieht, für sich selbst braucht sie keine mehr. — Es ist nicht notwendig, gegen dies mutwillige Nichtwissenwollen etwas zu sagen. Der Vogel Strauß versteckt seinen Kopf im Sande.

Die Theorien welche die Entstehung der Religion aus dem Diesseit, aus gewissermaßen zufällig im Menschenhirn oder im Menschenherzen sich regenden Bewegungen erklären wollen, leisten nicht, was sie beanspruchen; sie können wohl Licht werfen auf die Art und Weise, wie das seltsam wundervolle Ding, die Religion, unter dem Einflusse verschiedener Naturumgebungen und

geschichtlicher Verhältnisse sich vielgestaltig entwickelt, aber seine Entstehung selbst, sein Dasein, können sie nicht erklären. Darum können auch jene spätgebornen von tiefen Denkern vorgetragenen Schlußfolgerungen, die wir als Beweise des Daseins Gottes zu bezeichnen pflegen, wohl das Dasein der Religion vor dem Richtstuhl des menschlichen Denkens und Fühlens rechtfertigen, aber sie können dies Dasein nicht erklären. Längst, ehe es einen kosmologischen oder ontologischen Beweis gegeben, hat sich die Menschheit in eine Selbstbeziehung zur Gottheit gesetzt. Der Gottesgedanke ist nicht das Endergebnis eines allmählich verlaufenden Denkprozesses, der vom Sichtbaren, Niederen, Besonderen anfangend sich in immer höhere Kreise erhoben und endlich mit einem glücklichen Heureka sich zum Gipfel emporgeschwungen, sondern er ist, wenn er auch dies gleichfalls sein mag, dennoch nicht bloß dieses, sondern zugleich der Ausgangspunkt der menschlichen Geistesentwickelung, das Auge gewissermaßen, mit welchem der Mensch die Welt, die ihn umgebende wie die in seinem Innern, ansieht.

Wie dem einzelnen Menschen seine eigne erste Lebenszeit im Dunkel verborgen liegen bleibt, so wird auch wohl für die Menschheit als Ganzes der Schleier des Geheimnisses auf ihren ersten Anfängen ruhen bleiben; ein wesentlich wertvolles Wissen, dessen Mangel die Fähigkeit zur Selbsterkenntnis verkürzte, ist damit nicht verloren. Es lohnt daher nicht, jene erste dunkle Vergangenheit mit Wahrscheinlichkeitsbildern auszufüllen und die Frage nach dem Ursprunge der Religion beantworten zu wollen durch den Hinweis auf die Religion der ersten Menschen, deren Zustände wir doch nicht kennen, sondern nur vermuten oder postulieren. Zwei Auffassungen sind nach dem heutigen Stande der Geschichtswissenschaft und der Naturkunde wohl noch haltbar, keine von der andern völlig widerlegt. Nach der einen sind die Zustände, in welchen wir gegenwärtig die sogenannten Naturvölker finden, Reste aus der Urzeit, veranschaulichend, wie wir uns die ersten Menschen zu denken haben; nach einer andern sind sie das Ergebnis einer Degeneration, der überall eine höhereStufe vorangegangen ist. In den Streit der Ansichten mag sich vielfach die Tendenz eingemischt haben, auf der einen Seite, die Wissenschaft in Widerspruch, auf der andern sie in Einklang mit dem Bibelglauben zu setzen; von letzterem ist hier nicht die Rede, sondern nur von wissenschaftlichen Behauptungen, für welche Beweise vorgebracht werden müssen; von diesen sagten wir, sie stehen einander noch mit gleichem Anspruch auf Beachtung gegenüber und es wird vielleicht nie bis zur Evidenz zwischen ihnen entschieden werden. Der Glaube an die religiöse Wahrheit, den die Bibel bezeugt, daß der Mensch als das Bild Gottes und die Krone der Schöpfung an die Spitze derselben gestellt sei, wird weder durch den eventuellen Sieg der einen Ansicht erschüttert, noch bedarf er des Siegs der andern zu seiner völligen Sicherung.

Also nicht in die ferne, verborgene Vergangenheit blicken wir, um die Frage nach dem Ursprunge der Religion zu beantworten; sondern auf den Kreis unserer eignen Erfahrung. Ist doch ein jeder Naturprozeß eine immer erneute Wiederholung eines vorangegangenen, so daß uns die Gegenwart veranschaulichen kann, was in der Vergangenheit geschehen ist. Und die Entstehung der Religion ist auch ein Naturprozeß, ein geistiger, in dem sich immer

wiederholt, was zu Anfang geschehen sein muß. Und zwar, wenn wir uns die Entstehung irgend einer geistigen Erscheinung im Menschenleben vergegenwärtigen wollen, der Sprache oder der Musik oder der Philosophie, so werden wir uns dieselbe nicht in einem verkümmerten oder verkrüppelten Zustande vergegenwärtigen, sondern so wie uns ihr Wesen, wenn auch nicht auf der höchsten und ausgebildetsten Stufe der Entwickelung, so doch am reinsten und kräftigsten entgegentritt. Religion ist Selbstbeziehung des Menschen zu einer Gottheit. Wie kommt es, daß der Mensch Religion hat, daß es ihm eigentümlich ist, sich auf eine Gottheit zu beziehen. Die Antwort bietet sich so selbstverständlich dar, daß sie fast als eine Tautologie erscheint, und zugleich ist sie so wenig neu und uns längst vertraut: „Daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbaret"; wie man es darum auch so ausgedrückt hat: die Religion ist die Antwort des Menschen auf eine Rede Gottes zu ihm. Sie ist nicht die Rede selbst, denn sonst könnte es keine getrübte, verworrene, entartete Religion geben, aber sie ist eine durch die Freiheit des Menschen vermittelte Reaktion desselben auf eine Manifestation Gottes an ihn; nicht aus dem Nichts, nicht durch Zufall, nicht durch eigen geschaffene geistige Leistung des Menschen entsteht sie, sondern durch eine Selbstbeziehung Gottes auf den Menschen. In welche Einzelakte diese Manifestation Gottes an den Menschen sich zerlege, in welcher zeitlichen Reihenfolge sie an den letzteren herantreten, wer will das beantworten? Da giebt's kein einerlei der Art und Weise; von Innen und von Außen, durch Großes und durch Kleines, in Sturm und in Stille thut sich Gott dem Menschen kund. Wer will sagen, wie im besondern und ausschließlich er mit den ersten Menschen geredet habe? Man mag sagen, daß sei keine wissenschaftliche Antwort: „Religion eine Antwort des Menschen auf eine Rede Gottes an ihn," man könne sich nichts bestimmtes dabei denken, es sei ein bildlicher Ausdruck. Das ist richtig; es ist gar nicht möglich, die psychischen Hergänge im Menschen bis in ihre ersten Anfänge zu verfolgen, weder die historischen Anfänge im Menschengeschlechte als Ganzem, ob es mehr Natureindrücke oder sittliche gewesen sind, die in ihm zuerst rege geworden, noch beim einzelnen Menschen, ob das Denken oder ob das Gefühl den Ausgangspunkt bilde. Die Ueberzeugung, daß die Religion im menschlichen Geschlechte wie im einzelnen Menschen einem göttlichen Anstoße ihrer Entstehung verdanke, ist allerdings keine empirische Erklärung ihres Ursprungs, sie ist vielmehr ein Normativ zur Beurteilung der Fragen, die die Entwickelung der Religion innerhalb des Kreises geschichtlicher Erfahrung betreffen. Es zeigt sich häufig in den Konstruktionen der Religionsgeschichte die Tendenz, die religiöse Entwickelung der Menschheit dem Gesetze der Evolution zu unterwerfen in der Weise, daß a priori angenommen wird, ein relativ hoher Stand religiösen Lebens in einem Volke könne nicht den Ausgangspunkt bilden, sondern müsse erst das Produkt sehr allmählicher Entwickelung und Läuterung sein, das Rohe, Sinnliche und Geistlose in den religiösen Vorstellungen eines Volkes sei allemal das ursprünglichere, je weiter man in der Geschichte eines Volkes zurückgehe, auf einer je tieferen Stufe des religiösen Lebens müsse man es finden. Das ist einfach eine petitio principii, ist nicht geschichtlich bewiesen und kann nicht als Grundlage zu einer Konstruktion der

Religionsgeschichte angenommen werden. Die Ueberzeugung, daß das religiöse Leben in der Menschheit seine Entstehung einem göttlichen Anstoße verdanke, steht dieser petitio principii mit vollständig ebenbürtiger Berechtigung gegenüber und sagt uns, daß, wie wir uns auch die Urzustände der Menschheit zu denken haben mögen, doch die höchste Blüte in der Geistesentwicklung des Menschen, und das ist doch die Religion, nicht aus dem Geistlosen, dem Unsinn sich allmählich entwickelt haben kann. In anderer Beziehung ist die Ueberzeugung vom göttlichen Ursprunge der Religion normativ im Hinblicke auf die Zukunft. Wäre sie ein Erzeugnis rein von unten her, nicht gewissermaßen der Menschheit wider ihren Willen eingepflanzt, so wäre allerdings die Hoffnung oder Befürchtung nicht abzuweisen, daß sie allmählich den in der Menschheit wirksamen Gegenströmungen erliegen und aus dem geistigen Leben der Menschheit schwinden möge. Allein das ist schon öfter geweissagt worden, und schon öfter hat es geschienen, als sei die Weissagung ihrer Erfüllung nahe, und dennoch zeigt die Religion eine Lebenskraft, vermöge deren sie die Propheten ihres Unterganges überlebt. Sie hat die Bürgschaft ihrer immer wiederholten Neuentstehung in Gott selbst. Die Menschheit wird die Religion nicht los, denn Gott läßt die Menschheit nicht los. "Tu deus, fecisti nos ad te, ergo cor nostrum non requiescit donec est in te." Formen der Religion werden wechseln und fallen, und vielen mag mit dem Fall der vertraut gewordenen Formen das Wesen der Religion selbst zu schwinden drohen, aber an eine Vergänglichkeit der Religion selbst zu denken wehrt eben der Glaube an ihren göttlichen Ursprung.

Fragen wir nun aber, wo wir die Entstehung und zugleich das Wesen der Religion am reinsten wahrnehmen, so werden wir hingewiesen auf den anderen Adam. Freilich, in die innere Werkstatt seines geistigen Werdens hineinzuschauen vermögen wir nicht, dazu steht er uns zu hoch; niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater. Aber das sehen wir, daß seine religiöse Entwickelung als eine echt menschliche erwachsen ist auf dem Boden seines geschichtlichen Lebens, seines Volkstums, seiner Familie, seines Heimatlandes, und doch auf der andern Seite etwas so Eigentümliches, Originales, das durch kein Zusammenwirken geschichtlich umgebender Einflüsse erzeugt werden konnte. Vom ersten kindlichen Worte an: „Muß ich nicht sein" u. s. w. bis zum letzten sieghaften: „Mir ist gegeben" u. s. w., zeigt sich in ihm die vom Vater selbst hervorgelockte kräftige und lautere Selbstbeziehung auf Gott. Und wenn er freilich unerreicht und unvergleichlich dasteht, so ist er doch der Erstgeborene unter vielen Brüdern, und an seinem Urbilde sehen wir: so entsteht Religion, und so ist Religion, so soll sie sein. Am Vergleich mit dem Urbilde läßt sich unterscheiden, was Nachbild und was Zerrbild der Religion ist, wie allein Religion, die des Namens würdig ist, entstehen kann, und zu welchem Ziele die Religion die Menschheit hinführen will: „Ich in ihnen, und du in mir, auf daß sie vollkommen sein in eins."

E. O.

Moderne Religion.

Von Hrn. G. Moser.

So betitelt Vetter einige Aufsätze, die er in dem Blatt „der alte Glaube“ gegen Hilty geschrieben hat. Beide, Vetter und Hilty sind Apologeten des Christentums und Verfasser vielgelesener Schriften. Das Beste von Vetter ist vielleicht seine kleine Brochüre: „Das erste Blatt der Bibel,“ worin mit großen naturwissenschaftlichen Kenntnissen die Schöpfungsgeschichte behandelt wird, in meisterhafter Sprache die Lehren der göttlichen Offenbarung in der Bibel und die der Wissenschaft vereinigend. Hilty ist Staatsrechtslehrer in Bern und sein Buch „Glück“ (3 Teile) gehört zum Besten und Edelsten, was von den Gebildeten der Gegenwart gelesen wird, und von Tausenden mit Begeisterung aufgenommen worden ist.

Beide Gelehrte sind Verteidiger des Christentums, und bei dem großen Erfolge ihrer Bücher ist es begreiflich, wenn Freigeister sich gegen beide aufmachen und ihre Schriften zu entwerten suchen. — Und diese beiden sind nun wider einander? Diejenigen, die sich die Hand reichen sollten im Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind des Unglaubens und des Materialismus? Ja, so ist es. Vetter schreibt gegen Hilty. Die Stellen, die Vetter aus Hiltys Schriften herausgreift, um zu zeigen, daß diese eine moderne Religion vertreten, die nicht dieselbe der Apostel und Propheten sei, lauten allerdings bedenklich und können bei manchen ein schlimmes Vorurteil erwecken. So schreibt Hilty: „Auf dem Wege der Furcht kommt ein Mensch heute nicht mehr zu Gott,“ und preist Gott als die Liebe. Dem darf allerdings entgegengehalten werden, daß auch das Neue Testament, auch Christus sagt: „Fürchtet euch vor dem, der Macht hat in die Hölle zu werfen, wo der Wurm nicht stirbt,“ und daß auch jetzt noch Furcht und Strafe und der Ernst der göttlichen Gerechtigkeit dem Genuß und der Gemeinschaft der göttlichen Liebe den Weg bereiten muß. Auch die Geschichte der Völker, Leben und Sterben der Menschen lehren einen furchtbaren Gott, in dessen Hand und Zorn zu fallen schrecklich ist. — Bedenklich ist weiter, daß Hilty sich nicht vor dem Ganzen der heil. Schrift beugt, sondern meint, alles wirklich Wahre und Tiefgründige, auf immer Bestehende der christlichen Religion fände in einer Nummer einer Zeitung Platz; man müsse zwischen der Lehre der Apostel und der Christi, die allen entscheidend und maßgebend sei, unterscheiden. Aber Christus selbst versichert uns, daß kein Buchstabe des Gesetzes unerfüllt bleibe. Was viele Kritiker als menschliche Dogmen verwerfen, ist ein großartiger Organismus göttlicher Offenbarungsgeschichte, von der Schöpfung und dem Sündenfall an bis zum neuen Himmel und der neuen Erde. — Zur Kritik herausfordernd ist auch die Art und Weise, wie Hilty den Apostel Paulus und manches andere im Neuen Testamente kritisiert. So heißt es im „Glück“, III, 203: Die Thessalonicherbriefe und einzelne Teile von hastig geschriebenenen andern sind nicht von gleichem Gehalte wie diejenigen, die er in unfreiwilliger Muße in Rom schrieb. Wir würden wünschen, er hätte sich zu mehrerem mehr Zeit genommen.“ Ferner: „Die Rede vor den Athenern war ein offenbarer Fehlschlag“ (die Rede, die der Professor der griechischen Sprache, Roth, ein Meisterstück nannte!). „Des Paulus Reise nach Jerusalem war unnötig.“ —

Diese Art der Kritik erinnert an jene berühmte Offizierin der Heilsarmee, die äußerte, wenn sie jenseits dem Apostel Paulus begegne, werde sie mit ihm ein ernstes Wort zu reden haben über die Art und Weise, wie er über die Stellung und das Schweigen der Frauen in der Kirche geschrieben habe. Wo bleibt da Pietät und demütige Unterwerfung unter die, von welchen Christus sprach: „Wer euch höret, der höret mich," denen er Auftrag, Vollmacht und die Verheißung seiner Mitwirkung gab! — Noch manches derartige könnte angeführt werden, das nicht Stich hält. Sollen wir deswegen Hiltys Bücher wegwerfen und uns auf den Tadel beschränken? O nein! Hilty hat eine große Gabe, zu gebildeten und modern gerichteten Geistern zu reden und ihnen das wahre Glück, das nach ihm nur in Gott gefunden wird, nahe zu legen. Sprache und Methode — alles ist bei ihm modern; es sind nicht kirchliche Dogmen, es ist nicht die Fülle der Offenbarungs- und Reichs-Gotteslehre, was er bringt, kein Katechismus, den er aufstellt. Und doch führt er nach innen, giebt eine ausgezeichnete Gesundheitslehre für Leib und Seele und will dem modernen Menschen, der sich an vielem stößt, zunächst die Hauptsache geben: Glauben an Gott und Christus, Befreiung von theoretischem und praktischem Materialismus und von Selbstsucht, eine tiefe Ueberzeugung vom ewigen und zukünftigen Leben, dem man nur auf dem Wege der Liebe, der Entsagung und der Gerechtigkeit entgegengeht. Hätte und gäbe er alles, und führte er schon ganz hinein ins Heiligtum, so könnte er nicht bis zu den Pforten dieses Heiligtums der Führer sein für die Tausende, die an ihm noch Geschmack finden, während sie für die Predigt des göttlichen Wortes kein Ohr mehr haben. Wir haben somit alle Ursache auch für solche Gaben zu danken, wie Hilty ist.

Immerhin sollten Polemiker innerhalb des gemeinsamen Feldlagers stets jener königlichen Mahnung eingedenk sein. daß es für Streiter Eines Heeres unehrenvoll ist, sich Angesichts der Feinde zu duellieren.

Homiletisches.

Kurze Entwürfe zu den Evangelien des 5.–12. Trinitatissonntags.

P. K. Kißling, St. Louis, Mo.

5. Sonntag nach Trinitatis.—Lukas 5, 1—11.

Auf den lieblichen See Genezareth versetzt uns heute unser Text. So anstrengend und nutzlos die Fahrt in den nächtlichen Stunden gewesen war, so lieblich und herrlich gestaltet sie sich im hellen Tageslicht, und zwar vornehmlich durch den wunderbaren Passagier, den sie an Bord genommen hatten: den Herrn Jesum. Auch unser Leben — eine Schiffahrt. Ein vielgebrauchter, aber immer treffender Vergleich. Die verschiedenen Erfahrungen des Petrus spiegeln auch unsere Erlebnisse wider.

Eine vierfache Fahrt.

I. Eine vergebliche Nachtfahrt;
II. Eine gesegnete Tagfahrt;
III. Eine demütige Höllenfahrt;
IV. Eine selige Heimfahrt.

I. Schilderung der Textsituation: V. 1—5a. Die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Welch traurige Erfahrung! Die nächtliche Ruhe geopfert, Fleiß und Anstrengung nicht gespart, und doch kein Erfolg, doch kein Segen. Eine alte und doch immer neue Klage. Der Landmann, der Geschäftsmann, der Lehrer, der Pastor: Jes. 49, 4 a. So viel Arbeit, und doch kein Segen! So viel Saat, und doch keine Ernte! So viel Samen, und doch keine Frucht! Prüfe dich: Hast du mit dem Herrn gearbeitet, oder ohne ihn? Vergebliche Nachtfahrten genug.

II. 5b. „Aber", ein köstliches „aber". Auf dein Wort. Trotzdem Jesu Wort gegen alle Fischerregel geht. Und er soll es nicht bereuen: V. 6. Der Herr segnet den Gehorsam gegen sein Wort überschwenglich. Auf dein Wort! Das sei auch unsere Losung. In Jesu Namen, im Gehorsam gegen Jesu Wort, im Vertrauen auf seine Hilfe laßt auch uns unsern Beruf üben, unser Netz auswerfen. Das giebt eine gesegnet Fahrt. Kommt die Hilfe, der Segen auch nicht so plötzlich, wie hier, gilt's auch, in Geduld auf die Hilfe des Herrn hoffen, sie kommt, der Segen bleibt nicht aus. Auf dein Wort werf ich aus dein Netz, und sag bei meiner Arbeit stets: Das walte Gott.

III. V. 8. Das zieht Petrus auf die Knie. Des Heilandes Segen treibt zur Selbsterkenntnis, Sündenerkenntnis. Der Gesegnete beugt sich am tiefsten, wie die volle Aehre sich am tiefsten neigt. Kennst du diese demütige Höllenfahrt, da du, überwältigt von Jesu Wunderhilfe, in dein Herz hinabsteigst und erkennst: Ich bin's nicht wert, ich bin ein sündiger Mensch? Gottes Güte soll uns zur Buße leiten. „Herr, gehe von mir hinaus!" Vielmehr: Komm, verbinde dich aufs innigste mit mir.

IV. 10b. 11. Welch eine Heimfahrt! Nicht mehr Fische, Menschen soll er fangen, einer von denen soll er werden, von denen Jer. 16, 16 geschrieben steht. Auch wir sind zu diesem Amt berufen. Nicht nur der Pastor, alle Christen sollen an ihrem Teil das Netz auswerfen, wo sie Gelegenheit haben, oder wenigstens helfen am Netz ziehen. 11a. Auch unser Schiff kommt einst ans Land. Wer weiß, wie bald? Laßt uns mit ganzem Herzen dem Herrn nachfolgen, ganz und ungeteilt in seinen Dienst treten, damit es auch einmal für uns durch sein Erbarmen eine selige Heimfahrt geben möge.

---

6. Sonntag nach Trinitatis.—Ev.: Matth. 5, 20—26.

Acta 26, 28. Ein scheinbar glänzender Erfolg der Predigt des Apostels Paulus. Und doch beim Licht besehen — ein herzlich geringer. Es fehlt nicht viel. Das ist gerade der Jammer. Wer in der Nähe des Hafens, angesichts des rettenden Ufers, in der Tiefe versinkt, dessen Schicksal ist um so beklagenswerter. Und um so schlimmer, wenn es durch eigene Schuld geschieht. Das ist der große Fehler der heutigen Christenheit: Nur wenige verwerfen das

Evangelium mit klarem, vollem Bewußtsein; aber es kommt bei den allermeisten zu keiner vollen Entschiedenheit, zu nichts Ganzem im Christentum. Es fehlt nicht viel. Beinahe — aber doch nicht. Sie bleiben, so zu sagen, zwischen Thür und Angel stehen. „Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben." „Immer strebe zum Ganzen."

Was brauchen wir, um ganze Christen zu sein? Zweierlei:

I. Eine Gerechtigkeit, die besser ist, als die der Pharisäer und Schriftgelehrten;

II. Eine Gesetzeserfüllung, nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geist.

I. Mit einer achtfachen, lieblichen Seligpreisung hat der Herr die Bergpredigt begonnen. Aber er schließt den Himmel nicht nur auf, sondern auch zu. Er hat die Schlüssel der Hölle und des Todes und die des Himmelreichs in seinen durchgrabenen Händen. V. 20. Nicht in das Himmelreich kommen! Welch eine entsetzliche, grauenhafte Aussicht! Aber nur ein ganzer Christ kann in das Himmelreich kommen. Und dazu gehört vor allem eine bessere Gerechtigkeit als die der Schriftgelehrten und Pharisäer. Die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten bestand in ihrer Schriftkenntnis. Unkenntnis der Schrift, der Heilswahrheiten ist heutzutage entsetzlich weit verbreitet. Aber selbst die gediegenste Bibelkenntnis giebt uns keine Garantie zum Seligwerden. Im Gegenteil: Luk. 12, 47. Nicht auf das Wissen, sondern auf das Thun des Willens Gottes kommt es an. Nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen wird man selig. Pharisäer-Gerechtigkeit in äußerer Gesetzeserfüllung; Einbildung auf die eigene Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Eine gefährliche Gerechtigkeit, mit der sich große Scharen Christen heutzutage zufriedengeben. Aber sie langt nicht. Sie hat ihren Lohn dahin. Christus hat uns die wahre Gerechtigkeit erworben. Mit ihr kann man allein vor Gott bestehn.

II. V. 21. 22. Nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geist sollen wir das Gesetz erfüllen. Nähere Ausführung am 6. Gebot. Schon der bloße Gedanke, die böse Gesinnung gilt vor Gott so viel wie die That. Wer will sich da rein waschen? An einem Beispiel aus dem täglichen Leben macht uns der Herr seine Meinung klar. 25. 26. Prozeß, Versöhne dich unterwegs, ehe es zu spät ist. Du könntest den Prozeß verlieren, und die Kosten zahlen müssen. Hütet euch, daß ihr einmal vor Gottes Richterstuhl den Prozeß nicht verliert!

---

7. Sonntag nach Trinitatis.—Ev: Markus 8, 1—9.

Unser Heiland tritt uns heute nicht als Seelsorger, sondern als Hauswirt entgegen, der in menschlich-teilnehmender Weise für die leiblichen Bedürfnisse seiner zahlreichen Gäste sorgt. Das ist eine Seite seines Wesens, die von vielen Christen ganz übersehen wird, und in der er doch seine Herrlichkeit so ergreifend offenbart, wie nur irgendwo. Die Brocken, die sie dort in der Wüste aufhoben, sind noch nicht aufgegessen worden bis auf den heutigen Tag. Es langt auch noch für uns. Auch wir sollen nicht hungrig von seinem Tische gehen, wenn wir nur ordentlich zugreifen und nicht so blöde sind.

Die denkwürdige Mahlzeit in der Wüste.
I. Der ehrwürdige Gastgeber;
II. die zahlreichen Gäste;
III. das gesegnete Tischgebet;
IV. die erstaunliche Sparsamkeit.

I. V. 1. 2a. Was jammert denn den Herrn? Sonst: Matth. 9, 36; Luk. 19, 41 ff.; Luk. 7, 13: Aber heute ist es ein anderer Jammer, der sein mitleidvolles Herz beschwert. Es jammert ihn, daß sie nichts zu essen haben. Der Hunger dieser vielen Leute schneidet ihm ins Herz. Welch ein reicher Trost. Wir haben einen Heiland, der nicht nur für unsere Seele, sondern auch für unsern Leib sorgt. Wenn wir nach dieser Seite hin das Evangelium durchlesen, so lernen wir den Heiland vielleicht von einer neuen Seite kennen, die doch für Tausende voll Trost und Herrlichkeit ist: Mark. 6, 43b; Joh. 21, 9—12; cf. 1 Könige 19, 5. 6. Stärkung des Gottvertrauens.

II. 4000 Menschen hier in der Wüste. Was thun die alle hier? V. 23. Um des Herrn willen haben sie sich der Gefahr des Verschmachtens ausgesetzt. Der Heiland hat sie wie ein Magnet nach sich gezogen. Hier haben sie sich um ihn geschart, um aus seinem holdseligen Munde Worte des Lebens zu vernehmen. Darüber vergessen sie Essen und Trinken. Unermüdlich lauschen sie den entzückenden Himmelsklängen von Jesu Lippen. Darum hielt es der Herr gleichsam für seine Pflicht, sie auch leiblich zu stärken. Zuerst das Himmelsbrot, dann das Erdenbrot. Zuerst müssen wir zu ihm kommen, seine Lebensworte tief in unser Herz schließen, bei ihm verharren, ausharren, dann wird's uns auch an seinem Segen, an seiner Erquickung im Leiblichen, an Brot aus seiner reichen, barmherzigen Heilandshand nicht fehlen. Und dann: An des Heilands Tafel ist's gut sein, auch wenn sie uns in der Wüste gedeckt würde. „Jesu Segen macht beim ärmsten Mahle satt."

III. Schilderung der Textsituation nach V. 4. 5b, **nota bene**: nicht nach beliebter rationalistischer Manier, sondern nach dem Verslein: „Philippus hat gefehlet, Andreas schlecht gezählet, Sie rechnen wie ein Kind; Mein Jesus kann addieren, Und auch multiplizieren, Und wenn's gleich lauter Nullen sind." Wo kommt der Segen her? Er dankte. Darin liegt das Geheimnis, das alle Rechenbücher zu Schanden macht. Welch ein ergreifendes Bild! Das Tischgebet und seine Bedeutung und sein Segen.

IV. V. 8. Wunderbarer Befehl. Unser Herr ist nicht nur reich, sondern auch sparsam. Es wird mehr aufgehoben, als ursprünglich vorhanden war. Laßt uns das rechte Sparen, das himmelweit vom Geiz entfernt ist, lernen. Hebt die übrigen Brocken auf u.s.w. Komm, Herr Jesu, sei unser Gast u.s.w.

---

8. Sonntag nach Trinitatis.—**Ev.**: Matth. 7, 15—23.

Die bekannte oratorische Regel, die Predigt klimaxartig aufzubauen, die Töne immer reicher, immer voller, immer herzanfassender zu gestalten, bis sie am Schluß ihre höchste Steigerung erfährt, sehen wir in der Bergpredigt unübertrefflich veranschaulicht. Mit den lieblichen Seligpreisungen beginnt

der Herr ruhig und lockend, bis sich seine Rede zu dem ergreifenden, erschütternden: Sehet euch vor, d. h. hütet euch! in unserem Text steigert.

Eine ernste Mahnung aus dem Munde unseres Heilandes: hütet euch!

I. Hütet euch vor den falschen Propheten!
II. Hütet euch vor eurem eigenen Herzen!
III. Hütet euch vor der kommenden Ewigkeit!

I. Vor falschen Propheten warnt der Herr. Ein falscher Prophet ist ein Mann, der vorgiebt, von Gott gesandt zu sein, und es ist doch erlogen. Solche falsche Propheten waren die Pharisäer und Schriftgelehrten. Sie hatten Gottes Wort im Munde, aber nicht im Herzen und Leben. Auch unter uns fehlt es nicht an falschen Propheten. Die sogenannten freien Prediger unseres Landes. Freilich gilt auch von mancher Gemeinde das Wort: Micha 2, 11. Wie im Weltlichen, so im Geistlichen: manche Gemeinde will betrogen sein. Kennt ihr den ersten falschen Propheten? Der Teufel. Gen. 3. Und dieser Lügenprediger hat unzählige Nachfolger gehabt und hat sie heute noch, auch auf Kanzeln und Lehrstühlen, die den Leuten Gottgleichheit versprechen auf dem Wege des Abfalls von Gott, und einen andern Weg zum Heil zeigen, als ihn Gottes Wort vorschreibt. Ein jeder Mensch ist ein falscher Prophet, der durch Wort oder Wandel den schmalen Weg breiter und die enge Pforte weiter macht, als sie Gott gemacht. Und am schlimmsten sind sie, wenn sie in Schafskleidern kommen, wenn sie gottselige Geschwätze und Redensarten im Munde führen. Der falsche Geist: 1 Könige 22. Ein solch falscher Geist geht auch durch unsere Zeit. Sehet euch vor! Hütet euch!

II. V. 16—21. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Ein ganz vernünftiger Maßstab, gegen den niemand etwas einwenden kann. Nicht ob jemand Jesum mit dem Munde bekennt, ob er ein fleißiger Hörer des Wortes ist, sondern ob jemand durch sein tägliches Leben beweist, daß Jesus eine Gestalt in ihm gewonnen hat, darauf kommt's an. Darum müssen wir uns vor unserem eigenen Herzen hüten, weil wir uns nur gar zu gern betrügen lassen, uns mit dem Schein eines gottseligen Wesens begnügen, aber seine Kraft verleugnen. Mit dem Herr Herrsagen ist's nicht gethan. Christen sind Menschen, die den Willen Gottes thun. Nur wer den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit. Sehet euch vor! Hütet euch!

III. V. 22. 23. Merkwürdiges Wort. Wie der Satan sich in einen Engel des Lichts verstellen kann, so kann er bösen Menschen große Kraft geben, daß sie unter dem Schein der Rechtschaffenheit große Werke ausrichten auf Erden, so wie einst die Zauberer Pharaos auch verschiedene Wunder dem Mose nachgemacht haben. Aber sie gelten nichts, wenn sie nicht durch den herzlichen Glauben an Christum gewirkt werden. Selbst große Thaten sind noch kein Beweis eines lebendigen Christentums, sondern nur das Thun des Willens Gottes. Ich habe euch noch nie erkannt. Schreckliches Wort. Nämlich als die Seinen. Laßt uns Ernst machen mit dem Christentum. Die Ewigkeit naht. Sehet euch vor! Hütet euch!

9. Sonntag nach Trinitatis.—Ev.: Luk. 16, 1—9.

Der Baum im Paradies war ein lustiger Baum, weil er klug machte, Gen. 3, 6. Freilich lernten die ersten Eltern eine Klugheit, die die Verdammnis über das ganze Menschengeschlecht gebracht hat. Und dennoch — Klugheit eine schöne Tugend, wenn sie rechter Art ist. Auch Christen müssen kluge Leute sein, obgleich man ihnen vielfach gerade das Gegenteil davon zuschreibt. Wahre Klugheit wächst und gedeiht allein auf dem Boden des Evangeliums.

Was gehört dazu, wenn wir wirklich kluge Leute sein wollen?

Wir müssen:

I. Fleißig an den großen Tag der Rechenschaft denken;

II. treulich die uns geschenkte Gnadenzeit ausnützen.

I. Wir alle sind, gleich dem Mann im Text, Haushalter, und zwar eines reichen, großen, mächtigen Herrn, dem wir für all unser Thun und Lassen verantwortlich sind, nämlich des großen Gottes im Himmel. Die uns anvertrauten Güter: Unser Leib mit seinem wunderbaren Organismus, unser Geist, der aus Gottes Geist stammt, Geld und Gut, Weib und Kind, Haus und Hof, Zeit und Kraft. Haben wir diese Güter immer treulich verwaltet? Von wie vielen werden sie schmählich durchgebracht! V. 2. Warum hat er so grenzenlos leichtsinnig mit seines Herrn Gütern in den Tag hinein gewirtschaftet? Weil er trotz seiner Klugheit thöricht genug war, nicht an den Tag der Rechenschaft zu denken, bis das Donnerwort — gleich der Posaune zum Gericht — an sein Ohr schlug: 2b. und er seine Betrügereien, seine Unterschleife nicht mehr vertuschen konnte. — An nichts, an gar nichts denken die Menschen im gewöhnlichen Leben weniger als an den Tag der Rechenschaft, der uns allen bevorsteht, nichts halten sie sich länger vom Leib als den Gedanken an die Ewigkeit. Und eben darum werden auch die Güter, die ihnen anvertraut sind, in unverantwortlicher Weise vergeudet und verschleudert. An Illustrationen dazu ist das tägliche Leben reich und überreich. Es giebt keine größere Thorheit, als jenen Tag zu vergessen. Dagegen besteht wahre Christenklugheit darin, daß man die ewige Zukunft fest und bestimmt ins Auge faßt, daß man unter dem Rennen und Jagen, Schaffen und Wühlen, Mühen und Arbeiten dieses armen, vergänglichen Lebens die Ewigkeit nicht vergißt und den Ruf nicht überhört: Thue Rechnung von deinem Haushalten!

II. Der Mann im Text ist schnell besonnen. Er weiß den Kopf schlau aus der Schlinge zu ziehen. Freilich er hilft sich mit einer neuen Ungerechtigkeit. V. 5—7. Und der Herr lobte den ungerechten Haushalter, freilich nicht wegen seiner Ungerechtigkeit, sondern wegen seiner Klugheit, mit der er sich zu helfen weiß. 8b. Die Menschen wissen sich in der Regel in ihren Verlegenheiten leicht zu helfen. Lerne, du Kind Gottes, du Kind des Lichts, auch deinen ewigen Vorteil eben so klug wahrzunehmen. V. 9. Mammon der Ungerechtigkeit — weil er oft auf ungerechte Weise erworben und zu unrechten Zwecken verwendet wird. Darum: Brich dem Hungrigen dein Brot u. s. w. Selig sind die Barmherzigen u. s. w. darbet: es kommt für uns alle ein Tag

des Darbens, wenn wir sterben müssen. Aufnehmen: durch ihre dankbare Fürbitte helfen sie uns zum Himmelreich. Wer den Armen leihet u. s. w. Sichere Bank. Wohlthun trägt Zinsen. Nützt eure Gnadenzeit aus.

Dann reifen euch selige Garben, wenn andere zittern und darben,
Dann wird in den ewigen Hütten die Liebe euch Einlaß erbitten.

---

10. Sonntag nach Trinitatis.—Ev.: Lukas 19 41—48.

Der Schluß des Evangeliums V. 48b. klingt auffallend und dem Inhalt gerade dieses Evangeliums widersprechend. Jesus weint und klagt: 42, in heiliger Entrüstung treibt er die Tempelschänder aus dem Heiligtum, und doch: 48b. Es war eben kein tieferes Heilsverlangen, kein Herzensbedürfnis, das sie zum Herrn zog und für den Herrn begeisterte. Er war für sie ein brennend, scheinend Licht, und sie wollten eine Weile fröhlich sein in seinem Licht. Aber gerade unser Text kann uns zeigen, daß ihm und uns nicht damit gedient ist. Kein oberflächliches Gefallen, keine flüchtige Rührung soll uns zu ihm treiben, sondern Sehnsucht nach Frieden, Verlangen nach tieferem Verständnis und Erfassen des in ihm uns dargebotenen Heiles. Nicht nur mit Worten predigt der Herr heute, sondern mit Thränen, und mit einer für alle Zeit vorbildlichen That.

Jesus Christus vor und in Jerusalem.

I. Vor Jerusalem: seine Thränen;
II. in Jerusalem: seine Thaten.

I. V. 41. 42. Jesus weint beim Anblick Jerusalems, beim Anblick des Volks, das ihn eben noch so begeistert umjauchzt hatte. Die Thränen Jesu sind ein Zeugnis seiner herzlichen Liebe zu seinem Volk, um das er unermüdlich geworben, und das ihn doch verworfen. „Ihr habt nicht gewollt." Wie unermüdlich wirbt er auch um uns, und wie wenig Frucht dieser Liebe! Laßt die Thränen Jesu nicht vergeblich sein. Aber auch seinen heiligen Ernst bezeugen uns seine Thränen: V. 43. 44. Erfüllung bei der Zerstörung Jerusalems. Auch für uns kann einmal eine Zeit kommen, wo es zu spät ist, den Herrn zu suchen, zu spät zur Umkehr. Friede ist das Notwendigste, was wir brauchen, aber nur in Jesu finden wir Frieden.

Dein Heiland weint! Merk es verblendet Herz u. s. w.
Dein Heiland weint! o edle Perlenflut u. s. w.
cf. Gerok: Palmblätter: Dein Heiland weint.

II. V. 45. 46. Die letzte That des Herrn auf Erden vor seinem Leiden und Sterben war die Reinigung des Tempels. Und damit hat er angedeutet, was sein ganzer Beruf, der ganze Zweck seines Kommens auf Erden war. Ein Bethaus soll die ganze Erde sein. Aber der Teufel hat eine Mördergrube daraus gemacht. Zu seiner Reinigung und Erneuerung kam unser Herr. Auch unsere Herzen sollen solche Tempel sein und bedürfen dringend der Reinigung. Läßt sich auch auf unsere Gotteshäuser anwenden, auf die unheiligen, sündlichen Gedanken u. s. w., die aus unsern Tempeln Mördergruben machen. Des Heilandes Geißel hat auch heute noch Arbeit genug. Wir wollen uns ihm willig in die Zucht geben und bei Zeiten bedenken, was zu unserem Frieden dient.

11. Sonntag nach Trinitatis.—Ev.: Luk. 18, 9—14.

2 Chronika 26, 16. Hochmut war's, was dem sonst edlen, thatkräftigen, erfolgreichen König Usia zum Fall gereichte. Und dies Wort läßt sich heute noch über manches Volk der Weltgeschichte, über den Lebenslauf manches Menschen schreiben. Und erst recht im Geistlichen gilt der Grundsatz: Demütiget euch unter die gewaltige Hand Gottes, so wird er euch erhöhen zu seiner Zeit. Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen giebt er Gnade. Mit einer nichts zu wünschen übrig lassenden Deutlichkeit stellt uns das der Herr Christus in den beiden Gestalten unseres Textes vor Augen.

Zwei Grundregeln im Reiche Gottes.

I. Wer sich selbst erhöhet, der soll erniedrigt werden: das zeigt uns der Pharisäer;

II. Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden: das sehen wir am Zöllner.

I. Am einfachsten wird es wohl sein, die Handlungen und Worte dieser beiden Männer Wort für Wort durchzunehmen, und die sich von selbst ergebende Applikation zu machen. Also beim Pharisäer: er stand, als Ausdruck seines Hochmuts; er betet: wie schön, und doch wie verdammlich vor Gott; ich: es ist schlimm, wenn man sein eigenes Ich in den Vordergrund stellt. Nur beim Credo und beim Sündenbekenntnis gehört das Ich vorne hin. Ich danke dir: sehr biblisch, aber wofür bedankt er sich? Daß ich nicht bin u. s. w. Er bedankt sich, daß er nicht zum Auswurf der Menschheit gehört. Und doch ist der Mann ein Lügner. Er ist ein Räuber, denn er raubt Gott die Ehre, die ihm allein gebührt; er protestiert gegen den Vorwurf der Ungerechtigkeit, und verachtet doch die ganze übrige Menschheit neben sich; er ist ein Ehebrecher, denn Gottes Wort bezeichnet den Götzendienst als Ehebruch, er treibt Ehebruch mit seinem eigenen Herzen, seine eigene Gerechtigkeit ist sein Gott, sein Götze. — Ich faste zweimal in der Woche, während doch im Gesetz nur ein großer Fasttag im Jahr befohlen war; und ich gebe den Zehnten u. s. w., während nur die Früchte des Feldes und der Herde verzehntet werden mußten. Zu bitten braucht er nichts, er hat ja schon alles. Der liebe Gott käme in Verlegenheit, wenn er ihm etwas geben wollte. Eine wunderbar getroffene Photographie des eingebildeten, selbstgerechten Christen.

II. V. 13. Der Zöllner in allen Stücken das Gegenteil des Pharisäers. Er stand von ferne. Er wagt die Augen nicht aufzuschlagen, er hat nur den einen Seufzer: „Gott sei mir Sünder gnädig.“ Auch hier ist jedes Wort zu betonen und in der Applikation zu verwerten. Und nun wird das Urteil des Herrn nicht mehr auffallend erscheinen: V, 14a, denn es bleibt dabei: 14b. Eine solche Predigt kann man eigentlich nicht anders schließen als mit dem Zöllnergebet: Gott sei mir Sünder gnädig!

---

12. Sonntag nach Trinitatis.—Ev.: Markus 7, 31—37.

„Er hat alles wohl gemacht.“ Das bezeugt diese ganze Geschichte. Ja, über allen Thaten und Wegen unseres Heilandes, von seinem ersten Gang in den Tempel als zwölfjähriger Knabe, bis zu seinem letzten Gang hinauf ans Kreuz und hinab ins Grab und hinauf zur Herrlichkeit steht mit goldenen

Buchstaben das Wort geschrieben: Er hat alles wohlgemacht. Und dies Wort wird auch das Thema sein, das in alle Ewigkeit von den Lippen der Erlösten wie Meeresrauschen erschallen wird. Stimmst du heute schon mit ein?

Der Ruhm der Erlösten: Der Herr hat alles wohlgemacht!

Denn er führt die Seinen:

I. durch tiefes Leid;
II. auf rechtem Weg;
III. zum seligen Ziel.

I. Ein tiefes Leid tritt uns in unserem Text entgegen: V. 32. Sein Gehör war verschlossen, seine Zunge gelähmt, so daß er nur stotternd, schwer verständlich lallen konnte μογιλάλον. Wie unaussprechlich elend und arm ist doch ein Mensch, der nicht hören und sprechen kann! Er ist eigentlich nur ein halber Mensch. Die wichtigsten Kanäle zum Verkehr mit der Außenwelt, mit seiner Umgebung, sind verstopft. Aber noch zahlreicher ist diese bemitleidenswerte Menschenklasse im Geistlichen. Tausende sind taub gegen Gottes Wort und Gottes Willen, stumm zum Lobe Gottes und zum freudigen Bekenntnis des Glaubens. Beides ein tiefes Leid: das leibliche Leiden und die geistliche Not.

II. V. 33. 34. Die Heilung dieses Taubstummen unterscheidet sich von allen andern Wundern des Herrn dadurch, daß er dabei, so zu sagen, so umständlich zu Werke geht. Vergleiche mit den andern Heilungen: durchs Wort, durch Berührung, ja aus der Ferne. Hier eine Reihe bedeutsamer Handlungen: er nimmt ihn besonders, er führt ihn in die Stille, weg von dem lärmenden Volk, zu der ihm so nötigen Sammlung. Nicht im Lärm der Welt, nicht im Geräusch des alltäglichen Lebens kann eine Seele zum Frieden kommen, sondern in der Stille. Alle, die etwas rechtes geworden sind in Gottes Reich und für Gottes Reich, sind in die Stille geführt worden: Abraham, David, Moses, Elias, Paulus in Damaskus. — Er legte ihm die Finger in die Ohren, spützte und rührte seine Zunge, um ihm zu zeigen, was ihm fehlt; sah auf gen Himmel, um anzudeuten, woher ihm Hilfe kommen muß. Er kann nicht mit ihm reden, darum bedient er sich dieser Zeichensprache. Der Herr hat stets die rechten Mittel, den rechten Weg, um seine Patienten zu behandeln. Und seufzte. Sein ganzes Leben, Leiden, Sterben ein einziger Seufzer über die arme Menschheit. Und sprach: Hephata. Möchte er es auch über uns und unser Geschlecht, Volk und Land, Stadt und Gemeinde, Familie und Herzen hinrufen! Er sieht nicht nur unser Leid, er weiß auch den rechten Weg zur Hilfe.

III. V. 35. Seine völlige Genesung war das Ziel, zu dem der Herr den Mann brachte. Er kann und will auch unserer geistlichen Taubheit und Stummheit gründlich und für immer abhelfen. Wir müssen uns nur seiner Macht vertrauen, uns seinem Erbarmen befehlen und ihn in allem walten lassen. Alle Wege, die er uns führt, haben nur den einen Zweck, alle Bande zu sprengen und zu lösen, die uns unfähig machen, das ewige Heil zu ergreifen. Ja: Der Herr hat alles wohlgemacht! Das wird sein Ruhm bleiben in alle Ewigkeit hinein. Dort werden wir es anbetend rühmen mit neuen Zungen in himmlischen Chören:

Der Herr hat alles wohlbedacht,
Und alles, alles recht gemacht!
Gebt unsrem Gott die Ehre!

(Siehe auch Lied 531, 3. 4. im Evang. Gesangbuch!)

Der lebendige Heiland; ein Wort an alle Prediger.

Von Alfred Cave, B. A., D. D., London. Mit Erlaubnis der Redaktion übersetzt aus: "The Homiletic Review" No. 3, 1900, von P. J. Ramser.

Nachfolgendes Referat wurde vorgetragen an einem, im Oktober des vorletzten Jahres in Boston tagenden, internationalen Kongregational-Konzil, und nachher in abgekürzter Form der Redaktion obengenannten Magazins zum Druck übergeben. In der Einleitung weist der Autor den Vorwurf, er habe der Lehre vom heil. Geiste Abbruch gethan, mit den Worten zurück: „Christus in uns" und „der Geist Christi in uns" ist de facto dasselbe. Es giebt keine größere Freude im Leben, sagt der verehrte Referent, als die, für Christum zeugen zu dürfen, am höchsten aber wird sie, wenn dieses Zeugnis geschieht vor solchen, die ihr Leben dem Dienste des Evangeliums zum Heil der Welt geweiht haben. Dieses hier abgelegte Zeugnis für Christum ist ein derartiges, daß dem Uebersetzer scheint, es sollte ihm für seine Arbeit auch noch etwas von solcher Freude abfallen. Jedenfalls hat er die Früchte seiner Arbeit, wie Paulus sagt, selber schon genossen.

Der scheidende Heiland sagte zu seinen Jüngern: „Ihr werdet die Kraft des auf euch kommenden heiligen Geistes empfangen, und werdet meine Zeugen sein . . . bis ans Ende der Erde." Ein Wort, ganz besonders für die Prediger des Evangeliums. Seine Zeugen zu sein, das ist des Predigers höchste Pflicht. Ein Zeugnis aber kann verschiedene Formen annehmen. Besonders in neuester Zeit waren verschiedene Auffassungen von Christo auf den Kanzeln vertreten. So legen die einen den Nachdruck auf den geschichtlichen Christus, andere betonen den Christus des Dogmas, wieder andere den Christus der Erfahrung. Ein weiser Prediger wird alle drei Betrachtungsweisen vereinigen. Es giebt aber für einen Diener am Wort wahrlich keine wichtigere Aufgabe als die, sich selber erst klar zu werden, über die Rangordnung, die richtige Unter- und Ueberordnung dieser drei Phasen des evangelischen Zeugnisses. Womit soll der Prediger beginnen? Soll es sein erstes Bestreben sein, seine Zuhörer bekannt zu machen mit den Thatsachen des Lebens Jesu auf Erden, oder mit den Gedanken der Menschen über die gottmenschliche Person und die übernatürliche Geburt Christi? Oder aber, ist es seine erste und höchste Aufgabe, seine Zuhörer in persönliche Bekanntschaft mit dem lebendigen Heiland zu bringen?

Unter dem Christus der Geschichte verstehe ich Christum, wie ihn uns die Geschichtsschreiber zeichnen. Hier unterscheiden wir zwei Arten der Geschichtsschreibung, eine darstellende und eine wissenschaftliche. Die darstellende ist mehr litterarischer als kritischer Art. Ihr Ziel ist ein schönes, geschichtliches Bild. Daher ist von da aus kein weiter Schritt mehr zum historischen Roman. Es ist z. B. kein großer Unterschied zwischen Renans "Vie de Jesus" und „Ben Hur". Der Zweck der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung dagegen ist der, ein wahrheitsgetreues Bild zu entwerfen, auch wenn Darstellung und Formvollendung dabei verlieren; es ist das Ergebnis einer sorgfältigen Geschichtsforschung. So wird z. B. in Keims „Geschichte Jesu von Nazara", das Leben Jesu in umfassender Weise untersucht in Verbindung mit dem Volksleben Israels. Die Quellennachweise werden hier aufs ge-

nauste geprüft und erwogen. Die Entwicklung des lokalen und verwandtschaftlichen Lebens, welche in der Person Jesu gipfelte, wird pünktlich festgestellt; politische, religiöse und soziale Umstände werden bis in alle Einzelheiten klar gelegt. Geburt und Todestag werden sorgfältig erörtert; und auf diese Weise versucht, auf Grund geschichtlicher Forschung das Bild von der Person Jesu, wie er nach Zeit, Art und Umständen leibte und lebte, möglichst wahrheitsgetreu zu reproduzieren. Diese Art der Forschung charakterisiert besonders die neuere Zeit. Daher wurde auch von Ritschl und Fairbairn behauptet, das 19. Jahrhundert habe uns Christum erst recht enthüllt. Eine Ansicht, die ich nie verstehen konnte; denn sie scheint die Behauptung zu involvieren, daß man sich aus den rationalistischen „Leben Jesu" eines Paulus, Schenkel oder Keim, oder auch aus den Darstellungen eines Neander, Lange, Farrar, Pressensé und Weiß, auf diesem Gebiet die Lieblingswerke des 19. Jahrhunderts, genauer informieren könne über Leben und Lehre, über Wort und Wandel des Herrn, als aus den vier Evangelien selber, diesen Kleinodien unserer Väter und Vorväter. Ich für meinen Teil ziehe das Evangelium Matthäus mit seiner jüdischen Färbung und Haltung Ederheims "Life and Times of Jesus the Messiah" vor, so gut und voll rabbinischer Gelehrsamkeit letzteres auch sein mag. Ebenso ziehe ich den detaillierenden Markus den umständlichen Beschreibungen des Lebens Jesu von Hase vor. Auch das Evangelium Lukas mit seinem vortrefflichen, litterarischen Anflug vertauschte ich nicht mit Didons prächtigem "Jesus Christ", dem besten in seiner Art; und kein noch so ideales „Leben Jesu" kann dem Evangelium Johannis an die Seite gestellt werden. Wir sind all den vielen Forschern zu hohem Dank verpflichtet, welche unsre Kenntnis von Ort und Zeit des Lebens unsers Herrn bereichert haben; aber für niemand, der die vier Evangelien zu schätzen weiß, haben diese Forscher Christum wieder enthüllt. Daß ein Prediger des Evangeliums alle erreichbaren, litterarischen und wissenschaftlichen Hilfsmittel benützen wird, um sich möglichst zu befähigen, seinen Zuhörern Christi Leben und Wandel vor Augen zu stellen, ist selbstverständlich; aber die vier Evangelien sind für ihn Lebensbedingung, wenn er anders verstehen will, die Person des geschichtlich gewordenen Heilandes wahrhaft zu würdigen; wenn er die Luft, welche seine göttliche Person umgiebt, einatmen will.

Unter dem Christus des Dogmas, verstehe ich das, was Christus ist für den christlichen Denker als solchen. Es giebt eine Vorstellung von Christo, welche ihren Grund hat im christlichen Verstande, es giebt ein Glauben an Christum, entstanden aus gleichsam instinktivem Vertrauen, und einen Glauben, welcher vorzugsweise verstandesmäßig ist. Es giebt ein Ueberzeugtsein in Bezug auf die Person Christi aus der Erfahrung entsprungen, und eine Ueberzeugung als Resultat anhaltenden Denkens. Unser Glaubensbekenntnis kann der Ausdruck der Stellung unserer Seele zu Christo sein und ist in diesem Falle religiös; oder es kann der Ausdruck der Stellung unseres Verstandes dem Herrn gegenüber sein, und dann ist es theologisch. Es ist dieser theologische Glaube, aus welchem der Christus des Dogmas erwächst. Manche halten an der Gottheit „Jesu von Nazareth" entschieden fest, welche seinen göttlichen Charakter nie zum Gegenstand eingehenden Nachdenkens gemacht

haben, vielleicht auch mangelnder Qualifikation oder sonstiger Umstände halber nicht imstande sind, das nötige Material zu sammeln oder zu verwerten. Andere wiederum sind imstande ihre Ueberzeugung wohl zu begründen und zu definieren; ihre Beweise, ihre Stellung zu verteidigen, ihre Gedanken in scharfe Begriffe zu fassen und Rechenschaft zu geben über den Glauben, der in ihren Herzen wohnt; und zwar gestützt auf den Inhalt der Schrift, auf die Thatsachen der Erfahrung und der Geschichte. Mit einem Wort, es giebt einen Glauben an Christum, hervorgegangen aus herzlichem Vertrauen, eine Eingebung des christlichen Bewußtseins; und es giebt einen Glauben, als Produkt der Vernunft und der Forderung des christlichen Verstandes.

Nun ist es Pflicht des Pastors, als Erbe der Güter der Vergangenheit, mit verstandesmäßiger Klarheit, wenn auch nicht mit wissenschaftlichen Ausdrücken, seiner Gemeinde alles zu bieten, was er an Früchten des Denkens über die Person Christi gesammelt hat. Seine Ueberzeugung ist das Resultat langjährigen Denkens und Forschens. Diese reifere, intellektuelle Ueberzeugung ist es, welcher wir alles zu verdanken haben, was wir wissen vom Christus des Dogmas. Unter diesen Begriff fassen wir, wie jeder Prediger weiß, die Lehre von Jesu göttlicher und menschlicher Natur, von der wesentlichen Vereinigung seiner beiden Naturen zu einer Person, von seinen drei Existenzformen, nämlich seiner vorweltlichen Daseinsform, seiner Erniedrigung im Fleisch, und seines Lebens in der Herrlichkeit nach seiner Himmelfahrt.

Der Christus der Erfahrung endlich, gehört ausschließlich dem Menschen als solchem an; nicht dem Historiker, noch dem Theologen vorzugsweise, sondern am Christus der Erfahrung können alle in gleichem Maße teil haben. Werde ein Jünger Jesu, erwähle ihn zu deinem Meister; laß deinen Verstand von ihm erleuchten, dein Gewissen durch ihn leiten, deinen Willen von ihm regieren, stelle dein ganzes Leben in seinen Dienst, laß dein Geschick ganz von ihm bestimmen, und unmittelbar wird Christus, der lebendige Heiland, sich an dir erweisen als eine unaussprechliche, zuvor unbekannte Macht über Verstand, Herz und Leben. Das Wort des lebendigen Heilandes innerlich geoffenbart, wird uns zur Wahrheit; das Leben des lebendigen Heilandes innerlich mitgeteilt, wird unser Leben; der Wille des lebendigen Heilandes uns innerlich klar gemacht, wird uns Gesetz. Unsere Erkenntnis von Christo wird zur Erfahrung, in welcher unsere ganze Persönlichkeit interessiert wird. Der Ritschlianer mag dem Gefühl in Glaubenssachen seine Berechtigung absprechen, wenn er aber die Notwendigkeit eines erfahrungsmäßigen Wissens fordert, so wird er auch zugestehen müssen, daß, wenn erst einmal eine bewußte, innerliche Beziehung der Seele zu ihrem Erlöser vorhanden ist, auch das mystische Moment bereits eingetreten ist. Sobald wir uns innerlich der Ankunft Christi in unserm Herzen bewußt sind, kennen wir auch den Christus der Erfahrung.

Nun gilt es für den Diener am Wort vor allem das fest zu halten, — diese Erkenntnis ist von höchster Bedeutung für seine ganze Amtsthätigkeit — daß von den drei genannten Auffassungen der Person Christi, — der historischen, der dogmatischen und der erfahrungsmäßigen — die letztere entschieden

die erste Stelle einnehmen muß. Es ist die Gegenwart des Herrn, die man an seinem Herzen erfährt, welche für beide, für Prediger sowohl wie für Zuhörer, die Geschichte und das Dogma erst fruchtbar macht. Ist poetisches Gefühl notwendig um einen Dichter würdigen zu können; gehört innere Verwandtschaft dazu, einen Propheten zu verstehen, wie vielmehr gilt dasselbe für das Verständnis des Gottmenschen Jesus. Wer Christum nicht aus innerer Lebenserfahrung kennt, kann nicht anders, als ein falsches, geschichtliches Bild von ihm entwerfen. Was ist langweiliger als ein Leben Jesu zu lesen von einem Verfasser, der diesen Jesum nicht aus Erfahrung kennt? Wer vermöchte z. B. dem Leben Jesu von Strauß Geschmack abzugewinnen? Ein angeblich wissenschaftliches Bild von Christo aus der Feder eines Autors, der ihn nicht aus Erfahrung kennt, ist ipso facto unwissenschaftlich. Mit ebenso gutem Rechte könnte ein Blinder Vorlesungen halten über Farbenlehre. Ebenso ist das dogmatische Bild Christi nur von Wert für den, der Christum aus Erfahrung kennt. Zum Ausreifen eines christlichen Charakters ist wissenschaftliche Lehre ein wertvolles Mittel, nicht aber im Anfangsstadium. Dogmatische Predigten, wie Predigten über christliche Moral sind anregend und fördernd für solche, welche sich ihrer Versöhnung mit Gott durch Christum schon bewußt sind. Aber für solche, die noch nicht im christlichen Leben gegründet sind, erweisen sich dogmatische Auseinandersetzungen als eine unverdauliche Speise. Darum, soll eines fehlen, dann lieber Erfahrung ohne Dogmatik, als Dogmatik ohne Erfahrung. Willst du Christi Bild malen, so mußt du ihn kennen. Du mußt den lebendigen Heiland kennen, um den geschichtlichen schildern zu können. Du mußt Christum kennen als deinen persönlichen Heiland, bevor du hoffen kannst, sein Wesen und sein Wirken in wissenschaftliche Worte zu fassen. Um ein korrektes und klares dogmatisches Bild von Christo zu zeichnen, muß Christus erst im Herzen wohnen. Jeder Prediger hat seine Mission verfehlt, der nicht sucht, in den Herzen seiner Zuhörer Bedürfnis und Wunsch zu wecken nach dem Heiland der Erfahrung. Unter dieser Erkenntnis und Anwendung derselben, empfängt die Predigt des Evangeliums ihren Lohn. Im alten Testament hat Gott sich geoffenbart, hauptsächlich durch die Vermittlung der Propheten; im neuen Testament haben wir Gott in Christo, dem gegenbildlichen Propheten; ebenso haben wir im neuen Testament Christum in uns, und dieser lebendige, erhöhte und verherrlichte Gottmensch in uns, macht auch uns zu Propheten. Den bloß alttestamentlichen Standpunkt einzunehmen, ist für den Prediger nicht genug; bloße Informationen über Gott und göttliche Dinge genügen nicht, sondern er muß suchen, den neutestamentlichen Standpunkt zu erreichen, auf welchem er seine Erfahrungen sammelt von dem lebendigen Christus in uns. Ein Prediger sollte mit Paulus sprechen dürfen: „Meine Kindlein, um die ich abermal Geburtswehen habe, bis Christus in euch gestaltet werde."

Jeder Prediger, welcher Freude hat an seinem Beruf und sich bestrebt, die Forderungen, welche derselbe an ihn stellt, gewissenhaft zu erfüllen, wird „sich befleißen, sich Gott rechtschaffen zu erzeigen, als einen unsträflichen Arbeiter, der da recht teile das Wort der Wahrheit." Zur richtigen Erledigung seiner großen Aufgabe ist aber für jeden Diener am Wort erste Bedingung,

daß er sich der Tragweite seiner ganzen Amtsthätigkeit klar bewußt werde. Das Predigtamt schließt mehr ein als bloßes Lehren. In klarer, anschaulicher Weise auf andere einzuwirken ist ein wichtiger Faktor in der Aufgabe des Predigers, wie überhaupt jede Belehrung wertvoll ist, welche in irgend einer Weise das Reich Gottes fördert. Aber es giebt noch eine andere wichtige Aufgabe. Jeder Prediger sollte es sich ganz besonders zur Pflicht machen, seine Zuhörer mit Christo in persönlichen Verkehr zu bringen. Unsere Väter pflegten zu sagen: Glauben ist mehr als verstandesmäßige Zustimmung, und Fürwahrhalten der Geschichte von Christo ist noch nicht Glauben an Christum. Etwas ganz anders ist es, über christliche Geschichte und christliches Leben zu reden, oder aber andere in solch christliches Leben einzuführen und den Anfang einer persönlichen, göttlichen Geschichte in ihnen zu legen. Ein Prediger wird erreichen was er erstrebt. Wenn die Gnadengabe der Erweckung und Erneuerung nicht mehr so allgemein ist wie früher, so ist zu fürchten, daß der Grund darin zu suchen ist, daß man sich der Notwendigkeit solcher Sinnesänderung nicht mehr genug bewußt ist. Es ist nun einmal Thatsache, daß es ein Leben mit Christo und ein Leben ohne Christum giebt. Es muß daher des Predigers (natürlich nicht nur des Predigers auf der Kanzel, sondern des Pastors als Seelsorger auch unter der Kanzel und jedes christlichen Religionslehrers und Erziehers im allgemeinen, — der Ueberseher) höchstes Ziel sein, seine Zuhörer in bewußte Gemeinschaft mit der Person Christi zu bringen. Wenn er spricht, sollten seine Zuhörer das Gefühl haben, — ja jeder einzelne Hörer sollte es haben, — seine Predigt, ja seine ganze Erscheinung sei der Ausdruck des Gebets, welches Paulus ausspricht in seinem letzten Worte an Timotheus, wenn er sagt: „Der Herr Jesus Christus sei mit deinem Geiste."

Wie kann ich andere mit dem lebendigen Heiland in persönliche Gemeinschaft bringen? Dies ist also eine weitere ernste Lebensfrage. Es ist eine Frage, mit welcher jeder gewissenhafte Prediger ins klare kommen muß. Eines steht fest, nämlich, daß der lebendige Heiland selbst es ist, der einer Seele seine Gegenwart kund thun muß. Gewiß. Aber der Diener am Wort kann dazu dem Herrn den Weg bereiten. Durch die Art seines Redens, seines Fühlens und Denkens, kurz, durch seine ganze Erscheinung kann er ein unmißverständliches Zeugnis davon ablegen, daß er selber in inniger, ehrfurchtsvoller Gemeinschaft mit Christo steht. Wie oft sind es nicht sowohl die Worte, die geredet werden, sondern ist es vielmehr die Person selber, das zarte, christliche Aroma, das von ihm ausgeht, welches andern die Gegenwart Christi glaubwürdig macht. Ich befürworte keine christliche Sentimentalität und rede einem kraftlosen und unnatürlichen Christentum nicht das Wort. Das Christentum soll urwüchsig sein, weder denkfaul, noch gedankenarm, — das ganze Denken von geheiligter und veredelter Vernunft beherrscht. Aber solch urwüchsiges (robust) Christentum muß auch zugleich ein Zeugnis davon sein, daß es ein Leben inniger Gemeinschaft mit Christo ist. Eine betende Gemütsverfassung hat einen großen Einfluß auf den Eindruck, den wir auf andere machen. Reden wir von Gemeinschaft mit Christo, so müssen solche Worte auch den Charakter der Glaubwürdigkeit haben. Es mag jemand

vielleicht schön reden von Gemeinschaft mit Christo oder von Freundschaft gegen Mitmenschen, und doch gewinnen seine Zuhörer aus der Art seines Redens und dem Ton seiner Worte die Ueberzeugung, daß er nicht den wahren Thatbestand schildert, sondern übertreibt. Ein gewisses Etwas, das uns umgiebt, kann unser Zeugnis von unserm himmlischen Freunde glaubwürdig machen. Wir müssen ganz in Gemeinschaft mit Christo leben, wenn man unserm Zeugnis von einer Gemeinschaft mit ihm glauben schenken soll. Ein geweihtes Leben ist die Bedingung für kräftiges Gebet und wirksames Zeugnis. Nur wer sich der persönlichen Gegenwart Christi klar bewußt ist, kann mit Rob. Bruce sagen, wenn er die Kanzel betritt: „Herr, ich will nicht hinaufgehen, wenn du nicht mit mir gehst." Vielleicht fehlt es an der rechten, geistigen Frische, weil unsererseits die Verbindung mit Christo unterbrochen ist. Wir dürfen teilnehmen an den Lebenskräften des lebendigen Christus, wenn wir ihm bittend nahen. Stille Stunden mit Christo im Gebet erweitern unsern Horizont, erwärmen unsere geistigen Kräfte, schärfen unsere Augen, machen unsern Willen fügsamer; und überzeugen andere von der persönlichen Gegenwart des Herrn.

Kurz, die Predigt, im besten Sinne des Worts, ist ein Sakrament. Ueberall wo in diesem Sinne treu gearbeitet wird, bekennt sich der Herr zu derselben durch seine göttliche Gegenwart. Bei uns selber und unserer Botschaft müssen wir also in erster Linie beginnen, und der lebendige Heiland wird seinerseits seine eigene Botschaft schon bestätigen.

Mancherlei wird in unsern Tagen als Evangelium angepriesen. Die rationalistische Predigt wendet sich mit ihrem Evangelium an unsern Verstand, die Moralpredigt an unser sittliches Gefühl; die ästethische Predigt appelliert an den Kunstsinn. Die Liturgik wendet sich an die Phantasie ihrer Zuhörer, bezw. Zuschauer. In ihren Extremen entwickelt jede dieser genannten Predigtweisen die natürlichen Fähigkeiten derer, die sich ihrem Einflusse hingeben, bis ins Uebermaß. Und selbst in den weniger extremen und mehr bewunderten Formen ist die Gefahr vorhanden, daß sie versucht, des Menschen geistliche Bedürfnisse mit bloß natürlich geistiger Speise zu befriedigen; was jedesmal von verhängnisvollen Folgen begleitet ist. Der Mensch bedarf seines Gottes. Die sterbende Menschheit bedarf eines lebendigen Heilandes. Der Verstand kann uns nur zu *Gedanken* über Gott verhelfen, aber nicht zu Gott selbst. Moralisieren kann uns höchstens für Gott *bestimmen*, aber uns nicht zu ihm bringen. Die Aesthetik mag in uns *Vorstellungen* von Gott erwecken, kann uns jedoch auch nicht zu Gott selbst bringen. So ausgezeichnet und vortrefflich die Symbolik auch sein mag, so kann sie uns doch nur *Bilder* bieten und nicht die symbolisierte Gottheit selbst. Das Evangelium von Christo aber bringt uns zu ihm selber. In der Fülle seines Geistes kommt der lebendige Heiland zu uns, erweist er sich an uns. Deshalb das wichtigste auch zuerst. Erst Christus in uns, und aus einem neuen Leben erwachsen neue Gedanken, neue Gefühle, neue Willenskräfte; während Verstand, Moral, Aesthetik und Symbolik ihren verhängnisvollen Einfluß verlieren.

„O Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel," klagt heute so manche hungrige Seele. Pessimismus überall. So schreibt z. B. ein französischer Journalist: „Wir haben kein Gotteshaus, worin wir knien, keinen Glauben, auf den wir uns lehnen, keinen Gott, zu dem wir beten können. Leer sind unsere Seelen, ohne Ideal und ohne Hoffnung. Ihr, die ihr so glücklich seid, glauben zu können an einen höchsten Gott, der alle Dinge lenkt, bittet ihn, daß er uns sich offenbare, denn uns verlangt zu leiden und zu sterben für einen Glauben, für eine Idee." Des Menschen Seele schreit nach Gott. Der Naturforscher bietet ihr einen Stein, der Weltmann ein Haus, der Ritualist ein Gewand, der Historiker ein Buch und der Dogmatiker sein System. Was aber dem Menschen mangelt, das ist Erfahrung — ein Erfahren der Freundlichkeit des lebendigen Heilandes, mit all ihren Konsequenzen. Möchte doch jeder Prediger des Evangeliums das zum Hauptziel seines Berufes machen, seine Zuhörer dem lebendigen, persönlichen Erlöser zuzuführen.

Häckels Buch: Die Welträtsel.

Diese bereits in fünfter Auflage erschienene Publikation des seichten materialistischen Spötters und Lästerers über das Christentum hat in letzter Zeit so viele Gegenschriften hervorgerufen, daß daraus schon zu ersehen ist, welches Aufsehen dieses Buch bei Freund und Feind erregt hat. — Nicht viele unserer Leser werden geneigt sein, sich dieses Buch des Christenfeindes anzuschaffen. — Um aber unseren Lesern Gelegenheit zu verschaffen zu sehen, wie urteilsfähige Männer über jenes seichte Produkt des Materialisten denken, geben wir mit Genehmigung des Redakteurs der Zeitschrift „Beweis des Glaubens" nachstehend eine Rezension, die im Theolog. Litteraturbericht des Pfr. J. Jordan, Januar 1901 erschienen ist. Diese Rezension kann zugleich als empfehlendes Muster der in der betr. Zeitschrift (Beweis des Glaubens)*) regelmäßig beigegebenen Rezensionen dienen, die im Th. L. Ber. separat beigeheftet sind, als besondere Zeitschrift unter eigener Redaktion.

Häckel, Ernst: Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. 5. Aufl. Bonn 1900, Emil Strauß. (VIII, 473 S.) 8 M.

Wenn ich an dieser Stelle eine etwas ausführlichere Besprechung dieses innerhalb eines Jahres in 5. unveränderter Auflage erschienenen Buches gebe, so mag das mit dem Eklat entschuldigt werden, welchen dieses Werk gemacht hat. Häckel ist sicher ein großer Naturforscher, aber er ist ebenso sicher ein sehr einseitiger und oberflächlicher Philosoph, wenn man ihm den Ehrentitel eines Philosophen überhaupt geben kann. Dazu beseelt ihn trotz des zurückhaltenden Vorworts der grenzenlose Hochmut: Ich habe gesprochen, und die Sache ist erledigt! — Im Jahre 1880 stellte der bekannte Naturforscher Du-

*) „Beweis des Glaubens". Monatsschrift zur Begründung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Mit dem Beiblatt: Theologischer Litteraturbericht. Herausgegeben von D. O. Zöckler und Lic. theol. E. G. Steude. Druck und Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. Erscheint in Monatsheften ca. 44 Seiten das Hauptblatt, 40 Seiten das Beiblatt; Preis jährlich M. 8.00.

bois-Raymond in seiner Festrede bei der Leibnizsitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften sieben Welträtsel auf: 1. Das Wesen von Materie und Kraft; 2. Der Ursprung der Bewegung; 3. Die erste Entstehung des Lebens; 4. Die zweckmäßige Einrichtung der Natur; 5. Das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung und des Bewußtseins; 6. Das vernünftige Denken und der Ursprung der damit eng verbundenen Sprache und 7. Die Frage nach der Willensfreiheit. Von diesen sieben Welträtseln erklärt er drei für unlösbar (1, 2 und 5), drei hält er für schwierig, wenn auch vielleicht lösbar (3, 4 und 6), und bezüglich der Willensfreiheit verhält er sich unentschieden. Dazu bemerkt Häckel S. 18: „Nach meiner Ansicht werden die drei transscendenten Rätsel (1, 2 und 5) durch unsere Auffassung der Substanz erledigt; die drei andern, schwierigen, aber lösbaren Probleme (3, 4, 6) sind durch unsere moderne Entwicklungslehre entgültig gelöst; das siebente und letzte Welträtsel, die Willensfreiheit, ist gar kein Objekt kritischer wissenschaftlicher Erklärung, da sie als reines Dogma nur auf Täuschung beruht und in Wirklichkeit gar nicht existiert." Also es giebt nach Häckel keine Probleme mehr, und die wissenschaftliche Forschung kann ihre Thür schließen; der infallibele Herr Häckel wird gefragt und giebt die Antwort. Doch gemach, Herr Häckel! Wir wollen uns doch diese vermeintliche Lösung einmal bei Lichte besehen! Vielleicht werden wir finden, daß Ihr Monismus die Probleme nicht gelöst, sondern nur beiseite gedrängt hat. Die Welt besteht nach H. aus einem einzigen untrennbaren Gebiete, dem einheitlichen Substanzreiche; seine beiden untrennbaren Attribute sind die Materie (der ausgedehnte Stoff) und die Energie (die wirkende Kraft). Demnach bildet das gesamte Reich der Wissenschaft ein einziges, einheitliches Gebiet; die sogenannten Geisteswissenschaften sind nur besondere Teile der allumfassenden Naturwissenschaft; alle wahre Wissenschaft beruht auf Empirie, nicht auf Transscendenz. Die Erkenntnis aller Erscheinungen in der Natur wie im Geistesleben geschieht ausschließlich auf empirischem Wege, d. h. durch die Arbeit unserer Sinnesorgane und unseres Gehirns. Alle sogenannte Offenbarung oder Transscendenz beruht auf bewußter oder unbewußter Täuschung. Das Substanzgesetz („unter dem Begriff Substanzgesetz fassen wir zwei höchste allgemeine Gesetze verschiedenen Ursprungs und Alters zusammen, das ältere chemische Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und das jüngere physikalische Gesetz von der Erhaltung der Kraft") hat ganz allgemeine Geltung, ebenso im Gebiete der Natur wie des Geistes. Auch bei den höchsten geistigen Funktionen (Vorstellen und Denken) ist die Arbeit der bewirkenden Nervenzellen ebenso notwendig mit materiellen Veränderungen ihrer Substanz (des Nervenplasma) verknüpft, wie bei jedem andern Naturprozeß Kraft und Stoff aneinander gebunden sind. Diese monistische Ueberzeugung, daß das Substanzgesetz allgemeine Geltung für die gesamte Natur besitzt, beweist nach H. nicht bloß positiv die prinzipielle Einheit des Kosmos und den kausalen Zusammenhang aller uns erkennbaren Erscheinungen, sondern bringt auch negativ den höchsten intellektuellen Fortschritt, den definitiven Sturz der drei Centraldogmen der Metaphysik: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. — Häckel nennt seine Weltan-

schauung mechanistisch oder monistisch. Wie wir sehen, bildet die Hauptstütze derselben das physikalische Substanzgesetz. Aber gerade dieses Gesetz entzieht dem Monismus vollständig den Boden. Es ist nämlich, da eins und eins, wie auch Herr Häckel nicht leugnen wird, stets zwei ergeben, dieses Substanzgesetz in seinem Grunde dualistisch, da es die Konstanz sowohl der Materie als auch der Kraft behauptet. Die Zusammenfassung der beiden Gegensätze zu einem höheren Begriffe Substanz ist nichts weiter als eine logische Operation, durch welche die thatsächlich bestehende Gegensätzlichkeit der beiden nicht zerstört wird. Der Ausdruck Substanzgesetz ist daher nur eine Phrase, hinter welcher Häckel seine Unfähigkeit, Materie und Kraft in eins zusammenzufassen, nur zu verbergen sucht. Aber noch mehr! Die Reduzierung aller Naturerscheinungen auf physikalische und chemische Kräfte, der auch von Häckel festgehaltene Unterschied von Aether und Masse, der organische Dualismus der animalischen und vegetativen Funktionen, der entwicklungsgeschichtliche von Ovulum und Sperma, der histologische von Zellplasma und Zellkern, der psychologische von Trieb- und Vorstellungsleben und der psychische von Wille und Empfindung sind die stärksten Zeugen gegen jedwede monistische Weltanschauung. Auch Häckels Monismus ist in Wahrheit nur ein versteckter Dualismus, und seine ganze Substanzerörterung nur eine unfruchtbare Arbeit. Der innere Zusammenhang von Kraft und Materie sowie die Art und Weise ihrer Wechselwirkung bleibt unerklärt und somit die Hauptfrage ungelöst. Häckels Substanzgesetz ist nur ein anderer Name für das, was andere Leute als Weltgesetz oder als Gottheit bezeichnen, und seine hochtrabenden Worte, daß durch dasselbe die drei Centraldogmen der Metaphysik, Gott, Unsterblichkeit und Freiheit des Willens, für immer gestürzt seien, sind trotz ihres fetten Druckes nur eine dilettantenhafte Redensart. — Dasselbe gilt von Häckels Behauptung, daß die moderne Entwicklungslehre das biologische Problem (vgl. 3, 4 und 6 der Reymondschen Welträtsel) entgültig gelöst habe. Der Schöpfer der Lebewesen ist nach H. der Kohlenstoff. Wir lesen darüber S. 297 ff.: „Die physiologische Chemie hat im Laufe der letzten 40 Jahre durch unzählige Analysen folgende fünf Thatsachen festgestellt: 1. In den organischen Naturkörpern kommen keine anderen Elemente vor als in den anorganischen; 2. Diejenigen Verbindungen der Elemente, welche den Organismen eigentümlich sind oder ihre Lebenserscheinungen bewirken, sind zusammengesetzte Plasmakörper, aus der Gruppe der Albuminate oder Eiweißverbindungen; 3. Das organische Leben ist ein chemisch-physikalischer Prozeß, der auf dem Stoffwechsel dieser plasmatischen Albuminate ruht; 4. Dasjenige Element, welches allein imstande ist, diese zusammengesetzten Eiweißkörper in Verbindung mit andern Elementen aufzubauen, ist der Kohlenstoff; 5. diese plasmatischen Kohlenstoffverbindungen zeichnen sich vor den meisten andern chemischen Verbindungen durch ihre sehr komplizierte Molekularstruktur aus, durch ihre Unbeständigkeit und ihren gequollenen Aggregatzustand." Auf Grund dieser fünf fundamentalen Thatsachen stellt H. folgende Karbogen-Theorie auf: „Lediglich die eigentümlichen, chemisch-physikalischen Eigenschaften des Kohlenstoffs, und namentlich der festflüssige Aggregatzustand und die leichte Zersetzbarkeit der höchst zusammengesetzten eiweißartigen Koh-

lenstoffverbindungen, sind die mechanischen Ursachen jener eigentümlichen Bewegungserscheinungen, durch welche sich die Organismen von den Anorganen unterscheiden, und die man im engern Sinne das Leben nennt." Wir haben dazu folgendes zu bemerken (vgl. Schöler, Probleme): Ganz abgesehen davon, daß uns die Konstitution der Eiweißkörper unbekannt ist, und daß uns die letzten Ursachen der Selbstentwicklung der Zelle und der wunderbaren Vorgänge der organischen Formbildung verborgen bleiben, stürzt die Kohlenstofftheorie durch zwei einfache, aber unwiderlegliche Ueberlegungen. Erstens giebt es genug festweicher Kohlenstoffgebilde, sogar Eiweißkörper, in denen von keiner Lebenserscheinung die Rede ist, z. B. das tote Eiweiß, wie es im Hühnerei oder in Form von Vitellinen in großer Menge in den Zellen aufgespeichert ist, ferner Schleim, Talg, Fett u. s. w.; und zweitens fällt dem Spiel der chemischen Kräfte, in welchem das Leben bestehen soll, auch in dem nach dem Absterben der organischen Körper beginnenden Zersetzungsprozesse dieselbe Rolle zu: wo also soll der Unterschied liegen, der im ersten Falle den chemischen Prozeß zur Ursache des Lebens, im zweiten zum Kennzeichen des Todes stempelt? Denn die drei Hauptgruppen der organischen Verbindungen, die Eiweißkörper, Kohlenhydrate und Fette bilden sowohl die lebende wie die tote Zelle. Wir kommen, wie überall anders, so auch hier mit bloß mechanischen Erklärungsgründen nicht aus, und das um so weniger, wenn wir bedenken, daß die organische Evolution in ihrem Verlaufe das wunderbare Phänomen des Bewußtseins zeitigt, dessen geistige Natur weder durch Cyanradikale noch Aldehydverbindungen erklärt wird. Wären die Häckelschen Behauptungen richtig, so müßte sich aus den Atomen auf synthetischem Wege das Leben herstellen lassen; der beste Beweis aber dafür, wie weit die Wissenschaft von der wirklichen Erkenntnis des Lebens entfernt ist, ist der, daß sie außerstande ist, ein keimfähiges Samenkorn hervorzubringen, und noch weniger — eine empfindende Zelle! — Wir wenden unsern Blick nun auf die Häckelsche Entwicklungstheorie, die behauptet, daß sich aus der einfachsten Zelle allmählich die vielen Millionen von Geschöpfen entwickelt haben, welche unsere Erde besitzt und besessen hat. Die „sichere historische Thatsache" ist die Erkenntnis, „daß der Mensch vom Affen abstammt." Wir sind kein Gegner der Descendenzlehre, wie wir an anderer Stelle des öfteren ausgesprochen haben, müssen aber gegen diese Häckelschen Behauptungen im Namen der Wissenschaft Protest erheben. Der wissenschaftliche Nachweis einer kontinuierlichen organischen Entwicklung ist bis zur Stunde noch nicht gebracht. Die klaffendsten Lücken sind nicht ausgefüllt, sondern nur größer geworden. Vieles aber spricht geradezu dagegen: dagegen spricht der Mangel oder das gänzliche Fehlen von Zwischengliedern. Diese sollen zum größten Teile ausgestorben sein! Aber wenn ein Glied einmal ausgestorben wäre, wie kommt es, daß die Natur es nicht wieder ersetzt hat? Wenn sich der Affe zum Menschen entwickeln konnte, so müßte er sich doch immer wieder von neuem entwickeln; die Zwischenglieder können doch nicht für alle Ewigkeit ausgefallen sein! Wenn die Entwicklungslehre im Häckelschen Sinne recht hätte, so könnte es keine selbständigen Arten, Rassen, Geschlechter und Typen geben; denn jede derselben stellt einen Abbruch auf der Leiter der Entwicklung dar, auf der es eigentlich keine Sprossen geben

könnte, sondern nur eine kontinuierliche Bahn, so daß jedes Wesen mit nur unmerklichen Unterschieden in das nächstfolgende überginge. Aber auch die Prinzipien der Entwicklungslehre sind grundverkehrt. Wir erkennen die Gesetze der fortschreitenden Lebensentwicklung und der Vererbung und Anpassung vollständig an, um so mehr aber weisen wir die lächerlichen Unwahrheiten zurück, die daraus gefolgert werden. Geradezu lächerlich ist die Annahme des Zufalls und der vernunftlosen Naturnotwendigkeit bei der Entwicklung der Lebewesen auf Erden. Zufall ist der Gegensatz von Gesetzmäßigkeit. Wer aber den Zufall als eine treibende Bewegungs- und Lebensursache annimmt, der kann nicht zugleich von einer Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinung reden. Häckel sucht S. 316 hierfür eine Erklärung zu geben. Man lese sie und wird das Haupt schütteln über so triviale Erörterungen. Gerade die Thatsache der fortschreitenden Lebensentwicklung ist der Gegensatz zu einem bewußtlosen Mechanismus. Daß im Ganzen der Natur eine fortschreitende Entwicklung mit Naturnotwendigkeit erfolgt, wenn auch unzweifelhaft nicht so wie Häckel annimmt, — das ist ein Wahrzeichen der zwecksetzenden schöpferischen Vernunft, ja ein Beweis für das Dasein eines Gottes. Aber noch mehr! Die Naturgesetze der Vererbung und Anpassung im Kampf ums Dasein sind gewiß eine unleugbare Thatsache. Aber diese Gesetze sind doch im Grunde nichts weiter als abgezogene Begriffe der Erscheinungsregeln, welche sich uns in dem uns zugänglichen Beobachtungsgebiete der Natur offenbaren. Die Regel der Erscheinung ist aber, wie Herr Häckel nicht zu wissen scheint, noch lange nicht die Ursache derselben. So wenig wie man sagen kann, daß die regelmäßige Hin- und Herbewegung des Pendels die Ursache der Schwingungen sei, ebenso sinnlos ist die Behauptung, daß die G e s e t z e der Vererbung und Anpassung die Erzeuger der Artunterschiede der Lebensgebilde seien. Man verwechselt die menschlichen Vorstellungen und Begriffsformeln von dem zwecklos und blindlings wirkenden Mechanismus, vom Zufall, von den chemischen und physikalischen Kräften mit der treibenden Schöpfungsursache und dem einheitlichen Schöpfungsplan der höchsten Vernunft. Hat es jemals einen Unsinn gegeben, so ist es die gottleugnende Auffassung der Abstammungslehre Häckels. Die ewige, vernünftige Lebensursache des ganzen Weltalls, die der Christ mit dem Namen Gott bezeichnet, haben weder Darwin noch Häckel in den Schatten gestellt, sondern für jeden vernünftigen Menschen über allen Zweifel erhoben. Es könnte kein Kampf ums Dasein vorhanden sein, wenn es nicht einen Lebenstrieb in allen Geschöpfen gäbe, und dieser durchgängige Lebenstrieb wäre unmöglich, wenn es nicht eine einheitliche Lebensursache gäbe, die alles in allem wirkt. Und diese ewige Schöpfungsursache ist ein einheitliches Wesen, sonst könnten nicht alle Stoffe, Gesetze und Kräfte der Natur so harmonisch zusammenwirken, um die aufsteigende Vervollkommnung im großen Ganzen zu erzielen, sonst könnten die Naturgesetze im ganzen Weltall nicht einheitlich durchgreifend dieselben sein. Dieses Urwesen ist die höchste, sich selbst bewußte, zwecksetzende Intelligenz, sonst könnte es keine intelligenten Wesen erzeugen, da niemand etwas geben kann, was er nicht hat. — Was nun endlich das dritte Problem, das psychologische anlangt, so zeigt sich auch hier die gänzliche Haltlosigkeit des Monismus. Was H. hier bezüglich der Frage, wie eine

geistige Vorstellungswelt in körperlichen Wesen entstehen kann, vorbringt, ist so kläglich, daß es sich nicht lohnt, genauer darauf einzugehen. Nur einiges! Häckel sagt vom Bewußtsein, daß die einzige Quelle der Erkenntnis desselben dieses selbst sei: „Subjekt und Objekt fallen hier in eines zusammen; das erkennende Subjekt spiegelt sich in seinem eigenen inneren Wesen, welches Objekt der Erkenntnis wird!" Man höre nur solchen Humbug! Also eine bildliche Bezeichnung ist alles, was er uns darüber zu sagen weiß. Ein Neugieriger würde recht gern wissen wollen, wie sich Herr Häckel denn diese Spiegelung ohne Spiegel vorstellt? Häckel schreibt den Atomen kein Bewußtsein zu, und es soll sich aus bewußtlosen Grundelementen das Bewußtsein zusammensetzen. Wie solche Unmöglichkeit möglich wird, hat Häckel nicht zu beweisen für gut befunden. Doch sapienti sat! Wollten wir hier an eine Erörterung von Einzelheiten denken, wir würden ein ganzes Buch nötig haben. Auch auf theologische Fragen sind wir absichtlich nicht weiter eingegangen, weil Häckels diesbezügliche geradezu kindische Ansichten eigentlich keiner Widerlegung bedürfen. Zudem ist ihm die Antwort in dieser Hinsicht so reichlich geworden, daß es hieße Wasser ins Meer gießen oder Eulen nach Athen tragen, wenn man noch weiteres hinzuzufügen suchte. — — Wir nehmen darum Abschied von einem Buche, vor welchem jeder ernst denkende Mensch nur Widerwillen empfinden kann. Herr Häckel lebt freilich in dem Glauben, daß unser 20. Jahrhundert dem Christentum den Todesstoß geben und die meisten christlichen Kirchen den freien Gemeinden öffnen werde. Er meint natürlich, daß seine Welträtsel in ganz besonderem Maße dazu mit beitragen werden. Difficile est satiram non scribere. Schon viele Jahre vor Christus berichtet das alte Buch der Weisheit von solchen Unsterblichkeitsleugnern wie Häckel ist, und Ps. 14, 1 lesen wir: „Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott," und doch hat die Religion trotz aller faden Angriffe solcher Feinde mit jedem Jahrhundert nur an Festigkeit gewonnen. Auch Häckels Angriff wird die kommenden Zeiten aufklären, wie tief der Abgrund ist, in welchen unser Volk auf dem von ihm empfohlenen Wege geraten würde, und darum wird auch sein Buch eine ganz andere Wirkung haben, als er heute glaubt. Es wird nur dazu dienen, die religiösen und edler denkenden Kreise zusammenzuschließen und die Religion zu kräftigen und zu stärken. Die Arbeit von Jahrtausenden wird nicht umsonst gewesen sein. Jahrtausende haben — das habe ich schon an anderer Stelle ausgesprochen (Geschichte der neueren Philosophie) — gearbeitet, um den Schwerpunkt des Daseins in die Innerlichkeit zu verlegen; sie hat durch ernste Arbeit der Geschichte immer größere Läuterung und Vertiefung erfahren, so daß sie an Selbständigkeit und Festigkeit mit jedem Jahrhundert gewachsen ist. Der Kampf der Weltgeschichte war und ist bis heute ein Kampf um das Hervorarbeiten eines geistigen Lebensinhaltes. Der Realismus macht die Beziehung des Menschen zur Umgebung zur Hauptsache; er möchte ihn von außen bilden, ihm ein inneres Leben rauben. Auch Häckels Streben ist derselben Art. Es ist umsonst, auch seine Mühe ist vergeblich. Es muß der Widerstand der Innerlichkeit erwachen; sie findet, daß jenes Streben ihr tiefstes Verlangen unbefriedigt läßt, ja unterdrückt, so daß der Rückschlag um so stärker wird; es wird sich mit unwiderstehlicher Kraft und

Klarheit wieder die alte Wahrheit erweisen, daß dem Menschen nichts näher ist als seine Seele und nichts wichtiger als die Rettung seines geistigen Selbst. So bleibt nur ein Weg übrig! Das ist der Weg, den heute die ersten Forscher und tiefsten Denker zu gehen begonnen, der einen gesunden Idealismus zum Ziele hat. Häckel will freilich mit seinem Monismus jedweden Idealismus aus den Angeln gehoben haben. Nun: errare humanum est! Wir idealistisch gesinnten Philosophen sehen die Stunde nicht fern, wo man auch von seinen Welträtseln zur Tagesordnung übergeht. Als Philosophen aber kann ich Herrn Häckel nicht anerkennen; sein ganzes Buch ist so voll von Fehlern und Verstößen gegen die einfachsten Elemente der Logik, daß ich bedauernd nur bekennen muß: o si tacuisset, philosophus mansisset.

Siebert-Fermersleben.

Pädagogisches.

Individualisieren.

(Aus dem Lehrerboten.)

Die Aufstellung gewisser Pädagogen früherer Zeit, daß alle Menschen gleich begabt seien, wird heute nur noch von wenigen festgehalten. Auch der Behauptung unsres Dichters: „Das Genie ist der Fleiß“ räumt man nur eine beschränkte Bedeutung ein. Man giebt zu, daß der Fleiß das Genie ersetzen, bezw. für dasselbe stellvertretend einstehen könne, doch immer nur bis zu einem gewissen Grade. Aber angenommen, die ursprüngliche Begabung würde sich nicht zu sehr unterscheiden, so wirken bis dahin, wo die planmäßige Erziehung eingreift, doch so viele Einflüsse hemmend, störend, fördernd, umgestaltend, richtunggebend ein, daß man schon in einer Klasse von Schülern vom 6. oder 7. Lebensjahr nicht mehr einen Haufen gleichartiger Elemente vor sich hat, sondern ausgeprägte, eigentümliche, durch größere oder kleinere Besonderheiten getrennte Einzelwesen — Individuen. Die Erziehung wird ihre Einwirkung darnach richten müssen, das heißt, sie muß individualisieren.

Wo findet der Erzieher dazu entsprechende Vorgänge?

Für jeden ersichtlich individualisiert die Natur. Vor allem versetzt sie die Geschöpfe in den ihnen angemessenen Boden und in die entsprechenden klimatischen Verhältnisse. Daher spricht man von einer Flora des Schwarzwalds und einer Flora der Alb, von einer Fauna Brasiliens und einer Fauna der Alpen. Dabei giebt sie jedem Organismus die für seine Lebensweise zutreffenden Organe. Und wenn wir auch der Entwicklungslehre in ihren letzten Konsequenzen unmöglich folgen können, so müssen wir doch zugeben, daß eine vor- oder rückschreitende Verwandlung für Anpassung an veränderte Lebensverhältnisse sorgt. Nur liegt der Entwicklungszwang in der Schöpfungsidee, nicht im Zug oder Druck der äußeren Umstände. So könnte man vielleicht richtiger sagen: Gott individualisiere als Schöpfer und Erhalter durch die Natur.

Ebenso, doch noch fühlbarer, faßlicher und imponierender individualisiert Gott als Regierer der Welt im Völkerleben und in der Lebensgeschichte des

einzelnen. Grundlegend zum Verständnis der Berücksichtigung der Individualität in der Erziehung der Völker ist die Stelle aus der Predigt zu Athen, wonach die Völker von vornherein planmäßig, sozusagen programmatisch auf der Erde verteilt sind. Gott hat, so sagt Paulus, Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen. Die einzelnen Erziehungsmomente finden wir am deutlichsten bei den Propheten. Da ruft Gott ein Volk her, dort schickt er ein Volk weg, je nachdem die Wendung an einem Knotenpunkte der Entwicklung es verlangt. Hier setzt er einen König ein, dort einen König ab, weil bald ein Gericht auszuführen, bald ein Vorstoß gegen einen Feind der Pläne Gottes zu machen ist. Wie die Figuren auf dem Schachbrett schiebt der Allmächtige Völker her und hin, um sie näher in den Wirkungskreis der göttlichen Kräfte zu rücken. Dabei ist der Zielpunkt im Alten Testament die Zubereitung zur Aufrichtung des Königreichs Gottes. Wenn einmal in der Vollendung die Weltgeschichte wird geschrieben werden, wird man erstaunen, wie der allweise Meister am Webstuhl der Geschichte keinen Faden unnütz gezogen hat und wie sein Auge jeden Zug im Bilde beherrschte, indes die Fürsten und Parlamente unten meinten, sie hätten das Schifflein geworfen.

Doch näher noch liegt uns die Führung des einzelnen. Hier zeigt sich die Individualisierung bis ins einzelnste ausgeführt, also gewissermaßen im Detail. Gott zählt die Haare auf dem Haupte. Er ruft wie die Sterne am Himmel so jeden Erdgeborenen beim Namen und weiß, wo er wohnt. Er lenkt jedem das Herz und giebt, daß sein Weg fortgehe. Die Kunst, glücklich zu leben, liegt vor allem andern darin, daß man sich dieser individualisierenden Erziehung vertrauensvoll und rückhaltslos hingiebt. Ein Ziel hat der Herr für alle: Aufhebung des Falles, Wiedererstattung der verlorenen Güter und Zurückführung zum Bilde Gottes in Jesu. Aber für die Millionen Menschen führen Millionen Wege, von denen kaum einer dem andern gleicht, zu diesem einen Ziel. Mit der Zeit verjüngt sich die Distanz zwischen den Millionen Erziehungsbahnen, und strahlenförmig oder radienartig laufen die Erziehungslinien dem Endzweck entgegen. Schließlich triumphiert am Ziele der Erziehung Gottes Liebe nicht nur, sondern auch seine Allmacht und Weisheit.

Wo aber findet der Erzieher Vorgänge für Individualisierung auf rein menschlichem Gebiete? Vielleicht in der Bildungsanstalt, aus der er hervorgegangen ist? im Seminar? Wir wollen das im einzelnen untersuchen. Da ist zunächst wahr, daß im Zeichenunterricht individualisiert wird. Jeder Schüler wird nach seiner Befähigung angefaßt und gemäß dem durch Fleiß und Leistungsvermögen gegebenen Tempo weitergeführt. Das hat übrigens das Seminar mit allen Zeichenschulen gemein. Denn der Natur der Sache entsprechend tritt der Zeichenunterricht nur selten als Klassenunterricht auf. Doch greift diese Individualisierung nur wenig in die gesamte geistige Entwicklung ein, sofern es sich um die Ausbildung eines ganz speziellen technischen Talentes handelt.

Wahr ist ferner, daß auch im Musikunterricht individualisiert wird, ausgenommen den Chorgesang und das Violinspiel. Nicht nur können Schüler vom Musikunterricht jetzt ganz dispensiert werden, es schreitet auch jeder ganz

unabhängig vom andern vorwärts. Uebrigens gilt alles, was oben vom Zeichnen gesagt ist, auch von der Musik.

Wahr ist endlich, daß auch die Uebungsschule individualisiert. Da hat jeder Kandidat seine eigene Aufgabe, seine eigene Schülerabteilung, seine eigene Leitung und seine eigene Kritik. Daher hat der Lehrer an der Uebungsschule unstreitig außer dem Rektor den tiefgehendsten Einfluß auf die Zöglinge; es bilden sich auch zwischen ihm und den Schülern eher persönliche Beziehungen als dies sonst möglich ist.

Damit ist aber leider die Individualisierung im Seminar beinahe erschöpft. Denn aller übrige Unterricht im Seminar ist Massen- oder Klassenunterricht. Alle Schüler hören dieselben Vorträge, sofern der Unterricht frei gegeben wird; an alle werden dieselben Examens- oder Entwicklungsfragen gerichtet, und bei den regelmäßigen schriftlichen Wiederholungen sind die Aufgaben für alle gemeinsam. Wenn etwa ein Schwacher oder Träger dreimal vorgenommen wird, bis ein Vorgerückter einmal, oder wenn ein Schwachbegabter für eine mittelmäßige Leistung dieselbe Anerkennung findet, wie ein Talentvoller für seine vorzügliche Arbeit, weil beide wahrscheinlich den gleichen Fleiß aufgewendet haben, so ist das freilich auch eine gewisse Individualisierung, aber sie geht nicht viel tiefer, als wenn man an einem gemeinsamen Kosttisch, wo alle aus einer Schüssel essen, dem A, der nicht recht zugreifen will, den Teller noch einmal mit Suppe füllt oder dem B noch ein Brötchen zuschiebt.

Selbst in der Erziehung kann nicht viel individualisiert werden, so sehr es auch die Leitung wünschte. Die Statuten, die Haus- und Zimmerordnung sind das Gesetz für alle. Der Rektor ist mit Arbeit überlastet, steht auch bei den vorzüglichsten persönlichen Eigenschaften für die Zöglinge nach ihrer noch schülerhaften Auffassung in fast unnahbarer Höhe. Die Fachlehrer finden nur schwer den Weg zu persönlichem Einfluß auf die Zöglinge. Die Aufsichtslehrer endlich sind, selbst große Tüchtigkeit vorausgesetzt, doch immerhin zu jung für tiefer gehende erzieherische Einwirkungen.

Daß hiernach die Möglichkeit zu weitgehender Individualisierung im Seminar nicht vorhanden ist, ist ein Mangel. Wenn ein Hausbesitzer zur Ausschmückung eines Saales zwölf Gemälde bestellt hat, so wird sie der Künstler bei allem Unterschied in Motiven und Ausführung doch so herstellen, daß jedes in seiner Art vollkommen ist. So möchte wohl jede Gemeinde wünschen, daß der ihr zugesandte Lehrer immer ein wirklich gebildeter Mann sei. Allerdings liegt eine gewisse Garantie hierfür in dem mitgebrachten Prüfungszeugnis, aber doch nur bis zu einer bestimmten Linie. Und wenn Städte durch freiwillige Gehaltserhöhungen für sich diese Linie höher hinaufrücken, so schädigen sie das platte Land, auf dem bald Lehrer mit I b oder II a nicht mehr gefunden werden können. Es giebt nur ein Mittel, das, was wegen des sehr begreiflichen Abmangels größerer Individualisierung im Seminar nicht erreicht worden ist, auszugleichen, das ist Fortbildung, selbständige Fortbildung mit andern Worten: Ausbau der Seminarbildung.

Wie sieht es nun mit der Individualisierung in der Schule aus, namentlich in der Volksschule? Da ist es vor allem bemer-

tenswert, daß es immer wieder Eltern giebt, die ihre Kinder nur privatim unterrichten lassen. Dieselben genießen dadurch alle Vorteile der Individualisierung und haben noch die Verwahrung vor den Gefahren des Zusammenlebens dazu. Aber sie entbehren auch die Vorteile, die der Klassenunterricht trotz allem bietet und die bei trägen Schülern und solchen, die nicht aus sich heraus wollen, schwer ins Gewicht fallen. Bemerkenswert ist ferner, daß es Anstalten giebt, die besondere Klassen für Schwache eingerichtet haben; nicht minder, daß an zahlreichen Orten Nachhilfstunden für Schwache eingerichtet sind. Aber auch in gewöhnlichen Verhältnissen wird der Lehrer suchen, so viel als möglich an den einzelnen zu kommen. So wird er schon in der Erziehung bei Strafen weniger nach juridischen als vielmehr nach pädagogischen Gesichtspunkten, und bei Belobungen nicht nach einem starren Schematismus verfahren. Wenn zwei das gleiche thun, so ist es doch nicht dasselbe, so wird er sich sagen. Im Unterricht aber ist namentlich bei der Lokation sorgfältig zu verfahren. Unerwartete Lokationen zwischenein oder solche in einzelnen Fächern rütteln manchmal den Verzagten heilsam auf und dämpfen die Einbildung der Rangoberen. Und wenn man im Unterricht vorzugsweise die Schwachen und Lässigen faßt, vielleicht auch die Schwachen vorne an setzt, so steigert man den Einfluß auf sie im umgekehrten Verhältnis ihrer Leistungen. Auch die Rücksichtnahme auf die häuslichen Verhältnisse wälzt mitunter die Steine von des Verstandes und Herzens Thüre. Ein Lehrer, der ganz in seinem Beruf aufgeht, der mit Leib und Seele dabei ist, und der die Interessen der Schüler zu seinen eigenen gemacht hat, wird in Mitteln, den einzelnen zu fassen, geradezu erfinderisch und glaubt nicht alles mit Nachsitzen, Stockschlägen oder Heruntersetzen abmachen zu müssen.

Es ist ein merkwürdiger Zug nach Herbeiziehung des Einzelnen in unsrer Zeit. Das allgemeine Wahlrecht rüttelt auch den Lauesten auf, am politischen Leben sich zu beteiligen. Die allgemeine Wehrpflicht schiebt auch den Letzten, der keinen militärischen Fehler hat, in die Linie vor den Feind des Vaterlandes. Und daß in der Kirche es nicht bloß beim Massenunterricht durch die Predigt bleibt, sondern daß die individualisierende Erziehung, d. h. die Seelsorge, zu ihrem Rechte kommt, dafür sorgen auf der einen Seite die Sekten, auf der andern die Kirchenleitung durch Abteilung der Bevölkerung der großen Städte in Parochien.

Sorgen wir, daß die Schule nicht zurückbleibt. Nur bei kräftiger Ernährung der Zelle erhält sich die gewaltige Eiche. B.

Wie steuert man der Nachlässigkeit im Schulbesuch?

Auf Beschluß der gemischten Lehrer-Konferenz von Minnesota eingesandt von O. M.
(Aus: Lutherische Schulzeitung.)

Für die Erziehung des Kindes ist diese Frage gewiß von großer Wichtigkeit. Man kann wohl mit Recht sagen, daß diese Frage allen gewissenhaften Lehrern mehr oder weniger Mühe, Verdruß, Sorgen bereitet hat. Wer mag die Folgen des Schulschwänzens ermessen? Aus den Schulschwänzern stammen die meisten Verbrecher. Schule schwänzen, sagt man, ist der erste Schritt zum Verbrechen. Alle Nachlässigkeit im Schulbesuch hat immer

schlimme Folgen. Darum ist es für die Erziehung des Kindes von der allergrößesten Wichtigkeit, daß der Lehrer der Nachlässigkeit im Schulbesuch steuert. Er kann viel dazu beitragen, diesem Uebel abzuhelfen, durch Beachtung der folgenden Punkte:

1. Der Lehrer muß den Schülern ein gutes Beispiel geben, indem er selbst a. pünktlich und b. gewissenhaft ist.
2. Er muß das Schulwesen heben und fördern, damit die Kinder auch wirklich a. etwas lernen und b. erzogen werden.
3. Er sei sorgfältig im Austeilen von Strafen.
4. Er führe eine Versäumnisliste und erstatte Bericht über den Schulbesuch.
5. Er versuche Unterstützung zu erlangen für arme Familien.
6. Er halte die Schüler an, sich zu entschuldigen.
7. Er halte den Schülern das gute Beispiel ihrer Mitschüler vor.
8. Er strafe die faulen und nachlässigen Schüler.
9. Er erstrebe eine direkte Einwirkung auf das elterliche Haus.

1. a. Der Lehrer muß den Schülern ein gutes Beispiel geben, indem er selbst pünktlich ist. Diese Wahrheit wird von allen Pädagogen anerkannt. Pestalozzi sagt: „Erfahrungen haben mich gelehrt, daß die Angewöhnungen an die bloße Attitude eines tugendhaften Lebens unendlich mehr zur wirklichen Erziehung tugendhafter Fertigkeiten beitragen, als alle Lehren und Predigten, die ohne Ausbildung dieser Fertigkeiten gelassen werden.“ Der Lehrer gewöhne die Kinder an Pünktlichkeit. Das Beispiel des Lehrers muß den Schülern als Vorbild dienen. „Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, und die Gewohnheit nennt er seine Amme.“ (Schiller.) Wer kennt nicht die Macht der Gewohnheit? „Claudius sagt: „Kinder sind wahre Affen.“ Er meint: Der Nachahmungstrieb in den Kindern sei so stark, daß sie vielfach gar nicht anders können, als es den Eltern, Geschwistern, Gespielen und Lehrern nachzuthun in Gebärden, Sprache und Handlungen. Daraus folgt für die Erzieher die Notwendigkeit, den Kindern nur Gutes und alles gut vorzuthun, mit andern Worten — ihnen ein gutes Beispiel zu geben.“ (Kahle.) Manch ein Lehrer, der wohl weiß, von wie großer Bedeutung dies ist, kehrt sich nicht im geringsten daran. Nichts geht über die Gemütlichkeit. Ein solcher Lehrer ist um 9 Uhr noch nicht in der Schule; die Pausen dauern ungewöhnlich lang, es kommt auf eine halbe Stunde mehr gar nicht an. Daß es nicht eine halbe Stunde weniger wird, dafür sorgt ein solcher Meister. Er verspricht, um acht Uhr zu einer gewissen Versammlung zu erscheinen, tritt aber nicht an. Er ist nicht pünktlich. Die Kinder und die Eltern sehen das und halten sich darüber auf. Die natürliche Folge ist, daß die Kinder nicht so pünktlich erscheinen, und die Eltern die Kinder nicht so pünktlich von daheim zur Schule fortschicken. Karl eilt, damit er nicht zu spät kommt. Unterwegs trifft er den lieben Heinrich Uebereil-dich-nicht, den er zur Eile auffordert. Als Antwort bekommt er aber: Warum denn? Der Lehrer ist ja doch nicht da! Erst Minuten, dann Stunden, halbe Tage, dann ganze Tage werden versäumt. Eltern schicken die Kinder schnell noch hier oder dort hin; wenn sie auch eine Minute zu spät kommen — der Lehrer ist auch nicht

so pünktlich. Dabei wird es manchmal doch etwas spät und — es ist doch schon zu spät, bleib nur daheim bis heute Nachmittag. So geht es denn weiter. Das alles hat der Lehrer durch sein schlechtes Beispiel veranlaßt. Es genügt aber nicht, daß der Lehrer morgens pünktlich anfängt. Jede Unterrichtsstunde muß zur festgesetzten Zeit begonnen und auch ebenso pünktlich abgeschlossen werden. Mancher Lehrer macht es sich zur Gewohnheit, 5 bis 20 Minuten vor der Zeit zu schließen. Viele Leute halten sich darüber auf, und mit Recht. Daß daraus nur nachteilige Folgen entstehen, muß zugegeben werden. Auch achte der Lehrer darauf, daß seine Uhr möglichst richtig gehe. Geht die Uhr vor, dann kommen pünktliche Kinder manchmal zu spät. Darüber sind sie und ihre Eltern ungehalten; wer kann es ihnen übel nehmen? Viele Eltern mögen nicht, daß ihre Kinder so frühe von zu Hause fortgehen, damit sie nicht die Gelegenheit haben, auf der Straße oder auch bei der Schule Unfug zu treiben. Solche Kinder kommen regelmäßig einige Minuten vor der Schulzeit. Beginnt der Lehrer zu früh, dann treffen solche Schüler zu spät ein. Das ist unangenehm für Lehrer, Schüler und Eltern. Häufig hört man dann: Ich versuche gar nicht mehr, beizeiten da zu sein, ich komme doch zu spät. *Der Lehrer kann der Nachlässigkeit im Schulbesuch steuern, wenn er selbst pünktlich ist und so den Schülern und Eltern ein gutes Beispiel giebt.*

b. Der Lehrer muß den Schülern ein gutes Beispiel geben, indem er selbst gewissenhaft ist.

Zur Unpünktlichkeit gesellt sich oft die Gewissenlosigkeit. Wenn man einem solchen Lehrer das vorhält, dann giebt es oft Zank und Zwietracht, er wird bitterböse. Solche Lehrer wollen so etwas nicht hören. Die Wahrheit ist oft bitter. Wer in einzelnen Stücken gewissenlos handelt, thut damit des Bösen gerade genug. Besonders die nachlässigen Eltern und Schüler werden immer wieder das Verhalten des Lehrers als Entschuldigung für ihr unrechtes Verhalten benutzen, wenn der Lehrer auch nur einmal gefehlt hat. Ist der Lehrer gleichgültig und leichtsinnig in seinem Beruf, so giebt er den Schülern durch sein Beispiel die Veranlassung zur Nachlässigkeit im Schulbesuch. Wie es für eine Armee im Kriege von der allergrößesten Wichtigkeit ist, daß man weiß, wo der Feind ist, wie stark er ist, was er thut, und welches seine Pläne sind, so ist es auch für einen Lehrer vom größten Vorteil wenn er weiß, was die Gemeinde von ihm hält, als dem Lehrer und Erzieher ihrer Kinder.

Da soll er forschen, was die Leute, die Eltern, zu loben und was sie zu tadeln haben. Das ist nicht immer leicht. Der Lehrer soll nicht sagen: Was gebe ich darum, was sie denken — sie sind dumm, sie wissen nichts, verstehen das nicht — ich, der Herr Lehrer, bin der tüchtige Mann. Da ist oft ein einfältiger Bauer, der das Richtige sieht und fühlt und folglich ein gesundes Urteil fällt, wo ein gleichgültiger Lehrer falsch urteilt. Wie ein Maultier im Nebel seinen Weg sucht, so tappt er im Finstern und bildet sich ein, er wandele im Licht. Hier gilt auch das Dichterwort: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ Darum prüfe ein Lehrer, ob die Leute vielleicht doch Recht haben. Forschen soll er, ob er nicht irgend wo etwas bessern kann. Dann können die Eltern ihre Kinder hin-

weisen auf den Lehrer und sagen: Seht euren Lehrer an, wie gewissenhaft er ist in allen seinen Sachen. Nehmt ihn zum Vorbild. Sollte das nicht Gutes wirken? *Der Lehrer kann der Nachlässigkeit im Schulbesuch steuern, wenn er gewissenhaft in seinem Berufe ist und so ein gutes Beispiel giebt.*

2. a. Der Lehrer muß das Schulwesen heben und fördern, damit die Kinder auch wirklich etwas lernen.

Kahle sagt: „Vor allem mache der Lehrer seine Schule zur Musteranstalt in ihrer Art.“ Dann kann auch ein Lehrer Einfluß ausüben auf Kinder und Eltern und so der Unregelmäßigkeit im Schulbesuch steuern. Die Eltern werden die Kinder zum fleißigen Besuch der Schule anhalten, und auch die Schüler selbst werden ungern die Schule versäumen. Das Kind ist von Natur nicht so geartet, daß es sich scheut vor jeglicher Arbeit. Es hat einen Trieb zur Thätigkeit, und der muß in die rechten Bahnen geleitet werden. Fühlt das Kind, daß es die Arbeit leisten kann, daß es die Sache versteht, so wird es mit dem größten Eifer an die Arbeit gehen. Kann ein Lehrer die Kinder recht interessieren und sie zu tüchtigen Schülern heranbilden, dann braucht er wenig über unregelmäßigen Schulbesuch zu klagen. Er mache den Kindern die Schule lieb und wert. Dann werden die Schüler kommen, sogar bei so schlechtem Wetter, daß die Eltern sie lieber zu Hause behielten. Es ist ihnen kein Weg zu weit, kein Schnee zu tief, kein Pfad zu schlecht. Dies wirkt das Gefühl für Ordnung, Pflicht, und das Bewußtsein: Unser Lehrer ist ein tüchtiger Schulmeister. Wie ist es aber auf der andern Seite? Die Kinder beobachten ihren Lehrer, sie wollen ihn kennen lernen, sie merken gar bald, ob er ein tüchtiger Mann ist oder nicht — ob sie ihm vielleicht *über* sind. Die Kinder sagen: Unser Lehrer ist gut, streng, klug, ungerecht, kann selbst nichts. Sie fällen für sich ein Urteil über ihren Lehrer. Jeder Schüler hat seine Ansicht; wenn sie auch noch so verkehrt ist, so fällt sie dennoch oft schwer in die Wagschale, und der Lehrer hat mit ihr zu rechnen. Je größer das Vertrauen der Schüler, desto besser für den Lehrer und die Schule. Soll ein Lehrer eine Aufgabe im Rechnen erklären, und die Kinder merken, daß er sie selbst nicht versteht; oder spricht er Wörter falsch aus — Wörter, die von manchen Schülern besser verstanden werden; oder beim Lesen werden die schwierigen Wörter übersprungen („überhupf den Kuckuck“), und der Lehrer merkt es nicht, will es nicht merken, aber die Schüler wissen es und sagen es, daß der Lehrer nicht aufpaßt, nichts darum giebt, ob sie etwas lernen; wenn er es selbst nicht weiß, daß sie nichts lernen — dann werden bald die Spatzen auf den Dächern sich etwas zuflüstern, und zwar ziemlich laut. Da kann es gar nicht anders sein, der Schulbesuch muß leiden. Die Schuld liegt beim Lehrer. Die Kinder sagen mit Recht: „Wir lernen ja doch nichts, da schadet es nichts, wenn wir auch einmal daheim bleiben.“ Die Eltern werden dadurch veranlaßt, es nicht so genau zu nehmen, und behalten dann die Kinder oft zu Hause, wo sie es sonst nicht gethan hätten. *Der Lehrer kann der Nachläsigkeit im Schulbesuch steuern, wenn er seine Schule zur Musteranstalt macht, wo die Kinder auch wirklich etwas lernen.*

b. Der Lehrer muß das Schulwesen heben und fördern, damit die Kinder auch wirklich erzogen werden.

So wünschenswert und nützlich es ist, daß die Kinder auch etwas lernen für dieses Leben, so bleibt die Hauptaufgabe des Lehrers jedoch, die Schule zu einer rechten Erziehungsanstalt zu machen. Wir haben das rechte Mittel dazu, das Mittel, das nicht hoch genug geschätzt werden kann, Gottes Wort. Ein frommes Kind wird einem Lehrer eitel Freude bereiten. Fleiß, Gehorsam, Gewissenhaftigkeit, Pflichtgefühl, Ordnungsliebe sind solche Früchte, die wir bei wohlerzogenen Kindern finden müssen. Wo sich solche Schülertugenden finden, wird der Schulbesuch wenig zu wünschen übrig lassen. Menschliche Klugheit und Arbeit wird das aber nicht erlangen. Es ist vielmehr, wie A. H. Franke sagt: „Den Segen darf er nicht von menschlicher Klugheit und Arbeit erwarten, sondern von dem unendlichen Erbarmen Gottes; daher ihm auch nichts nötiger ist, als beten." Franke selbst begab sich nie zur Schule, ohne vorher ein besonderes Gebet verrichtet zu haben. Ein jeder Lehrer sollte sich diesen Großmeister der Erziehungskunst in diesem Stücke zum Vorbild nehmen. Er flehte zu Gott, daß er ihn möge würdig halten, zur Besserung des Schul- und Erziehungswesens etwas beizutragen. Gott hat ihn dessen gewürdigt. „Franke hat ein Werk verfaßt (Kurzer und einfältiger Unterricht), das eines der allerbedeutendsten pädagogischen Schriftstücke ist, die wir überhaupt besitzen." (Kahle.) Sollte es nicht einem jeden Lehrer, dem die Erziehung wirklich Herzenssache ist, möglich sein, Gottes Segen zu erflehen auf seine treue und gewissenhafte Arbeit? Fast täglich kommen Schüler zum Lehrer und klagen. Dem einen ist ein Apfel entwendet worden, dem andern ein Stück Candy; dieses oder jenes wurde zerrissen oder beschmutzt, und so geht es weiter. Manche Lehrer weisen die Kinder dann barsch zurück oder lachen sie aus. „Das hat dem andern auch gut geschmeckt." Das ist nicht recht, und die Erziehung leidet sehr darunter. *Die Schüler sollen ihre Klagen vor den Lehrer bringen und sollen in ihm einen gerechten Richter finden.* Wenn die Kinder klagen müssen, daß der Lehrer ihnen nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, so ist es mit der Erziehung schlecht bestellt. Der Lehrer mache die Schule zu einer rechten Erziehungsanstalt. *Der Lehrer kann der Nachlässigkeit im Schulbesuch steuern, wenn er seine Schule, an die ihn Gott berufen hat, als treuer Hirte zur wahren Musteranstalt macht, wo die Kinder auch wirklich erzogen werden.*

3. Der Lehrer sei sorgfältig im Austeilen von Strafen.

Die Kinder verlieren die Freudigkeit und das Zutrauen zum Lehrer, wenn sie ungerecht oder grausam bestraft werden. Solche Kinder nehmen jegliche Gelegenheit wahr, dem Lehrer aus dem Wege zu gehen und die Schule zu versäumen. Manche Eltern haben die größte Mühe, die Kinder in die Schule zu bringen, aus dem einzigen Grunde, daß der Lehrer sich nicht sorgfältig hütet vor unnötigen und ungerechten Strafen. Wenn nun die Eltern ein wenig gleichgültig sind, so kommt es häufig dahin, daß die Kinder den Unterricht versäumen. Strafe muß sein, aber sie muß gerecht sein. Ein

Lehrer, der während des Unterrichts Schüler hinstellt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und den Mitschülern mit Ohrfeigen aufzuwarten, macht sich eines groben Vergehens schuldig. Da herrscht kein christlicher Geist. Die Schuld trifft den Lehrer. Daß solche Sachen noch heutzutage in einer christlichen Gemeindeschule vorkommen, ist doch wirklich ein Jammer. Wie viele Lehrer kränken Schüler durch Spott und mancherlei Redensarten, ohne daß sie einen Augenblick bedenken, wie wehe sie solchen Schülern thun. Da braucht man sich nicht wundern, wenn die Kinder mit Widerwillen zur Schule kommen. Eltern schicken ihre Kinder nicht in die Schule, damit sie Ohrfeigen austeilen sollen oder von andern Schülern geohrfeigt werden. Dinter sagt: „Von zehn Schlägen, die der Lehrer austeilt, gehören neun ihm." „Ich will jedes preußische Bauernkind für ein Wesen ansehen, das mich bei Gott verklagen kann, wenn ich ihm nicht die beste Menschen- und Christenbildung schaffe, die ich ihm zu schaffen vermag." Wie wäre es, wenn ein jeder Lehrer so ähnlich sprechen und handeln wollte? „Die beste Form der Disziplin," sagt Amos Comenius, „lehrt uns die himmlische Sonne, welche den wachsenden Dingen 1. stets Licht und Wärme, 2. oft Regen und Wind, 3. selten Donner und Blitz darbietet. Sie prasselt nicht gleich im ersten Frühjahr auf die jungen und zarten Pflanzen hernieder, noch setzt sie ihnen von Anfang an alsbald mit ihrer Glut zu und verbrennt sie; sondern sie erwärmt sie allgemach und unvermerkt, hebt sie empor, läßt sie erstarken und sendet dann auf die herangewachsenen, während ihre Früchte und Samen reifen, alle ihre Kraft hernieder."

Der Lehrer kann der Unregelmäßigkeit im Schulbesuch steuern, wenn er sich hütet vor grausamen und ungerechten Strafen, durch welche er das Zutrauen der Kinder verliert, während die Schüler deshalb widerwillig zur Schule kommen und stets Gelegenheit suchen, die Schule zu versäumen. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Presbyterianer gehen mit der Revision der Westminsterkonfession zwar sehr langsam voran, aber sie kommen doch schrittweise weiter. Jedenfalls aber ist dieses bedächtige Vorgehen das Klügste, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen geschehen kann. Eine gänzliche Abweisung jeder Revision würde wahrscheinlich ebenso unheilvoll wirken, wie eine weitgehende Veränderung.

Nach einer dreitägigen Debatte wurde am 27. Mai beschlossen, das Revisionskomitee wieder zu ernennen und ihm den Auftrag zu geben, eine kurze Darstellung des reformierten Glaubens, jedoch nicht in technischer Sprache, zu geben. Diese Darstellung solle als eine Erklärung des presbyterianischen Glaubens, aber nicht als ein Ersatz der Westminsterkonfession, dienen.

Ueber die Aufgabe dieses Komitees äußerte sich der Vorsitzende desselben, der zugleich auch Vorsitzender der Generalversammlung war, noch näher, indem er u. a. sagte: „Die Darstellung des Glaubens der Presbyterianerkirche, welche von dem Komitee vorgelegt werden soll, ist nicht als eine

neue konstitutionelle Bekenntnisformel anzusehen. Sie soll eine offizielle Bekanntmachung sein, zu der eine Zustimmung im Ordinationsgelübde nicht eingeschlossen ist. Sie soll populär belehrend sein. Wenn jemand zu wissen wünscht, was die Presbyterianerkirche glaubt, so wird diese Darstellung seine Frage beantworten. Außerdem hat das Komitee Erklärungen aufzustellen, welche Schwierigkeiten, die aus unglücklicher Formulierung der Sätze des Glaubensbekenntnisses hervorgehen, erläutern und beseitigen. Wenn aber dieser Weg der Abhilfe von dem Komitee als ungenügend angesehen werden sollte, so ist dasselbe ermächtigt der Versammlung von New York (1902) Vorlagen zu machen, die auf eine Revision des Textes des Bekenntnisses selbst hinauslaufen.

Eine hervorragende Persönlichkeit auf seiten der Konservativen erklärte sich durch den Beschluß der Versammlung befriedigt. „Die kurze Erklärung der wesentlichen Lehren der Presbyterianerkirche zur Verbreitung unter dem Volk wird einem großen und größer werdenden Mangel abhelfen, und die erklärenden Sätze in Bezug auf einige mißverstandenen und mißgedeuteten Ausdrücke des Glaubensbekenntnisses sollten und werden, denke ich, die erregten Geister beruhigen. Die Versammlung hat nach meinem Urteil schließlich doch einen sehr weisen Entschluß gefaßt, während sie immer noch zähe an dem alten Westminsterbekenntnis festhält."

Diese Zähigkeit führt freilich ihren Namen insofern mit Recht, als sie nicht Sprödigkeit war, die zum Bruche geführt hätte, sondern mit einer gewissen Nachgiebigkeit verbunden war. Es geht das auch aus der Aeußerung eines gemäßigt Konservativen hervor, der sagte, das Resultat zu welchem die Versammlung gelangte, konserviere das Glaubensbekenntnis viel mehr als manche nach den vorhergehenden Abstimmungen erwartet hätten. Die Darstellung der Lehre, welche von dem Komitee vorgelegt werden solle, sei für die Belehrung des Volkes bestimmt und sei weder ein Ersatz noch eine andere Form des Bekenntnisses. Die Verbesserungen des Bekenntnisses würden, so viel wie möglich, in Form von erklärenden Sätzen gegeben, so daß der Wortlaut desselben wahrscheinlich nur in wenigen unbedeutenden Punkten geändert werden würde. So sei das schließliche Ergebnis dieser großen Debatte ein solches, mit dem gemäßigt Konservative wohl übereinstimmen könnten, wenn sie es auch vorgezogen haben würden, die ganze Sache abzuweisen.

Es wird nun freilich sehr viel darauf ankommen, wie diese „Erklärung zur Belehrung des Volkes" lauten wird. Das Bemerkenswerte der Sache ist aber das, daß zwei Formen des Bekenntnisses geschaffen werden, eine für die Diener der Kirche und eine für das „Volk", für die Laien, und das nicht etwa in der anglikanischen, sondern in der Presbyterianerkirche. Außerdem ist die zweite Form nicht das Bekenntnis selbst, sondern nur eine Erklärung desselben. Daraus wird sich kaum etwas anderes entwickeln, als daß praktisch mit der Zeit die Auslegung das wird, wonach man sich richtet, während man den Text bloß noch verehrt.

Durch die Resignation des Dr. G. H. Gilbert, Professor an dem „Chicago Theologischen Seminar", sind die Kongregationalisten aus den Schwierigkeiten eines drohenden Ketzerprozesses glücklich herausgezogen worden. Vor drei Jahren hatte Dr. Gilbert in der „Biblical World" einen Artikel veröffentlicht, in welchem er behauptete, daß solche

Dinge, welche Christus nicht ausdrücklich gelehrt habe, nicht als wesentlich für den christlichen Glauben angesehen werden könnten. Ein Jahr später verlas er ein Referat in einer Versammlung kongregationalistischer Geistlicher, in welchem er zu zeigen suchte, daß ein großer Teil der heutigen theologischen Anschauungen in betreff des Todes Jesu eher aus paulinischen Quellen als aus den Synoptikern entnommen sei. Kurze Zeit darauf veröffentlichte er ein Buch, in welchem er erklärte, daß „die metaphysische Einheit Christi mit Gott" und die „Präexistenz Christi" nicht so bestimmt in den Evangelien (d. h. wohl in den Synoptikern) gelehrt seien, daß man darauf bestehen müsse, sie als wesentlich zum christlichen Glauben gehörig anzusehen.

Es ist leicht begreiflich, daß diese Aeußerungen starken Widerspruch und lebhaften Streit unter den Kongregationalisten hervorriefen. Schließlich befaßten sich auch die Direktoren des „Chicago Seminary" mit der Angelegenheit und gaben Dr. Gilbert ein Jahr Urlaub, um das Neue Testament zu studieren. Zugleich aber wurde beschlossen, daß wenn sich dann die gewünschte Uebereinstimmung nicht zeigen werde, so habe Dr. Gilbert sein Amt niederzulegen. —

Dr. Gilbert begab sich dann nach Dorset, Vermont. Das Resultat seiner dortigen Studien scheint aber nicht das von den Direktoren geforderte gewesen zu sein, denn am 8. Mai dieses Jahres reichte er seine Resignation ein, die von den Diretkoren angenommen wurde.

Damit wäre die Sache zu Ende gewesen. Denn wenn Dr. Gilbert lieber resignierte, als es zu einem offenen Konflikt mit den Diretkoren kommen zu lassen und sich der Gefahr auszusetzen, wegen „Häresie" seines Amtes entsetzt zu werden, so wird ihm wohl niemand einen Vorwurf daraus machen. Denn, wie berichtet wird, war eine Majorität der Direktoren entschlossen, ihn wegen „Häresie" abzusetzen.

Nun sollen aber dieselben Direktoren dem scheidenden Professor das Zeugnis ganz besonderer Befähigung für seine Thätigkeit mit auf den Weg gegeben haben. Die Resignation sei nur zu seinem und des Seminars Bestem angenommen worden. Damit haben sich die Direktoren Angriffen bloßgestellt, die ihnen Unaufrichtigkeit und Zweideutigkeit vorwerfen. Es wird gefragt: Wie konnte ein Mann, den man wegen Häresie abzusetzen entschlossen war, noch befähigt sein an der betr. Anstalt zu lehren. Machte ihn nicht vielmehr seine Häresie unfähig dazu? Oder wenn er für diese Stellung eine so hervorragende Befähigung hatte, wie konnte er ein Häretiker sein? Außerdem wird noch auf den Widerspruch mit den Prinzipien des Kongregationalismus hingewiesen, der darin liegt, daß die Verwaltungsbehörde einer theologischen Lehranstalt oberste Instanz in Fragen des Glaubens sein soll. Daß die Direktoren des Chicago Seminars sich selbst so ansehen, das mag vielleicht sein; ob sie dagegen von der Kongregationalistenkirche so angesehen werden, das läßt sich deswegen nicht sagen, weil infolge der Resignation des Dr. Gilbert diese Frage weder zur weiteren Erörterung noch zu einer Entscheidung kommen konnte.

Die Inthronisation des Bischofs von London, die mit dem ganzen Pomp an Zeremonien und Gewändern in Scene gesetzt worden ist, den man sonst nur in römisch-katholischen Kirchen sieht (nur Weihrauch fehlte noch), hat wahrscheinlich auch thatsächlich die Streitfrage wegen Anwendung römischen Pompes bei der Konsekration des Koadjutors des Bischofs von Fond du Lac, Wis., entschieden. Denn wenn der Erzbischof von

London in solcher Weise in sein Amt eingesetzt werden kann, wie es thatsächlich geschehen ist, so kann man doch den Bischöfen, welche mit ganz ähnlichen Zermonien einen Koadjutor weihen, das nicht als eine Uebertretung der Kirchengesetze anrechnen. Zudem haben die sieben Bischöfe, welche sich an der Konsekration in Fond du Lac beteiligten, zwar gegen die Befugnis des „Präsidierenden Bischofs des Hauses der Bischöfe der Protestantisch-Bischöflichen Kirche der Vereinigten Staaten von Amerika", sie zur Verantwortung zu ziehen Einspruch erhoben, aber zugleich ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen, einem Spruch des Hauses der Bischöfe, oder wohl auch eines Komitees desselben, sich zu unterwerfen.

Unglücklicherweise aber hatte der Bischof Clark von Rhode Island sich selbst in seinem Schreiben an jene Bischöfe als „Präsidierenden Bischof der Kirche" bezeichnet, anstatt die vollständig genaue, oben angegebene, offizielle Bezeichnung in ihrer ganzen Ungelenkigkeit und Schwerfälligkeit zu wiederholen. Darin sahen die sieben Bischöfe die Anmaßung päpstlicher Vorrechte und ihr Organ, das die Interessen des Ritualismus vertritt, kann mit dem Bischof von Rhode Island gar nicht scharf genug ins Gericht gehen und die Gefahr dieses neuen Papsttums gar nicht stark genug hervorheben.

Der Gegensatz zur Staatskirche und die Hinneigung zu freikirchlichen Ideen finden in den deutschen Landeskirchen, und vor allem in Preußen, bald auf der einen bald auf der andern Seite ihre Vertreter. Je nachdem eine Partei von der staatlichen Kirchenregierung sich entweder als nicht genügend bedacht, oder auch als bedroht und bedrückt ansieht, verlangt sie, in der einen oder andern Hinsicht, mehr Freiheit. Während es in den letzten Jahren die Anhänger der kirchlichen Rechten waren, welche diesen Ruf erhoben, so scheint sich wieder ein Wechsel anzubahnen. Wenigstens ist in einem der Organe des kirchlichen Liberalismus das Wort: „Los vom Kultusminister", laut geworden. Es wird dort u. a. gesagt: „Den Vertretern des kirchlichen Liberalismus können auch in Preußen bis zu einem gewissen Grade die Zügel etwas lockerer gelassen werden, so lange sich dieselben mit ihren Anschauungen in den abstrakten den kirchlichen Juristen unzugänglichen Gebieten der theologischen Doktrin bewegen und vor allen Dingen das Recht des Staates, den Glauben sich dienstbar zu machen, prinzipiell nicht antasten. . . . Wer in der Kirche nichts will als Pflege der christlichen Religion auf Grundlage der eigenen Ueberzeugung und des persönlichen Glaubenslebens, dem bleibt in Preußen nichts übrig als sich eine solche Kirche erst zu schaffen, eine Gemeindekirche neben der Polizeikirche zu bauen. Sollte das denn aber heute so unmöglich sein? Die östreichischen Katholiken bewundern wir wegen ihres Mutes, unter der Devise „Los von Rom" in einen Kampf für das Recht ihres Gewissens einzutreten. Sollten preußische Protestanten den ungleich leichteren Kampf unter der Devise „Los vom Kultusminister" nicht auch wagen können? . . . Das zum Ueberdruß oft angeführte Mißgeschick der älteren freikirchlichen Bewegungen bedeutet heute gar nichts. Jede Zeit braucht, ehe sie erfüllt ist, ihre Vorläufer, die die Zeit zur Reife bringen. Ehe Luther kam, war Huß dem Scheiterhaufen verfallen, und die Wirren der Hussitenkriege hätten wohl bei den Männern der Vorsicht und Rücksicht als warnende Beispiele gegen ein energisches reformatorisches Vorgehen gelten können. Was wäre aus dem Protestantismus geworden, wenn die Argu-

mentation aus dem Mißgeschick der Vorgänger bei den Reformatoren Beweiskraft erlangt hätte."

Es wird sehr wahrscheinlich noch eine geraume Zeit dauern, bis diesen Worten die Thaten folgen. Der preußische Kultusminister muß eben, wohl oder übel, Kultusminister für alle Parteien innerhalb der Landeskirche sein, und er kann eben darum keine ganz zufriedenstellen. Auf der andern Seite mag er es aber auch noch manches Jahr fertig bringen, keine Partei so unzufrieden zu machen, daß sie vorzieht, eine Kirche außerhalb der bestehenden Parteien zu bilden, anstatt eine Partei innerhalb der bestehenden Kirche zu sein.

Das diesjährige Konzil der englischen Freikirchen ist Mitte März in Cardiff zusammengetreten. Die Eröffnungsansprache des neugewählten Präsidenten, J. G. Greenhough, hatte das Thema: „Die einigenden Kräfte der Gegenwart." Die Thatsache, daß sich diese Kräfte gerade in dem Bestand des Kongresses selbst unverkennbar zeigen, scheint der Redner als selbstverständlich gar nicht weiter berührt zu haben. Gleichwohl wäre es vor etwa dreißig Jahren als eines der undenkbarsten Dinge angesehen worden, daß jemals die Dissenters auch nur unter sich soweit einig werden könnten, daß sie eine gemeinsame Versammlung zustande brächten. Baptisten, Kongregationalisten, Presbyterianer und Methodisten lagen fortwährend im bittersten Streit miteinander und innerhalb der einzelnen Gruppen stritten sich wieder verschiedene Parteien.

Der Redner zog indes bestimmte Grenzlinien für diese Einheitsbestrebungen. Mit Rom könne man sich nicht einigen, wenn es nicht zu Christus zurückkehre; ebenso sei im englischen Christentum der Klerikalismus der Feind, den man zu bekämpfen habe.

Merkwürdig war auch die Erklärung, welche von der Versammlung in betreff des Burenkrieges angenommen wurde. Man sprach das Bedauern darüber aus, daß christliche Nationen keinen andern Weg zur Beilegung ihrer Differenzen finden könnten, als das Schwert, ebenso bedauerte man die Fortführung des Kriegs und sprach das Verlangen nach einem weisen, gerechten und dauernden Frieden aus. Für sich allein betrachtet, ist die ganze Erklärung nichtssagend. Betrachtet man sie aber im Verhältnis zu der Stimmung, welche vor etwa einem Jahr in England herrschte, so hat sie nicht wenig zu bedeuten. Bei der vorjährigen Versammlung in Sheffield wäre die Annahme einer solchen Erklärung eine Unmöglichkeit gewesen. Es würde dieselbe innerhalb der Versammlung nur bei sehr wenigen Zustimmung gefunden haben und auch diese würden wahrscheinlich nur zum geringsten Teile es gewagt haben, sich dem Unwillen, um nicht zu sagen Haß, der Befürwörter der Kriegspolitik, sowie den Kongreß der englischen Freikirchen der Verdächtigung wegen Illoyalität auszusetzen.

Am Abend des ersten Konferenztages predigte Dr. Parker aus London unter dem Zudrang einer ungeheuren Menschenmenge. Nicht nur war die große Halle, die der Versammlung diente, gefüllt, sondern es sollen noch etwa zweitausend, die herein wollten, draußen gestanden haben. Sein Text wurde durch die Worte aus 1 Kor. 14, 23 gebildet: „Wenn aber Laien hineinkämen." An diese Worte schloß er eine Rede an, in der es an allerlei paradox erscheinenden, aber zum Nachdenken anregenden Aussprüchen nicht fehlte. Er wünschte, daß einige von seinen Zuhörern das Gefühl bekämen, daß die Welt größer sei, als ihre Kapelle. In der Theorie gebe das freilich ein jeder

zu, aber er wünsche, daß es ihre Herzen sagten. Die Kirche geht zu Grunde, wenn nicht jemand einmal ein Fenster zerschlägt, daß frische Luft hereinkommt. Wie haben sich doch manche Leute ins vierte Jahrhundert vertieft! Es giebt solche, die in intellektueller Hinsicht sich nicht glücklich fühlen, wenn sie nicht beständig das Unkraut des vierten Jahrhunderts begießen und ihr Vergnügen an vermoderten Ketzereien finden könnten. — Das Predigtamt ist kein gelehrter Beruf. Es wäre ein großer Fortschritt, wenn das erst erkannt würde. Ein Pastor muß ein gebildeter Prediger sein, aber persönliche Erfahrung und gebrochene Herzen könne er behandeln, ohne ein gelehrter Mann zu sein. Die Predigten sollen sich an die menschliche Erfahrung richten.

Ein Referat behandelte das Thema: „Das alte Testament in der Sonntagschule." Es wurde u. a. gesagt, daß man nicht ängstlich zu sein brauche, wo geistliche Dinge von geistlich gesinnten Menschen einer Kritik unterzogen würden. Doch müsse das Axiom feststehen, daß nur der in der Sonntagschule unterrichten könne, dem die Autorität des Alten und des Neuen Testamentes feststehe. Der Lehrer, der die Resultate der kritischen Forschung annimmt, muß ehrlich sein. Wenn er überzeugt ist, daß der Pentateuch ein zusammengesetztes Produkt ist, so darf er nicht lehren, daß Moses das Ganze als originale Komposition geschrieben habe. In der Sonntagschule komme es darauf an, die wunderbare geistige Bedeutung der Bibel ans Licht zu stellen. Aber der Sonntagschullehrer müsse auch imstande sein, scharfe Fragen zu beantworten. Wenn das Offenlassen gewisser Fragen zur inneren Unsicherheit führe, so habe er darauf zu sagen: Jemandem eine unerledigte Frage als erledigt hinstellen, das sei verderblich und im höchsten Grade gefährlich für die Zukunft. Es sei etwas anderes, ob man offen und ehrlich die Schwierigkeiten behandelt, wenn sie einem aufgedrängt werden, oder ob man die Schwierigkeit selber erst macht und sie andern aufdrängt.

Wenn der nachfolgende Redner in diesen Ausführungen Klarheit vermißte, so ist das sehr begreiflich und es wäre dem Verständnis der Sache sicher förderlich gewesen, wenn der Referent auch gesagt hätte, was er sich als die Aufgabe der Sonntagschule vorstelle, mit welchen Mitteln sie zu arbeiten habe und auf welche Leistungsfähigkeit er bei den Lehrern und Schülern rechne. Eine Sonntagschule, unter deren Lehrgegenstände auch das Problem der litterarischen Komposition des Pentateuch aufgenommen werden kann, muß doch eine etwas sonderbare, wenn nicht gar wunderbare oder auch wunderliche Einrichtung haben.

Etwas fruchtbarer scheint die Behandlung der Frage gewesen zu sein: Sind die Sonntagschulen im Niedergang? Es wurde darauf geantwortet, daß die Statistik, sowohl in der Staatskirche wie in den Freikirchen, einen allgemeinen Rückschritt in dem Besuch der Sonntagschulen aufweise. Es wurde die Forderung ausgesprochen, daß jede Klasse ihren besonderen Raum haben solle. Ein Mann, der fünfzig Jahre lang in Sonntagschulen unterrichtet hat, erklärte, daß zwei Drittel bis drei Viertel der Sonntagschullehrer ihrer Aufgabe nicht gewachsen seien; es handle sich darum, diese los zu werden und größere Klassen mit tüchtigen Lehrern zu bilden.

Auch die Frage wurde behandelt: Ist unsere Predigt so wirksam wie sie sein sollte, ebenso die Sonntagsruhe und der öffentliche Gottesdienst? In Bezug auf den letzteren wurde darüber geklagt, daß sich sogar unter ausgesprochenen Christen ein auffallender Mangel an Wertschätzung des Got-

tesdienstes im Gotteshause finde. — Ein Redner protestierte gegen den Gedanken, daß der Gottesdienst eine anziehende Sonntagsunterhaltung sein solle in dem Maße, daß er sagte, er hoffe, es würde nicht paradox erscheinen, wenn er behaupte: Der eine große Vorzug des öffentlichen Gottesdienstes sei dies, daß er langweilig sei. Er habe keine Lust, außen an seiner Kirche bekannt zu machen, er habe die Art des Gottesdienstes gefunden, die mit Erfolg den Sonntagskonzerten Konkurrenz machen könne. Eher möchte er sagen: „Hier ist der schwere mühselige Aufstieg zum Himmel. Wer eine Seele hat, komme herein und versuche hinaufzusteigen." Jede Kirche solle so eine „Scala Santa" sein. Es ist gleich verwerflich, wenn an Stelle der Anziehungskraft des Rituals die Anziehungskraft der Redekunst gesetzt wird. Sobald man durch Ritual, Musik oder Predigtkunst den Gedanken erweckt, man suche der Gemeinde zu gefallen, so hat man damit schon das Prinzip sanktioniert, daß man mit Fug und Recht wegbleibe, wenn es einem nicht mehr gefalle. Er für sein Teil, sagte der Redner, lehne es ab seinen Hörern zu gefallen; er wolle nur die ernste Anziehungskraft von Sinai und Golgatha.

Der Bischof von Fulda hat in seinem an den diesjährigen Fasten erlassenen Hirtenbriefe seine Gläubigen in einer Weise vor Mischehen gewarnt, die eine Beschimpfung der evangelischen Kirche wie eines jeden nicht katholischen Staatswesens ist. Er sagt u. a.: „Die Kirche billigt niemals, sondern duldet nur, und zwar mit schwerem Herzen, diese Ehen: 1. wenn für den katholischen Teil keine Gefahr des Glaubens besteht; 2. wenn alle zu erhoffenden Kinder katholisch getauft und erzogen werden; 3. wenn nur die katholische Trauung stattfindet. Warum billigt sie dieselben nicht? Die Gründe werden euch vor Augen geführt in einem bischöflichen Erlaß, der in jedem Jahr am zweiten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn von den Kanzeln verlesen wird. Ich nenne aber noch einen durchgreifenden Grund, den ihr vielleicht weniger erwäget. „Wer ein Sakrament empfangen will, muß glauben, was es ist und was es wirkt." Was geschieht nun beim Abschluß der gemischten Ehe? Der katholische Teil glaubt, daß er ein Sakrament empfange, der nichtkatholische Teil glaubt es nicht. Für ihn ist also keine Gnade des Sakraments möglich, weil kein Glaube vorhanden ist. Das ist aber nach katholischem Glauben eine Entweihung des Sakraments, freilich nicht eine Entweihung mit Wissen und Willen des nichtkatholischen Teils, aber mit Wissen und Willen des katholischen Teils. Und doch ist das noch der günstigste Fall, wenn bloß von einer Seite das Sakrament entweiht wird. Wie, wenn der katholische Teil sich soweit vergißt, daß er die von der Kirche geforderten Bedingungen nicht erfüllt, also auch seinerseits das Sakrament entweiht, vielleicht gar nicht empfängt, indem er an gewissen Orten vor Gott und der Kirche überhaupt keine gültige Ehe eingeht. Ueberall nämlich, wo das Gesetz des allgemeinen Konzils von Trient über die Abschließung der Ehe verkündigt ist und Geltung hat, muß dieselbe um gültig zu sein, vor dem katholischen Pfarrer und zwei Zeugen geschlossen werden. Das sind die einfachen und klaren Sätze des katholischen Glaubens, und ich hoffe mit Sicherheit, daß kein Jüngling und keine Jungfrau meiner Diözese diese bestimmten und heiligen Gesetze der Kirche mißachten und sich des Verbrechens einer unehelichen, überaus sündhaften Verbindung schuldig machen wird."

Die „Münchner Allg. Ztg." sagt dazu: „Die „gewissen Orte" sind das Standesamt, die von der staatlichen Obrigkeit rechtmäßig verordnete Behörde, oder die Altäre evangelischer Kirchen. Eine Ehe, die nicht vor der erstgenannten Behörde abgeschlossen wird, ist aber, nach dem Gesetze, keine Ehe; die bürgerliche und gesetzliche Sanktion erhält die Lebensgemeinschaft von Mann und Weib ausschließlich durch die standesamtliche Beurkundung. Diese Eheschließung als Verbrechen und als uneheliche, sündhafte Verbindung zu bezeichnen, ist eine Beleidigung der staatlichen Einrichtungen.

Soweit aber diese Aeußerung sich auf die Ehebündnisse bezieht, die nach dem standesamtlichen Akt von einem Diener der evangelischen Kirche geweiht und gesegnet werden, stellt sie sich als Beleidigung dieser Kirche dar. Der Bischof von Fulda mag, wenn er sich im Gewissen dazu verpflichtet fühlt, seine Diözesanen vor der Mischehe warnen; das ist sein gutes Recht; die Form aber, in der er es thut, ist von Bitterkeit und Härte so wenig frei, daß sie nur dazu beitragen kann, den staatlicherseits bereits angekündigten Widerstand gegen den sog. Toleranzantrag des Zentrums unüberwindlich zu machen. Denn wenn ein katholischer Bischof schon jetzt in dieser Weise über eine staatliche Institution, bezw. über die von einem evangelischen Pfarrer geweihten Ehen sich aussprechen zu dürfen glaubt, so läßt der Ton, den er bei voller Ungebundenheit anschlagen würde, sich unschwer voraussehen."

Außer dem von der „M. Allg. Ztg." Bemerkten, ist der Umstand auffällig, daß der Bischof zur Wirksamkeit des Sakraments den Glauben und zwar im Sinne der fides explicita für nötig erklärt. Das ist ja sicher, daß der Glaube im Sinne der Unterwerfung unter die Lehrautorität der römischen Kirche zum Empfang eines römisch-katholischen Sakramentes nötig ist; daß man aber einen bestimmten theologischen Begriff von dem Wesen und der Wirkung des Sakraments haben und für richtig halten muß, um das Sakrament überhaupt empfangen zu können, ist so ziemlich das Gegenteil des Gedankens, der in dem Beschluß des Tridentinums von der Wirksamkeit der Sakramente liegt. Wie will der Bischof von Fulda mit seinem Lehrsatz die Kindertaufe und die letzte Oelung, wenn sie an einem bereits Bewußtlosen vollzogen wird, rechtfertigen? Daran zu denken hat er wohl in seinem Eifer keine Zeit gehabt. Außerdem scheint er nicht bloß zu glauben, daß außerhalb der Kirche kein Heil ist, sondern auch zu lehren, daß es außerhalb der römischen Kirche auch keine Ehe giebt. Wenn der Bischof von Fulda auch nur nach römischer Lehre Recht hätte, dann hätte es vor Einführung der römisch-katholischen kirchlichen Trauung überhaupt keine Ehen gegeben, während doch das Tridentinum die früheren Verbindungen ausdrücklich als connubia bezeichnet. Davon braucht sich aber ein Bischof nicht anfechten zu lassen. Etwas anderes freilich wäre es, wenn sein Hirtenbrief gegen Mißstände der römischen Kirche gerichtet wäre, oder wenn er bloß Priester wäre. Dann hätte er vielleicht nicht einmal solche Dinge sagen dürfen, die man innerhalb der römischen Kirche längst gesagt und anerkannt, aber wieder vergessen hat. Das haben einige spanische Priester bewiesen oder vielmehr es ist ihnen von Bischof und Papst bewiesen worden. Dieselben stellten nämlich eine Nummer eines von ihnen herausgegebenen Blattes aus lauter Artikeln her, die wörtlich aus anerkannten Kirchenlehrern genommen waren, und fügten denselben noch einen Artikel bei, den ihr Bischof selbst früher geschrieben hatte. Sie hatten nur den Artikeln andere Ueberschriften gegeben und sie mit ihrem eignen Namen unterzeichnet. Der Bischof (von

Barcelona) verbot nun die Veröffentlichung der ganzen Nummer. Er wurde ersucht die Irrtümer, um derentwillen die Ausgabe verboten sei, anzugeben. Das that er aber nicht. Die Herausgeber des Blattes appellierten nach Rom und dort wurde das bischöfliche Urteil bestätigt.

Die Ultramontanen Deutschlands sind durch ein kleines Schriftchen („Die Graßmannsche Broschüre") in gewaltige Aufregung versetzt worden, um so mehr als die Versuche, die Schrift gerichtlich oder polizeilich zu unterdrücken, bis jetzt fehlgeschlagen sind. Die Nürnberger Strafkammer hat zwar schon zweimal die Einziehung der Schrift verfügt, aber das erste Urteil ist vom Reichsgericht wieder aufgehoben worden und gegen das zweite wurde auch sofort Berufung eingelegt. Die gerichtlichen Verhandlungen, sowie Agitation der Ultramontanen, haben denn auch dem Schriftchen zu einem ungeheuren Erfolg verholfen. Anfangs April dieses Jahres war schon die 46. Auflage erschienen.

Das Merkwürdige ist nun an der ganzen Sache das, daß das Schriftchen durch die Citate aus der Moraltheologie des heiligen Alfons von Liguori die ultramontane Welt so in Aufregung versetzt hat, daß nicht bloß eine Menge Zeitungsartikel erschienen sind, sondern auch noch da und dort Protestversammlungen der Katholiken veranstaltet werden. Freilich, es sind das Anweisungen für die Beichtpraxis, die geschlechtliche Verhältnisse und die Wahrhaftigkeit behandeln. Das will man in der römischen Kirche nicht veröffentlicht haben, und die Herausgabe der Graßmannschen Broschüre hat allerdings nicht die Verherrlichung der römischen Kirche im Auge gehabt. Aber man kann eben zweierlei nicht leugnen, nämlich, daß die lateinischen Citate, welche der Moraltheologie des heiligen Alfons v. Liguori und des Jesuiten Gury entnommen sind, sich wirklich in jenen Büchern finden, und daß Liguori nicht bloß die Würde eines Heiligen, sondern vermöge eines Dekretes Pius des Neunten, seit dem 7. Juli 1871 auch die Autorität eines Kirchenlehrers besitzt. Der Papst erklärt dort: „Außerdem wollen und verordnen wir, daß seine (Liguoris) Bücher, Kommentare und alle seine sonstigen Schriften gleich denen der anderen Kirchenlehrer nicht nur privatim, sondern auch öffentlich an den Gymnasien, Akademien, Schulen, Kollegien bei Vorlesungen, Disputationen, Schriftauslegungen, Predigten, Konferenzen, sowie bei allen kirchlichen Studien und christlichen Uebungen zitiert und, wie es den Umständen angemessen ist, verwendet werden."

Wenn man nur jetzt die Gültigkeit der Moraltheologie des heil. Alfons ableugnen könnte. Das geht aber nicht dem oben angeführten päpstlichen Dekret gegenüber. Versucht wird es aber dennoch. So sagt z. B. die Augsburger „Postzeitung": Die Autorität der katholischen Kirche stehe nicht für jedes Wort Liguoris ein. Wahrscheinlich meint sie die gesprochenen Worte Liguoris. Ebenso ist die Behauptung ultramontaner Blätter, daß den Zöglingen der Priesterseminare die Moraltheologie nur im Auszug in die Hand gegeben werde, wahrscheinlich eine Wahrheit mit einer reservatio mentalis. Denn es ist wirklich ein zweibändiger Auszug aus dem achtbändigen Werke über Moraltheologie hergestellt worden, aber als Handbuch für Beichtväter. Daß in diesem aber nichts vorkommt, was man nicht vor aller Welt veröffentlichen dürfe, werden diese Blätter schwerlich beweisen können. Infolge dessen begnügt man sich Leute, die Liguoris Schriften nicht lesen kön-

nen, zu Protestversammlungen zusammenzutreiben, die Heiligkeit des Heiligen zu preisen und nach Kräften auf die Feinde der Kirche zu schimpfen.

Man kann sich auch nicht damit helfen, daß man sagt, Liguori habe sich nur zu stark oder zu derb ausgesprochen, denn der Bamberger Lyceumsprofessor Dr. Heimbucher sagt in seinem Werke: „Die Orden der katholischen Kirche“: „Nicht nur durch sein musterhaftes Leben und Wirken, sondern auch durch seine schriftstellerischen Arbeiten hat sich der heilige Alfons unsterblichen Ruhm erworben. Bekanntlich verfaßte derselbe im Anschluß an Busenbaums Kompendium der Moraltheologie eine große theologia moralis . . ., welche alsbald, wegen der weisen Maßhaltung grundlegend für die theologische Disziplin wurde. Nicht minder ausgezeichnet sind des heiligen Alfons Anweisungen für die Seelsorge, für den Beichtstuhl“ u. s. w.

Unter den letztern ist ein dreibändiges Buch verstanden das den Titel führt: Homo apostolicus, instructus in sua vocatione ad audiendas confessiones.

Der Widerwille gegen Rom ist in den romanischen Ländern im Wachsen begriffen und zwar sind es nicht bloß die indifferenten oder antikirchlichen Elemente, die demselben Ausdruck geben, sondern auch innerhalb der katholischen Kirche und der noch religiös gesinnten Bevölkerung dieser Länder macht sich die Abneigung gegen die Herrschaft des Vatikans bemerklich. So in der antirömischen Bewegung in Frankreich (vgl. „Th. Mag.“, 1901, S. 72 und 232). Aehnlich in Spanien, wo sich eine Partei innerhalb des Klerus befindet, die zwar katholisch bleiben, aber nicht mehr länger unter der unbedingten Herrschaft der Kurie und des Jesuitenordens stehen will. Ein zu dieser Partei gehöriger Priester macht den Anspruch, daß sich derselben verschiedene spanische Bischöfe angeschlossen hätten. Zunächst will man nur die Disziplin und die innere Organisation des Klerus reformieren. Das Dogma soll vorerst noch stehen bleiben. Es werden gegenwärtig folgende Forderungen gestellt: Trennung von Staat und Kirche; Reform oder Unterdrückung der Jesuiten und der andern Mönchsorden; Uebergang der über das Bedürfnis des Kultus hinausgehenden Kirchengüter an den Staat. Das Ziel ist die Errichtung einer selbständigen spanischen Nationalkirche; nur in Bezug auf das Dogma soll noch eine Unterordnung unter Rom stattfinden: alle andern Rechte Roms sollen auf den nationalen Klerus übergehen. Die Bischöfe und hohen kirchlichen Würdenträger sollen durch das Volk und den Klerus gewählt werden. Das ist das gegenwärtige Programm dieser Bewegung, dessen Erweiterung oder Veränderung ausdrücklich vorbehalten wird.

Derselbe Priester, von dem diese Mitteilungen über das Programm seiner Partei gemacht worden sind, hat in einer Rede, die er in der Stadt Mataro hielt, sich sehr energisch gegen den Klerikalismus ausgesprochen. „Der Klerikalismus“ — sagte er — „ist die Negation der Philosophie und der Geschichte, die Verfälschung der Theologie, die wirkliche und wahrhaftige Verkörperung des Antichrist. Sagt es allen, die gegen unsere Bestrebungen sind, daß wir nicht hierherkommen, um Christus zu bekämpfen, sondern den Antichrist; daß nicht die Freimaurerei, nicht der Muhammedanismus noch irgend eine christliche Sekte, wie gewisse Theologen glauben machen wollen, sondern gerade katholische und kirchliche Persönlichkeiten es sind, die zwar viel von

Christus reden, ihn aber in einer Weise fälschen, daß man glauben sollte, sie beten eher den Teufel an und alles, was dem wahren Christus zuwider ist. Es giebt zwei Religionen: die demokratische und die aristokratische; Christus und der Antichrist; die Religion der Wahrheit und die Religion jener, die im Dunklen sind und dem Mistkäfer gleichen, den das Sonnenlicht belästigt. Die eine ist die Religion eines Gottes, der, um die Menschen zu sich zu erheben, von den Himmelshöhen zur Erde niedersteigt, Mensch wird, seinen Wohnsitz nimmt unter der niedrigsten Menschenklasse, die elendesten Hütten der Sünder besucht und zuletzt sich opfert, um alle zu retten; die andere ist die Religion eines Menschen, der nur ein Mensch und ein Sünder ist, der sich aber für heilig erklärt, der Stellvertreter Gottes sein will, das Kleid des Volkes verschmäht, sich als Idol darbietet und alles seiner Macht und Größe opfert; die Religion der Erlösung und die Religion der Sklaverei; die Religion, welche die Menschen zur Würde von Gottessöhnen erheben will, und die infame Religion jener, die den Menschen am richtigen Gebrauch seiner Vernunft gehindert und ihn zum elenden Tier erniedrigt haben."

Auch der portugiesischen Regierung ist wieder einmal die Geduld gegenüber den römischen Orden ausgegangen. Es bestehen dort schon seit mehr als sechszig Jahren Gesetze, welche das Ordenswesen beschränken und teilweise auf den Aussterbeetat gesetzt haben, aber man hat sie umgangen oder ganz einfach ignoriert und die Regierung hat sie auch nur nachlässig oder gar nicht ausgeführt. Nun scheint man aber doch zu befürchten, daß der römische Einfluß gefährlich werden könne, wenn die Regierung noch länger unthätig zusehe und es ist im März d. J. ein Erlaß des Königs mit folgendem Inhalt erschienen: „Die Präfekten des Königreichs haben sofort genaue Erhebungen darüber anzustellen: 1. Ob in den ihnen untergegebenen Bezirken Niederlassungen regulärer geistlicher Orden mit mönchischem Charakter bestehen; wenn ja, so sollen dieselben gemäß dem Gesetzeserlaß vom 28. Mai 1834 unterdrückt werden; 2. ob daselbst Anstalten mit dem Zweck des Unterrichts, der Propaganda, der Wohlthätigkeit oder Charitas bestehen, die von irgend welchen Religionsgemeinschaften geleitet oder verwaltet werden, oder an deren Verwaltung Angehörige solcher Gemeinschaften teilnehmen; eventuell haben die Präfekten Vorlage der Statuten und Betriebsordnung der betreffenden Anstalt binnen acht Tage zu fordern, damit diejenigen, die diesem Verlangen nicht nachkommen, unverzüglich geschlossen und gegen die andern passende Maßnahmen ergriffen werden können; 3. ob in irgend einem Hause geistlichen Charakters von den Leitern mißbräuchlich Ordensgelübde und mönchische Noviziate zugelassen werden, damit das Dekret vom 5. August 1834, das die Gelübde und die Noviziate unbedingt verbietet, alsbald und vollständig in Kraft treten könne.

Den die Welt Liebenden erwartet der Untergang alles dessen, was seine Liebe und sein Leben war, und damit ein entleertes und verwüstetes Dasein, welches nicht Leben, sondern Tod ist. Wer den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit, weil der Wille Gottes dem Menschen, der ihn thut, einen unendlichen Stoff der Bethätigung darbietet, und damit einen unerschöpflichen Quell der Befriedigung, also ein in Ewigkeit bleibendes Leben.

Einige Gedanken über Erziehung.

Unter Erziehung versteht man gewöhnlich die Leitung und Pflege, die man der Jugend angedeihen läßt, um sie zu befähigen, die Stellung im Leben einnehmen zu können, die man bei der Erziehung als Ziel im Auge hat.

Wie nun die Menschen sich verschiedene Ziele gesteckt haben, so wird auch die Erziehung der Jugend bei allen, bewußt oder unbewußt, dieselben Ziele verfolgen. Der selbstsüchtige Mensch, der nur das Seine sucht, wird unbedingt die Selbstsucht in seinen Kindern nähren, und erntet, was er gesäet hat, wenn die Kinder ihn verlassen und nur für sich selbst sorgen. Ein Trunkenbold darf sich nicht beklagen, wenn seine Kinder demselben Laster frönen; es ist das Ziel seiner Erziehung gewesen. Die Kinder des Geizigen thun, was sie gelernt haben, wenn sie die Eltern darben lassen, die sie doch nähren und pflegen sollten.

Nach Gottes Wort giebt es Kinder der Welt und Kinder Gottes, und so darf man dann auch die Ziele der Erziehung in irdische und himmlische einteilen. Und da nun die Christen, obwohl nicht von der Welt, doch in der Welt sind, so ist es selbstverständlich, daß vieles in der Erziehung als Gemeingut für alle zu betrachten ist. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß Christen Salz und Licht der Welt sein sollen; und sie sollen auch hier anhaltend und erleuchtend wirken. Aber obwohl sie als Menschen diese Stellung einnehmen, sollen doch ihre Ziele auch in der Erziehung andere und höhere sein.

Die weltliche Erziehung hat als Ziel für ihre Zöglinge die Stellung im Leben und findet somit ihren Abschluß mit dem Eintritt des Zöglings in dieses Leben. Der Christ erzieht für den Himmel und seine Erziehung endet in der Auferstehung.

Wenn wir nun einen klaren Begriff von Zweck und Mittel der Erziehung gewinnen wollen, so dürfen wir nicht vergessen, daß in der Erziehung verschiedene Einflüsse thätig sind, und die rätselhaften Resultate, die man oft als Erziehungsprodukt vor sich sieht (und auch wohl oft bitter beklagt), sind vielfach darin begründet, daß man den einen oder andern dieser Einflüsse außer acht ließ.

Ein Schiffer stößt vom Ufer ab, um über einen Strom zu rudern; sein Nachen ist auf einen gegenüberliegenden Punkt gerichtet, aber der Schiffer weiß, daß die Strömung ihn weit unterhalb dieses Punktes tragen wird. Gerade so geht es vielen mit der Erziehung. Um im Bilde zu bleiben, wollen wir die Lehren, die man den Kindern giebt, mit den Riemen vergleichen, die das Fahrzeug dem Ziele entgegen treiben; aber dieser Einfluß wird oft durch das Betragen des Erziehenden so geändert, daß man weit unter dem Ziele landet. Und wenn nun noch die Winde der äußeren Einflüsse der Gesellschaft hinzu kommen, so darf man sich nicht wundern, daß das Ziel nicht erreicht wird; und wer das Ziel erreichen will, der muß Stromschnellen und Stürme nicht außer acht lassen; der muß einen im Schiffe haben, dem Wind und Meer gehorsam sind. (Ref. Kcht. 28. 3. 99.)

Litteratur.

Nachfolgende Schriften gingen von dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh uns zu:

W. Glage: „Ihr habt einen andern Geist als wir.“ Eine Untersuchung des innersten Schadens der Ritschlschen Theologie. Ein Heft von 78 Seiten, Preis 1.20 M.

W. Möller: „Historisch-kritische Bedenken gegen die Graf-Wellhausensche Hypothese, von einem früheren Anhänger. Den Studierenden der Theologie gewidmet. Mit einem Begleitwort von Prof. D. C. v. Orelli in Basel. Ein Heft, 126 S., 2 M.

D. Ed. Rupprecht, Kirch. R., Das Christentum von D. Ad. Harnack nach dessen 16 Vorlesungen. Eine Untersuchung und ein Erfahrungszeugnis an die Kirche der Gegenwart aller Konfessionen. Geh. 276 S. 4 M.

Drei Schriften, die Zeugnis ablegen wollen gegen die moderne Verflachung und Entleerung der Hauptstücke des christlichen Glaubens.

1. Die zuerst genannte Schrift von Max Glage hat als Motto: „Der Wahn der Schuldlosigkeit ist die größte Schuld.“

In fünf Kapiteln weist der Verfasser den „innersten Schaden“ der Ritschlschen Theologie nach.

1. Meine Sünde, meine Sünde! (Die Sündenschuld.)
2. Wir sind allzumal Sünder. (Die Erbsünde.)
3. Der Tod ist der Sünde Sold. (Die Folge der Sünde.)
4. Wie dünket euch um Christo? (Christi Person und Werk.)
5. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. (Das Reich Gottes.) Schluß.

Der Grundschaden des R.schen Systems ist nach Glage — es fehlt ihm das Bewußtsein der persönlichen Sünde wider Gott. Wenn die Ritschlianer vom Gesetz Gottes reden, so meinen sie nicht den geoffenbarten fordernden Gotteswillen, sondern ein subjektives, bloß gedachtes Sittengesetz. Daß jede Sünde eine wirksame Beleidigung Gottes ist und eine Schuld vor Gott begründet, davon wissen sie nichts; nichts von einem wirklichen Verhaftetsein unter den Richterwillen des persönlich beleidigten heiligen Gottes. Ebensowenig von Erbsünde und Erbschuld des ganzen menschlichen Geschlechts. R. ist es ganz wohl denkbar, daß ein Mensch auch ohne Erlösung sündlos bleiben könnte, und die „Sündlosigkeit Jesu“ steht ihm nicht in Widerspruch mit der menschlichen Natur. Fallen aber diese Begriffe: Sündenschuld und Erbsünde in ihrem tiefen tragischen Ernst und ihrer furchtbaren Realität dahin, was wird dann aus dem Todesverhängnis? Paulus sagt: „Der Tod ist der Sünde Sold,“ R. sagt: „Nicht jeder wird sich von der Richtigkeit der von Paulus gewonnenen Ansicht — überzeugen können.“ Das Uebel wird nur dem zur göttlichen Strafe, dessen aktives Schuldbewußtsein es sich als solche zurechnet.

Kein Wunder, daß er auch mit Christo, dem Sohne Gottes, dem Heiland und Versöhner der Menschheit nichts anzufangen weiß.

Ritschl weiß nichts von Wesenseinheit des Sohnes mit dem Vater. Mensch und nur Mensch! Nichts von Präexistenz, nichts von Postexistenz in dem Sinn, daß er nun als Sohn Gottes lebt, regiert und in realer Gegenwart bei den Seinen ist. Nichts von einem Wirken, Leiden und Sterben

für uns. „Christus hat sein Leiden als das Accidens seiner positiven Treue im Beruf hingenommen," das ihm also von ungefähr zugestoßen ist!! Kann man noch an einen lebendigen, gerechten Gott glauben, der von dem, was auf Erden vorgeht, irgend welche Notiz nimmt? Glage verzichtet auf das Schlagwort, aber ist Deismus nicht die richtige Bezeichnung für den R.schen Gottesbegriff? Hat nicht Geß recht, wenn er sagt, der Gott Ritschls ist kein Gott, sondern ein Götze, den kein gewissensernster Mensch anbeten kann?

Die Versöhnung ist bei R. nichts als die Umstimmung, die Beruhigung des mißtrauischen Menschenherzens, indem es sich durch Jesum überzeugen läßt, — daß Gott überhaupt nicht zürnt und keine Versöhnung braucht oder fordert!

Und was wird aus dem Reich Gottes? Es hat keinen regierenden König — nur einen „geschichtlichen" Christus, der aber nicht König ist im Reiche Gottes. — Auch das Gebet ist konsequenterweise, wie Glage nachweist, dem Ritschlianer nicht möglich. Das ist ein Vernichtungsurteil für diese Theologie. Ja der Titel ist berechtigt: „Ihr habt einen andern Geist," wenigstens nicht den des Glaubens!

2. Hat die erstgenannte Schrift es mit einer ganz verflachenden, rationalisierenden Theologie zu thun, so wendet dagegen die zweite Schrift von W. Möller: „Historisch-kritische Bedenken gegen die Graf-Wellhausensche Hypothese", sich einem bestimmten Zweige der halb oder ganz ungläubigen Wissenschaft zu, dem Gebiet der modernen Pentateuch- (resp. Hexateuch-) Kritik.

Wir können uns nicht gestatten, in ausführlicher Weise auf diese Broschüre einzugehen. Wir möchten aber dieselbe unseren Lesern und Theologie Studierenden sehr angelegentlich empfehlen. Ihr Preis und ihre Kürze empfehlen sie auch solchen, die kostbare und umfangreiche kritische Werke anzuschaffen weder die Mittel noch Lust dazu haben.

Man sieht hier, welches Tohu wa Bohu die moderne Kritik in die Geschichte Israels gebracht hat mit ihren höchst willkürlichen Prämissen und den darauf gebauten Sätzen. Man wird erinnert an jenen freilich unästhetischen Witz Hitzigs zu Dan. 9, 24—27, wo er behauptete, die Ausleger seien „mit allerlei שִׁקּוּצִים in die Wochen gekommen" — das kann hier mit Recht von der modernen Pentateuchkritik gesagt werden. Der Verfasser zeigt Schritt für Schritt die Unhaltbarkeit, Willkürlichkeit und Inkonsequenz aller dieser Hypothesen. Er zeigt ferner, wie die Schwierigkeiten, die bei den willkürlichen Aufstellungen der Kritiker sich ergeben, einfach, leicht und natürlich sich lösen, wenn die Abfassung des Priesterkodex und des Deuteronomiums in die mosaische Zeit verlegt und die Priorität des P vor D festgehalten wird. — Während ältere Geistliche sich vom Studium dieser Kontroverse entbunden erachten mögen, ist es sicher für jüngere Amtsbrüder von großer Wichtigkeit, sich auch in diesen Fragen ein Urteil zu bilden. Dafür empfehlen wir diese fleißige und tüchtige Arbeit aufs Beste.

3. Die ausführlichste der oben genannten Schriften ist die dritte von D. E. Rupprecht, die sich gegen Harnacks Buch „Das Wesen des Christentums" richtet. An anderer Stelle gedenken wir selbst ausführlich über genanntes Buch von Harnack zu referieren; wir wollen und müssen darum hier über Rupprecht uns um so kürzer fassen.

Vor allem möchten wir jedem, der sich mit diesen Büchern befassen will, raten, zuerst Harnacks Buch allein zu lesen, um dieses unmittelbar selbst kennen zu lernen und auf sich wirken zu lassen. Harnacks Buch ist eine bedeutende und Aufsehen erregende Erscheinung; es wird von seinen Gesinnungsgenossen, den Ritschlianern, hoch gepriesen. Wer nun den Geist der Ritschlschen Theologie kennen lernen will, hat in diesem Buch, das für $1.20 Netto im Verlag zu haben ist, die beste Gelegenheit, sich damit bekannt zu machen. Harnacks Buch hat dabei den Vorzug vor Ritschl, daß es mehr offen und klar, in gut verständlichen Sätzen sich ausspricht.

Hat man dann aber dieses gelesen, dann sollte man das von Dr. E. Rupprecht lesen, das dem Unbefangenen die Augen öffnen kann über die trostlose Falschmünzerei, die schließlich doch auch in Harnacks Buch steckt. Allerdings von Rupprecht muß man sagen: „Weniger wäre mehr!" Um H. zu widerlegen, dessen Buch nur ca 188 Seiten einnimmt, hat R. 277 Seiten geschrieben. Sein Buch wäre lesbarer, wenn es nur halb so groß wäre. Sachlich ist wohl das meiste, was R. sagt, berechtigt. Wie ein Prophet Gottes geht er mit scharfen, persönlichen Pointen gegen H. vor. Man ist das in unserer heutigen, so höflich gewordenen Zeit nicht mehr gewöhnt. Da soll alles fein kühl, objektiv, wissenschaftlich abgehandelt werden, ja kein persönliches Zeugnis wider die Verfälscher der Wahrheit ausgesprochen, jeder mit Sammthandschuhen angefaßt werden. Das ist nicht Rupprechts Art. Man hat gesagt, die Propheten seien zuweilen „sackgrob" geworden. Auch R. gilt als „Grobian", wie er selbst sagt. Aber besser von einem Grobian tüchtig gerüttelt und geschüttelt werden (auch Hebich war ein solcher Grobian), und dadurch aus dem gefährlichen Schlaf aufgeweckt werden, als unter den höflichen Bücklingen der Freunde und Gegner im Hochmutstaumel der trunkenen Wissenschaft ungewarnt dem Gericht entgegengehen. Besonders der studierenden Jugend und den jüngeren Amtsbrüdern möchten wir angelegentlich empfehlen, beide Bücher, Harnack und Rupprecht zu lesen, um über die gefährlichen Grundirrtümer unserer Zeit, die so vielen heutzutage die Köpfe verdrehen, ins klare zu kommen.

Im Zusammenhang mit den drei vorstehend behandelten Schriften sei hier auf ein neues Unternehmen aufmerksam gemacht, dessen erstes Heft vom „Eden Publ. House" uns zukam:

„Geschichtswahrheiten". Zwanglose Hefte zur Aufklärung über konfessionelle Zeit- und Streitfragen. Heft 1. Ignatius v. Loyala und der Protestantismus, von D. Leopold K. Götz, Professor am altkatholischen Seminar in Bonn.

Gegenüber der Leugnung der Jesuiten, daß der Orden gegründet sei zur Ausrottung des Protestantismus, sucht der Verfasser den Nachweis aus den Quellenschriften zu führen, daß zwar nicht in absolut formeller, doch aber in materieller Hinsicht, nicht dem Buchstaben, aber doch dem Geiste nach, die These richtig ist, daß der Jesuitenorden zur Ausrottung des Protestantismus gegründet ist.

Der Umschlag enthält das Programm dieser Hefte, und dieses will nach dem Grundsatz handeln, den Leo XIII. als oberstes Gesetz der Geschichtschreibung anerkannte: „Sie soll nichts Falsches sagen und nichts Wahres nicht zu sagen wagen." Hiernach dürfte von altkatholischer Seite manche vielleicht wünschenswerte Beleuchtung der Geschichte in diesen Blättern zu erwarten sein.

Von A. Deicherts (Geo. Böhme) Verlag, von dem so viele gediegene theologische Sachen herausgegeben werden, kamen uns wieder zu:

„Die neuen evangelischen Perikopen" der Eisenacher Konferenz. Exegetisch-homiletisches Handbuch von Lic. Dr. Gottlob Mayer. 6., 7. und 8. Lieferung. Dieselben behandeln die Evangelien vom Sonntag Lätare bis zum 1. Sonnt. nach Trinitatis.

Ferner Die neuen alttestamentlichen Perikopen der Eisenacher Konferenz, in Vebindung mit namhaften Theologen herausgegeben von A. Pfeiffer, Vize-Gen.-Sup. in Lübben. Es kamen das 3., 5. und 6. Heft. Das 5. Heft führt bis Sonntag Cantate. Das 6. bis Sonntag Trinitatis 2. Perikope. (Das 4. kam vor dem 3. und ist im Mai-Heft des „Magazin" schon angezeigt.)

Um den Predigtstudien eine neue Richtung zu geben, ist diese neue Perikopenreihe, die wir seit vor. Jahr regelmäßig anzeigen ,aufs beste zu empfehlen. Mit den Bearbeitungen der betreff. Texte gewinnt der Geistliche eine feste exegetisch-homiletische Grundlage, die es ihm leicht macht, unter Wahrung seiner eigenen geistigen Freiheit, die Predigt textgemäß zu bearbeiten.

Die Offenbarung Johannis auf Grund der heil. Schrift eingehend erklärt von Lud. v. Prager, ev. Pfarrer. 1. Band. Preis unbekannt. Es ist das ein groß angelegtes, wissenschaftliches Werk. Nach einem Vorwort von VIII Seiten, folgt eine Einleitung von 181 Seiten. Der erste Band geht bis Kap. 8, 1 und hat 600 Seiten. Der Druck ist in großen römischen Lettern gesetzt. Die Einleitung hat folgende neun Paragraphen:

§ 1. Was es mit der Offenbarung im allgemeinen auf sich hat, oder ihre Wichtigkeit an und für sich.

§ 2. Bedeutsamkeit eines richtigen Verständnisses der Offenbarung für die Kirche.

§ 3. Ob wirklich, und auf welche Weise noch ein richtiges Verständnis der Offenbarung zu hoffen ist.

§ 4. Geschichte der Auslegung der Offenbarung.

§ 5. Prüfung ob die zeit-, kirchen-, oder endgeschichtliche Deutung die richtige ist.

§ 6. Der eschatologische Lehrgehalt der heil. Schrift (A. und N. Test.) außer dem der Apokalypse. (Umfaßt 119 Seiten.)

§ 7. Ueber Wesen und Notwendigkeit der Bildersprache der Offenbarung Johannis.

§ 8. Die Vorbedingungen zum richtigen Verständnisse der Offenbarung und die Methode ihrer Auslegung.

§ 9. Die Einteilung und Anordnung des Inhalts der Offenbarung. Sieben Gesichtsgruppen werden unterschieden: 1. Kap. 1—3. 2. Kap. 4—8, 1; 3. Kap. 8, 2—11, 19; 4. Kap. 12, 1—14, 20; 5. Kap. 15, 1—16, 21; 6. Kap. 17, 1—20, 15; 7. Kap. 21—22, 21.

Diese sieben Gesichtsgruppen werden dann von Seite 182 an abgehandelt.

Der Verfasser hat eine gründliche und tiefgründende Arbeit an dem heil. Buche gethan, wie ihm Kenner bezeugen werden. Er bekennt sich gleich im Vorwort als einen Anhänger der Wiederbringungs-

lehre. Nach seiner Bekehrung zum Glauben an das Wort lag ihm die große Menge der Ungläubigen schwer auf dem Herzen und die Frage: „Werden sie nicht endloser Qual verfallen?“ erfüllte sein Innerstes und trieb ihn an, sich auf das Studium der letzten Dinge und der Offenbarung zu verlegen. „Ueber 40 Jahre lang habe ich in meinen Mußestunden dieses Studium nie ganz wieder los werden können.“

Der Verfasser hält nur die endgeschichtliche Auslegung der Offenbarung für die richtige. Daß er auch eine Menge anderer Auslegungen studiert hat, zeigt schon die Einleitung. Er hält dafür, daß die Offenbarung eine Zusammenstellung sowie weitere Ausführung der eschatologischen Weissagungen der ganzen heiligen Schrift enthält, und ohne die ihr vorausgegangenen Weissagungen der Schrift nicht richtig verstanden werden kann. Daher erklärt es sich, daß er dem § 6 einen so breiten Raum in der Einleitung (s. o.) eingeräumt hat. Hier giebt er das ganze System der Weissagung der heil. Schrift zuerst des A. und dann des N. Testamentes. Aus dieser Zusammenstellung läßt sich denn auch schon erkennen, wie er die Gesichte der Offenbarung deutet, die im I. Bande ja noch nicht vorliegen. Er verwirft die sogenannte chiliastische Auslegung, die von Hofmann, Füller, Rink, Auberlen, Koch und viele andere positive Theologen vertreten; ebenso aber auch die antichiliastische der alten lutherischen Dogmatik. Den dritten Weg der endgeschichtlichen Auslegung nennt er den der biblisch-orthodoxen, die durchweg mit den Aussagen der heil. Schrift übereinstimmt. Er hält dafür, daß die 1000 Jahre (Kap. 20) der sichtbaren Parusie Christi vorausgehen und ebenso die erste Auferstehung. Die Parusie läßt er erst eintreten am jüngsten Tage und mit ihr das Ende der Welt.

Frappiert hat es uns, daß der Verfasser in einem wichtigen Stück mit Vetter' Naturstudium und Christentum zusammentrifft. Was bei jenem ein ahnungsreiches Phantasiebild zu sein scheint, das hat Prager als Voraussetzung der endlichen Erfüllung aller Weissagung. Vetter weist nämlich darauf hin, daß in künftigen Zeiten das verwüstete Euphratland wieder zu einer bewohnbaren Paradiesesgegend werden und Millionen von Menschen ernähren werde. Dort soll eine große Weltstadt und Weltreich erstehen, nach Vetter. (Wir zitieren nach dem Gedächtnis.) So führt auch Prager aus, daß dort, wo die Wiege der Menschheit war, auch ihr Ende erfolgen werde. Dort soll die große Babylon wiedererstehen und das Reich des Antichristen; dort Gog und Magog sich versammeln zum Streit wider den Herrn. — Wir halten dafür, daß dieses Buch von allen, welche die Erscheinung des Herrn lieb haben, gründlich gelesen und studiert werden sollte. Möge nur bald auch der II. Band dieses Werkes erscheinen, so daß es möglich ist, seine ganze Auslegung im Zusammenhang zu lesen. Wir empfehlen dieses Werk bestens allen Freunden und Kindern des Reiches Gottes.

„Der Türmer“. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich 4 Mk., Probeheft franko durch den Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Aus dem Inhalt des Aprilheftes: Kreuzigung. Von Johannes Kruse. — Heimweh. Gedicht von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. — Gustav Theodor Fechner. (Geboren am 19. April 1801.) Von Willy Pastor. — Feuer. Erzählung von A. Rantzau. — König Traum. Gedicht

von Maurice von Stern. — Der fremde Mann. Eine Legende aus unsern Tagen. Von Paul Quensel. — China gegen Europa. Von E. v. Hesse-Wartegg. — Erinnerung. Gedicht von Rudolf Presber. — Toni. Von Guy de Maupassant. — Abseits. Gedicht von Melanie Ebhardt. — Moderne Romane. Von St. — Die Weltlitteratur in zwanzig Bänden. — Graf Gobineaus Rassenwerk. Von Karl Berger. — Die moderne Flugtechnik und die Ikarus-Sage. Von Leo Gilbert. — Franz Liszt und die Fürstin Karolyne Sayn-Wittgenstein. Von Karl Storck. — Berliner Kunstsalons. Von J. Norden. — Aus dem Durchschnitt. (Von den Berliner Bühnen.) Von Felix Poppenberg. — Die Kunst der Tiere. — Zukunftsträume. Von E. M. — Bemerkungen zu dem Artikel von Emil Schlegel „Ueber Krebsleiden". Von Dr. med. Heinr. Mohr. — Pessimismus. Von Max Seiling. — Türmers Tagebuch: Das „Attentat" und die Gelegenheitspresse. — Liebedienerei. — Fürst und Volk. — Von moderner „Sittlichkeit": — Kunstbeilage: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast! Von F. v. Uhde. (Photogravure.)

Aus dem Inhalt des Maiheftes: Die menschliche Seele in den Upanishads. Von Dr. Max Dreßler. — Feuer. Erzählung von A. Rantzau (Fortsetzung). — Mirabeau als französischer Geheimagent in Berlin. Von Dr. Hermann Rösemeier. — Neue Guckkastenbildchen: Ein Frühlingsstrahl. Kinderscene. Von Karl Bechstein. — Gedichte verschiedener Verfasser. — Neue Bücher für unsere Kinder. Von Regine Busch. — Lebensbilder und Studien. Von —n. — Ein bisher unbekanntes Gedicht E. M. Arndts. Mitgeteilt von Max Henze. — Die moderne Hygiene vor und nach Pettenkofer. Von Dr. med. Georg Korn. — Aus dem Kreise derer um Liszt. Von Dr. Karl Storck. — Meister- und Lehrlingsstückwerk. Von Felix Poppenberg. — Werdende und vergehende Sonnen. Von P. S. — Ein Befreiungswerk. Von —tt. — Türmers Tagebuch: Eine kleine Zeitung für nachdenkliche Leute. — Kunstbeilage: Walpurgislandschaft. Von Hermann Hendrich. (Photogravure.)

Diese hervorragende Zeitschrift, die mit echten Freimut offen nach allen Seiten hin die Wahrheit zu sagen wagt, verdient in jeder besseren, gebildeten deutschen Familie einen Platz einzunehmen. Wem es die Mittel erlauben, der sollte sich den Genuß dieses ausgezeichneten Bildungsmittels nicht versagen.

Von P. R. Riemann gingen uns folgende Schriften zu, deren Verfasser, Dr. theol. et phil. Otto Riemann, Pastor ist an der St. Nikolaikirche in Berlin (Bruder des P., der uns die Schriften zusandte).

1. Ein aufklärendes Wort über den Spiritismus. Eine Broschüre von 97 Seiten.

2. Was wissen wir über die Existenz und Unsterblichkeit der Seelen? Eine Polemik gegen den Materialismus, wie er besonders in Dr. Ludw. Büchners: „Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft", zur Geltung kommt. Broch. 68 Seiten.

3. „Die Lehre von der Apokatastasis der Wiederbringung aller." 2. Aufl. 105 S. Eine Schrift, welche das Nachdenken über diese ernste Frage sehr anzuregen geeignet ist. Es ist unsere Absicht, D. v., über diese drei Schriften in einer künftigen Nummer des „Magazins" ausführlicher zu berichten, so begnügen wir uns hier mit einer kurzen Anzeige.

Vom Verlag von Karl Winters Universitäts-Buchhandlung in Heidelberg kam uns zu:

Das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert v. Geo. Mertz. I. Lieferung. Es ist das ein Werk, welches in 10 Lieferungen zum Subskriptionspreise von je 1 M. 20 Pf. erscheint. Nach Erscheinen der Schlußlieferung tritt ein höherer Ladenpreis ein.

Der Inhalt ist wie folgt angezeigt:

I. Die prinzipielle Stellung der Reformation und Zweck ihrer Erziehung.

II. Die Schulmänner der Reformation und ihre bedeutendsten pädagogischen Schriften.

III. Die evangelischen Kirchen- und Schulordnungen.

IV. Die Schulanstalten. 1. Volksschulen; 2. Gelehrte Mittelschulen; 3. Universitäten; 4. Errichtung und Unterhaltung der Schulen; 5. Verwaltung und Aufsicht der Schulen; 6. Schulgebäude.

V. Die Unterrichtsfächer: 1. Religion; 2. Philosophie, Dialektik und Rhetorik; 3. Latein; 4. Griechisch; 5. Hebräisch; 6. Deutsch; 7. Realien.

VI. Unterrichtsmethode.

VII. Erziehungsmittel.

VIII. Lehrer.

IX. Schüler.

X. Das Verhältnis des Humanismus zur Reformation auf dem Gebiete des Schulwesens.

Anhang: Auszüge aus 118 Kirchen- und Schulordnungen.

Dieses Werk beabsichtigt, eine erschöpfende Darstellung des Schulwesens der Reformation im ersten Jahrhundert unter Beifügung reichen Quellenmaterials zu bieten. Es soll daraus auch ersichtlich werden, welchen nicht gering zu schätzenden Anteil die Reformatoren an dem Aufbau und der Entwicklung des Schulwesens nicht allein ihrer Zeit, sondern für alle Zukunft haben. — Alle Schulmänner und Geschichtsforscher sollten auf dieses Werk abonnieren.

Von Schäfer & Konradi, Philadelphia, kamen uns zu zwei Hefte:

Die Seelsorge in Theorie und Praxis. 6. Jahrgang. No. 1 und 2. Monatsschrift zur Erforschung und Ausübung der Seelsorge (mit Seelsorger Porträts). Herausgegeben von D. J. Jäger, Ebrach, Bayern. Inhalt der zwei Hefte:

Die Seelsorge der Geistlichen untereinander. D. Ad. v. Stählin. Von der Liebe des Seelsorgers. Die Seelsorge Bernards v. Clairvaux. Noch einmal „Die seelsorgerliche Diagnose“. Der Seelsorger und die „verzagten“ Kranken. Der sterbende Luther als Erzieher unseres Volks. Büchertisch.

Das Blatt füllt eine fühlbare Lücke in der dem Geistlichen zur Verfügung stehenden Litteratur aus und dürfte in dem betreff. Zweig unserer Thätigkeit treffende, kräftige Anleitung und Anregung, und wo möglich auch starken Antrieb geben, dieses brach liegende Gebiet der geistlichen Arbeit ernstlich in Angriff zu nehmen. Preis per Jahrg. portofrei $1.60.

❋ Magazin ❋

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 3. Band. St. Louis, Mo. September 1901.

Harnacks Buch: Das Wesen des Christentums.

Sechzehn Vorlesungen, vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899—1900 an der Universität Berlin gehalten.

(Schluß.)

Auf Grund dieser Ausführungen zeigt H. nun, was das Bekenntnis zu enthalten habe. Nichts von Christologie! Keine Lehre von Christi Person, ehe man durch das Evangelium zu dem lebendigen Gott kommen kann. „Nur die selbsterlebte Religion soll bekannt werden." Damit fällt der zweite und dritte Artikel des Apostolikums dahin. H. sagt das nicht; aber es ist die klare und unabweisbare Konsequenz. Vom Heiligen Geist und Geistesmitteilung weiß H. in seinem ganzen Buch fast nichts zu sagen!

Er geht nun dazu über, darzustellen, wie sich die Jünger Jesu zu einer Gemeinde verbanden, und wie in dieser Gemeinde sich Christi Bild und Lehre fortgepflanzt. Charakterisiert war nach H. dieser neue Verband: 1. durch die Anerkennung Jesu als des lebendigen Herrn; 2. dadurch, daß jeder einzelne die Religion wirklich erlebte; 3. durch ein heiliges Leben in Reinheit und Brüderlichkeit und in der Erwartung der nahe bevorstehenenden Wiederkunft Christi.

Diese drei Punkte werden nun besprochen und hier (Seite 98, 99) auch schöne Worte über Jesu Tod am Kreuz gesagt. Er führt hier auf die Thatsache hin, daß von da an, wo man an Jesu Opfer am Kreuz glauben lernte in der Völkerwelt, überall den blutigen Opfern in der Religionsgeschichte ein Ende gemacht wurde. Ein schöner und fruchtbarer Gedanke. „Dieser Tod hatte den Wert eines Opfertodes, denn sonst hätte er nicht die Kraft besessen, in jene innere Welt einzugreifen, aus der die blutigen Opfer hervorgegangen sind . . . er hob sie auf, indem er sie abschloß."

Auch für die Stellvertretungstheorie (Jes. 53) sucht er (S. 100) psychologisches Verständnis anzubahnen in einer Weise, die zum Teil an Geß' Ausführungen anstreift.

„Aber als „der Herr" ist er nicht nur deshalb verkündigt worden, weil er für die Sünder gestorben ist, sondern weil er der Auferweckte, Lebendige ist. Wenn diese Auferweckung nichts anderes besagte, als daß ein erstorbener Leib von Fleisch und Blut wieder lebendig gemacht worden sei, so würden wir als-

bald mit dieser Ueberlieferung fertig sein. Aber so steht es nicht. Das Neue Testament selbst unterscheidet zwischen der Osterbotschaft von dem leeren Grabe und den Erscheinungen Jesu einerseits und — dem Osterglauben andererseits."

Osterbotschaft und Osterglaube unterscheidet H. nun scharf. Der letztere ist „die Ueberzeugung von dem Siege des Gekreuzigten über den Tod" u. s. w. Er redet hier von Paulus: die Grundlage seines Osterglaubens war: Gott hat ihm seinen Sohn als lebendigen offenbart, „in ihm", und das war mit einem „Schauen" verknüpft. Bezüglich der Erscheinungen sagt H.: „Entweder muß man sich entschließen auf Schwankendes, auf etwas, was immer wieder neuen Zweifeln ausgesetzt ist, seinen Glauben zu stellen, oder man muß diese Grundlage aufgeben, mit ihr aber auch das sinnliche Wunder. An den Wurzeln der Glaubensvorstellungen liegt auch hier die Wahrheit und Wirklichkeit. Was sich auch immer am Grabe und in den Erscheinungen zugetragen haben mag — eines steht fest: Von diesem Grabe her hat der unzerstörbare Glaube an die Ueberwindung des Todes und an ein ewiges Leben seinen Ursprung genommen. . . . Die Gewißheit der Auferstehung und eines ewigen Lebens, die sich an das Grab im Garten des Joseph knüpft, ist nicht untergegangen, und die Ueberzeugung: Jesus lebt, begründet noch heute die Hoffnungen auf das Bürgerrecht in einer ewigen Stadt, die das irdische Leben lebenswert und erträglich macht. . . . Die Kraft des Herrn siegte über alles: Gott hat ihn nicht im Tode zertreten; er lebt als der Erstling der Entschlafenen."

Unter der Ueberschrift: Die erlebte Religion wird (Seite 104) allerdings kurz davon gehandelt, daß durch die Geistesmitteilung die Einzelnen zur Selbständigkeit und Unmittelbarkeit des religiösen Empfindens und Lebens und zur inneren Verbindung mit Gott geführt wurden. Gott selbst (nicht Jesus) wurde als die mächtigste Wirklichkeit empfunden. „Gotteskindschaft und Begabung mit seinem Geist fallen mit der Jüngerschaft Christi einfach zusammen." Reinheit des Lebens und Brüderlichkeit charakterisiert dann die also entstandene Gemeinde.

Ein wichtiger Faktor in der Entwicklungsgeschichte der christlichen Religion war der Apostel Paulus. Er hat die christliche Religion den engen Schranken des Judaismus entrückt, indem er das Alte als veraltet und abgethan betrachten lehrte und die christliche Religion der Höhe einer geistigen Weltreligion zuführte.

„Paulus ist die hellste Persönlichkeit in der Geschichte des Urchristentums. . . . Die Mehrzahl derer, die ihm nahe getreten sind, bezeugen, daß er in Wahrheit derjenige gewesen sei, der den Meister verstanden und sein Werk fortgesetzt hat. Dieses Urteil besteht zu Recht."

Paulus hat das Evangelium, ohne seine wesentlichen Züge — das unbedingte Vertrauen auf Gott als den Vater Jesu Christi, die Zuversicht auf den Herrn, die Sündenvergebung, die Gewißheit eines ewigen Lebens, die Reinheit und Brüderlichkeit — zu verletzen, in die universale Religion verwandelt und den Grund zu der großen Kirche gelegt. Aber hier stellten sich nach H. neue Schranken ein, welche die Einfachheit und Kraft einer innerlichen Bewegung modifizierten.

1. Die Gründung von Kirchen führte zu äußerlichen Formen der Verfassung: Recht, Disziplin, Kultus, Lehrordnungen. . . .

2. a. Die Erlösung konnte geltend gemacht und beansprucht werden, ohne das neue Leben zu bewähren.

b. „Die rechte Lehre von und über Christus drohte in den Mittelpunkt zu rücken und die Majestät und die Schlichtheit des Evangeliums zu verkehren.

c. „Paulus hat die Spekulation begründet, daß nicht nur Gott in Christus gewesen ist, sondern daß Christus selbst ein eigentümliches himmlisches Wesen besessen hat.“

Die Erscheinung Christi an sich, der Eintritt eines göttlichen Wesens in diese Welt, mußte als die Hauptsache, als die Erlösungsthatsache an sich gelten.“ Zwar Paulus hat sie noch nicht so betrachtet. Aber es konnte nicht bleiben wie vorher. „Die Thatsache konnte auf die Dauer nicht an zweiter Stelle stehen, dazu war sie zu groß. Aber an die erste Stelle gerückt, bedrohte sie das Evangelium selbst, weil sie Sinn und Interesse von ihm ablenkte.“

3. Das heilige Buch, das Alte Testament, welches die Christen überkommen, wurde in der Kirche konserviert. Als Erbauungsbuch, Buch des Trostes, der Weisheit, des Rates, der Geschichte, hat es eine unvergleichliche Bedeutung für das Leben und die Apologetik gehabt. Aber es war Gefahr vorhanden und sie trat wirklich ein, daß durch das Alte Testament ein inferiores, überwundenes Element in das Christentum eintrat.

Hiermit kommt nun H. bei dem Abschnitt an: Die christliche Religion in ihrer Entwicklung zum Katholizismus.

Voran steht hier der Satz, der zunächst völlig korrekt erscheint: „Das Evangelium ist nicht als statutarische Religion in die Welt getreten, und es kann daher auch in keiner Form seiner intellektuellen und gesellschaftlichen Ausprägung, auch nicht in der ersten, seine klassische und bleibende Erscheinung haben.“

„Die größte Wandlung, welche die neue Religion erlebt hat . . . fällt in das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung.“

Er führt nun aus, wie sich die Kirche zu einem großen kirchlich-politischen Gemeinwesen und zu einer Kultusanstalt entwickelt hat. Hier ist bereits der Unterschied von Priestern und Laien . . . nur durch Vermittlungen soll man Gott nahen, durch Vermittlung der rechten Lehre, der rechten Ordnungen und eines heiligen Buches. „Der lebendige Glaube scheint sich in ein zu glaubendes Bekenntnis, die brennende Hoffnung auf das „Reich“ in Unsterblichkeits- und Vergottungslehre, die Prophetie in gelehrte Exegese und theologische Wissenschaft, die Geistesträger in Kleriker, die Brüder in bevormundete Laien, die Wunder und Heilungen in nichts oder in Priesterkunststücke, die heißen Gebete in feierliche Hymnen und Litaneien, der „Geist“ in Recht und Zwang verwandelt zu haben. Dabei stehen die einzelnen Christen mitten im weltlichen Leben, und die brennendste Frage lautet: Wie viel von diesem Leben darf man „mitmachen,“ ohne seinen Christenstand einzubüßen?“ Er giebt für diese traurige Thatsache eine dreifache Erklärung:

1. Aus der Religion der lebendigen Empfindung und des Herzens wurde in den nachfolgenden Generationen die ererbte Religion der Sitte, und darum der Form und des Gesetzes. Der ursprüngliche Enthusiasmus strömt aus.

2. Aber ein neues Element strömte ein, das Griechentum, der griechische Geist, die griechische Religionsphilosophie.

„Neben der Ethik ist es auch ein kosmologischer Begriff gewesen, den die Kirche damals rezipierte, und der nach wenigen Jahrzehnten in ihrer Lehre eine beherrschende Stellung erlangen sollte — der Logos." „Es war der wichtigste Schritt innerhalb der christlichen Lehrgeschichte, der je gethan worden ist, als am Anfang des zweiten Jahrhunderts christliche Apologeten die Gleichung vollzogen: Der Logos ist Jesus Christus. Schon vor ihnen hatten alte Lehrer unter den vielen Prädikaten, die sie Christus gaben, ihn auch den „Logos" genannt; ja einer von ihnen, Johannes, hatte bereits den Satz aufgestellt: „Der Logos ist Jesus Christus"; aber er hatte diesen Satz noch nicht zum Fundament der ganzen Spekulation über ihn gemacht; im Grunde war auch ihm „Logos" nur ein Prädikat." Jetzt gewann dieser Begriff immer mehr Anhänger und feste Gestalt. So konnte Christus als die wirksame Gottheit selbst einerseits, und andererseits noch immer als der Erstgeborene unter vielen Brüdern, als der Anfang der Schöpfung Gottes angeschaut werden. Diese Lehre gab „einer geschichtlichen Thatsache metaphysische Bedeutung; sie zog eine in Raum und Zeit erschienene Person in die Kosmologie und Religionsphilosophie."

3. Die dritte wichtige Aenderung ergab sich der Kirche durch den Gnosticismus. „Der Kampf mit dem Gnosticismus hat die Kirche genötigt, ihre Lehre, ihren Kultus und ihre Disziplin in feste Formen und Gesetze zu fassen und jeden auszuschließen, der ihnen nicht Gehorsam leistete." Sie nahm damit notgedrungen Formen an, die sie bei den Gnostikern selbst bekämpfte.

Nach Harnack hat also schon von des Apostels Paulus Zeiten her die christliche Kirche die „Christologie" in das Zentrum des Evangeliums gerückt; sie dann weiter zur Logoslehre ausgestaltet, und — nun führt er in den noch übrigen Vorlesungen, von der 12. bis 16. aus, wie sich diese Gestalt der Kirche fortpflanzte in der griechischen, römischen und protestantischen Kirche. Bei Beurteilung dieser Kirchen legte er natürlich überall seinen Maßstab von den obigen drei Sätzen an (cf. Seite 9 im M. S.). Diese findet er noch überall, aber eben verdeckt von vielem anderen, was nach H. nicht ins Evangelium gehört. Im übrigen erkennt auch selbst Rupprecht in diesem dogmengeschichtlichen Abriß gerne Harnacks Gelehrsamkeit und Meisterschaft an.

Wir können damit unsere Darstellung von H.s „Wesen des Christentums" abschließen. In unserem zweiten Teil hoffen wir, uns wesentlich kürzer fassen zu können, als es hier möglich war, wenn nicht die Klarheit der Darstellung leiden sollte.

II.

Wie stellen wir uns zu Harnacks Darstellung vom Wesen des Christentums?

Wir möchten hier vorausschicken, daß wir uns nicht anmaßen, im Namen unserer ganzen Synode zu sprechen und zu schreiben; daß wir auch nicht meinen, es müsse jeder Leser unser Urteil als abschließend acceptieren. In so tiefgehenden Fragen muß sicher jeder für sich selbst forschen und seiner Sache vor Gott gewiß werden. Doch aber bin ich sicher, daß unser Bekenntnisparagraph unter uns allgemeiner Zustimmung sicher ist. Dieser aber erkennt die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments als . . . die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens an. Wir stehen also noch auf dem gemeinsamen Boden der ganzen und unverstümmelten Schrift, und von hier aus müssen wir H.s Buch beurteilen.

Da wollen wir denn vor allem darauf hinweisen, daß H. historische Darstellung versprochen hat. Allein seine Quellen stutzt er sich zurecht, nicht auf Grund der Geschichte, sondern auf Grund eines Dogmas. Sein dogmatischer Satz heißt: Wunder giebt es nicht und hat es nie gegeben. Auf Grund dieses Satzes wird alles aus den Quellen ausgeschieden, was sich nicht erklären läßt aus den bekannten Naturgesetzen.

Ferner ein zweiter Machtspruch Harnacks lautet: Das vierte Evangelium ist nicht vom Apostel Johannes, will nicht von ihm sein. Ein Doppeltes ist hier gesagt:

1. Es ist nicht vom Apostel Johannes.
2. Es will nicht von ihm sein.

Wie kommt H. zu diesem Spruch? Ist es das geschichtliche Zeugnis, das ihn zum ersten Satze nötigt? Wir können uns kurz fassen, indem wir verweisen auf das, was im Septemberheft des „Magazins" im vor. Jahrgang, Seite 350 ff. in Bezug auf das Evangelium Johannes gesagt ist. Dort heißt es: „Die äußere Bezeugung für das Johannesevangelium ist eine so gute, wie sie kaum einer anderen neutestamentlichen Schrift zu teil geworden ist." Selbst Harnack giebt zu, daß das Evangelium Johannes nicht später als in der trojanischen Zeit verfaßt sein kann. Es sind auch nicht historische Gründe und äußere Zeugnisse, die ihn zu obigem Satz treiben, sondern auf die inneren Gründe, auf die Aussagen des Evangeliums selbst, gründet er seinen Widerspruch. Weil hier das Wunder der Gottheit Jesu Christi so stark bezeugt ist, wie sonst kaum in einer Schrift des Neuen Testaments, darum darf dieses Evangelium nicht von einem Augenzeugen Jesu — es muß das Produkt späterer Spekulation sein. Dieselben historischen Zeugnisse, welche H. für die ersten drei Evangelien anerkannt, verwirft er beim vierten Evangelium aus dogmatischer Voreingenommenheit, weil es ja Wunder nicht geben kann, und das wäre das größte Wunder, wenn Gottes eingeborener Sohn, der Logos, Fleisch geworden wäre (Joh. 1, 14; 3, 16).

Aber er sagt auch: Es will nicht von ihm sein. Warum legt er hier darauf Wert? Bei den ersten Evangelien betont er gar nicht, daß sie den Anspruch erheben, von den traditionellen Verfassern zu stimmen.

Und was steht doch Joh. 21, 24? Ist das nicht ein frühe beigefügtes Zeugnis, daß dieses Evangelium eben von dem Jünger geschrieben sei, der an der Brust Jesu lag? Und bezeugt nicht 19, 35 daß ein Augenzeuge das geschrieben habe? Und nur von dem „Jünger, den Jesus lieb hatte", bezeugt 19, 26, daß er beim Kreuze Jesu stand.

Und wie kann H. so apodiktisch behaupten, das vierte Evangelium ist nicht vom Apostel Johannes? Ist er der einzige Geschichtsforscher, die einzige Autorität, vor der alle andern sich beugen müssen? Gelten Th. Zahns Untersuchungen gar nichts in seinen Augen? Es hätte ihm doch besser angestanden, wenn er anerkannt hätte, daß namhafte Gelehrte darin anderer Meinung sind, namentlich vor einem Publikum, das seine Behauptungen nicht prüfen kann, sondern gerne blindlings annimmt. Aber vielleicht will Harnack nach dem großen Vorbild in Rom sich als Vize-Christus auf „den Thron der Geschichte" setzen, und wenn er auch Christus die höchste Stelle nicht streitig machen will, so will er vielleicht als der sichtbare Stellvertreter ex cathedra erklären, was echt und was unecht, was Kern und was Schale ist in den neutestamentlichen Schriften, damit wir doch in Zukunft der ungewissen Zweifel in dieser Hinsicht überhoben sind und auch uns die Mühe sparen können, immer wieder selbst zu forschen in den Quellen und in den anderweitigen Geschichtszeugnissen.

Aus den drei ersten Evangelien scheidet H. ferner die Geburts- und Kindheitsgeschichte Jesu aus. Sie paßt wieder nicht in sein Evangelium, wie er es sich zurecht gemacht hat.

Ferner steht es nach H. fest, daß das ganze Evangelium Jesu sich in die drei Sätze zusammenfassen läßt, die wir mitgeteilt haben. Dazu darf nichts hinzugefügt werden, keine Christologie, keine Lehre von der Person und dem göttlichen Wesen Christi. „Jesus und seine Jünger haben eben so in ihrer Zeit gestanden, wie wir in der unsrigen stehen, d. h. sie haben gefühlt, erkannt, geurteilt und gekämpft in dem Horizont und Rahmen ihres Volks und seines damaligen Zustandes. Sie wären nicht Menschen von Fleisch und Blut, sondern gespenstische Wesen gewesen, wenn es anders wäre." Schon der Meister, Ritschl, hatte Angst vor einer Erfüllung mit dem Geist Gottes, die einen Menschen über den Horizont seiner Mitmenschen hinaus heben könnte; ein solcher Mensch würde, meinte er, unberechenbar, unheimlich für seine Mitmenschen; und der Geist sei ja doch nicht ein Stoff, der nur so eingegossen werden könnte. Dieses „unheimlich" des Meisters klingt bei dem Schüler in seinem „gespenstisch" wieder.

Wenn natürlich Jesus selbst und auch seine Jünger nur Menschen ihrer Zeit waren, dann darf auch ein Professor nach 1900 Jahren des Fortschritts sich herausnehmen Schale und Kern in den Aussagen Jesu und seiner Apostel von einander zu scheiden. Sein Horizont ist ja durch 1900jährige Geschichte erweitert.

Daß Jesu Predigt des Evangeliums nur vorbereitend war vor seinem Tode, weil die Jünger vieles noch nicht fassen und tragen konnten, das geistige Verständnis dafür war ihnen einfach verschlossen, daß Jesus auf die nachfolgende Unterweisung des Geistes verwies, der sie in alle Wahrheit leiten, ihnen also mehr offenbaren werde, als ihnen Jesus mündlich mitteilen konnte (Joh.

16, 12. 13) das gilt natürlich bei H. nicht. Denn das streitet wider seinen Spruch, daß die drei Sätze das ganze Evangelium enthalten. Die Jünger dürfen nichts beifügen auf Grund höherer Erleuchtung des Geistes.

Man sieht, H. hat guten Grund das vierte Evangelium als Quellenschrift auszuschließen, seine Machtsprüche fallen ja sonst dahin!

Harnack ist fest überzeugt, daß der Naturlauf der Welt nicht durchbrochen werden kann, daß keine Wunder geschehen. Dennoch redet er vom Gebet zu Gott, „dessen naturbezwingende Kraft erbeten und erlebt werden kann.“ Wie sollen wir uns das vorstellen? Entweder es geht alles nach seinem Naturlauf, in den auch Gott nicht eingreift — was soll dann das Gebet nützen? Oder Gott thut etwas auf unser Gebet, was sonst nach dem Naturlauf nicht erfolgen würde, er „bezwingt die Natur“, ist das dann nicht doch ein Wunder? Oder ist das ganze Gerede vom Gebet bei H. nur leere Redensart? Es ist, so viel wir wissen, Ritschl, welcher auf die Frage: Dürfen wir Gott bitten? antwortete: „Gewiß; nur bilde dir nicht ein, daß du auf ihn einwirken könnest, so daß infolge deines Bittens von ihm gewirkt würde, was er ohne dies nicht gewirkt hätte. Der Zweck deines Bittens soll nur sein, deine eigene Seele zur Ergebung zu bringen.“ Das ist die „naturbezwingende“ Macht des Gebets in der Ritschlschen Theologie!

Wie H. es sich vorstellig macht, daß die Jünger Jesu zu der Ueberzeugung kamen, Jesus lebt, er ist auferstanden, davon ist in seinem Buch keine leise Andeutung. Er wagt nicht direkt zu behaupten, Jesus sei nicht auferstanden, aber die Osterbotschaft vom leeren Grabe erscheint ihm zu unsicher, zu schwankend, um darauf den Christenglauben zu gründen. Nun, gewiß, das leere Grab allein hätte bei den Jüngern den Glauben auch nicht zu stande gebracht. Aber der Historiker muß doch vor allem anerkennen, daß die Quellen seiner Geschichte einstimmig das leere Grab melden. Es ist wieder die Wunderscheu, welche dogmatisches Vorurteil weckt gegen das sinnliche Wunder der Auferstehung. Natürlich! Ist an einem Ort das Dogma: „Wunder giebt's nicht“, einmal durchbrochen, dann läßt es sich überhaupt nicht mehr halten. Das hat Auberlen in seinem Buch „Die göttliche Offenbarung“, treffend nachgewiesen, daß an dem unumstößlichen Fels der leiblichen Auferstehung Jesu Christi die ungläubige Wunderscheu zerschellen muß.

„Jesus und sein Evangelium“, ist Harnacks Devise. Doch will er auch den Reflex berücksichtigen, den Jesus auf die erste Generation seiner Jünger machte, aber eine Ergänzung, Erweiterung, Erklärung dürfen diese Augenzeugen nicht geben über die Person Jesu.

Johannes, der Schreiber des Evangeliums und der Briefe, darf nach H. kein Augenzeuge sein. Was sonst in den Evangelien steht von der Gottheit Christi, das wird so ausgehöhlt, daß nichts übrig bleibt als: Jesus war ein Mensch, der sich zuerst als Sohn Gottes erkannte, indem er Gott als den Vater erkannte. Und indem er uns zu gleicher Gotteserkenntnis führt, werden auch wir Kinder Gottes in gleichem Sinn und gleichem Rang wie er.

Das dramatische Zukunftsbild Christi vom Reich Gottes ist jüdische Zeitvorstellung, Schale, die wegzuwerfen ist. Selbsttäuschung also war es, wenn

Jesus vor dem hohen Rat unter Eid bezeugte, er sei Gottes Sohn und zur Erklärung beifügt: er werde hinfort sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in des Himmels Wolken!

H. weiß das besser: „Auf den Thron der Geschichte“ ist Jesus gekommen, da sitzt er noch, kein anderer hat seine Stelle eingenommen!! Doch jetzt trachtet Harnack nach diesem Thron!

Paulus ist der Apostel, der den Meister verstanden hat. Und dieser Paulus hat es gewagt, die Person Jesu Christi ins Evangelium einzurücken! Dieser Apostel, der den Meister verstanden hat, sagt: „Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen“ u. s. w. . . . H. weiß das besser: „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium!“ (S. 91.) „Nichts Fremdes soll sich eindrängen: Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott“ (S. 90). Christus also ist ein Fremdkörper, der nichts zu thun hat in dem Verhältnis zwischen Gott und der Seele. Vergl. damit Eph. 2, 14—16; Ap.-Gesch. 4, 12. Paulus sagt: „So auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht.“ Das ist nach H. einfach Fanatismus! Paulus ist sich bewußt, daß er sein Evangelium nicht von Menschen, sondern durch Offenbarung empfangen hat (Gal. 1, 11. 12; 2 Kor. 4, 6) und als solcher göttlich erleuchteter Mann lehrt er, daß Christus in göttlicher Gestalt war vor seiner Menschwerdung, daß er sich entäußerte der Gottheit, Knechtsgestalt annahm (Phil. 2), herausgesandt wurde von Gott aus den Tiefen der Gottheit (Gal. 4, 4). Aber das sind nach H. unberechtigte Zusätze zum Evangelium Jesu, die wir abweisen müssen! (Siehe Seite 92.)

Wir stimmen hier in Bezug auf Harnacks Buch seinem scharfen Kritiker Rupprecht bei, auf dessen Buch wir hier noch nachdrücklich aufmerksam machen möchten. (Siehe „Mag.“ vom Juli d. J. S. 315.) Wenn Harnack Paulum einerseits so hoch stellt, andererseits ihn doch zum Verfälscher des Evangeliums Jesu Christi macht, da fragt Rupprecht mit vollem Recht: „Wer kann das zusammendenken, außer der aalglatte, geistig schmieg- und biegsame Harnack? H. ist hier nur Verstand. Wo bleibt das „Gewissen“ bei ihm? Wo die volle Ehrlichkeit, die nichts verdreht? Diese Darstellung über den Glauben der Urkirche und des Paulus an Jesum, der dadurch in das Zentrum des christlichen Glaubens rücken mußte, wie H. sagt, den aber H. höflich, doch bestimmt aus dem Glauben, dem Evangelium, dem Christentum selbst längst hinausgewiesen hat in die Stellung eines genialen, einzigartigen Reporters von Gottes Gnade, ist ein wahres Meisterstück von feinster Vermittlung zwischen Ja und Nein, zum „Frieden“. (S. Vorwort bei H.) Aber er ruft „Friede, Friede“ und ist keiner da und kann keiner da sein, weder für Herz noch Kirche. Ich kann Harnacks geistige Bedeutung anerkennen, seine Befähigung bewundern, aber ich kann die Schlangenwindungen dieser glänzenden Begabung nur beweinen, die die „Worte“ umklammern wie von heißem Sehnen getrieben, um sie zuletzt sachte beiseite zu schieben und zu sprechen: Ihr konntet alle nicht anders. Ich fühle mit euch. (Seite 98.) Aber ich kann nicht mit euch gehen. Ich rede eure Sprache.

Aber ich habe nicht euren Sinn. Mir ist dennoch Jesu Christi „Blut“ nicht „mein Schmuck und Ehrenkleid, damit ich werd vor Gott bestehen.“

Man hat Harnacks Buch verglichen mit Schleiermachers „Reden über die Religion“, die vor 100 Jahren erschienen sind und darauf hingewiesen, wie durch Schleiermachers Epoche machendes Buch ein Aufschwung eingeleitet wurde in der Theologie. So, meint man, werde auch Harnacks Buch ebenso guten Erfolg haben. Aber mit Recht sagt hier Rupprecht (S. 211 f.): “Si duo idem faciunt, non est idem”: wenn zwei dasselbe thun, so ist es doch nicht dasselbe. „Schleiermacher war trotz all dieser Verwandtschaft doch ein ganz anderer Mann und seine Zeit war eine ganz andere Zeit. Er kam „vom Abend“ her und ging dem „Morgen“ zu, der aufgehenden Sonne entgegen. Das „Morgenrot“ spielte um seine Schläfe, ob er gleich die noch schlaftrunkenen Augen sich rieb. Harnack kommt vom Morgen. Dieselbe Sonne, die in seiner Kindheit sein Haupt, ja seine ganze Gestalt umstrahlte und erwärmte, ist bereits gesunken. Er wandert nach Westen und geht der Nacht entgegen. Aber die Nacht des Pantheismus und Materialismus ist noch nicht über ihn hereingebrochen, in der nur noch die Sternlein der „Philosophie“ ein wenig den Pfad erhellen, der an Abgründen sich hinschlängelt. Nein. Es umspielen sein immer noch „aufwärts“ gerichtetes Haupt die letzten Strahlen der „sittlichen Hoheit“ des „Sohnes Josephs, des verstorbenen „Menschensohnes.“ Es liegt auf ihm das verblassende Abendrot. Das ist ein riesiger Unterschied, wie von „Anastasie“ und Apostasie“, von „Aufstehen und Abfall.“ Oder ist das auch nur eine Nuance?

Nur eine Nuance ist ja für H. der Unterschied, ob Jesus bloßer Mensch oder ob er Gottmensch war. (Seite 79.) Eine ganze Kleinigkeit, ob Jesus nur ein Bote Gottes war, der die Menschen lehrte: Ihr seid alle Gottes Kinder, kehrt nur zurück zum Vater, der euch allen vergiebt; oder ob er der eingeborene Sohn Gottes in einzigartigem Sinne war, den Gott dahingab, um für die Sünder eine Erlösung zu stiften, die auf andere Weise einfach unmöglich war. Eine Nuance ist es, ob wir bekennen, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, oder ob wir bekennen, wir glauben nicht an den Sohn Gottes in diesem Sinn! Eine Nuance, ob Jesus auf dem Thron der Weltgeschichte, oder auf dem Thron Gottes sitzt!

Wir wollen abbrechen. Wir brauchen nicht erst zu sagen, das Evangelium Harnacks ist ein anderes als das der Apostel Jesu Christi und ein anderes, als das die christliche Kirche seit den Tagen der Apostel geglaubt hat. Er sagt es ja selbst: Christus gehört nicht ins Evangelium!

Hier bleibt nur ein ernstes: Entweder — oder! Entweder wir sind die Betrogenen seit der Apostel Tagen, und Jesus selbst hat sich so mißverständlich ausgesprochen über sich selbst, daß der Irrtum fast unvermeidlich war; denn die Professoren sind nicht so dick gesät, die uns so schön die Schale vom Kern abscheiden können, wie Harnack, und wir andern sind zu einfältig und meinen, jedes Wort, das Jesus und seine Apostel geredet und geschrieben haben, müsse genau so genommen werden, wie der schlichte Kinderverstand (Matth. 18, 3) es versteht. Oder aber H. befindet sich in einem gewaltigen Grundirrtum, indem er das Zeugnis der Evangelisten und Apostel verwirft, die gewichtigsten Worte

Jesu entleert und aushöhlt und sich dem strafenden Urteil der apostolischen Worte Gal. 1, 6—9; 1 Joh. 4, 1—3 aussetzt. Sehe jeder wo er seine Stellung zu nehmen hat, ob auf Seiten der Apostel Jesu Christi und der ganzen gläubigen Kirche, oder auf Seiten Harnacks und seiner Gesinnungsgenossen, die Jesum zwar hochpreisen und auch von seiner Gottheit reden, aber etwas ganz anderes meinen, als was die Apostel und die ganze christliche Kirche seit mehr als 1800 Jahren darunter verstanden hat. Wir wollen kein Urteil fällen und nicht verdammen, das ist Sache des Herrn. Wir wollen aber das Risiko nicht übernehmen, uns auf Harnacks Seite zu stellen, sondern lieber uns der Gefahr aussetzen, mit allen Aposteln und allen Heiligen Jesu Christi zu irren und mit Luther getrost bekennen:

Ich glaube, daß Jesus Christus, w a h r h a f t i g e r G o t t vom Vater in Ewigkeit geboren und auch w a h r h a f t i g e r M e n s c h von der J u n g f r a u M a r i a geboren, sei mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen e r l ö s e t h a t, e r w o r b e n, g e w o n n e n von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, teuren Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß ich sein eigen sei und i n s e i n e m R e i c h e unter ihm lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, gleich wie er ist a u f e r s t a n d e n v o n d e n T o t e n, l e b e t u n d r e g i e r e t i n E w i g k e i t. Das ist gewißlich wahr!

Der Jakobusbrief.

Für diejenigen, welche die Bibel nicht nur als ihr Erbauungsbuch sondern zugleich als die geschichtliche Urkunde für die Entstehung des Christentums betrachten, bildet der Jakobusbrief eine der interessantesten Erscheinungen. Auf die Frage, in welches Stadium der urchristlichen Entwickelung er einzureihen sei, sind die einander widersprechendsten Antworten gegeben worden; die einen halten ihn für das älteste Produkt neutestamentlicher Litteratur, die andern für das einer späten Periode des zweiten Jahrhunderts, nur verstehbar als das Dokument eines Christentums, das schon eine bewegte Lehrentwickelung hinter sich hatte. Dieselbigen Data werden zur Begründung der einen wie zu der der entgegengesetzten Ansicht verwendet. Dabei ist denn das Gute, daß die Basis, auf welcher sich die verschiedenen Auffassungsweisen aufgebaut haben, eigentlich doch nur durch den Text des Neuen Testamentes selbst gebildet wird, so daß man kaum sagen kann, es gehöre zu der Kompetenz, in dieser Streitfrage mitzureden und sich eine eigne Meinung darüber zu bilden, eine große litterarische Gelehrsamkeit, und man müsse außer dem Neuen Testamente auch noch Clemens Rom., Pastor Hermae, Justinus u. s. w. gelesen haben; denn so wertvoll diese litterarischen Kenntnisse sein mögen, so tragen sie doch zu der Entscheidung der Frage nichts w e s e n t l i c h e s bei. Deshalb möge auch unserm Leserkreise das Problem vorgelegt, resp. in Erinnerung gebracht werden, und es ist die Absicht des vorliegenden Aufsatzes weniger, eine eigene Meinung zu verteidigen, als die entgegengesetzte Anschauung zu Worte kommen zu lassen und so zu selbständiger Prüfung anzuregen.

Die äußeren Bezeugungen werfen wenig Licht auf die Stellungnahme der alten Kirche zu unserm Briefe. Unbestreitbar gekannt und benutzt hat ihn eigentlich Origenes, der ihn als den „unter dem Namen des Jakobus gehenden" Brief bezeichnet. Eusebius rechnet ihn unter die Antilegomena. Dagegen fällt die Stellung der altsyrischen Uebersetzung, der Peschito, ins Gewicht, die ihn als den ersten von den Briefen der drei Apostel bezeichnet, welche bei der Verklärung des Herrn gegenwärtig waren, ihn also dem Sohne des Zebedäus zuschreibt. Unter allmählichem Verstummen des Zweifels hat ihn die alte Kirche unter die Zahl der „katholischen" Briefe aufgenommen.

Desgleichen sind die direkten Angaben des Briefes selbst über seinen Ursprung und seinen Leserkreis überaus spärlich; abgesehen von seinem ersten Verse, trägt er weniger den Charakter eines Briefes, als einer erbaulichen Ansprache, es fehlen Grüße am Anfange und am Schlusse, überhaupt jegliche Bezugnahme auf persönliche Beziehungen des Schreibers zu seinen Lesern. Man ist daher durchaus auf Schlußfolgerungen angewiesen.

Zuerst die Frage: Wer ist der Verfasser? Die Peschito betrachtet als solchen, wie erwähnt, den Zebedäiden, schwerlich mit Recht. Derselbe ist nach Act. 12, 1 von Herodes Aggrippa hingerichtet worden, spätestens im Jahre 44; schwerlich konnte um diese Zeit schon ein Sendschreiben an die Gemeinde in der Diaspora gerichtet werden. Außer dem Zebedäiden werden im Neuen Testament bekanntlich noch zwei Jakobus genannt. Der eine Alphäi Sohn, dessen Mutter das Weib des Klopas genannt wird (Alphäus und Klopas nur zwei verschiedene Gräcisierungen ein und desselben aramäischen Namens), der Zahl der Zwölfe angehörig. Der andere ein Bruder des Herrn, von Paulus und in der Apostelgeschichte häufig erwähnt und in der altchristlichen Tradition als hervorragendes Haupt der jerusalemitischen Gemeinde bekannt. Auf den in älterer und neuerer Zeit vielfach geführten Streit, ob der Alphäussohn und der Bruder des Herrn zwei verschiedene Personen, oder ob die beiden Bezeichnungen nur verschiedene Benennungen ein und derselben Person seien, brauchen wir uns hier nicht einzulassen. Die Identifizierung des Alphäussohnes und des Bruders des Herrn verdankt ihre Entstehung hauptsächlich den katholisch-dogmatischen Interessen des Aergernisses an der Anerkennung leiblicher Brüder Jesu, nachgeborener Söhne aus der Ehe Marias und Josephs. Es ist kein Grund vorhanden, die beiden Personen zu identifizieren. Der Jakobus des Galaterbriefs und des zweiten Teils der Apostelgeschichte ist der Bruder des Herrn. Daß das Neue Testament mit Ausnahme der Apostelverzeichnisse gar nicht von dem Alphäussohne, Jakobus dem Jüngeren, berichtet, darin teilt derselbe nur das Schicksal mit der Anzahl der übrigen Apostel.

Jakobus war nach Matth. 13, 55 der älteste der vier nachgebornen Brüder Jesu, zu Lebzeiten Jesu gehörte er nicht zur Jüngerzahl, Joh. 7, 5, scheint vielmehr wie die übrige Familie Jesu an der den traditionellen Missionshoffnungen wenig entsprechenden Art des Auftretens Jesu Anstoß genommen zu haben. Die Wendung in seinem innern Leben mag eingetreten sein durch die 1 Kor. 15 bezeugte Erscheinung des Auferstandenen, und vor dem Pfingsttage sind die Mutter und die Brüder Jesu mit der kleinen Jüngergemeinde in

Jerusalem vereinigt. Nach der Entfernung der meisten Apostel aus Jerusalem hat nun dieser Bruder des Herrn eine führende Stellung in der dortigen Gemeinde übernommen und gehört zu den *δοκοῦντες στῦλοι εἶναι* der Gemeinde, eine Stellung, welche er ebenso seiner nahen Verwandtschaft mit Jesu, als seiner eigenen hervorragenden Persönlichkeit verdankt haben wird. Er hat sich den Ehrennamen „der Gerechte“ erworben und soll im Jahre 62 den Märtyrertod gestorben sein. Von diesem Jakobus wissen wir nun aus dem Galaterbriefe und der Apostelgeschichte, daß er der Vertreter einer gesetzesstrengen Richtung in der Urgemeinde gewesen ist. Er will die Verkündigung des Heils allerdings nicht den Heiden vorenthalten, will auch nicht den Heiden die Beobachtung des mosaischen Gesetzes aufgezwungen haben, fordert aber von den Judenchristen das Beharren bei ihrem Gesetze und mißbilligt die selbst von Petrus zugelassene Tischgenossenschaft der Judenchristen mit den Heidenchristen in Antiochia. In seinem ganzen Denken und Führen hat jedenfalls die Gebundenheit seiner Volksgenossen an das väterliche Gesetz eine große Rolle gespielt. An diesen Jakobus denkt nun entschieden Origenes, wenn er unsern Brief als „*ἡ φερομένη Ἰακώβου*“ bezeichnet. Auffällig ist aber, daß der Gewährsmann des Eusebius, Hegesippus, der mit so großer Verehrung von dem „Jakobus dem Gerechten“ berichtet und mit Sorgfalt alle Data aus dessen Leben, die ihm bekannt geworden, zusammengetragen hat, nichts davon berichtet, daß dieser erleuchtete Führer der Urgemeinde ein Sendschreiben hinterlassen habe. An diesen Jakobus denken denn selbstverständlich auch die Vertreter der „Echtheit“ unseres Briefes, während die Gegner der Echtheit, welche den Brief ins zweite Jahrhundert verlegen, ihn natürlich dem im Jahre 62 getöteten Jakobus absprechen müssen. Für sie bleibt ein dreifacher Ausweg. Entweder sie müssen ihn einem Falsator zuschreiben, und sie mögen dabei darauf hinweisen, daß die Ausübung einer pia fraus nicht nach unserm heutigen Maßstabe zu beurteilen ist. Gegen diese Annahme spricht freilich die schlichte Einfalt und Bescheidenheit der Selbstbezeichnung. Der Verfasser nennt sich: „Knecht Gottes und des Herrn Jesu Christi.“ Das ist nicht die Weise eines Falsators, der bemüht gewesen wäre, seinem Schreiben durch die Benutzung eines in der Gemeinde in hohem Ansehen stehenden Namens größere Autorität zu verschaffen; ein solcher würde wohl nicht unterlassen haben, wenn er die Rolle jenes „Jakobus des Gerechten“ spielen wollte, sich auch ausdrücklich als „den Bruder des Herrn“ zu bezeichnen. Die schlichte Einfalt der Selbstbezeichnung wehrt jedem Verdachte der Absichtlichkeit, und gewiß ist sie nach allem, was wir von jenem „Jakobus dem Gerechten“ wissen, dem Charakter desselben höchst angemessen und seiner würdig. Oder man mag annehmen, das Ermahnungsschreiben habe ursprünglich längere Zeit ohne Namensangabe zirkuliert, anfangend mit den Worten *ταῖς δώδεκα φυλαῖς*, und nachträglich habe man das namenlose Schreiben seines innern Charakters wegen jenem Führer der Urgemeinde, der am unentwegtesten auf dem Boden des israelitischen Volkstums stehen geblieben, zugeschrieben. Oder man mag annehmen, daß der Verfasser des Briefes, ein hellenistischer Judenchrist des zweiten Jahrhunderts, ein in einem engeren Kreise wohlbekannter und hervorragender Mann, ein Gemeindebeamter, wirklich den so viel gebräuchlichen Namen Jakobus getragen

und unter seinem rechten Namen den Brief habe ausgehen lassen. Dies würde zugleich die verhältnismäßig späte Kanonisierung des Briefes erklären, der ursprünglich nur in dem engeren Kreise der jüdischen Diaspora Syriens kursierte und erst später, als man keinen andern Jakobus als den des Galaterbriefs und der Apostelgeschichte mehr kannte, diesem bekanntesten Träger des Namens zugeschrieben wurde.

Ein wichtiges Moment in der Beurteilung der Frage nach dem Verfasser bildet natürlich auch die Sprachform des Briefes. Dieselbe ist ein gutes, fließendes Griechisch und die Zitate des Briefs aus dem Alten Testament sind aus der griechischen Uebersetzung der Septuaginta entnommen. Auf diesen Umstand wird von denen Gewicht gelegt, welche als den Verfasser nicht den galiläischen Handwerker Jakobus, sondern einen hellenistisch gebildeten Mann des zweiten Jahrhunderts ansehen. Allein so sehr der Umstand für jene Ansicht sprechen mag, entscheidend ist er doch nicht. Das Griechisch war doch damals nicht Gelehrtensprache wie bei uns, und das Urteil, das über die Jünger Jesu ausgesprochen ward und wohl auch seinen Bruder treffen dürfte, „daß sie ungelehrte Leute und Laien waren," bezieht sich doch nur auf den Mangel an schulmäßiger Gesetzesgelehrsamkeit und involviert durchaus nicht, daß man sich den Bruder Jesu als einen ungebildeten Mann denken müßte, der nicht im stande gewesen wäre, das Alte Testament in griechischer Sprache zu lesen und in tadelloser griechischer Sprache zu schreiben.

Die Frage nach dem Verfasser läßt sich nicht entscheiden ohne Berücksichtigung der anderen nach den Empfängern des Briefes. Auf diese Frage sind nun die einander widersprechendsten Antworten gegeben worden, sind wohl alle Möglichkeiten erschöpft, und es ist keine Ansicht mehr denkbar, die nicht einen Vertreter gefunden hätte. Der Brief soll geschrieben sein: an unbekehrte Juden, an bekehrte und unbekehrte Juden, ausschließlich an Judenchristen, an Juden und Heidenchristen, entweder als geschlossen einander gegenüberstehende Gemeinschaft oder als einheitliche Gesamtheit, an Judenchristen vorwiegend, an Heidenchristen vorwiegend, an die Christenheit im allgemeinen ohne Rücksicht auf ihre jüdische oder heidnische Herkunft.

Die verschiedenen Ansichten lassen sich etwa auf vier verschiedene Gruppen verteilen:

1. Neuerlich ist von Prof. Spitta mit Geschick und Gelehrsamkeit die Ansicht verfochten worden, der Brief sei das Werk eines nichtchristlichen Juden, gerichtet an das unbekehrte Volk Israel. Nur zweimal kommt der Name Jesu im Briefe vor, und beide Male kann er ohne Schaden für den Zusammenhang gestrichen werden. Betrachtet man die beiden Stellen als interpoliert, so bleibt nichts übrig, was nicht ein nichtchristlicher aber vom Geiste des Prophetismus durchdrungener frommer Israelit seinen Volksgenossen habe sagen können. Die Spittasche Ansicht hat allerdings den Vorteil, daß nach ihr die Aufschrift ταῖς δώδεκα φυλαῖς unbeschränkt und wörtlich genommen werden kann; es ist dann eben der Brief an das Judenvolk der Diaspora als Ganzes gerichtet, ohne daß auf die gewaltige Spaltung, die durch das Auftreten Jesu im Volke entstanden, Beziehung genommen wäre; der Brief könnte, so wie er ist, abgesehen von den zwei Stellen, etwa hundert Jahre vor Christi Geburt ge-

schrieben sein. Allein abgesehen von dem Gewaltstreiche, mit dem die Erwähnung des Jesusnamens an zwei Stellen als Interpolation erklärt wird, ohne daß die Autorität von Handschriften diesem Verfahren irgendwie als Stütze diente, ist es doch wohl ein vergebliches Unternehmen, einem Schriftstücke, das so von neutestamentlichen Gedanken durchtränkt, von neutestamentlichen Ausdrücken durchzogen ist, die Entstehung auf christlichem Boden absprechen zu wollen.

2. Die ganz entgegengesetzte Ansicht ist von einer großen Zahl moderner Ausleger und Kritiker vertreten, indem sie unter „den zwölf Stämmen“ nicht das Volk Israel verstehen, sondern die christliche Kirche. Berechtigt ist ja diese Auffassung; die symbolische Verwertung der alttestamentlichen Theokratie zur Bezeichnung der Christenheit ist ja dem neutestamentlichen Sprachgebrauche nicht fremd; „Ihr seid das auserwählte Geschlecht“ u. s. w., heißt's im Petrusbrief, und in der Apokalypse stehen auf den Thoren des neuen Jerusalems die Namen der zwölf Geschlechter Israels. Diese Auffassung bietet gleichfalls den Vorteil, daß die Aufschrift ταῖς δώδεκα φυλαῖς uneingeschränkt, ohne Rücksicht auf einen innerhalb der Gesamtheit vorhandenen Gegensatz, gefaßt werden kann. Für den Verfasser des Briefes war hiernach der Unterschied zwischen Juden- und Heidenchristen nicht mehr vorhanden. Der Brief versetzt uns daher in eine Zeit, in welcher das Vollbürgerrecht der bekehrten Heiden neben den Gläubigen aus Israel längst außer Frage stand, in welcher es außer den ketzerischen Kreisen der Ebioniten keine abgesondert judenchristlichen Gemeinden mehr gab, und an Stelle des alttestamentlichen Gottesvolkes die eine aus Juden- und Heidenchristen bestehende christliche Kirche getreten ist. Dann aber ist selbstverständlich der Brief einerseits nicht das Werk eines Urapostels, sondern eines frommen Judenchristen des zweiten Jahrhunderts, und andererseits, und dies ist die schwache Seite der Hypothese, fehlen ihm auch besondere Anlässe und Beziehungen auf besondere Situationen der Lesergemeinde, es ist überhaupt gar kein rechter Brief, sondern ein abstraktes Ermahnungsschreiben, gerichtet an die Christenheit aller Zeit, in welchem das Bild des vollkommenen Christen gezeichnet werden soll. Es fehlt dem Briefe an aller Originalität, und er zeichnet sich namentlich aus durch ein Mißverständnis der paulinischen Lehre.

3. Dem gegenüber ist von einer dritten Gruppe unser Brief unter Anerkennung seiner hohen Einfalt und Originalität als ein Zeugnis jener apostolischen Richtung angesehen worden, welche nach Gal. 2, 7 ff. die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden nicht wehren wollte, aber in Erkenntnis ihres eignen Berufs und ihrer von Gott verliehenen Gabe, sich selbst auf die Verkündigung unter der Beschneidung beschränkt halten wollte. Der Verfasser demnach ist der Bruder des Herrn, und die Adressaten desselben sind die Juden*christen* der apostolischen Zeit, und zwar ist der Brief in einer späteren Lebensperiode des Verfassers geschrieben, dafür spricht vor allem die polemische Bezugnahme auf die in den paulinischen Kreisen herrschende Lehrweise von der Rechtfertigung. —Unter dieser Annahme ist aber völlig unbegreiflich, wie der Verfasser seinen christlichen Volksgenossen gegenüber so ganz und gar keine Beziehung nehmen konnte auf die durch die Wirksamkeit Pauli geschaf-

fenen Verhältnisse, keine Ermahnung und Anweisung, wie sie sich zu ihren aus dem Heidentume stammenden Glaubensgenossen verhalten, wie sie sich zu ihrem eignen väterlichen Gesetze stellen sollen, kein Hinweis darauf, wie das vollkommene Gesetz der Freiheit, das dem Verfasser das einzige ist, das er anerkennt, auch eben gerade in der Form des ehrwürdigen mosaischen Gesetzes enthalten sei, so daß für den Judenchristen eben der Weg zur Freiheit durch die treue Befolgung dieses mosaischen Gesetzes hindurchführe.

4. Daher behauptet eine vierte Gruppe, man müsse, um den Jakobusbrief zu verstehen, in die vorpaulinische Periode zurückgehen. Der Brief versetzt uns in eine Periode, in welcher von Heidenchristentum noch nicht die Rede ist, in welcher Judentum und Christentum noch nicht in der Weise wie später von einander geschieden waren, die Christen noch im Synagogenverbande mit ihren unbekehrten Volksgenossen standen und die Hoffnung noch erfüllbar schien, daß das ganze Volk Israel sich einer Reformation durch das Christentum zugänglich zeigen werde. Der Brief ist an das ganze Volk Israel in der Diaspora gerichtet unter der Voraussetzung, daß der christgläubige Teil desselben allein den Ehrennamen des Volks der zwölf Stämme verdiene.

Die unter 1 und 3 benannten Ansichten sind zu sehr mit inneren Unwahrscheinlichkeiten belastet, und so stehen die unter 2 und 4 angeführten einander in scharfem Gegensatze gegenüber: entweder der Brief ist ein spätes Erzeugnis der Litteratur des zweiten Jahrhunderts, als der Gegensatz von Heiden- und Judenchristentum verwischt und die Lehre Pauli von der Rechtfertigung nicht mehr rein verstanden war, die mißverstandene einer Korrektur zu bedürfen schien; oder er ist das früheste Erzeugnis der neutestamentlichen Litteratur, ein Zeugnis des Urchristentums im eigentlicheren Sinne als irgendwo sonst im epistolischen Neuen Testamente.

Diese letztere Ansicht ist neuerlich am entschiedensten und geschicktesten von Beyschlag in seiner Ueberarbeitung des Hutherschen Kommentars zum Jakobusbriefe vertreten. Mit Recht weist er die Insinuation zurück, daß die vorpaulinische Datierung des Briefes dem apologetischen Wunsche entspreche, nicht einen Gegensatz zwischen Paulus und Jakobus einräumen zu müssen, und es ist rund zuzugeben, daß der Beweis für die vertretene Auffassung nicht mit tendenziöser Voreingenommenheit, sondern mit wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit zu führen unternommen ist. Indes ist auf der andern Seite doch zu gestehen, daß die Beweisführung trotz aller Zuversichtlichkeit, mit der sie auftritt und trotz der Lückenlosigkeit, mit der sich jede Auffassung eines einzelnen Punktes in die Gesamtauffassung einfügt, doch nicht so schlagend und zwingend ist, daß jeder wahrheitsliebende Forscher überzeugt sein müßte.

Im allgemeinen sollte wohl auf dem Gebiete der biblischen Kritik derselbe Grundsatz gelten, der im Rechtsstaate auf die Personen angewendet wird: "quisque praesumitur bonus, donec exhibeatur malus." Das heißt auf unser Gebiet angewendet, eine aus der Urzeit der Kirche vorliegende Tradition über die Entstehung einer Schrift, hat die Präsumtion für sich, daß sie richtig sei, so lange sie nicht durch überwiegende Gründe als unwahrscheinlich erwiesen wird. Wie es Personen gegenüber eine ungesunde Lebensansicht ist, wenn man jeden Menschen als einen verkappten Verbrecher ansieht, der erst seine Unbe-

scholtenheit beweisen muß, so ist es auch den Schriften gegenüber, wenn die Kritik mit tendenziöser Vorliebe Verdachtgründe gegen die Echtheit zusammenzutragen und alles Mögliche zu einem Verdachtgrunde zu stempeln sucht. Auf der andern Seite soll aber die konservative Neigung nicht zu der Unlust verleiten, Gegengründe ernsthaft zu erwägen; mit einem Worte, der Schriftforscher soll weder die Rolle des Anklägers nocht die des Verteidigers, sondern die des unparteiischen Richters zu übernehmen suchen.

Die Beyschlagsche Ansicht, wie wir die Verteidigung der Echtheit und des höchsten Alters unseres Briefes kurz bezeichnen wollen, vermag vieles aus dem Inhalte des Briefes zu ihrer Begründung anzuführen und viele Einwürfe leicht abzuweisen.

„Die Lage der Briefempfänger, wie sie uns der Brief beschreibt, ist eine deutlich erkennbare. Sie gehören zu der in einem Nachbarlande Palästinas ansässigen, sowohl Ackerbau wie Handel treibenden, jüdischen Bevölkerung. In diese Diaspora ist das Evangelium gedrungen und hat namentlich in den Kreisen der Armen Aufnahme gefunden, während die Reichen ihm meist feindselig gegenüber stehen. Diese armen Christen haben ihre eigene Synagoge (worunter nicht notwendig ein eigenes dazu bestimmtes Gebäude zu verstehen ist, sondern nur die Versammlung selbst) in welche je und dann einer der nichtgläubigen Volksgenossen hineinkommt um zuzuhören (2, 3 ff.); sie haben eigene Aelteste, welche die Kranken besuchen und mit Gebet und Salbung Heilungen vollziehen (5, 13). Aber obwohl sie religiös von den ungläubigen Reichen geschieden sind, stehen sie gleichwohl noch mit ihnen in ungelöstem Zusammenhange; sie müssen in deren Diensten ihr Brot suchen, ja sie stehen noch mit ihnen in dem an die jüdische Synagoge sich anschließenden Gemeindeverbande, so daß die Reichen sie vor Gericht ziehen und in aller Weise tyrannisieren können. Kommt daher einmal ein Reicher in die christliche Versammlung, so wird er mit einer der christlichen Würde widersprechenden Devotion empfangen. In dieser sozialen Abhängigkeit von religiös feindlichen, bürgerlich mächtigen Volksgenossen wurzeln hauptsächlich die „mancherlei Anfechtungen", von denen der Brief ausgeht. Wir werden somit für die Voraussetzungen unseres Briefes, in welchem auf Heidenchristen, die mit den Empfängern zusammengewohnt hätten, nirgends Beziehung genommen ist, auf die Zeit vor der großen von Antiochia aus betriebenen Heidenmission geführt; und wenn wir den Ort suchen, an welchem diese Voraussetzungen nicht nur möglich, sondern erweislich sind, so bietet sich das südliche Syrien als der überaus wahrscheinliche Wohnsitz der Leser dar. Dies Nachbarland Palästinas, in welchem, wie in Galiläa, neben der aramäischen Landessprache das Griechische eingebürgert war, wurde von zahlreichen Judenschaften durchwohnt, deren Synagogenverbände große Selbstverwaltungsrechte besaßen. Auf diese jüdische Diaspora hatte schon Jesus von Galiläa aus eingewirkt (Matth. 4, 24), hierher wandten sich nach Stephanus' Tode die Flüchtlinge aus Jerusalem und „redeten das Wort zu niemand, denn allein zu den Juden"; kein Land außer Palästina muß damals so zahlreiche Christen beherbergt haben als dieses, und zwar Christen, welche noch unter der Gerichtsbarkeit der Synagoge standen, wie sich denn Paulus vom Synedrium in Jerusalem Briefe an die Schulen Syriens geben läßt, um die Christen zu verhaften."

Während sonach die gegnerische Ansicht (als deren Vertreter wir Holtzmann in seiner Einleitung zum Neuen Testament angeben wollen) dem Briefe Verschwommenheit in der Zeichnung der Situation vorwirft, wird uns hier ein anschauliches Bild konkreter Verhältnisse vorgehalten. Desgleichen erledigt sich auf diese Weise der Vorwurf der Ungeordnetheit und Zusammenhangslosigkeit, der dem Briefe gemacht wird, indem der Zusammenhang in den Bedürfnissen der Leser gefunden wird, welche das Sendschreiben nicht erst auseinandersetzt, sondern in der Natur eines echten Briefes frischweg befriedigt.

Den Einwand, der gegen die „Echtheit" des Briefs auf Grund seiner Sprache, des guten Griechisch, erhoben wird, kann Beyschlag leicht beseitigen: „Wir wissen zu wenig von der Verbreitung der griechischen Sprache unter der aramäisch redenden Bevölkerung Palästinas und Syriens, als daß wir daraus einen Schluß zu ziehen berechtigt wären." (Allerdings läßt sich dagegen sagen: An der Befähigung eines Jakobus, in gutem Griechisch zu schreiben, hat man wohl keinen sichern Grund zu zweifeln, aber wenn man daran denkt, daß Paulus zum jerusalemitischen Volke (Act. 22, 1) um sich als Volksgenosse kund zu geben, auf Hebräisch redete, obwohl ihm das Griechische jedenfalls ebenso geläufig war und auch die Menge der Festbesucher jedenfalls Griechisch verstand, sollte nicht dieselbe Rücksicht auch einen Jakobus, der sich ausschließlich an seine Volksgenossen wendet, bewogen haben, lieber die heimische Sprache zu wählen, um so besser zu Herzen zu sprechen?) Zu einem entscheidenden Argumente für oder wider läßt sich jedenfalls die sprachliche Beschaffenheit des Briefes nicht gebrauchen.

Das Argument, das gegen die frühe Abfassung unseres Briefes vorgebracht wird, daß nämlich die Zustände des Gemeindelebens, auf welche er hindeutet, nicht in die Erstlingszeit der christlichen Gemeinde passen, kann von Beyschlag ohne Schwierigkeit beseitigt werden. Zugestanden, daß es Verfallszustände, Reaktionen des alten fleischlichen Sinnes und jüdischen Wesens sind, mit denen es der Brief zu thun hat, so ist doch erstens vor tendenziöser Uebertreibung und Schwarzmalerei zu warnen; es liegt in der Natur eines solchen Ermahnungsschreibens, daß in ihm die Schattenseiten des Gemeindelebens hervorgehoben werden und die Lichtseiten zurücktreten, und sodann: wer sagt uns denn, wie viele Jahre vergehen mußten, um die erste Liebe ermatten zu lassen? Wie schnell solche Reaktionen eintreten können, zeigen der Galater- und die Korintherbriefe.

Derjenige Punkt, welcher im Laufe der theologischen Beurteilung unseres Briefes stets die größte Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, ist sein Verhältnis zu der paulinischen Lehre von der Rechtfertigung. Der Widerspruch im Wortlaute der Lehraussagen beider Apostel ist zu flagrant, als daß er nicht die Reflexion hätte herausfordern sollen. Er hat Luthers berühmtes Verwerfungsurteil hervorgerufen, womit derselbe unsern Brief für eine strohherne Epistel erklärt, weil er stracks wider St. Paulum und andere Schrift den Werken die Gerechtigkeit gebe.

Es mag aber gelingen, nachzuweisen, daß zwischen Römerbrief und Jakobusbrief in Betreff der Lehre von der Rechtfertigung kein materialer Unterschied besteht; sowohl der Rationalismus als auch der Pietismus haben dazu

gedient, das in der Orthodoxie noch eine Zeit lang nachwirkende schroffe Urteil Luthers zu mildern und der Anschauung unseres Briefes größere Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir sehen heute in der Heiligen Schrift nicht mehr ein Lehrbuch einer einheitlichen Dogmatik, sondern eine Mannigfaltigkeit individuell verschieden gestalteter Lehrgebilde, deren Einheit nicht in der Gleichheit der Begriffsdefinitionen, sondern in der Gemeinsamkeit der Gesinnung und der allbeherrschenden persönlichen Beziehung zu Gott und Christo besteht. So mögen wir wohl erkennen, daß die drei Begriffe: „Glaube, Werke, Rechtfertigung" von Paulus und Jakobus verschieden aufgefaßt sind, und daß darum, trotz des schroffen Widerspruchs in der Form, kein materialer Unterschied in der Anschauung vorliegt. Es ist ja überhaupt im Auge zu behalten, daß in der erregten Sprache der religiösen Erbauung nicht die Genauigkeit im Gebrauche der Bezeichnungen erwartet werden darf, wie sie in der Mathematik am Platze ist, wo im Verlaufe einer Rechenoperation ein Buchstabe immer den gleichen Wert bezeichnen muß. So ist zwischen Glaube und Glaube offenbar ein Unterschied. Auch Paulus kann von einem Glauben reden, der kein nütze ist, 1 Kor. 13, 3; wenn er aber in den Erörterungen des Römerbriefes von der Rechtfertigung durch den Glauben redet, so meint er damit den Glauben im spezifisch christlichen Sinne, das neue und einzigartige durch Christum ermöglichte Verhalten des Menschen zu Gott. Umgekehrt weiß auch Jakobus von dem Glauben an unsern Herrn Christus, den Herrn der Herrlichkeit, als von dem thatkräftigen, umgestaltenden Prinzip des christlichen Lebens zu reden; wenn er aber behauptet, daß der Glaube ohne Werke tot sei, so hat er damit einen Glauben im Auge, der nichts ist als ein einseitig theoretisches Fürwahrhalten. Ebenso ist zwischen Werk und Werk ein Unterschied. Auch Paulus redet von einer göttlichen Vergeltung nach den Werken des Menschen, Röm. 2, 7; 2 Kor. 5, 10. Wenn er aber sagt, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk, so versteht er unter denselben die menschlichen Leistungen, durch welche das Volk Israel den Forderungen des Gesetzes genügen und das Unmögliche ermöglichen, eine göttliche Gerechtigkeit *erwerben* wollte. Jakobus dagegen weiß auch von einer Unzulänglichkeit des menschlichen Thuns: „Denn so jemand das ganze Gesetz hält und sündigt an einem, der ist des ganzen schuldig"; wenn er aber sagt: „So sehet ihr nun, daß der Mensch durch die Werke gerecht wird und nicht aus Glauben allein, so meint er mit den Werken die wahrhaften und aufrichtigen Anstrengungen, dem göttlichen Willen zu folgen, wie sie vom wahrhaften Glauben unzertrennlich sind. Und endlich redet Paulus zwar auf der einen Seite von einer schöpferisch neubegründenden Macht der Gnade Gottes, durch welche er vermittelst des Glaubens den sündigen Menschen aus dem bisherigen Stande der Ungerechtigkeit in den der Gerechtigkeit versetzt, den *Gottlosen* gerecht spricht, Röm. 4, 5; auf der andern Seite aber redet er auch von einem die freie sittliche Entwickelung des Gläubigen begleitenden und überwachenden Verhalten Gottes, vermöge dessen er schließlich nur den als gerecht anerkennen wird, der thatsächlich gerecht *ist*, weil das im Glauben begonnene Leben Christi in ihm sich in der Frucht der Heiligung (Röm. 6, 22) *bewährt* hat. In seiner klassischen Stelle von der Rechtfertigung nun, Röm. 3, 28,

hat Paulus jene schöpferisch neu begründende Macht der göttlichen Gnade im Auge und will sagen, daß der Stand der Kindschaft, wie er allein dem göttlichen Heilswillen über die Menschen entspricht, durch nichts anderes entstehen kann als durch jenes Eingehen des Menschen in den durch Christum verwirklichten Erlösungswillen Gottes. Jakobus dagegen ist ja gleichfalls weit davon entfernt, die Begründung des Heilsstandes dem menschlichen Thun zuzuschreiben; nennt er doch Gott den Geber aller guten und vollkommenen Gaben, der da giebt einfältiglich jedermann, von dem die Weisheit erbeten werden muß, sind wir doch als Christen von Gott erzeuget durch das Wort der Wahrheit zu Erstlingen seiner Kreaturen. Wenn er aber 2, 24 sagt: So seht ihr nun, daß der Mensch durch Werke gerechtfertigt wird und nicht um des bloßen Glaubens willen, so hat er jene anerkennende, prüfende, richtende Thätigkeit Gottes im Auge, welche keinen bloßen Schein und keine bloße Einbildung gelten läßt, sondern auf die Bewährung in der That sieht. Und so muß denn wohl jede billige Auslegung zugeben, daß Luther mit seinem Verwerfungsurteile, daß Jakobus stracks wider St. Paulum und andere Schrift den Werken die Gerechtigkeit zuschreibe, demselben Unrecht gethan hat und daß von einer materialen Unvereinbarkeit ihrer Rechtfertigungslehren nicht die Rede sein kann.

Nichtsdestoweniger, obwohl der sachliche Widerstreit sich in Schein auflöst, bleibt doch der Widerspruch in der Form in seiner Schroffheit bestehen, und diese Schroffheit in der Wahl der Lehrform würde doch auf einen Widerstreit in der persönlichen Stellung der beiden Briefschreiber hinweisen, wie er zwischen dem historischen Jakobus und dem historischen Paulus nicht wohl denkbar ist. Hat der eine Briefschreiber den Brief des andern gekannt, mag man nun die Priorität dem Jakobus oder dem Paulus zuschreiben, so hat der Nachfolger dem Vorgänger absichtlicher Weise einen Schlag versetzt, der die apostolische Autorität desselben herabzusetzen bestimmt war.

Die von Beyschlag u. a. vertretene Auffassung bietet hier offenbar die glücklichste Lösung. Freilich wird, wer wie Luther paulinisch geschult vom Römer- und Galaterbriefe zum Jakobusbriefe kommt und die von dort mitgebrachte Lehrdarstellung: „So halten wir es nun“ u. s. w. hier bestritten findet, dazu das dort gebrauchte Beispiel des Abraham gerade für das Gegenteil verwendet sieht, sich kaum des unwillkürlichen Eindrucks erwehren können, daß hier eine recht beabsichtigte Polemik gegen paulinische Lehrweise vorliege. Aber wer sagt uns denn, daß die vorliegende Polemik gegen den Paulinismus selbst oder gegen einen entarteten Paulinismus gerichtet sein müsse? Müssen die Leute, welche sich in fleischlicher Sicherheit auf ihre Rechtgläubigkeit, auf die Korrektheit ihrer christlichen Erkenntnis beriefen, erst durch den mißverstandenen Paulus zu dieser Verkehrtheit gebracht worden sein? war nicht die Entstehung dieser Verkehrtheit direkt auf dem Boden des ursprünglichen Judenchristentums möglich, eine in christliches Gewand gekleidete Umwandlung des alten jüdischen Nationalstolzes, der sich rühmte: Wir haben Abraham zum Vater? Mußte der Verfasser unseres Briefes erst durch Paulus darauf hingewiesen werden, daß Abraham der geistliche Vater und das Vorbild nicht der Maulgläubigen, sondern der wahrhaft Frommgläubigen sei? Desgleichen

brauchte ein judenchristlicher Autor nicht erst durch den Hebräerbrief auf die Hure Rahab aufmerksam gemacht zu werden, war sie doch nach der Tradition die Ahnfrau Davids und des Messias, Matth. 1, 5. Demnach ist es, wenn auch nicht gerade unwiderstreitbar, so doch durchaus denkbar, daß der Verfasser unseres Briefes von einer gegenteiligen autoritativen Verwendung dieser alttestamentlichen Beispiele *gar keine Ahnung* hat, daß er also den Römer- und den Hebräerbrief gar nicht kennt, und daß er im vorpaulinischen Zeitalter geschrieben hat. Und hiermit stimmt denn auch das gänzliche Schweigen unseres Briefes über die neuen ethischen und religiösen Aufgaben, welche der Gemeinde durch die Förderung der Einheit im Geiste zwischen Christen jüdischer und heidnischer Herkunft gestellt waren.

Desgleichen vermag endlich Beyschlag die Behauptung der Gegenpartei ziemlich leichter Hand abzuweisen, daß unser Brief innerhalb der neutestamentlichen Litteratur eine durchaus sekundäre Stellung einnehme; er setze voraus eine Bekanntschaft des Verfassers mit den Paulusbriefen, dem Hebräerbriefe, der Apokalypse, des Matthäus- und Lukasevangeliums, des ersten Petrusbriefes, indem er deren Terminologien und Ausdrucksweisen sich aneigne. Holtzmann führt in seiner Einleitung ins Neue Testament eine ganze Kolumne von Parallelstellen an. Beyschlag antwortet hierauf mit Berufung auf Reuß: „Die zahlreichen Benutzungen paulinischer Episteln, des Philo, des Hermas u. s. w. existieren nur in der Einbildung der Kritiker und lassen die höchst einfache Originalität unseres Briefes gänzlich übersehen, sie bekunden die fragwürdige Manier der Gelehrten, alle Aehnlichkeiten, welche ein gemeinsamer Ideen- und Sprachverkehrkreis ergiebt, anstatt auf geistiges Gemeingut auf Benutzungen zurückzuführen."

Neigt sich nun nach allem bisherigen die unparteiische Beurteilung zur Anerkennung der Authentie unsres Briefes, so ist doch noch ein Zug an demselben zu berücksichtigen, der das Urteil stark zu erschüttern vermag. Luther macht unserm Briefe den Vorwurf, daß er nicht Christum treibe, daß er des Leidens, der Auferstehung und des Geistes Christi nicht gedenke, daß er nichts thue, als zu den Werken des Gesetzes treiben. Das ist gewiß zu hart geurteilt; wie weit ist doch die warme, herzliche Ermahnungsrede des Briefes von gesetzlichem Eifern entfernt. Aber das bleibt doch bestehen: *Mittelpunkt* seiner Lehrgedanken ist dem Verfasser Christus nicht. Man mag dem allerdings mit vollem Rechte entgegenhalten: Der Verfasser *weiß* offenbar viel mehr von Christo, als er in diesem Briefe ausdrücklich ausgesprochen hat, man kann ihm wohl nachrechnen, wie oft er den Namen Christi gebraucht, aber eine Gemeinde, die schlicht nach seinen Worten lebte, würde sich dieses Namens nicht unwürdig erweisen; man kann darauf hinweisen, daß mit dieser Schweigsamkeit über die Person Christi eine desto stärkere Verwandtschaft mit der *Lehre* Christi zusammenhängt, daß kein anderer Brief des Neuen Testaments so viel Anklänge an die Bergpredigt enthält, so daß man ihn die Bergpredigt unter den Episteln genannt hat.

Es handelt sich hier aber gar nicht darum, die kanonische Würde unseres Briefes zu verteidigen; es wird leicht sein, nachzuweisen, daß unser Brief von echt christlichem Geiste durchdrungen, daß er nicht eine stroherne, sondern eine

goldene Epistel zu nennen ist. Es handelt sich hier um die Frage, ob der Charakter unseres Briefes es psychologisch wahrscheinlich mache, daß er aus der Feder eines leiblichen Bruders des Herrn geflossen sei. Und hier, müssen wir sagen, tritt uns ein großes Fragezeichen entgegen. Beyschlag sagt: „So wesentlich Lehre Christi und so wenig noch Lehren von Christo konnte das Christentum nur auf der primitiven Stufe seiner Entwicklung sein, in Zeiten, in denen die Thatsache des neuen Lebens in Christo, die voll und ganz in unserm Briefe widerscheint, sich lehrhaft eben erst zu entfalten begann und daher noch in den wesentlich alttestamentlichen Anschauungsformen, Verheißung und Gesetz, ihren Ausdruck suchte.“ Das ist u. E. eine willkürliche Konstruktion der christlichen Lehrentwicklung. Was wir von der primitiven christlichen Lehrweise wissen, das liegt uns vor in den Reden des ersten Kapitels der Apostelgeschichte und in diesen, muß man doch sagen, klingt ein anderer Ton, da steht der Tod und die Auferstehung Christi im Mittelpunkte der Verkündigung. Wohl hat Christus selbst in seinen synoptischen Lehrreden weniger von seiner Person als vom Reiche Gottes geredet, aber etwas anderes sollte man doch von einem leiblichen Bruder des Herrn erwarten, der das Leben und Wirken des „Messias der Herrlichkeit“ persönlich gesehen, wahrscheinlich aber geraume Zeit verkannt hat und der durch eine Erscheinung des Auferstandenen zum Glauben geführt worden ist. Daß unser Brief auf solche persönliche Erfahrung des Schreibers gar keine Hindeutung enthält, das würde bei Voraussetzung der Abfassung durch den leiblichen Bruder einen, wenn auch nicht geradezu peinlichen, so doch befremdenden Eindruck machen. Völlig erklärlich dagegen erscheint dieser Charakter des Briefes, wenn wir uns als den Verfasser einen Mann denken, der seine Kunde von Christo auf keinem anderen Wege erhalten hat als seine Lehre, nämlich durch die christliche Verkündigung, wie er denn auch sagt: „Er hat uns gezeuget nach seinem Willen durch das Wort der Wahrheit.“

Ist aber die Beyschlagsche Position an diesem Punkte erschüttert, so wird sie es dadurch auch an allen übrigen, da die Beweisführung zwar eine sehr plausible, aber doch nicht zwingend überzeugende war. So müssen wir denn die Erörterung mit dem "non liquet" abschließen, und wir können nur hinzufügen, daß, was von der Erörterung über den Jakobusbrief, von der ganzen kritischen Einleitungswissenschaft gilt, daß sie zwar unbedingt nicht zu verwerfen, vielmehr von einem liebevollen Interesse für die Heilige Schrift, also vom evangelischen Standpunkte aus, geradezu erfordert ist, daß sie aber eher geeignet ist, uns auf die Unsicherheit unserer menschlichen, auch wissenschaftlichen Erkenntnis aufmerksam zu machen, als Gewißheit zu liefern, die für die Basis unserer Ueberzeugungen genommen werden könnten, woraus denn die Weisung hervorgeht, die Differenzen in den kritischen Ansichten nicht zum Entscheidungsgrunde für Anerkennung oder Verweigerung der Glaubensgemeinschaft zu machen. E. O.

Der Tod, sein Ursprung, sein Wesen, seine Stufen und seine Aufhebung.

In fünfzehn Thesen dargestellt von P. E. Schweizer.

These 1: „Der Tod ist der Sünde Sold!" Röm. 6, 23. — „Welches Tages du von dem Baume issest, wirst du des Todes sterben!" 1 Mose 2, 17. Damit ward eben der Sünde der Tod gedroht. „Wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet — vollzogen ist, gebieret sie den Tod." Jak. 1. 15. Konf. Psalm 90, 7 und 8, vor allem Röm. 5, 12.

These 2: Ist der Tod durch die Sünde in die Welt gekommen, so ist er zufällig, wie die Sünde. — Zufall ist der Gegensatz von Notwendigkeit. Alle freien Entscheidungen, und also auch ihre Folgen, sind zufällig zu nennen. Denn sie hätten auch wohl ungeschehen bleiben können. Wie vieles hätte anders gethan werden sollen und können und hätte dann eine andere Entwicklung gehabt! Wie vieles ist unterblieben, was hätte geschehen und ein Faktor in der Geschichte eines Menschen, eines Volkes, der Welt werden sollen! Daß die Weltgeschichte diesen und keinen andern Verlauf genommen, ist rein zufällig. Gott aber hat alle Möglichkeiten, oder alle möglichen Zufälle in Rechnung genommen. Ihm kommt nichts unvorhergesehen, d. h. alle Möglichkeiten standen klar vor seinem Auge. Er hat sie ja selbst gesetzt und allem weiß er zu begegnen: nichts bringt ihn in Verlegenheit und nichts hindert ihn, auch auf Umwegen ans rechte Ziel zu kommen. Denn er hat keine Möglichkeit gelassen, deren Verwirklichung seine Ratschlüsse vereiteln würde.

These 3. Ohne Sünde und Tod wären die Menschen auf geradem Wege ihrer Verklärung entgegengereift und auf die höhere Lebensstufe versetzt worden. — Die Möglichkeit eines Uebergangs ins pneumatische Leben ist verbürgt a. durch die Thatsache der Verklärung Jesu, sowohl auf dem Berge als auch nach seiner Auferstehung; und b. durch die in Aussicht gestellte Verwandlung derer, die Christus bei seinem Kommen am Leben findet. 1 Kor. 15, 50—53. Aus der Thatsache, daß der Mensch seine Vollendung in einer Verklärung findet, wobei sein Leib ähnlich wird dem verklärten Leibe unsres Herrn, ergiebt sich die höchste Wahrscheinlichkeit, daß die Menschheit auch ohne Sünde und Tod diesem Ziele entgegengeführt worden und nicht ewiglich im Fleische geblieben wäre.

Jul. Müller, „Lehre von der Sünde", II, 381 ff.: „Fassen wir den Menschen als sinnliches Wesen ins Auge, so erscheint freilich nichts natürlicher als daß er stirbt. Denn als solches betrachtet, tritt an ihm zunächst die entschiedenste Analogie mit den Naturwesen höherer Stufen, mit den organischen und unter ihnen namentlich mit den empfindenden heraus. . . . Diese haben als Individuen nur das allgemeine Gepräge der Gattung, Art u. s. w., aber keine ihnen allein zukommende Eigentümlichkeit, die für sich genommen, eine Bedeutung hätte und der Bewahrung wert sein könnte. . . . Sie sind aber darum einer wirklichen Eigentümlichkeit als Einzelwesen

unfähig, weil ihnen der absolute Zentralpunkt der Ichheit, der sich auf sich selbst beziehenden, von allem anderen unterscheidenden und sich durch Selbstbestimmung in ein Verhältnis zu ihm setzenden, fehlt. . . . Wo nun das Einzelwesen Persönlichkeit besitzt, da entsteht ein durchaus anderes Verhältnis desselben zur Gattung. Die Persönlichkeit also, vermöge deren der Mensch göttlichen Geschlechts, nach Gottes Ebenbild geschaffen und über alle Naturwesen toto genere erhoben ist, ist die allgemeine Grundlage seiner Unsterblichkeit. . . . Daß ein individuelles Leben, dessen Prinzip nur Naturprinzip ist, von den Naturmächten überwältigt wird, ist ganz in der Ordnung; daß persönliche, also unsterbliche Wesen dennoch sterben, kann nicht als etwas ganz Natürliches erscheinen, sondern ist ein Problem, welches einer Erklärung bedarf!" Seine, Jul. Müllers, Erklärung, führt genau zu den in obigen Thesen ausgesprochenen Wahrheiten; und eine andere läßt sich nicht finden, wenn man den Schriftaussagen nicht untreu werden will.

These 4: Sünde und Tod sind ihrem Wesen nach Scheidungen von Gott. Die Sünde ist die ethische, der Tod die physische Scheidung von Gott. Mit der ethischen trat auch die physische ein: „Welches Tages u. s. w., 1 Mose 2, 17." Diese wird mit jener aufgehoben. Jede Sünde bringt dem Tode Frucht: Röm. 6.

Man versteht unter dem physischen Tod gewöhnlich nur das leibliche Sterben. Allein die Scheidung der Seele von Gott ist auch eine Wesensscheidung, denn Geist ist Gott seinem Wesen nach, nicht etwa bloß Idee, sondern höchste Realität, und die Gemeinschaft der ihrem Wesen nach ebenfalls substanziellen Seele mit Gott, eine reale und nicht bloß eine ideale. So ist denn im Moment des ersten Sündigens eine reale Trennung der Seele von Gott eingetreten. Gott entzog dem Sünder seinen Geisteszuschuß und damit war der Tod eine Thatsache.

These 5: Der Tod hat verschiedene Stufen. Der sogenannte innere, geistliche Tod ist die erste Stufe, und diese hat an der größern oder geringern Gottentfremdung ihre Grade.

Vom Geist, Leben und Kraft aus Gott entblößt wird der Mensch geboren. Er ist darum unfähig, sich der Sünde und der Vertiefung oder Steigerung seines Todes zu erwehren. Röm. 5, 12: „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und der Tod durch die Sünde. Und ist also der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, woraufhin (ἐφ' ᾧ) sie alle sündigten!" Man kann also, wie von Erbsünde, so auch von Erbtod reden. Dieser ist die Ursache der unvermeidlichen Thatsünde und der eigenen Verschuldung.

Das Kind aber ist völlig unschuldig. Darum ist ihnen das Reich Gottes, und ist nichts (?) bei ihnen, was sie von der Liebe Gottes scheiden könnte. Erst die Sünde eigenen Willens, eigener That, scheidet von Gott und seiner Liebe und macht Buße, Vergebung, Wiedergeburt und Heiligung notwendig, wenn sie nicht zum ewigen Tode führen soll. Je mehr nun einer sündigt, desto

mächtiger wird sein innerer Tod, desto weiter und tiefer die Kluft zwischen ihm und Gott. Andererseits, je gerechter und frömmer einer gesinnt ist und handelt, desto näher steht er Gott, desto inniger ist er mit ihm verbunden und desto weniger hat ihn der Tod in seine Gewalt bekommen. Röm. 6, 16.

Schuldlos sind wohl die Kinder; aber sind sie auch sündlos? Es giebt, man möchte sagen, engelgleiche Kinder, so daß man denken könnte, ohne das böse Beispiel würden sie sich ganz normal, d. h. ohne Versündigung entwickeln. Wäre eine solche Entwicklung unter günstigen Umständen nicht möglich, so könnten sie auch nicht ins Himmelreich versetzt werden. Dennoch wird bei der gewöhnlich unnormalen Entwicklung nicht alles dem bösen Beispiel zuzuschreiben sein. Die Schrift bezeugt ausdrücklich die Sündigkeit der Natur des Menschen, d. h. ihre Disposition oder ihren Hang zum Sündigen. Conf. Röm. 5, 12 und besonders Joh. 3, 5 und 6. Die Erfahrung lehrt auch, daß von den Eltern die Anlage zu gewissen Sünden auf die Kinder übergehen und die Kinder ihrer Eltern Ebenbild seien, und nicht sind, wie die Menschen vor der Sünde waren, d. h. rein und normal und nur des Wachsens und Werdens bedürftig, um ein völliges Ebenbild Gottes zu werden. Der Umstand, daß auch die unschuldigen Kinder dem Tode unterworfen sind schon im Mutterleibe, kann als Beweis dienen, daß sie an Adams Sünde partizipieren. Denn an Adams Sünde sterben alle des leiblichen Todes.

These 6: Der leibliche Tod ist die zweite, und der gottverlassene Hadeszustand die dritte Stufe des Todes, auf welch letzterer viele Unterschiede sich finden.

Wie das Haus des Vaters, so hat auch das Haus des Todes, der Hades, viele und vielerlei Wohnungen und Bewohner. Der reiche Schlemmer kam an einen Ort der Qual, in einen Zustand der äußersten Entbehrung, an einen Strafort.

Es giebt Hadesstrafen für schwere Sünden, so für Unversöhnlichkeit und Härte: Matth. 5, 25; Luk. 12, 58 f.; Matth. 18, 34. Auch fromme Leute sind vor jenseitigen Züchtigungen nicht sicher, im Falle sie für Sünden und Untugenden nicht Buße gethan und Vergebung empfangen. So giebt es auch Hadesbelohnungen; und auch solche, deren Weg abwärts, höllenwärts, geht, werden für Gutes, das sie etwa gethan, eine Vergütung empfangen, denn es soll nichts Gutes unbelohnt bleiben. Aber auch ohne besondere Strafen ist der Hadeszustand der Gott entfremdeten Seelen äußerst trübe und trostlos. Der Hades ist für sie der Ort, da Heulen ist vor Weh und Zähneknirschen vor Grimm.

These 7: Die vierte Stufe des Todes ist die Hölle, und damit ist der Tod vollendet und zum ewigen Verderben geworden. Die Hölle ist der Ort und Zustand der absoluten Gottlosigkeit.

Auf die Frage, ob es eine Wiederbringung aus der Hölle gebe, oder eine Vernichtung der Seelen, gehe ich hier nicht ein. Das nur möchte ich bemerken, daß ich nicht glaube, daß viele Seelen von hier aus in die Hölle selber fahren. Erst im letzten Gericht übergiebt der Hades seinen unrettbar gebliebenen Inhalt dem Feuerpfuhl. Offb. 20, 14. 15.

These 8. Gott ist der Heilige, und als solcher der Lebendige, der alles Leben spendet, und der Selige, der alle Seligkeit von sich ausströmen läßt. Darum gehört die Unseligkeit zum Wesen des Todes und hat an der Sünde ihr Maß. Die Gottlosen haben keinen Frieden. Das böse Gewissen ist ein Merkmal des innern Todes. Röm. 7, 9. 10. 13.

These 9: Während die Hölle der Ort und Zustand der absoluten Trostlosigkeit ist, ist der Himmel der Ort und Zustand der vollkommenen Gottesgemeinschaft und darum auch der völligen Seligkeit.

Die Seligkeit setzt die moralische Vollendung, das vollkommene Gutsein und die Wesensvollendung, das völlige Lebendigsein, voraus. Denn von moralischen Mängeln und physischen Gebrechen gedrückt, giebt es kein volles Wohlsein. Aber diese dreifache Vollendung findet der Mensch nur in Gott und zwar durch Jesum Christum und nicht gleich nach dem Sterben, sondern bei seiner Auferstehung.

These 10: Die Erlösung aus des Todes Gewalt und die völlige Lebendigmachung hat drei Stufen, die Gerechtsprechung, d. h. die Vergebung, der Friede mit Gott und die dadurch begründete Hoffnung der Aufnahme in das Lichtleben, worin Gott selber lebt; die Ausgießung der Liebe Gottes ins Herz (seiner Liebe, womit er liebt) durch den Heiligen Geist, die Geistesgemeinschaft mit Christo, sein Kommen ins Herz, also die Wiedergeburt und Gotteskindschaft. Dies ist die erste Stufe der Lebendigmachung und Seligkeit.

These 11: Das selige Leben im Paradiese ist die zweite Stufe auf dem Wege vom Tode zum Leben, und ist die von allen moralischen und physischen Hemmnissen befreite Fortsetzung des Lebens im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe.

Auch die innerlich zu Gott Gebrachten und lebendig Gemachten sterben leiblich, weil die Sünde sich nicht aus der σάρξ vertreiben läßt. Röm. 8, 10.

Jul. Müller, Lehre von der Sünde II, 403: „Für die Gläubigen ist der Augenblick ihrer Auflösung eine Steigerung ihres höhern Lebens und deshalb ein Gegenstand der Sehnsucht. Phil. 1, 21; 2 Kor. 5, 8. Aber nach der Naturseite ihres Daseins bleibt auch der Tod ein Abbruch ihrer stetigen Entwicklung, ein Rückschritt, nicht bloß in Beziehung auf den Augenblick der Zerstörung, sondern auch hinsichtlich des darauffolgenden Zustandes, eine Züchtigung, welche auch die Erlösten, deren Leben mit Christo in Gott verborgen ist, erdulden müssen, weil sie eben noch die sündhafte Natur an sich tragen. Darum harren sie, wie in diesem, so in jenem Leben, auf die Erlösung ihres Leibes, auf die Befreiung desselben von den Banden des Todes in der Auferstehung. Wie könnte auch die Auferstehung der Toten eine so große

Bedeutung behaupten, wie sie überall in der neutestamentlichen Eschatologie hat, wenn sie nicht zu ihrer Voraussetzung einen vorangegangenen Zustand des Mangels, der Beraubung hätte."

These 12: Die dritte und höchste Stufe der Lebendigmachung ist die Auferstehung. Diese ist des Leibes Erlösung, Röm. 8, 23; 19, 21; die Vollendung der Wiedergeburt, der Gotteskindschaft, der Jesusähnlichkeit und Seligkeit. 1 Kor. 15; Philip. 3.

These 13: Die Auferstehung ist eine zwiefache. Erst werden die, die Christo angehören, Röm. 8, 9, die von neuem Geborenen, Joh. 3, 5. 5, auferweckt, und zwar bei Christi Kommen, 1 Kor. 15, 23 und 24; Offb. 20, 4—6. „Darnach das Ende, nämlich des Auferweckens, nach den tausend Jahren der Christusherrschaft auf Erden, wenn er das Reich dem Vater übergeben wird!" 1 Kor. 15, 24; Offb. 20, 7. 11 ff.

These 14: Die Toten in Christo stehen auf unverweslich, in Herrlichkeit, in Kraft mit einem geistlichen Leibe, mit einem Lichtleib, ähnlich dem verklärten Leibe unsers Herrn Jesu Christi, 1 Kor. 15, 45—49; Phil. 3, 20 und Röm. 8, 29: „Die Gerechten werden leuchten wie die Sterne in ihres Vaters Reich!"

These 15: Wie die Toten auferstehen, und mit welcherlei Leib sie kommen werden, hat der Apostel klar ausgesprochen. Mit weniger Deutlichkeit und Bestimmtheit redet er vom Verhältnis des alten Leibes des Todes zum neuen Leib der Auferstehung. Doch bekommt man aus seinen Worten und den angeführten Naturanalogieen den Eindruck, daß in des Apostels Bewußtsein die Ueberzeugung eines Zusammenhanges des alten und neuen Leibes gesetzt war. 1 Kor. 15, 36—44.

T. Beck nennt in einer Predigt die Seele das Samenkorn des Auferstehungsleibes, und Geß meinte, die Seele nehme sich beim Sterben das zur neuen Organisation Brauchbare aus dem alten Leibe mit. Die köstliche Hauptsache ist klar: „Christus ist die Auferstehung und das Leben." Joh. 11, 25 und 26. „Der Tod ist verschlungen in den Sieg!" 1 Kor. 15, 55—57; und „wird nicht mehr sein!" Offb. 21, 4.

Von der „Erkenntnis" dessen, der „von Anfang" ist, will die moderne Theologie nichts wissen. Sie kennt nur den „historischen Christus" und hält eine „Erkenntnis" seiner als eines präexistenten und transcendenten für unmöglich. An seine Transcendenz zu glauben ist ihr ebenso unmöglich als an seine Immanenz in den Herzen der Gläubigen; jenes wäre ja Dogmatik und dieses Mystik, und beides verträgt sich nicht mehr mit wahrer Religiosität und Kirchlichkeit! Johannes hatte allerdings eine andere Theologie und Religion.

Ist die Union, wie sie in unserer Synode angestrebt wird, dem Sinne Christi gemäß?

Referat, eingesandt von P. H. Kamphausen.

Die Antwort auf die obige Frage ist freilich für die Mitglieder der Evangelischen Synode schon längst entschieden. Seit Jahren sind auch Themata wie das unsere kaum noch gestellt worden, soweit sie wenigstens durch den Druck zur allgemeinen Kenntnis gelangt sind. Aber es war nicht immer so. Die Synode hat für ihre Stellung rücksichtlich der Unionsfrage heiße Kämpfe zu bestehen gehabt. Durch die Güte des Redakteurs des „Theol. Magazins“ sind uns 33 Hefte dieser Zeitschrift aus den Jahren 1873—1885 zur Verfügung gestellt worden, in welchen immer wieder die verschiedenen „Planken“ der Unions-„Plattform“ (um mich politisch auszudrücken) verfochten wurden. Im Jahre 1879 z. B. finden sich allein acht Aufsätze über diesen Gegenstand. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der in unserm Bekenntnisparagraphen zugestandenen Gewissensfreiheit, welcher Zusatz den Konfessionellgesinnten stets ein großer Stein des Anstoßes gewesen ist. Vom Jahre 1886 scheinen die Waffen mehr und mehr zu ruhen. Aus den Jahren 1893 bis Dato fanden wir nur einen einzigen Aufsatz über dies Gebiet im Juliheft 1898: „Das Bekenntnis unserer Evang. Kirche in seiner Allgemeinheit und seiner Beschränkung,“ von Ratsch. Die Streitaxt ist begraben, zum wenigsten Waffenstillstand geschlossen. Ein jeder hat seinen Bestand zu wahren gesucht. Vielleicht daß irgend ein böser Wind das Kriegsfeuer wieder zur hellen Flamme entfacht. Nichts aber liegt uns ferner, als unsererseits dies unternehmen zu wollen. Wir prüfen nur unsere Position, ob sie noch wehrhaft, und unsere Waffen, ob sie gleich den „scharfgeschliffnen der ersten Christenheit“ aus dem geistlichen Rüsthaus des Wortes Gottes stammen. In der Themastellung ist gesagt, „dem Sinne Christi gemäß.“ Wir erlauben uns diese Fassung in der ferneren Ausführung in etwas zu erweitern und zu sagen: Ist die Union . . . schriftgemäß? und hoffen dadurch dem Thema keine Gewalt anzuthun. Denn was der Sinn Christi war, können uns gewiß die Apostel am besten sagen, und da Christus noch nicht, sie aber Gemeinden sammelten und unter ihrer apostolischen Autorität vereinigten, so werden wir bei ihnen am ehesten die leitenden Grundsätze für den Kirchen- und Synodalbau und ihre Verfassung finden.

1. Laßt uns denn erst sehen, welche Art von Union bei uns angestrebt wird. Da wird aus dem sog. Bekenntnisparagraphen (§ 2) alsbald ersichtlich, daß es nicht etwa eine von uns erfundene ist, sondern als „ein Teil der evangelischen Kirche“ versuchen wir, die Union, wie sie in der evangelischen Kirche des Mutterlandes schon längst besteht, auf unsern Boden zu verpflanzen und weiter zu führen. Diese Union verdankt ihr Zustandekommen den Bemühungen Friedrich Wilhelms III., der in dem Aufruf, den er zur 300jährigen Jubelfeier der Reformation im Jahre 1817 ergehen ließ, einlädt „zu einer Vereinigung der beiden Konfessionen (lutherisch und reformiert) nicht nur in der äußern Form, sondern in der Art, daß ohne Aufgehen des einen Bekenntnisses in das andere eine neubelebte, evange-

lisch-christliche Kirche entstehe im Geiste ihres Stifters, in der Regiments-, Sakraments- und Gottesdienstgemeinschaft statt haben sollte.“ Trotz aller Schwierigkeiten ist dieser schöne Gedanke des Hohenzollernfürsten zur Wirklichkeit geworden. Die Union nahm ihren festen Stand auf dem Worte Gottes, erkannte die geschichtlich gewordenen Verschiedenheiten und Sonderbekenntnisse an und bewies die Möglichkeit, sich über diese Differenzen hinweg die Hände zu reichen zu gemeinsamer Arbeit am Reiche Gottes und zur Herstellung von Gottesdienst- und Abendmahlsgemeinschaft. Genau dieselben Grundzüge werden in unserm Bekenntnisparagraphen festgehalten in dem, was er sagt über Gottes Wort, die Bekenntnisschriften und die Differenzpunkte.

Man hat gesagt, die Evang. Synode hätte sich einfach zur Schrift bekennen sollen mit Ausschluß aller Symbole. Doch da fast sämtliche Kirchen sich äußerlich auf die Schrift gründen, wie sehr sie sich auch unter einander befehden und von einander in der Lehre abweichen, so wäre dies unthunlich gewesen, hätte auch in radikaler Weise jeden Zusammenhang mit der historischen Wirklichkeit und darum jede Aussicht auf eine gedeihliche Entwicklung abgeschnitten. Unser Bekenntnisparagraph rechnet mit den Verhältnissen wie sie sind, er bezweckt keine Union aller Protestanten, nicht eine Allianz derer, welche in den Hauptstücken christlicher Lehre eins sind, sondern nimmt das Unionswerk von 1817 auf und schreibt es auf das Banner der Evang. Synode von Nord-Amerika. Man hat versucht, ihr Werk anrüchig zu machen mit dem Vorwurf, jene Union sei von oben herab durch Kabinettsordres befohlen und durch Polizisten ausgeführt worden. Darauf ist zunächst zuzugeben, daß es bei der Einführung der Union menschlich zugegangen hat, oft sehr menschlich, und daß durch bureaukratische Gewaltmaßregeln viel verdorben ist. Doch halte man sich gegenwärtig, daß man bei Gründung der verschiedenen lutherischen Kirchen drüben im Reformationszeitalter noch viel summarischer vorging. Der Grundsatz der Freiheit der Kirche vom Staat lag ja noch gänzlich im Keime. In den Städten entschied der Magistrat, ob lutherisch oder papistisch gepredigt werden sollte, und mit Bezug aufs übrige Land galt die Regel: Cuius regio, eius religio. Also die Verfechter des unverfälschten Luthertums unserer Tage und Verächter der Union, verdanken dieses Luthertum nicht der freien Wahl und Bekenntnistreue ihrer Vorfahren, sondern eben jenen Kabinettsordres der Fürsten, welche ihre Unterthanen über Nacht aus Katholiken in Lutheraner verwandelten. Gelegentlich wurden bei Regierungs- oder Gesinnungswechsel der Regenten auch Lutheraner wieder zu Reformierten oder Katholiken gemacht; als ob die Gewissen der Unterthanen nur wie ein Leierkasten durch einen beliebigen Druck auf eine andere Melodie gestimmt werden könnten. Und doch haben die Lutheraner dieses Luthertum so lieb, daß sie es um kein Gold der Welt für die Union vertauschen möchten.

Der Gedanke und das Werk der Union selbst war ein durchaus löblicher, und es ist unbegreiflich, daß er erst 300 Jahre nach der Reformation sich Bahn brach. Wenn man bedenkt, daß schon im Jahre 1529 Luther die 15 Marburger Artikel unterschrieb, in welchen die Einigkeit in allen andern Lehren (als im Abendmahl) ausgesprochen wurde, und auch hinsichtlich des

Abendmahles von beiden Teilen gesagt wurde: Das Sakrament des Altars sei ein Sakrament des wahren Leibes und Blutes und die geistliche Genießung dieses Leibes sei vornehmlich von Nöten, wenn also nur noch streitig war, ob der wahre Leib und das Blut Christi im Brot und Wein gegenwärtig sei: Dann begreift man nicht, daß dennoch die Kirchen noch drei Jahrhunderte von der Vereinigung entfernt waren! Bei dieser Vereinigung hat man wohlweislich davon abgesehen, ein formuliertes Unionsbekenntnis aufzustellen, obwohl Versuche genug gemacht wurden, sondern man schloß die Union auf Grund des Konsensus in den Hauptsachen. In den Differenzpunkten ließ man jedem seine Meinung (ob lutherisch oder reformiert), nur solle kein Streit und keine Trennung mehr darüber entstehen. Diese Praxis wird im letzten Passus unsers Paragraphen so gefaßt, daß „in den Unterschieden auf die Schrift verwiesen wird und einem jeden in denselben Gewissensfreiheit garantiert wird."

Gerade dieser Ausdruck (von der Gewissensfreiheit) ist aufs heftigste bekämpft, verurteilt und verdammt worden. Man sah darin die Gewährung voller Lehr- (und Denk-) Freiheit, als sei dem evangelischen Pastor erlaubt zu lehren, was er nach seinem — natürlich weiten — Gewissen wolle, zumal in den Differenzpunkten. Doch ist das nicht an dem. Es wird nur dem Einzelnen zugestanden, sich in den Unterscheidungslehren zu stellen nach bestem Wissen und Gewissen, jedenfalls meist gemäß seiner Erziehung. Wie du es von Kind auf gelernt hast, so wirst du dich gewöhnlich entscheiden. Das soll dir auch bei uns unbenommen bleiben. Wer bei den Evangelischen zum Abendmahl geht, bringe nur Hunger und Durst mit nach der Speise und dem Trank des Lebens, ob er den Ton legt auf „das ist" oder „mein Leib", das macht keinen Unterschied.

Zwar ist es stets ein besonderer Trumpf der Konfessionellen gewesen uns vorzuwerfen: Ihr habt kein Bekenntnis (genau genommen: in den Unterscheidungspunkten); und um deswillen ist von unserer Seite wohl gesagt worden: Unser Synodalkatechismus ist unser Bekenntnis. Doch ist mit Recht derselbe nicht in den Bekenntnisparagraph aufgenommen, denn es hat dem gesunden Sinn und Takt der Verfasser widerstrebt, ihn auf eine Linie mit jenen Monumenten der großen kirchlichen Vergangenheit zu stellen, sowie auch anzunehmen, als wenn in ihm das letzte Wort hinsichtlich der Differenzpunkte gesetzt und die einigende Formel gefunden sei.

Es ist freilich einfacher, klingt entschiedener, imponiert manchen mehr, wenn der Pastor einfach seine Hand auf die symbolischen Bücher legt, Augustana, Katechismus und Concordienformel u. s. w. und sagt: Dies ist mein und unser Bekenntnis. Dazu stehe ich von A bis Z, in dem was ex professo gelehrt und was nebenher abgehandelt wird. Aber wer ist bereit, ein solches sacrificium intellectus zu bringen? Steht den Bekenntnisschriften dieselbe Unfehlbarkeit zu wie der Heiligen Schrift? Sind sie uns, was dem Katholiken die „Tradition der Väter," kommt ihnen dieselbe Vollendung und Vorbildlichkeit zu im Kirchlichen, wie etwa den Schöpfungen der griechischen Plastik auf dem Gebiete der Bildhauerkunst? Wenn die letzte Frage vielleicht bejaht wird, soll ich mich dann aber zu den mehr nebensächlichen Punkten ebenso

stellen wie zu den articulis stantis et cadentis ecclesiae, soll nicht unterschieden werden zwischen Substanz oder Geist und Form oder Ausdruck, und hieße nicht die Kirche auf die Dogmatik der Bekenntnisse in jeder Einzelheit festnageln soviel als ihre Geistesarbeit der Versteinerung überliefern?

Indem die Evang. Synode sich bekennt zu den Hauptschriften beider Kirchen, giebt sie auf alle diese Fragen die befreiende Antwort. Sie bekennt sich damit zu der Substanz, dem Wesentlichen in dem Bekenntnis beider Kirchen, zu den Grundthatsachen des christlichen Heils, wie sie hier ihre übereinstimmend richtige Auslegung finden. Sie knechtet ihre Glieder nicht unter jeden Buchstaben der Symbole, worin ja auch keine Uebereinstimmung stattfindet, sie traut es der Theologie zu, ja sie fordert es von ihr, in manchen Punkten eine klarere Erkenntnis und ein richtigere Formulierung zu finden. Bei den Differenzpunkten aber sagt sie: Laßt den Streit ruhen, nehmet an, was euch in der Schrift geboten und zwar ohne Gewissenszwang.

Welches sind die Hauptdifferenzen? Von konfessioneller Seite ist man dazu übergegangen, dieselben ins Maßlose zu erweitern. So behauptet z. B. der berühmte, von mir verehrte, jetzt heimgegangene Frank von Erlangen, die Reformierten hätten sogar einen andern Gottesbegriff. Nun was immer für Konsequenzen gezogen werden mögen aus einzelnen Sätzen des reformierten Systems, für das Glaubensbewußtsein ist der Gott des Reformierten derselbe wie der des Lutheraners. Die Unterschiede finden sich hauptsächlich in den Sakramenten, besonders im Abendmahl. Denn was sonst gesagt wird vom Verbot des Bildermachens, der Prädestination im Sinne Calvins, von der Beziehung der Erlösung bloß auf die Erwählten, so sind das längst verjährte Dinge (ganz wie das jetzt bei den Lehrstreitigkeiten der Presbyterianer an den Tag tritt). Bei der Taufe kann auch der Lutheraner nur eine Keimlegung annehmen, und ob bei der Absolution in der Beichte die Verkündigung der Vergebung der Sünde eine bloß deklarierende oder autoritative ist, das kommt im Grund auf eins hinaus. Im Bewußtsein der Gemeinden ist der Hauptunterschied beim Abendmahl und in Aeußerlichkeiten, wie im Gebrauch von Kerzen, Kruzifixen, Bildern, bunten Fenstern, Umdrehen des Geistlichen beim Beten und sein Singen bei der Liturgie, dann im Vater Unser statt Unser Vater u. s. w. Am Abendmahlsstreit scheiterte auch damals die Einigung zwischen Luther und Zwingli, nicht am Gottesbegriff und so ist es heute. Der Lutheraner hält dazu und dafür, daß in, sub und cum Brot und Wein dargereicht wird der wahre Leib des Herrn und mündlich genossen, auch von den Ungläubigen. Der Reformierte sagt: Leib und Blut des Herrn wird geistlich genossen als Seelenspeise von den Gläubigen. Also auch dem Reformierten ist es nicht ein bloßes Gedächtnismahl.

Daß bei so beschaffener Sachlage die beiden Kirchen nicht längst sich die Bruderhand gereicht, wäre nicht zu begreifen, wenn nicht bedacht würde, die Macht der Erziehung, der kirchlichen Gewöhnung, der Schlagworte und der rabies theologorum! Von jeher hat es auch der böse Feind verstanden, die Menschen über äußere Formen und Gebräuche in Hader zu bringen, damit über demselben der edle Inhalt verschüttet werde und verloren gehe.

Man kann für die Auffassung und Fassung der Differenzpunkte niemals eine absolute Richtigkeit beanspruchen und sagen: Wir haben die schriftgemäße Lehre und wir allein. Die Schrift giebt nur die Thatsachen, die Auslegung derselben ist ein Werk der freilich vom Geist geleiteten, aber nicht der menschlichen Irrtumsfähigkeit und Beschränktheit entnommenen Gemeinde. Diese Thatsache wurde mir als Konfirmanden drastisch zu Gemüte geführt. Reformiert geboren und erzogen, wurde ich lutherisch konfirmiert. Der lutherische Geistliche, ein jetzt in hohem Kirchenamt stehender Mann, versicherte uns, die lutherische Abendmahlslehre sei die reine, unverfälschte Schriftwahrheit. Später in den Ferien nach Haus zurückgekehrt, sprach ich mit unserem reformierten Pastor, einem gelehrten Herrn und licent. theol. Da fand ich denn, daß derselbe ebenso „vor dem Herrn" gewiß war, daß die reformierte Lehre die schriftgemäße sei. Da sah ich, daß einer von beiden auf dem Irrweg sein müsse und erkannte später, daß es in diesem eine Gewißheit „vor dem Herrn" gar nicht gebe. Das glaube ich noch heute, das lehrt unsere Synode und darum läßt sie dem einzelnen dort Freiheit des Gewissens und bindet ihn nicht an eine Synodalauslegung. Zwar ist es eine Thatsache, daß man beim Inswerksetzen der Union die Stärke des konfessionellen Bewußtseins unterschätzt hat. Dasselbe hat sich damals und seitdem wieder kräftig geregt, entwickelt und den Fortschritt der Unionsbestrebungen vielfach gehemmt. Doch auf der andern Seite ist der Unionsgedanke siegreich fortgeschritten in der ganzen preußischen Landeskirche, und grade in den kirchlich regsamsten Provinzen, Rheinland und Westfalen, ist er bei allem Festhalten am überkommenen Bekenntnis tief gewurzelt. Wie wenig aber auch noch einzelne Kirchen ihre Pforten der Union zu öffnen bereit sind, so weit geht keine in ihrer konfessionellen Beschränktheit, der evangelisch-unierten Kirche das Christentum abzusprechen. Nur in unserm Lande — mirabile dictu —, das sonst von allen Vorurteilen und geschichtlichen Beeinflussungen sich so frei gemacht hat, treibt konfessionelle Verbissenheit und Verbohrtheit noch diese wunderbaren Blüten. Nun, wenn es einzelnen Kirchengemeinschaften nicht anders wohl wird, als wenn die Kanzeln wiederhallen vom Lehrgezänk der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wenn sie in ihrer unfehlbaren Rechtgläubigkeit nicht anders können als Gott danken, daß sie in der Schrift sitzen und die andern daneben, wenn sie bloß an einen lutherischen Herrgott glauben und bloß mit der Concordienformel in den Himmel kommen, so laßt es immerhin so sein. Tausend Dank aber unsern Vätern, daß sie die Grundlagen des wahrhaft evangelischen Lebens auch hier für uns Deutsche gelegt, und daß trotz Hindernissen, Anfechtungen und Verdächtigungen sie fortgefahren haben mit Waffen zur Rechten und zur Linken einzutreten für die wahre Freiheit und Einigkeit der Kinder Gottes, Waffen zur Rechten, nämlich gegen die, welche sie in Buchstabenknechtschaft gefangen nehmen wollten, und Waffen zur Linken gegen die, welche die Vernunft und den Geist der Zeit — der Herren eigenen Geist nach Goethe — auf den Thron heben wollten. Denen gegenüber haben sie festgehalten an dem: Scriptum est! der Reformatoren und haben uns so gegeben beides einen festen, nahrhaften Grund zum Wurzeln und Fußfassen und einen lebendigen Trieb, Raum und Luft zur Weiterentwicklung, Bethätigung und zum Frucht tragen.

II. Nachdem wir im Vorstehenden die Union, wie sie von uns verstanden und angestrebt wird, skizziert haben, wollen wir sie nun prüfen am Maßstab der Heiligen Schrift. Der Herr berief in seine Nachfolge offenbarungsgläubige Israeliten, welche auf den Trost Israels warteten. Dieser Glaube bricht in einer Zeit der Krisis kräftig hervor, die Schranken gewöhnlicher Messiashoffnungen durchbrechend, in dem Bekenntnis Joh. 6, und unter dem Widerstreit volkstümlicher Urteile über ihn fordert er ein solches Bekenntnis ausdrücklich heraus: Wer saget ihr, daß des Menschen Sohn sei? Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Dies ist in der That der Zentralsatz christlichen Glaubens, denn der Herr preist Simon selig um desselben willen. Auf diesen Felsen will er seine Gemeinde bauen, es ist der Schlüssel zum Reiche Gottes, Matth. 16, 19. Aber ihr Glaube an den Herrn gab den Jüngern nicht alsbald das weite Herz und den sichern Blick für die Beurteilung seiner wahren Nachfolger. Sie fanden einen, der Teufel austrieb in Jesu Namen und verboten es ihm, weil er ihnen nicht nachfolgte. Der Herr aber sagt: Nicht also, es ist niemand, der eine That thue in meinem Namen und möge bald übel von mir reden. Wer nicht wider mich ist, ist für mich. Wo thatkräftiger, das Böse bekämpfender, dem Uebel abhelfender Glaube ist, Weltüberwindung und Sameritersinn, da erkenne den Geist des Herrn, auch wenn er außerhalb deiner Kirchenmauern weht.

Solcher Glaube will Bewegungsfreiheit haben und eine von ihm selbst geschaffene, seinem Wesen entsprechende Form. Er paßt nicht in das enge Gewand alttestamentlicher Satzungen, noch kann er sein Leben behalten in engbrüstigem Partikularismus. Die Pharisäer vermißten das Fasten an seinen Jüngern. Sie fanden, daß sie es nicht genau genug nahmen mit dem Sabbatsgebot, den Reinigungsvorschriften und andern ihnen sehr wichtigen Punkten der alttestamentlichen Bekenntnisse. Der Herr aber ruft ein Wehe aus über diese anscheinend so bekenntnistreuen Heiligen. Wie vernichtend klingt diesen Zionswächtern Matth. 23 in den Ohren: Wehe euch, Pharisäern, ihr verzehntet Münze, Till und Kümmel und lasset dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben! Es fehlt ihnen am Gericht (*κρίσις*), dem geistlich geläuterten Unterscheidungsvermögen zwischen dem was groß und klein, wesentlich und äußerlich, sittlich und zeremoniell ist. Solches Unterscheidungsvermögen vermissen wir auch bei den Konfessionellen, welche Ach und Weh schreien, daß es den Unierten so sehr fehlt am strammen Bekenntnisstandpunkt im Einzelnen (Minze, Till und Kümmel), und daß sie in den Differenzpunkten eine so beklagenswerte Indifferenz zur Schau tragen, und welche dabei ebenso wohl wie die Pharisäer außer Acht lassen die schwereren Dinge, nämlich barmherzige Liebe und lebendigen Glauben. Darauf steht aber die Union. Sie sagt: Laßt uns vor allem gemeinsam lernen den Glauben an den Auferstandenen und die Liebe, welche daraus entspringt. Laßt uns diese Stücke auch von den Reformierten lernen, wie denn Luther alle Schrift darauf ansah, ob und wie sie Christum treibe, laßt uns aber nicht wie die Pharisäer (Pharisäer heißt die „Abgesonderten") durch spitzfindige Unterscheidungen und stolze Rechtgläubigkeit uns von den Jüngern des Herrn absondern, welche durch Abstammung, Geschichte,

Sprache, Bibel, Kirchenlied und vieles andere zu uns gehören. Sonst möchten sich eben dieselben Symbole, auf welche wir uns so steifen, gerade so gegen uns richten, wie der Herr sagt, daß der Moses, auf den die Pharisäer so sehr hofften, sie verklagen würde. Joh. 5, 45. Sagt doch auch Melanchthon in der Vorrede zur Apologie, daß nach dieser Zeit Leute sein werden und unsere Nachkommen, die gar viel anders und mit mehr Treuen in diesen Sachen urteilen werden. So wenig wollte er also den Wortlaut und die Auffassung der Symbole in jedem Punkte zum bleibenden Gesetz und zur unverbesserlichen Formel machen. Der Herr, der uns im Unser Vater in der zweiten Bitte den Reichsgottesstandpunkt einnehmen läßt, nicht den der Sekte oder der exklusiven Denomination, trägt als seine letzte Bitte für seine Gemeinde dem Vater vor, Joh. 17, daß sie alle eins seien, gleich wie du in mir und ich in dir, und diese Bitte wiederholt er fünfmal! und fügt hinzu V. 23, daß — als Folge dieses Eins sein — die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast. Wie sehr die unsäglichen Streitigkeiten um die Lehre, die Verketzerungen und der tödliche Haß der Konfessionen unter einander dem Siegeslauf des Evangeliums geschadet haben, ist nicht zu sagen. Wer wollte nicht ein Jubellied anstimmen darüber, daß dieser Jahrhunderte hindurch tobende Streit unter uns zur Ruhe gekommen ist, wenn auch natürlich noch mancher andere zu schlichten bleibt.

Hier hätten wir füglich schließen können nach dem Thema. Doch konnten wir es uns nicht versagen, unsern Unionsstandpunkt auch noch an der apostolischen Kirche zu messen; denn wenn irgendwo so müssen hier die leitenden, entscheidenden Grundsätze und Vorbilder zu finden sein für die Behandlung von Bekenntnisfragen und Unterscheidungslehren. Die Kirche ist gegründet zu Pfingsten aus einem Geschlecht von aller Welt Zungen, welches der Geist des erhöhten Christus zu einer Gemeinde macht. Sie ließen sich taufen auf den Namen Jesu, Act. 2, 38. So lautet auch das Bekenntnis, welches der Kämmerer bei der Taufe ablegt: Ich glaube, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist, Act. 8, 37. Dies ist inhaltlich gleich der Taufformel, wie sie vom Herrn selbst gegeben ist, Matth. 28: Taufet sie in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Aus diesem Grundstock hat sich historisch das ausgedehnte Taufbekenntnis der altkatholischen Kirche entwickelt, wovon das altrömische Symbol die älteste und wichtigste und das Symbolum Apostolicum die letzte und allgemein anerkannte Redaktion gewesen ist. Mit dem stimmt, was Paulus Eph. 4 als Grundlagen der Einigkeit im Geist anführt: Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe. Man bemerke, das Abendmahl ist damals noch gar nicht in den Bereich von Lehrstreitigkeiten getreten. Es wird unter den Einigungsmomenten gar nicht genannt, obwohl es auch schon vom Mißbrauch berührt war, der sich aus seiner Verbindung mit dem Liebesmahl ergab, 1 Kor. 11, 20 ff.

Aber die Einerleiheit in Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes ist dem Apostel ein Stück christlicher Hoffnung, welches erst in der Vollendung seine Erfüllung findet, Eph. 4, 13. Für die Zeit ihres Wachsens, Kämpfens, Suchens auf Erden muß sich die Gemeinde begnügen mit dem rech-

ten Glaubensverhalten zu dem gekreuzigten und erhöhten Herrn. Menschliche Weisheit darf nicht an die Stelle der göttlichen treten, sonst wird das Kreuz Christi zu nichte, 1 Kor. 1, 12, und Heilsthatsachen, wie die Auferstehung des Herrn, nicht verflüchtigt werden in Vorgänge des menschlichen Bewußtseins, 1 Kor. 15, 12. Vor allem darf nicht die Freiheit der Kinder Gottes zu einer Freiheit des Fleisches um- und mißgedeutet werden, Gal. 5, 13. Aber innerhalb dieser wohlumsteckten Grenzen, welche Weitherzigkeit gegenüber verschiedenen Meinungen, welche Anerkennung abweichender Standpunkte, so lange sie das Fundament des Heils nicht antasten! Die ersten christlichen Gemeinden sind durchweg Unionsgemeinden, entstanden durch das Abbrechen des Zauns, der zwischen der Juden- und Heidenwelt war, nämlich des Gesetzes in Geboten gefaßt, Eph. 2, 14 ff., und durch Versöhnung beider in dem Einen Leibe des Gekreuzigten. Aber indem sie nun beide auf Eine und zwar eine höhere Stufe des Verhältnisses zu Gott gehoben waren, so hörten doch damit die Anschauungen, Sitten und Gebote früherer Zeiten nicht auf, das Verhalten und Gewissen des Einzelnen auch im Christenstand aufs entschiedenste zu beeinflussen. Wir wissen, was für einen Sturm in der Gemeinde das Verhalten des geistesfreiesten unter den Aposteln, des Paulus, erregte, als er die Heiden ohne Beschneidung, also ohne äußere Verpflichtung, zum Gesetz Mosis in die Kirche des Herrn hinüberführte. Aber der Apostelkonvent, Act. 15, bestätigte diesen gewaltigen und in seinen Folgen so weltgeschichtlich bedeutsamen Schritt des wunderbaren Mannes von Tarsen. Es wurde die gottgewollte Union anerkannt, welche auf Grund der Erlösung durch Christum den Partikularismus der Juden und die Entschränktheit der Heiden tragen kann, der Macht des Evangeliums vertrauend, welche den ersteren überwinden und die zweite bewahren wird vor der Zügellosigkeit. Warum sollten nicht Lutheraner und Reformierte zu einem Abendmahl des Herrn gehen, wenn in Korinth am Tische des Herrn sich solche vereinten, die im Gwissen ans ganze Gesetz gebunden waren und solche, die sich gar nicht darum kümmerten?! Wir wissen, daß das auch damals Schwierigkeiten schaffte, daß nämlich die sog. Starken, d. i. Freien, die Schwachen, d. i. Gesetzlichen, verachteten, und andererseits diese jene richteten. Aber der Apostel folgerte daraus nicht, daß sich die Starken von den Schwachen sondern sollten und eigene Gemeinden bilden, sondern im Gegenteil, daß sie im gegenseitigen Tragen die Gemeinschaft aufrecht hielten, Röm. 14, 10. Er proklamiert hier das Prinzip der Gewissensfreiheit des einzelnen, das heißt: Jeder handele so, wie sein Gewissen ihn heißt. Der eine hält auf einzelne Tage, der andere nicht. Der eine fürchtet Befleckung mit Götzendienst durch Essen des geweihten Fleisches, dem andern ist der Götze nichts. Ein jeder sei seiner Meinung gewiß. Er prüfe sie vor dem Herrn und behalte sie im Herrn. Beschneidung und Vorhaut ist nichts. Großes Wort für den ehemaligen Juden! aber in der Erkenntnis des alles überragenden Heilswertes der Erlösung schrumpfen dem Apostel die sonst wichtigsten Dinge in nichts zusammen, zu bloßen Zeichen, ihres religiösen Gehaltes beraubt. Dennoch mag sich einer durch sie gebunden fühlen. Er ist beschnitten berufen, so zeuge er denn keine Vorhaut, 1 Kor. 7, 18. Genau so stehen wir in den Differenzpunkten, namentlich im Abend-

mahl. Das Wesentliche ist uns die Speisung mit Leib und Blut des Herrn, daran glauben beide Konfessionen. Wer sich nun diese Speisung in lutherischer Weise vorstellt, der thue so, oder wer sie in reformierter Weise als durch den Glauben empfangen ansieht, der thue auch so. Er hat Freiheit seines Gewissens. Gottes Wort bindet ihn nicht, auch unsere Bekenntnisstellung nicht. Der Fall ist so ähnlich den Differenzen in der apostolischen Kirche, des Apostels Rat so klar und überzeugend, daß man nicht begreift, wozu nun doch des Trennens, Scheltens, Beißens und Verzehrens, Gal. 5, 15, so viel gemacht wird.

Gleich deutlich wird uns aus dem apostolischen Vorbild das rechte Verhältnis zu den reformatorischen Persönlichkeiten. Da sind in Korinth Anhänger des Petrus, Paulus, Apollo und sog. Christianer. Die ersten halten sich an den Fürsten unter den Urapošteln, den vom Herrn Kephas (Fels) genannten. Sie lassen sich leiten von dem Autoritätsgedanken. Die zweiten verehren Paulus als ihren geistigen Vater, als den Mann, welchem an Geist und Glauben niemand gleich kam. Sie verehren die Christum am reinsten und vollsten ausgestaltende Persönlichkeit. Die dritten sind Anhänger des Apollo, des philosophisch gebildeten Alexandriners. Sie finden in seiner Verkündigung die formvollendete, dialektisch überführende, dem griechischen Geist entsprechende Bildung des christlichen Rhetoren, eine Art Versöhnung des Evangeliums mit den Wahrheitselementen der Philosophie. Die letzteren sind die Unabhängigen, sie wollen von allen Mittelsmännern absehen direkt auf Christum. Wie schlichtet nun hier Paulus? Fällt er irgend einem der viere zu? Nein, er giebt jedem sein Verdienst und läßt ihm sein Berechtigtes. Sie sind alle Diener, durch welche ihr gläubig geworden seid, Gottes Mitarbeiter auf seinem Ackerfeld der Gemeinde. Nur spalte niemand um deswillen die Gemeinde, weil ja auch Christus nicht gespalten ist, sondern für alle derselbe bleibt.

So sind uns die großen Männer der Reformation Diener Gottes, welche das Evangelium wieder auf den Leuchter gesetzt haben, jeder nach seiner Art. Sie sind alle euer: Luther, der größte von allen an Person und Autorität, und Calvin, der Mann christlichen Ernstes, der geschlossenste Denker und der einflußreichste Organisator und Melanchthon, der Gelehrte, der Mann der Vermittlung und Versöhnung, und so Zwingli und Oecolompad und die andern. Nehmt sie in Besitz mitsamt ihren Schriften.

Eine evangelisch-apostolische, eine hohe und bevorzugte Stellung ist es, welche die Union dem Gläubigen gewährt. Sie bindet ihn an Gottes Wort als die untrügliche Richtschnur. Sie führt ihn in die Schule jener von Gott berufenen Männer. Sie nährt ihn an den Bekenntnissen einer großen Zeit voll schöpferischer, urbiblischer Gedanken. Sie sichert ihm auf biblischem Boden das Recht der Entwicklung und die Pflicht des Fortschritts. Die christliche Theologie, obwohl im Gehorsam des Glaubens stehend, atmet in ihr die Luft der Freiheit. Die Glieder der Kirche, wenn auch durch verschiedene Entwicklungen gegangen und unter verschiedenen konfessionellen Einflüssen aufgewachsen, werden sich bewußt ihrer Einigkeit im Bekenntnis zu dem Einen Erlöser. So trägt die Union an ihrem Teile dazu bei, daß der Artikel von der

Einen christlichen Kirche und von der Gemeinschaft der Heiligen, der in so mancher Beziehung unsere kirchliche Gegenwart beeinflußt, bei ihren Gliedern wenigstens teilweise zur Verwirklichung komme.

Auf der andern Seite erwächst ihr die Aufgabe, an den Fundamentalsätzen der Bekenntnisse entschieden festzuhalten, von dem Boden der geschichtlichen Wirklichkeit sich nicht in das Gebiet der Denominationsmengerei zu verlieren. Sie muß, um ihren Charakter nicht einzubüßen, festhalten an den altehrwürdigen, aber lebensfähigen kirchlichen Sitten und Einrichtungen und danach trachten, das Beste der beiden Konfessionen in Lehre, Leben und Kultus, sowie in kirchlicher Verfassung, bei sich zur kräftigen Ausgestaltung zu bringen.

Weibliche Diakonie einst und jetzt.

Von P. J. J. Meyer.

Zutreffender hätte der Werdegang des Reiches Gottes nicht illustriert werden können als durch die Vergleichung mit einem Senfkorn und dessen Wachstum. Ohne auf den Inhalt jenes Gleichnisses näher einzugehen, wollen wir uns mit dem Hinweis begnügen, daß mit diesem Gleichnisse ein Gesetz im Reiche Gottes hervorgehoben wird, das dort seine Geltung hat wie im Reiche der Natur, nämlich das Gesetz des Wachstums. Gilt die Anwendung dieses Prinzips vom Reiche Gottes im Großen und Ganzen, so muß sie auch Geltung haben mit Bezug auf alle Erscheinungen, die sich als Ausläufer der Entwicklungsthätigkeit des Reiches Gottes charakterisieren. Zu diesen Erscheinungen gehört unbestrittener Maßen die weibliche Diakonie oder die Diakonissensache, von welcher Rektor Cordes einst urteilte, sie liege bei uns in Amerika in der Luft. Seit diesem Ausspruche sind acht Jahre vergangen und landauf, landab sind in dieser kurzen Periode die Diakonissenhäuser wie Pilze aus der Erde geschossen, wirklich als ob die Luft selbst die Verbreitung der Saatkörner zu diesen Reichsanstalten unsres Gottes übernommen hätte. Das Merkwürdige dabei ist der Umstand, daß das Einsetzen und der eminente Fortschritt des Diakonissenwerkes auf verhältnismäßig unbereitetem Boden, sowohl hier als seiner Zeit in Deutschland, sich vollzogen hat. Mannigfache Vorurteile waren zu überwinden und sind teilweise noch immer zu bekämpfen; manches Dunkel mußte gelichtet werden und große, namentlich auch finanzielle Schwierigkeiten mußten durch Thaten der opferwilligen Liebe beseitigt werden. Erfreulich ist es, zu bemerken, daß das Amt des Wortes hüben wie drüben das Verdienst hat, das Amt der Diakonie wieder erneuert zu haben. Dieser Umstand schon sollte uns mit Vertrauen zu der Diakonissensache erfüllen, denn eine Gabe aus solcher Hand muß mehr als zeitlichen Wert haben; ganz abgesehen davon, daß ein Baum, der solche Früchte zeitigt, damit gesunde, kräftige Lebensbeweise erbringt.

Indessen hat es der weiblichen Diakonie, resp. dem Diakonissenamt, nicht an Gegnern oder wenigstens Beanstandern unter den Trägern des pastoralen Amtes gefehlt. Besonders bestritten wurde die „Schaffung des Amtes“. Diakonie sei jedes Christen Pflicht und bedürfe keiner amtlichen Fassung und

Fixierung. Es wurde auch darauf hingewiesen, daß das Amt sich schwerlich als apostolische Einrichtung nachweisen lasse, noch nicht einmal der männliche Diakonat, weshalb man auch keinerlei biblische Berechtigung zur Ableitung dieses Amtes aus apostolischen Zeiten und auf apostolischer Grundlage habe. Und selbst die, welche den weiblichen Diakonat aus apostolischen Zeiten zu Recht bestehen lassen, sprechen dem erneuerten Amt der Diakonissen in der evangelischen Christenheit vielfach die Beziehungen ab zu dem ursprünglichen Diakonissenamt der alten Kirche. Im günstigsten Falle geht es nicht ohne Bemängelung der Diakonissensache ab, wonach es schwer sei, die katholische Triebfeder der Arbeit von den Diakonissen fern zu halten und überhaupt die Mängel des katholischen Vorbildes zu mildern. — Das mag schmerzlich sein für die begeisterten Anhänger der Sache und hat auch Fliedner u. a. mehr als einen Seufzer abgerungen; natürlich aber ist es immerhin, daß die Kritik sich regte, „weil“ — wie eine Diakonisse von Neuendettelsau sich vernehmen läßt — „es doch vor jedermanns Augen klar ist, daß in unsern Tagen eine andere Form und Gestalt der Diakonie aufgekommen ist, als sie uns vom Heiligen Geist aus der apostolischen Zeit vorgemalt wird.“ Das Recht der Kritik darf die Diakonissensache keinem wehren und hat's meines Wissens auch noch nicht gethan; um so mehr steht ihr selbst hinwiederum das Recht der Vindikation zu.

Daß die weibliche Diakonie getragen wird von dem Geiste der Liebe Christi, welche uns also dringet, ist an und für sich schon ein Beweis ihres wesentlichen innern Zusammenhanges mit der ganzen Kirche von den apostolischen Zeiten an. Auch eine weniger wohlmeinende Kritik kann diese Thatsache nicht umstoßen und wo immer Vorwürfe gegen den evangelischen Geist der Sache als z. B. romanisierender Nachahmungstrieb, katholisierende Cölibatsgelübde, klösterliches Wesen, unbiblische Veränderung der Stellung der Frau u. dgl. geäußert worden sind, so sind sie durch gründlichere Einsichtnahme in die Praxis und eine erleuchtetere Erkenntnis als vag und unhaltbar widerlegt worden. Die Wurzeln der Kraft des Diakonissenamtes und damit die Rechtfertigung desselben beruhen, wie G. Fliedner der Kritik des Dorpater Professors von Oettingen entgegengehalten hat auf zwei Stücken:

Erstlich in der Ueberzeugung, daß das Diakonissenamt auf apostolischer Grundlage beruht, also ein vollberechtigtes kirchliches Amt ist und zum andern in der Gewißheit, daß die Form der Gemeinschaft, und zwar für unsre Zeit die anstaltliche Form, wie sie in der Organisation der Mutterhäuser zum Ausdruck kommt, notwendig und heilsam ist. Im folgenden sollen diese Gedanken eingehender geprüft werden.

Weibliche Diakonie, d. i. Dienst der Liebe durch Frauen, ist dagewesen, ehe es ein Amt der Diakonissen gab. Wir erinnern hier nur an den Kreis edler Frauenseelen, die Jesu dienten, wie Martha und Maria von Bethanien, Maria Magdalena, Johanna und Susanna (Luk. 8, 2 f.), Maria (Joses), Mark. 15, 47. Maria Jakobi und Salome (Mark. 16, 1), dann an die Tabea

zu Joppe zur Zeit der Apostel. Diakonie in diesem Sinne ist allezeit ausgeübt worden und wird auch heute noch geübt neben der amtsmäßigen oder berufsmäßigen Diakonie. Die Existenz des A m t e s der weiblichen Diakonie ist ein Beweis dafür, daß die Kirche als solche das Bedürfnis organisierter Liebesthätigkeit erkennt und gewillt ist, diesem Bedürfnis gerecht zu werden. Sie zeigt der Kirche mütterliche Sorgfalt für ihre Pflegebefohlenen. Seit ihrem Bestand hat es nicht gefehlt an dieser Aufmerksamkeit und darum dürfen wir mit Recht erwarten, Spuren der organisierten amtlichen Liebesthätigkeit, des Diakonats, zur Zeit der Apostel zu finden. Diese Spuren finden sich in der Schaffung des Diakonats der „Siebenmänner“ in der apostolischen Gemeinde, die nach förmlicher Einsegnung mit dem Amt der Verwaltung des irdischen Guts betraut wurden, um auf diese Weise den Aposteln eine beschwerende und vielfach hinderliche Last abzunehmen. Die Worte: „Alles Gut lag zu der Apostel Füßen,“ heißen doch wohl nichts anderes als: Der Apostel Aufgabe war es noch geworden, die Verwaltung des Gemeindegutes zu übernehmen. Ohne Schaden für die seelsorgerliche Wirksamkeit der Apostel hätte diese Thätigkeit nicht bleiben können. Daher die Belehnung der Diakonie mit diesem Verwaltungszweige, der in sich schloß nicht nur gerechte Verteilung der Güter, sondern auch besondere Berücksichtigung der Witwen und anderer Hilfsbedürftiger in der täglichen Handreichung. Aber mit dieser Thätigkeit verbanden diese Männer auch diejenige des Evangelisierens. Wo immer sich Gelegenheit bot, ein Bekenntnis für den Herrn abzulegen, oder einer suchenden Seele den Weg zur richtigen Erkenntnis zu weisen, da waren diese Diakone dienstbereit. Die „Apostolischen Konstitutionen“ sagen deshalb auch sehr schön: „Laßt den Diakon des Bischofs Ohr, Auge, Mund, Herz und Seele sein.“ — Calvin hat mit Recht darauf hingewiesen, daß wir vor allen Dingen aus dieser Begebenheit lernen, daß die Kirche nicht auf einmal konnte gebildet werden, ohne noch das eine oder andere der späteren Richtigstellung zu überlassen, und daß ein Gebäude von solcher Größe nicht in einem Tage konnte vollendet werden, ohne nicht noch das zu seiner Vollendung Notwendige zu entbehren, d a s d a n n s p ä t e r h i n z u k o m m e n m u ß t e. Also auch hier wieder das Gesetz des Wachstums!

So mußte der Diakonat als eine notwendige Sache später ins Leben treten und hatte gewißlich die Freiheit der Entwicklung und Anbequemung nach dem jeweiligen Bedürfnis, das sein ins Leben treten notwendig machte. Heute, wo sich der männliche Diakonat beinahe nur noch verfassungsmäßig und nominell in der Gemeinde erhalten hat, braucht man sich nicht an der wesentlich verkümmerten Form zu stoßen. Andere Zeiten, andere Sitten, Gebräuche und Einrichtungen. Dazu darf nicht außer acht gelassen werden, daß die apostolische Gemeinde sich von der heutigen denn doch merklich unterscheidet.

Nach Vorgang schon von Chrysostomus hat Uhlhorn den Diakonat der Sieben nach Act. 6 in Zweifel gezogen, wenn er andeutet, daß man nach genannter Stelle auf die Sieben nicht mit Recht als die Diakone rekurriere, da der Ausdruck Diakone nicht auf sie angewendet werde und dieselben einfach nur die S i e b e n m ä n n e r genannt werden. Das will mir jedoch nicht stichhaltig erscheinen angesichts der Thatsache, daß z. B. die Apostel in den histo-

rischen Schriften sehr oft nur kurzweg die Zwölfe oder Elfe genannt werden, was uns gewiß nicht berechtigt, ihnen den Apostolat sc. das Amt abzusprechen. Was Uhlhorn in seiner Ansicht noch bestärkt ist der Umstand, „daß Lukas späterhin die Sieben in der jerusalemitischen Gemeinde gar nicht mehr erwähnt, wohl aber Presbyter, Aelteste (Aca. 11, 30; 15, 6), ohne uns doch irgendwie zu erzählen, daß jenes Amt beseitigt, dieses eingesetzt sei.“ Wenn Uhlhorn dagegen protestiert, daß man ein Amt der Barmherzigkeit neben das Amt des Wortes stelle, so thut er das insofern mit Recht, als das erstere dem letzteren nicht koordiniert sondern subordiniert ist; beide hängen zusammen wie Lehre und Leben. Aber die Einwendung gegen den amtlich kreierten Diakonat fällt doch dahin, wenn man ihn als ein Hilfsamt des Presbyteramtes auffaßt, was er ursprünglich war und was der männliche und weibliche Diakonat bis heute noch ist und sein will. Besondere Notstände und zwingende Verhältnisse machten den Diakonat notwendig und je größer das Arbeitsfeld war, um so selbständiger mußte seine Amtswirksamkeit sein und um so mehr trat dann das besondere Amtsprestige hervor. Je mehr sich die Anforderungen der Gemeinde in dieser Hinsicht verringerten, desto mehr trat der Diakonat hinter das Presbyteramt zurück, in welchem er schließlich doch quieszierte und so bemeisterte das Presbyteramt eben beide Gebiete, das des Lehrens und das des Dienens.

Es verträgt sich übrigens schlecht mit der Lehre vom allgemeinen Priestertum in der neutestamentlichen Gemeinde, das Presbyteramt an sich autoritativ zu fassen; es war ja wie der Diakonat bloß repräsentativ, denn beide Aemter repräsentierten die Gemeinde. Autoritativ war nur der Apostolat. Der Glaubensstand der Gemeinde kulminierte im Presbyteramt, die Diakonie der Gemeinde im Diakonat, der hinwiederum bloß ein praktischer Ausläufer des Presbyteramtes war. Diese Unterscheidung ist deshalb von Wichtigkeit, weil sie uns das Recht der Begründung zur kirchlichen Eingliederung des Diakonats darthut. Was auch heute innerhalb der Kirche sich frei und selbständig entwickelt hat, ohne kirchliches Dekret, wie das erneuerte Amt der Diakonie, das hat doch unstreitig nicht nur ein Recht auf kirchliche Sanktion, sondern auch auf organische Eingliederung, welcher Segnung sich die Diakonissensache in den meisten Kirchenkörpern noch nicht erfreut. Eine Eingliederung zur Zeit der Apostel war nicht nötig, denn der Diakonat war ein Sohn des Hauses. In der Diakonissensache hat die Kirche vieler Denominationen allbereits ihres Geistes Kind erkannt, eine aus der Not der Zeit und der Liebesthätigkeit der christlichen Gemeinde heraus geborne, liebe Tochter, der gewiß je länger je mehr, wie einst dem Sohne, die selbständige Stellung und die Mündigkeitserklärung in der Kirche zu teil wird. Die Tochter ist der Gemeinde Kind nicht weniger als der Sohn aus apostolischen Tagen, und je schneller man das in maßgebenden Kreisen erkennt, um so weniger wird es notwendig werden, den Diakonat, d. i. das Diakonen- und Diakonissenamt als auf apostolischer Grundlage beruhend zu verteidigen.

Klarer tritt indessen das Recht des Diakonissenamtes in dieser Hinsicht zu Tage, wenn man der Phöbe, Röm. 16, 1, aus Pauli Tagen gedenkt, welche

ausdrücklich genannt wird ein Diakon der Gemeinde zu Kenchräa. (Es ist allerdings darauf hingewiesen worden, daß der Ausdruck διάκονος kein stehender Amtstitel in apostolischer Zeit gewesen sei, sondern nur die Leute bezeichnet habe, die sich des διακονεῖν beflissen. Doch, wenn dem so wäre, was immer noch zu beweisen ist, so haben wir's in dieser Stelle, wenn auch nicht mit einem Amtstitel, so doch mit einem Amte zu thun, was aus der Beifügung τῆς ἐκκλησίας τῆς ἐν Κεγχρεαῖς hervorgeht. Wer im Dienst einer Gemeinde steht, hat eben ein Amt; die Titulaturfrage erscheint da nebensächlich.) Wir sehen hieraus, daß auch der weibliche Diakonat in der christlichen Gemeinde wurzelt und obendrein sein apostolisches Siegel hat. Wenn man nun noch wortklaubend den Ausdruck Diakonissen anficht als nicht in der Schrift vorkommend und Disselhoff wie zur Abwehr sagt: „Die grammatikalische Form verschlage ja nichts," so freuen wir uns doch eher darüber, daß die Phöbe nicht als διακονῖσσα sondern als διάκονος aufgeführt wird. Es liegt darin eine feine kirchliche Anerkennung nicht bloß des männlichen, sondern auch des weiblichen Diakonats, denn das Weib wird hier dem Amte nach auf gleiche Stufe mit dem Manne gestellt und das von Paulo, dem eventuell ein Petrus sich unterordnete. Barmby, ein englischer Exeget, sagt mit Bezug auf Phöbe: "Her designation as διακονος of the Church of Cenchrea probably implies that she held an office there corresponding to that of deaconess, though there is no reason to suppose the distinguishing term διακονῖσσα to have been as yet in use."

Bei der geringen Bedeutung der Tradition in der Evangelischen Kirche ist es von jeher ein Mißgriff gewesen, das Prestige des weiblichen Diakonats durch Schilderung der später erscheinenden Orden der Diakonissen und ihrer Wirksamkeit heben zu wollen. Jene Zeit trägt schon die Keime romanisierender Anschauungen in sich und kann deshalb mit ihren Früchten, so herrlich sie auch vielfach sich zeigen, evangelischerseits nicht gewinnen und überzeugen.

Blicken wir nun noch auf die Zeit der Erneuerung des weiblichen Diakonats, so sehen wir die Diakonissensache überall da gedeihen, wo durch ihr Auftreten einem wirklichen Bedürfnis entgegengekommen wird und wo sie, die edle Tochter der Kirche, nicht mit der Welt paktiert, bloß um mit weltlichen Mitteln äußerlich groß und stattlich zu werden durch sog. „Monumentalbauten" und imponierende Stadthospitäler u. dgl. Unnatürliches Wachstum und verkehrte Diät führen unausbleiblich zur Schwindsucht und zum Tode. Wahre Freunde der Diakonissensache beten mit gutem Grunde: „Vor unseligem Großwerden behüt uns, lieber Herre Gott!" Wir laufen in diesem Lande der Gründungen und rapiden Entwicklungen in dieser Beziehung eine große Gefahr. Was drüben im Laufe der Zeiten als Gottes Pflanze geworden ist und sich bewährt hat, das läßt sich hier nicht in wenigen Monaten nachzaubern. Es fehlt bei dem Rauschen der Liebesthätigkeit in unsern Tagen weniger am Thun, als am nüchternen Glauben, treuem Festhalten göttlicher Segensverheißungen und an der Kindeseinfalt mit ihrem Herzensgebet. Wir wollen gewiß mit dem Herrn die Marthageschäftigkeit liebend anerkennen und es ihr lassen, daß sie viel Sorge und Mühe hat; aber wir wollen auch nicht vergessen,

daß ihr nur in Verbindung mit den gefalteten Händen des stillen Mariensinnes das gute Teil verheißen und gegeben ist. Hier liegt das Geheimnis wahren Erfolges!

Doch achten wir auch auf äußere Symptome! Erfolgreich kann die Diakonissensache fernerhin nur dann sein, wenn sie sich nach Form und Organisation den Zeitverhältnissen anpaßt. Die Kirche der Gegenwart ist in ihrer Organisation wesentlich von der Kirche des apostolischen Zeitalters verschieden. Darauf bezieht sich Schäfer in seinem Vergleich der heutigen und altkirchlichen Diakonie, worin er u. a. auch auf den Unterschied zwischen dem Predigtamt der alten Kirche und demjenigen von heute aufmerksam macht. Presbyter, Prediger, Bischöfe der Urkirche wurden ihren Heimatgemeinden entnommen, sie wuchsen gleichsam aus ihnen heraus. Wo sollten sie herkommen, wenn nicht aus den in der Diaspora zerstreuten Gemeinden, die überall als ein Licht in die Nacht des Heidentums hineinschienen? Staatliche Hochschulen mit theologischen Fakultäten entwickelten sich erst im Lauf der Geschichte, als christliche Einflüsse wie ein Sauerteig das Staatswesen durchzogen. So entbehrte das Predigtamt der alten Kirche der speziellen Vorschule, auch trat ein Amtsnimbus, wie er später im geistlichen Ornate zum Ausdruck kam, weniger hervor. Trotzdem wird niemand behaupten, meint Schäfer, daß das Predigtamt unsrer Tage von demjenigen der alten Kirche verschieden sei. Und er hat Recht. Aehnlich verhält es sich mit unsern modernen Diakonissen. Wir haben heute kaum solche Gemeinden, aus denen amtsreife Diakonissen hervorgehen möchten und wenn dies der Fall wäre, wie wäre damit dem Ganzen gedient in einer Zeit, wo, wie auf allen Gebieten, so auch auf dem kirchlichen Boden ein systematisches Zusammengehen und Vorwärtsstreben sich geltend macht. Von diesem gemeinschaftlichen Streben sind ja kirchliche Kollegien, Predigerseminare und selbst staatliche Fachschulen mit ihren theologischen Fakultäten ein Beweis, ja sie sind die Resultate desselben. Aus diesen total veränderten Zeitverhältnissen erklärt sich auch das genossenschaftliche Moment der modernen Diakonissensache: die anstaltliche Form. Wenn Schäfer meint, es sei dies das große Verdienst Fliedners, daß er mit eminent praktischem Geiste die Diakonie in der Form der Genossenschaft habe erstehen lassen, so sehen wir darinnen weniger persönliches Verdienst als vielmehr zwingende sachliche Notwendigkeit. Etwas anderes lag und liegt nicht in unsrer Zeit, einer Zeit, wo überall zur Sammlung geblasen wird und göttliche und weltliche Kräfte phalanxmäßig widereinander zu Felde ziehen. Die veränderte Form des heutigen Diakonissenamtes und dessen methodisch geordnete Praxis sind also nach unsern modern kirchlichen Verhältnissen, welche diese Form und Praxis geradezu bedingen, nicht bloß „notwendig“ und „heilsam“, wie Fliedner meint, sondern das für unsre Zeit einzig Richtige und Normale.

Was den Unterschied zwischen einst und jetzt bezüglich der kirchlichen Eingliederung anbelangt, so ist zuzugestehen, daß man es heute noch lange nicht zu dieser Form kirchlicher Sanktion gebracht hat, einige wenige Ausnahmen abgerechnet; daß dieselbe aber angestrebt wird und wohl lediglich eine Frage

der Zeit ist, muß zugegeben werden. Voraussetzung dabei bleibt, daß die Diakonissensache da, wo sie ersteht, einem Bedürfnis entgegenkommt und auf echt evangelischer Grundlage sich entwickelt. Und wo sie auch unsern Zeitverhältnissen sich anpaßt, muß sie doch allezeit sich als legitime Geistestochter der evangelischen Kirche erweisen.

Die homiletische Benutzung fremder Predigten.

(Nach einem Aufsatz in der Homilet. Review im Oktoberheft 1898. Von P. G. Deckinger.)

Ein berühmter Kanzelredner dieses Landes hat einmal gesagt, daß in seiner Bibliothek kein Predigtbuch zu finden sei, daß er niemals fremde Predigten lese und daß es besser für die Welt wäre, wenn alle Predigtlitteratur in Flammen aufginge. Ist dies nicht eine ganz alberne Rede? Was würden wir von einem Bildhauer denken, welcher sich damit brüstete, daß er niemals einen Blick auf die Statuen eines andern Mannes werfe? oder von einem Maler, der sich nie in die Gemälde eines andern Künstlers vertiefte? oder von einem Dichter, welcher nie die Gedichte eines andern Mannes läse? oder von einem Redner, welcher nie die großen Meisterstücke der klassischen oder modernen Redekunst studierte? Und doch ist die Predigt ebenso gewiß eine künstlerische Arbeit wie die Statue, das Gemälde, das Gedicht oder die Rede. Die Predigt unterscheidet sich von der weltlichen Rede nur hinsichtlich der Quellen, aus denen ihr Gegenstand geschöpft ist, der Gründe, auf die sie sich beruft, der Zwecke, die sie im Auge hat und der Autorität, mit welcher ihre Lehren vorstellig gemacht werden; aber die Regeln und Gesetze sind für die Predigt dieselben, da es auch bei dieser gilt, auf den Willen und das Verständnis der Hörer einzuwirken. Die Thatsache, daß wir einen speziellen Einfluß des Heiligen Geistes auf den geistlichen Redner voraussetzen, und daß wir denselben Einfluß auch wünschen für die Herzen und Seelen der Höreer, enthebt den Kanzelredner durchaus nicht der Notwendigkeit, dieselben Kunstgriffe im Aufbau und Stil der Rede, und dieselben Hilfsmittel der Illustration, Beweisführung und Ueberredung zu gebrauchen, wie der weltliche Redner.

Es scheint demnach ganz überflüssig zu sein, es extra noch zu sagen, daß der Kanzelredner mit großer Sorgfalt die Musterreden berühmter Redner auf allen Gebieten, besonders die auf dem Gebicte der Predigt, die er zu seinem Lebensberuf gemacht hat, analytisch studieren soll. Er braucht sich nicht zu fürchten oder zu schämen, den freiesten und vollsten Gebrauch von fremden Predigten zu machen, solche in seiner Bibliothek zu haben, sie zu lesen und zu studieren, und alle Regeln der Redekunst, welche durch dieselben beleuchtet werden, sowie alle wertvollen Gedanken, welche dieselben enthalten, sich anzueignen.

Wir wollen nun den Wert der homiletischen Benutzung fremder Predigten unter drei Gesichtspunkten betrachten; diese sind: der Bau, der Stil und das Material der Predigt.

Gar manche wollen nichts wissen von homiletischen Regeln für den Aufbau ihrer Predigten, und sind der Meinung, solche führe zu geistiger Knechtschaft. Sie weisen uns hin auf die Beispiele berühmter Männer, welche, weil sie bedeutende natürliche Geistesfähigkeiten besaßen, alle diese Regeln ver=

schmähten und doch ihre Zuhörer mit sich fortrissen, im Gerichtssaal und in der Kirche. Solche naturwüchsige Redner leisten aber Großes nicht wegen des unlogischen Aufbaues ihrer Reden, sondern trotz desselben. So berühmt sie auch sein mögen, sie würden noch berühmter sein und noch Größeres leisten, wenn sie Gebrauch machen würden von den einfachen Gesetzen der logischen Gedankenverbindungen, wie Gott sie in des Menschen Geist gepflanzt hat. Und wenn du vollends keiner dieser großen Geister bist, so ist es das beste für dich, daß du für den Aufbau deiner Predigten, wie der Schiffbauer, gute Modelle hast, und die besten Regeln zum Bauen studierst und beobachtest, sonst könnte es dir gehen wie jenem Steuermann, der, weil er kaum genug Dampf hatte, um sein Schiff im Gange zu erhalten, dasselbe jedesmal anhalten mußte, wenn er die Dampfpfeife ertönen lassen wollte. Wie beim Schiffbau so ist es beim Predigtbau (um diesen Ausdruck zu gebrauchen) von dem größten Werte, gute Baumodelle zu haben, mit andern Worten, der homiletische Gebrauch fremder Predigten ist unschätzbar für unsre eigene Vervollkommnung im Aufbau unsrer Predigten; es giebt kein Equivalent dafür.

Was nun weiter die Benützung fremder Predigten für die Ausbildung des homiletischen Stiles anbelangt, so geben uns alle Lehrer der Rhetorik die Versicherung, daß eines der besten Mittel zur Erlangung eines keuschen, wirksamen und gewählten Stiles das Lesen der besten Autoren ist. Und da der Kanzelredner wegen des tiefen Ernstes seiner Themata und der hohen Bedeutung seines Endzwecks einen in gewisser Hinsicht eigenen Kanzelstil hat, so folgt daraus, daß er zwar die allgemeine Litteratur und besonders die der weltlichen Rhetorik nicht vernachlässigen, aber ganz besonders die Predigten der berühmten Meister im Kanzelstile lesen und studieren sollte, da er durch deren Einfluß seinen eigenen Stil unbewußt bilden und vervollkommnen kann.

Wenn wir schließlich noch das Material betrachten, aus welchem die Predigt aufgebaut wird, den Einschlag in das Gewebe, so giebt es in gewisser Hinsicht keine reicher ausgestattete Vorratskammer als die der veröffentlichten Predigten. Nimm z. B. des Pastors Illustrationen für seine Predigten: da giebt es eine Unmasse von Encyclopädien und Bücher, in welchen diese Illustrationen aus dem natürlichen Zusammenhang einer Abhandlung herausgerissen sind. Wir können dieselben mit abgeschnittenen getrockneten Blumen vergleichen: aber wir sollen unsre Predigten nicht mit solch getrockneten Blumen ausschmücken, sondern wir sollen lernen, wie wir selber Blumen züchten können. Dies lernen wir aber nicht anders als indem wir in die Gärten der homiletischen Meister gehen und mit eigenen Augen zusehen, wie sie ihre Blumen züchten. Die eine Blume, die ganz natürlich aus einem Thema hervorwächst, ist hundertmal mehr wert als die, welche künstlich daran befestigt ist.

Haben wir im bisherigen von der Benutzung fremder Predigten bei der Vorbereitung unsrer eigenen ganz im allgemeinen gesprochen, so handelt es sich jetzt weiter noch um das besondere Studium des speziellen Predigttextes, und die Frage erhebt sich da von selbst: Einen wie weit gehenden Gebrauch darf ich bei der Vorbereitung meiner Predigt von einer fremden Predigt über denselben Text machen, wenn ich überhaupt einen Gebrauch davon mache?

Dies ist eine sehr wichtige Frage, die wir zuerst von der negativen und dann von der positiven Seite zu beantworten suchen wollen.

Ein Pastor kann, wenn er nicht unehrlich handeln will, unmöglich einen solch ausgedehnten Gebrauch von einer fremden Predigt machen, daß er der Notwendigkeit und Verantwortlichkeit überhoben wäre, selbständig unter Gebet und Anleitung des Heiligen Geistes, und mit der Leuchte der besten exegetischen Hilfsmittel ausgestattet, in ein genaues, gründliches, analytisches Studium des Textes sich zu versenken und sich zu überzeugen, welch spezielle Botschaft Gottes in dem Texte für ihn selbst und für seine Gemeinde enthalten sei. Das ist das erste, was von einem ehrlichen Pastor als Prediger verlangt wird, daß er selbständig, auf seine eigene Verantwortung hin, den Lehrgehalt seines Textes herauszufinden sucht. Weiter aber wird er auch ebenso selbständig seinen eigenen Predigtentwurf ausarbeiten, nach den Eindrücken, welche unter der Leitung des Heiligen Geistes der Text auf sein eigen Herz und Seele gemacht hat, und welche nach seinem durch Gebet erlangten Urteil derselbe auch auf Herzen und Seelen seiner Hörer machen sollte. Die Predigt muß Gottes Wort sein durch seinen eigenen Mund, nicht den Mund Ahlfelds oder Geroks, er muß seinen eigenen, frischen, selbständigen Gedanken durch seine Persönlichkeit, durch seine ihm eigentümliche Denk- und Ausdrucksweise, mit dem Eifer seiner eigenen geistigen Erfahrung und mit der Glut seiner eigenen Begeisterung Eingang in die Herzen seiner Hörer zu verschaffen suchen. Er sollte daher weder eine fremde Predigt noch einen fremden Entwurf lesen, weder homiletische Kommentare noch Encyclopädien zu Rate ziehen, ehe er die bestmögliche Analyse des Textes und den bestmöglichen Entwurf der Predigt selbständig gemacht hat. Und es ist nichts als die reine Faulheit, wenn so viele Pastoren auf diesem Gebiete gewissenlose Plagiarier werden: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen,“ dies Wort gilt dem Pastor so gut wie jedem andern Manne, wenn er nicht ein Dieb werden will.

Doch nun zur positiven Seite: hat ein Pastor auf Grund anhaltenden aufmerksamen Studierens und an der Hand der besten kritischen und exegetischen Hilfsmittel den bestmöglichen Predigtentwurf selbständig ausgearbeitet, dann mag er seine Predigtbücher aufschlagen, seine Encyclopädien, seine homiletischen Kommentare, seine Sammlungen von Predigtentwürfen — je mehr desto besser. Allen Winken, die er darin findet, zu verbessern, einzuschalten, auszulassen, soll er bereitwillig folgen, aber im Ganzen soll er keine solche Aenderungen machen, wodurch die Hauptzüge seines Entwurfs Einbuße leiden, oder die Selbständigkeit desselben beeinträchtigt wird. Er darf ihn verbessern, aber nicht ganz aufgeben. Eine gute eigene Schleuder mit drei glatten Steinen aus dem Bache ist eine bessere Waffe in seiner Hand, als Spieß und Schwert eines großen homiletischen Königs Saul. Ja eine natürliche väterliche Zuneigung zu dem Erzeugnis seines eigenen Verstandes sollte es ihm unmöglich machen, dasselbe gegen das litterarische Produkt eines andern Mannes umtauschen zu wollen. Unsre christliche Manneswürde wird zu jeder Zeit lauten Protest erheben gegen diese gemeine Faulheit, welche das Erzeugnis des Fleißes und der Forschung eines andern Mannes sich als Eigentum aneignet.

Ein Plagiar ist gewöhnlich nicht der Mann, welcher verschiedene Entwürfe zusammenträgt und vergleicht, sondern derjenige, welcher als geistiger Bettler und Herumstreicher an dem ersten guten Entwurf, der ihm zu Gesicht kommt, festhält und sich an denselben hängt wie der verlorne Sohn an den Bürger in dem fernen Lande.

Es erübrigt uns zum Schlusse noch, festzustellen, was für fremde Predigten der Pastor zum homiletischen Gebrauch auswählen sollte. Für gewöhnlich sollte er nur solche Predigten lesen, welche Muster sind im Bau und Stil, und wird auch in diesem Punkte die Wahrheit des heidnischen Sprichworts, welche der Apostel Paulus durch sein Zeugnis bekräftigt hat, beleuchtet: Schlechte Gesellschaft verderben gute Sitten. Gelegentlich mag man auch einmal die Predigten eines Kanzelmarktschreiers, wie Sam Jones, lesen, der nur mit gemeinen, pöbelhaften Worten um sich zu werfen weiß; aber unsre Hauptlektüre sollten stets die Predigten solcher Männer sein, welche genug Respekt vor unsrer Muttersprache haben, um sie nicht mutwillig zu beschimpfen und genug Respekt vor dem Gotteshause, um es nicht zur Bude für die Aufführung eines Possenreißers zu machen.

Die Bibliothek eines jeden jungen Pastors sollte mit drei Klassen homiletischer Werke versehen sein. Erstens sollte er Predigtbücher haben und zwar solche, wie schon angedeutet wurde, welche Muster sind im Bau und Stil; er soll sich Zeit nehmen, dieselben aufmerksam und mit Interesse zu lesen. Zweitens sollte der junge Pastor sich jedes Jahr in den Besitz des allerneuesten Predigtbuches setzen, das gerade von der Presse kommt; er soll sich eines aussuchen, das zum Verfasser einen populären und erfolgreichen Prediger hat und soll dessen Predigten mit der Absicht studieren, aus denselben ein neues Licht zu erhalten, wie es jenem aufgegangen ist, und die beste Methode zu finden, Eingang zu gewinnen in die Herzen und Seelen der Menschen, die in unsern Tagen leben. Die Predigt, welche der Hauptsache nach für alle Geschlechter und Zeiten dieselbe bleibt, muß doch wie Paulus, der große Meister in derselben, allen alles werden. Andre Zeiten, andre Methoden. Drittens: Abonniere auf ein gutes homiletisches Magazin und — lese es auch; verschaffe dir einen guten homiletischen Kommentar, und — benutze ihn fleißig. (Unser „theolog. Magazin“, das gewiß gerne noch mehr homiletische Beiträge als bisher bringen würde, wenn dieselben beigetragen würden, sollte mit Fug und Recht von jedem Pastor unsrer Synode gelesen werden.)

Welche Meister in Israel aber auch immer einer studieren mag, und welche homiletische Hilfsmittel er immer gebrauchen mag, stets soll er sich dessen bewußt bleiben, daß er nur durch eigenes fleißiges Studium ein fruchtbarer Kanzelredner werden kann, und daß er nur dann ein Prediger im wahren Sinne des Wortes sein wird, wenn Herz und Seele immer so voll von seinem Thema sind, daß sobald er den Mund öffnet, die Gedanken ganz von selbst gleichsam hervorsprudeln, und man die Glut seiner Begeisterung wahrnimmt, und daß die Größe seines Eifers der genaue Maßstab wird, nach welchem bemessen werden kann, in wie weit seine Gedanken und Auslassungen das dominierende Prinzip in seinem eigenen Charakter und Leben geworden sind.

Schlußbemerkung der Redaktion. — Im Anschluß an obige Bemerkung des Einsenders erlaubt sich der Redakteur eine kurze Beifügung. Die letzte Generalsynode hat in das Arbeitsprogramm des „Magazins“ auch die „Homiletik“ eingefügt. Wir verstanden darunter bisher praktische homiletische Artikel und brachten teils Predigten, teils Dispositionen oder Entwürfe. Welche von den drei Arten bei den Lesern mehr Anklang und Zustimmung findet, das ist für den Redakteur kaum möglich auszufinden, so lange nicht die Distrikte durch Beschlüsse die Meinung der Mehrheit unserer Leser auszufinden und kundzugeben suchen. Die Aufnahme von Predigten hat für uns die Schwierigkeit, daß es mustergültige und wo möglich Originalartikel sein sollten, d. h. nicht aus fremden Predigtbüchern entnommene, sondern von den Verfassern selbst uns zur Verfügung gestellt. Jeder wird bei einigem Nachdenken fühlen, wie schwer es ist, diese Forderung zu erfüllen. Es wird uns nicht so schwer werden, entweder kurze Dispositionen oder länger ausgeführte Predigtentwürfe zu bekommen, als Predigten, die man als mustergültig nach Form und Inhalt bezeichnen darf. Aber auch Dispositionen und Predigtentwürfe dürften doch nur dann von Wert sein für unsere Leser, wenn regelmäßig für jeden Sonn- und Festtag wenigstens ein Text behandelt werden kann. Ausgeführte Predigtentwürfe würden dann aber so viel Raum in Anspruch nehmen, daß den andern theologischen Disziplinen wenig Raum übrig bleiben würde. Wenn dagegen das Blatt statt zweimonatlich, vielmehr monatlich, mit vier oder fünf Bogen per Heft erscheinen würde, so könnte die praktische Homiletik in der etwa gewünschten Form besser berücksichtigt werden.

Entwürfe über die Evangelien vom 13.–21. Sonnt. n. Trinitatis.

P. K. Kißling, St. Louis, Mo.

13. Sonntag nach Trinitatis.—Ev. Lukas 10, 23–37.

Die Geschichte unseres Evangeliums gehört zu den bekanntesten, und bei vielen auch zu den beliebtesten Geschichten der Evangelien. Ja viele, denen manches anstößig und unbequem ist, was uns die Evangelisten berichten, halten diese Erzählung für eine Perle der heiligen Geschichte. Und recht verstanden ist das auch wirklich so. Ein Spiegel wird uns hier vorgehalten, in dem wir sehen können, was zu einem wahren Christen gehört, und was uns noch zu solchem Christentum fehlt.

Eine ernste Gewissensfrage: Wie steht's mit unserem Christentum?

I. Sind wir selige Christen?
II. Sind wir thätige Christen?

I. Vielfach werden bei den Predigten über dieses Evangelium die ersten Verse ganz beiseite gelassen, nämlich die Verse 23. 24. Und doch sind das merkwürdige Worte, über die sich's wohl verlohnt, nachzudenken, ja die uns eigentlich erst den Schlüssel zu der nachfolgenden ergreifenden Geschichte geben. Von seligen Augen und seligen Ohren ist hier die Rede. Die Seligpreisungen Matth. 5, 3—11 verstehen wir; aber selige Augen und selige Ohren? Warum

haben die Jünger Jesu selige Augen und selige Ohren? Um deswillen, das sie gesehen, und um deswillen, das sie gehört haben. Und was haben sie gesehen? Nun, sie haben einen Mann gesehen, mächtig von Thaten und Worten, sie haben den Herrn gesehen, der, wie der Dichter sagt, in schlichter Hülle trug den Stern der Herrlichkeit, sie haben den gesehen, von dem Petrus bezeugt: Joh. 6, 69, und Johannes in seinem Evangelium: 1, 14. Und was haben sie gehört? Den Lehrer, dem kein Lehrer gleich, An Weisheit, Lieb und Eifer reich, Gefallner Sünder Trost und Rat, Prophet, berühmt durch Wort und That, Gesalbter von des Vaters Hand, Und uns zu unsrem Heil gesandt. Ein Evangelium haben sie gehört voll Kraft und Trost und Leben, eine Botschaft voll Heil und Frieden, wie seitdem keine mehr auf diesem Erdenrund gehört worden ist, V. 24. Die Königin von Reich Arabien, 1 Könige 10, cf. Matth. 12, 42; ein Jesaias, der schon 800 Jahre vor der Erfüllung den gekreuzigten Erlöser malte mit den erhabenen Worten: Jes. 53, 4. 5, was hätten sie darum gegeben, wenn sie den hätten sehen und hören können, in dem alle Weisheit und alles Heil wohnt. Es ist ein langer Zug von Propheten und Königen, durch die Jahrhunderte herunter, sie haben alle das Heil geahnt, nach dem Heil ausgesehen, mit dem sterbenden Jakob geseufzt: Herr, ich warte auf dein Heil. Aber sie sind hingestorben mitten in der Nacht, ohne das Heil zu sehen. Aber mit Christo ist ein neuer Tag angebrochen. Selig die Augen, die ihn sehen, die Ohren, die ihn hören dürfen. Sind wir solche selige Christen, die nicht nur das Evangelium in der Schule gelernt, äußerlich vernommen haben, sondern die in diesem Heiland ihre Seligkeit gefunden, die ihn mit Jüngeraugen gesehen, mit Jüngerohren gehört und mit Jüngerherzen geliebt haben und lieben. Denn das gehört auch dazu: V. 25—27. Gott zu lieben von ganzem Herzen u. s. w. Darauf kommt's an, wenn man ewig leben will. Und dann auch seinen Nächsten. Sind wir selige Christen, so sind wir eo ipso auch:

II. thätige Christen. Schilderung des unter die Mörder Gefallenen, des Priesters und Leviten, des Samariters. Und die Lehre, die wir daraus ziehen sollen: Jeder, er mag sein, wer er will, jeder ist unser Nächster, der unserer Hilfe bedarf. Der Priester und der Levit, die beide am Heiligtum dienten, und die darum vor allem zur Barmherzigkeitsübung berufen gewesen wären, gehen achtlos, kalt vorüber. In unserer Zeit ist so viel von praktischem Christentum die Rede. Aber es ist ohne Herzenschristentum nicht möglich. Um so mehr werden wir uns den Samariter zum Vorbild nehmen, je mehr wir erkennen, daß Christus uns zuerst Samariterdienste erwiesen hat: Hesekiel 16, 6. Von ihm sollen wir die rechten Samaritertugenden lernen: helles Auge; warmes Herz; helfende Hand.

---

14. Sonntag nach Trinitatis.—Ev. Lukas 17, 11–19.

Das Evangelium ist uns dazu gegeben, daß wir es in die Welt hineinstellen, die Welt und die Verhältnisse in der Welt damit beleuchten, und an unserm Teil mithelfen, daß die Welt mehr und mehr evangeliumsmäßig umgestaltet werde. Was die Welt am Evangelium hat, was die Welt ohne das Evangelium ist und durch das Evangelium werden kann und soll, zeigt uns besonders deutlich unser Text.

Die Welt und das Evangelium.

Drei Wahrheiten werden uns in unserem Evangelium ans Herz gelegt:

I. Die Welt ohne das Evangelium — voll Elend;

II. Die Welt mit dem Evangelium — voll Herrlichkeit;

III. die Welt trotz des Evangeliums — voll Undank.

I. Unser Heiland ist allenthalben, wo er geht und steht, von Elend umgeben. Wie ein Magnet zieht er die Elenden und Kranken an sich. Heute sind's zehn Aussätzige. Schrecklichkeit des Aussatzes; Bedauernswürdigkeit der Aussätzigen, cf. Lev. 13, bes. V. 45. 46. Ein Bild der ganzen Menschheit. Das Menschenleben ist voll Not und Elend. Und warum? Um der Sünde willen. Und der Aussatz ist in mannigfacher Hinsicht ein treffendes Bild der Sünde. 1. Die Schrecklichkeit und Gefährlichkeit des Aussatzes; 2. die Gefahr der Ansteckung beim Aussatz. Daß die Sünde ansteckend ist, des sind wir alle Zeugen; sie hat sich fortgeerbt und fortgepflanzt mit unheimlicher Gewalt von Adam bis auf unsere Tage; 3. die Unheilbarkeit des Aussatzes. Bei der Sünde helfen weder Kraut noch Pflaster. Da helfen alle Hausmittelchen nicht. Nur durch ein unmittelbares göttliches Eingreifen kann da geholfen werden, wie beim Aussatz. Ja, die Welt ohne das Evangelium, ohne Erlöser und Erlösung, ist voll Elend.

II. Erst als die Männer unseres Textes mit Christo in Berührung kamen ging ihnen neue Hoffnung, neues Leben auf. Daß die sogenannte christliche Welt, die das Evangelium in ihrer Mitte hat, doch noch nicht voll Herrlichkeit ist, kommt nur daher, weil die Menschen das Evangelium nicht in sich wirken lassen, was es wirken will, weil sie mit dem Evangelium spielen, statt es zu Kraft und Leben in sich werden zu lassen. Was wir thun müssen, um die Herrlichkeit des Evangeliums zu schauen, zu erfahren, das können uns die Aussätzigen zeigen: V. 13. Zu Jesu kommen, seinen Beistand anrufen, das ist das erste, V. 14. Warum schickt er sie zu den Priestern? Um dem Gesetz zu genügen, und um ihren Glauben zu prüfen. Und es geschah, da sie hingingen u. s. w. Wer sich durch Christum hat frei machen lassen vom Aussatz der Sünde, der weiß von der Herrlichkeit des Evangeliums zu rühmen. Durch Christum ist die Welt voll Herrlichkeit.

III. V. 15—18. Unglaublich — aber wahr. Die Menschen sind ein undankbares Geschlecht. Die irdischen Gaben nehmen sie hin ohne Dank. Das Wort Gottes nehmen sie hin ohne Dank. Den Heiland nehmen sie hin ohne Dank. In den Himmel würden sie hineinspazieren ohne Dank, wenn den Undankbaren der Himmel nicht verschlossen wäre. Jer. 2, 32; 18, 14. Wo sind die Neune? Ja, wo sind die Tausende und Hunderttausende, denen der Herr sein Heil gebracht? Wo sind sie, die in der Konfirmation ihm Treue gelobt u. s. w. Hat sich keiner gefunden u. s. w. Gebe Gott, daß wir zu dem einen gehören.

Machst du mich, Herr, vom Aussatz rein,
So laß mich dir auch dankbar sein.

15. Sonntag nach Trinitatis.—Ev. Matth. 6, 24–34.

Unsere Textesworte sind bekanntlich aus der Bergpredigt unseres Herrn genommen. Ehe der Herr seine Predigt anfing heißt es: „Er ging auf einen Berg und setzte sich und seine Jünger traten zu ihm. Und er lehrete sie." Also seinen Jüngern, denen die an ihn glauben, die ihn als ihren Herrn und König anbeten, gelten diese Worte. Was der Herr hier vom Sorgen und Nichtsorgen sagt, das muß jedem Weltmenschen als Thorheit erscheinen. Wer aber ein Kind Gottes geworden ist durch den Glauben an Christum Jesum, der freut sich über den köstlichen, reichen Trost, den der Herr ihm hier giebt. Den Seinen zeigt er, wie sie durch das Erdenleben gehen dürfen und sollen.

Wie gehen die Kinder Gottes durchs Leben?

I. Sorgenlos; und dennoch:
II. Sorgenvoll.

I. Ein rechtes Sorgenevangelium. Und darum ein allzeit zeitgemäßer Text. Wer zählt alle die Sorgen, die die Menschen umtreiben? Nahrungssorgen, Kleidungssorgen, Haushaltungssorgen, Kindersorgen, Berufssorgen u. s. w. Sagt doch das Sprichwort: Wer keine Sorgen hat, der macht sich Sorgen, und wenn er sie mit Geld kaufen müßte. Und die Bezeichnung: „sorglos" ist geradezu zu einem Tadel und Vorwurf geworden. Und doch: Christen müssen sorglose Leute sein. „Sorget nicht." Das ist sozusagen das ceterum censeo des Heilandes in unserm Text. Und als Prediger der christlichen Sorglosigkeit stellt er die Vögel und die Blumen auf dem Felde vor uns hin. Nähere Ausführung nach V. 26. 28—30. Lernt von ihnen: Alle eure Sorge u. s. w. Freilich, wir sollen das Unsre thun, unsere Pflicht treulich erfüllen, und dann Gott walten lassen. Sorget nicht. Denn es ist umsonst, hat keinen Wert: V. 27. „Du bleibst doch immer, was du bist. Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken, Setz dir Perücken auf von Millionen Locken: Du bleibst doch immer, was du bist." (Goethe.) Es bleibt bei dem Worte: Ps. 127, 1. 2. In V. 30 nennt der Herr die Wurzel aller Sorgen: den Kleinglauben, den Mangel an Gottvertrauen. Wir gleichen vielfach dem Petrus: Matth. 14, 28 verglichen mit V. 30. Ein Dichter erzählt von einem Manne, den die Sorge angeblasen habe, und der dadurch blind geworden sei. Tiefe Wahrheit. Die Sorge macht den Menschen blind, daß er seinen Vater im Himmel nicht erkennt u. s. w. Sorgenlos, und dennoch:

II. Sorgenvoll. V. 33. Das ist die Hauptsache, daß wir das Reich Gottes gewinnen. Die Menschen machen es gerade umgekehrt. — Höher als der vergängliche Leib ist die unvergängliche Seele, wertvoller als die nichtigen Güter dieser Erde, ist das, was Gott uns bereitet hat. Wer das zu seinem Hauptanliegen, zu seiner Hauptsorge macht, das Reich Gottes zu gewinnen, der wird nicht mehr ängstlich für dieses Leben und für sein äußeres, irdisches Auskommen und Fortkommen sorgen. Aber viele wollen das möglich machen, was der Heiland für unmöglich erklärt: V. 24. Sie tragen auf beiden Achseln Wasser. Sie wollen's nach keiner Seite hin, weder nach oben noch nach unten, verderben. Sie tragen „Christus in der Hand (oder auf den Lippen), den Teufel und die Weltlust im Herzen." Aber diese Union ist unmöglich. — O, es ist selig, ein Kind Gottes zu sein! Da schwinden alle andern Sorgen, und nur die eine Hauptsorge bleibt: Jesus Christus zu ergreifen und in ihm erfunden zu werden.

16. Sonntag nach Trinitatis.—Ev. Lukas 7, 11–17.

Von Thränen handelt unser Text. Weine nicht! Mit Weinen beginnt der Mensch sein Leben, mit Weinen nimmt er wieder Abschied von ihm. Und zwischen dem Anfang und dem Ende, zwischen der ersten und der letzten Thräne: welche Ströme von Thränen, die Schmerz und Leid uns auspressen! Wie gut, daß wir den kennen und haben, von dem es heißt: „Er trocknet alle Thränen, So freundlich und so mild, Und mein unendlich Sehnen Wird nur durch ihn gestillt!" Heute steht er wieder vor uns. Einfach und doch reich, kurz und doch nicht auszureden, thränenreich und doch voll Trost, ans Sterben erinnernd und doch voll Leben — das ist unser Evangelium.

Eine Predigt von Thränen.

I. Die Quelle der Thränen;
II. unsern Trost in Thränen.

I. Die Quelle der Thränen ist vor allem das bittre, herbe Leid des Lebens. V. 11. 12. Ein alltägliches und doch herzergreifendes Bild. Sie war eine Witwe. Der einzige Sohn. Fort und fort wiederholt sich die gleiche Geschichte hienieden. Und sie wiederholt sich noch viel herzbrechender im Geistlichen. Die Sünde ist die bitterste Quelle der Thränen. Bitterer und schmerzlicher sind die Thränen um verlorne Söhne, um auf Irrwege geratene Töchter, um den geistlichen Tod, der in weiten Kreisen unseres Volkes, auch unseres deutschen Volkes, wühlt. Ergreifender klingt Davids Klage um seinen nicht nur leiblich, sondern auch geistlich verlorenen Sohn: „O Absolom" u. s. w.

II. V. 13. Nicht ungerührt, teilnahmlos geht der Herr vorüber, wie so viele Menschen, die für solche Scenen des Elends und des Jammers abgestumpft sind. Man deklamiert wohl gefühlvoll: Von dem Turme schwer und bang u. s. w. Aber das Leid des Lebens, und vollends der Ernst des Sterbens, ist nicht zum Deklamieren da, sondern zum Mittragen, Mitleiden, Mithelfen. Das lernen wir vom Heiland. Er hält keine salbungsvolle Rede. Dafür hätte das arme Weib in diesem Augenblick kein Ohr gehabt. „Weine nicht!" Das ist alles, was er sagt, und das ist auch genug. Kein Wort des Vorwurfs. Es wäre unnatürlich gewesen, wenn das Weib nicht geweint hätte. Die Liebe darf wohl weinen u. s. w. Freilich das Weinen kann auch zur Sünde werden. Sondern ein Trostwort. Es gilt auch uns, jeder betrübten Seele. Sei getrost! Der Herr ist nahe. — Der Trost gilt auch auf geistlichem Gebiet. „Der Sohn so vieler Thränen und Gebete kann nicht verloren sein." — Aber der Herr tröstet auch durch die That, V. 14—17. Welch ein Augenblick für das Weib! Welch eine That des Herrn! Als Fürst des Lebens offenbart er sich hier, und so will er sich auch uns offenbaren. Einst an unsern sterblichen Leibern, jetzt schon an unsern unsterblichen Seelen. V. 14. Dieser Ruf klingt heute wieder in unsre Mitte herein: Jüngling, Jungfrau, Mann und Weib, ich sage euch: steht auf! Verlaßt das Grab der Weltlust und Weltfreude, streift die Leichentücher der Sünde und der Schande von euch ab, ergreift das Leben, das der Herr Christus in diese Todeswelt hereingebracht hat! Ja, er der Lebensfürst bringt reichen Trost in das arme

Menschenherz. Sein Ruf: Weine nicht! ist nicht nur ein Wort, sondern eine That. Einst wird's selig erfüllt werden: Selig seid ihr, die ihr hier weinet, denn ihr werdet lachen, dort, wo Gott selber den Seinen alle Thränen von den Augen wischen wird.

Eine andere Disposition:

Ein wunderbares Erlebnis vor Nains Thoren.

I. Schau an das Weib in seiner Not!
II. Hör reichen Trost aus Jesu Mund!
III. Dem Sohn schenkt Leben er im Tod!
IV. Dem Volk thut seine Macht er kund. (V. 16: Furcht und Lobpreis Gottes — kein Widerspruch, cf. Matth. 28, 8a.)

---

17. Sonntag nach Trinitatis.—Ev. Lukas 14, 1–11.

Acta 17, 20. 21. Hat das Neue, das Paulus predigte, die Athener befriedigt? V. 23. Der Erfolg seiner Predigt war gering. Das Neue entsprach nicht ihrem Geschmack. Es hatte keinen Reiz für sie. Als der Heiland auftrat unter seinem Volk mit der Predigt vom Reich Gottes, da gab es auch allerlei neue Dinge zu hören. Aber die Ansichten, die der Herr Christus hat, stimmen nicht mit den Ansichten der meisten Menschen überein. Wer in seine Schule gehen will, der muß viele Sachen wieder gründlich verlernen, seine ganze Weisheit, auf die er so stolz gewesen ist, muß er als Thorheit erkennen. Auch unser heutiges Evangelium giebt uns eine Probe davon.

Zwei Ansichten unseres Heilandes, die in schneidendem Gegensatz stehen zu den Ansichten der meisten Menschen.

Nämlich:

I. Seine Ansicht über den Sabbat;
II. seine Ansicht über das, was Ehre ist.

I. Der Heiland am Sabbat an des Pharisäers Tisch. Wo man ihn bittet, da kommt er, und wär's zu seinen ärgsten Feinden. „Sie hielten auf ihn." Bei seiner Lehre und seinen Thaten können sie ihm nicht beikommen. Aber bei einem so gewöhnlichen Geschäft, wie das Essen ist, da nimmt sich der Mensch gewöhnlich nicht so in Acht, da läßt er sich gerne gehen, und nimmt's mit seinen Worten und mit seinem Benehmen nicht so genau. V. 2. Ob sie den Kranken extra herbestellt haben, um dem Herrn eine Falle zu stellen, oder ob er zufällig da war, jedenfalls waren sie sehr gespannt, des Herrn Benehmen diesem Kranken gegenüber am Sabbat zu beobachten. V. 3—5. Er liest in ihren Herzen und antwortet auf ihre unausgesprochene Frage zuerst mit der That, indem er den Kranken heilt, und dann mit seinen Worten. Die Sonntagsfrage — eine brennende Frage. Sonntagsentheiligung. Auch viele Christen haben eine falsche Ansicht von diesem Tag. Der Sonntag soll für uns keine Last, sondern eine Lust sein; er ist keine Strafe, sondern eine Wohlthat Gottes. Es ist ganz verkehrt zu sagen: es ist verboten, am Sonntag zu arbeiten, nein, es muß heißen: es ist erlaubt, am Sonntag nicht zu arbeiten. Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben. Wir sind zur Freiheit berufen. Frei

und nicht gezwungen sollen wir den Sonntag feiern. Wir müssen nicht den Sonntag feiern, sondern wir dürfen ihn feiern. Das ist ein ganz gewaltiger Unterschied. Der Sabbat ist um des Menschen willen da, nicht umgekehrt. Der Mensch braucht einen Ruhetag. Das ist schon ein Gebot der Natur. Und der Christ braucht zweimal einen Ruhetag, an welchem sich Leib und Seele freuen in dem lebendigen Gott. Nur Notwerke und Liebeswerke haben keinen Sabbat, sie sind vielmehr selber ein Gottesdienst, Jak. 1, 27.

II. Die Ehre gilt gewöhnlich in Menschenaugen viel. Mit Recht. Und doch wie verschieden sind die Begriffe der Menschen von Ehre! Ein deutscher Dichter läßt einen seiner Helden sagen: Ehre ist — Ehre. Ja für viele ist es ein bloßes Wort, bei dem sie sich überhaupt nicht viel denken. Oder sie verbinden einen falschen Begriff damit. Ehrgeiz ist die Triebfeder unzähliger Menschen. V. 7. Lächerlicher Rangstreit. Auch heute noch. Selbstüberschätzung, dummstolzer Dünkel, Größenwahn, das ist eine Hauptkrankheit unseres Geschlechts. V. 9—11. Unser Herr hat über klein und groß, vornehm und gering, Ehre und Unehre eine ganz andere Anschauung. Die menschliche Größe imponiert ihm herzlich wenig. Im Himmelreich gilt: je kleiner, desto größer. Die christliche Ehre besteht darin, daß man den andern höher hält, als sich selbst, daß man sich herunterhält zu den Niedrigen. Was alles ist, gilt nichts in deinen Augen, was nichts ist, hast du, großer Herr, recht lieb (Lied No. 29, V. 5). In der Ewigkeit wird's auch heißen: Freund, rücke hinab, oder: Freund, rücke hinauf, je nachdem. Dem Eli läßt Gott sagen: 1 Sam. 2, 30b. Aber Gott ehren wir durch herzliche Demut, die sich nicht selber die Ehre nimmt. Darum laßt uns nicht eitler Ehre geizig sein.

Eine andere Disposition:

Jesus Christus — der große Menschenfreund.

I. Er kommt, wo man ihn ruft;

II. Er hilft, wo man ihn braucht (und wär's auch am Sabbat);

III. er giebt den besten Rat, wo man auf ihn hört.

---

18. Sonntag nach Trinitatis.—Ev Matth. 22, 34–46.

Man kann unser Textkapitel das Kapitel der Fragen nennen. Die Feinde kommen von allen Seiten, um den Herrn durch ihre Fragen in die Enge zu treiben. V. 17; 24—28; 36. Aber dem Herrn sind sie nicht gewachsen. Wie einfach, und doch wie tief, den Nagel auf den Kopf treffend sind seine Antworten! Aber schließlich fragt der Herr, aber auf Antwort wartet er vergebens. Wenn wir nicht aus Neugier, sondern aus Heilsbegier den Herrn fragen wollen, so sind wir ihm willkommen. Wer auf die Fragen unseres Textes die rechte Antwort gefunden, und diese Antwort sich täglich neu im Herzen befestigen läßt durch den Heiligen Geist, dessen Gang wird gewiß, dessen Leben fröhlich, dessen Leiden erträglich, dessen Ende selig.

Die zwei wichtigsten Fragen für ein Menschenherz im Erdenleben.

I. Eine Frage für unser Leben: Welches ist das vornehmste Gebot?

II. Eine Frage für unsern Glauben: Was dünket euch um Christo?

I. V. 35—40. Der Heiland bezeichnet die Liebe zu Gott und dem Nächsten als das vornehmste und größte Gebot nicht darum, als ob überhaupt ein Gebot größer wäre als das andere, sondern weil alle andern Gebote in diesem einen enthalten sind, und wer dies eine hält und übt, der hält und übt die andern alle. Wenn ich gefragt werde: Was ist das Vornehmste am Menschen? so darf ich nicht dieses oder jenes Glied nennen, sondern ich muß die Seele nennen, weil sie allen Gliedern Leben giebt und durch alle Glieder hindurchwirkt. So ist die Liebe die Seele des Gesetzes. Kurzer Nachweis an den zehn Geboten. Das Christentum besteht nicht — wie viele wähnen — in einer Anzahl Vorschriften — du sollst das nicht thun, du mußt jenes lassen — sondern in der Liebe. Denn wer Gott wahrhaftig liebt, der hat darin auch die Richtschnur für sein Handeln. Aber was heißt: Gott lieben? „Gott lieben heißt: ihn für das höchste Gut achten, das größte Wohlgefallen an ihm haben, das größte Verlangen nach ihm tragen, ihm ganz und gar sich ergeben und um seine Ehre eifern" (Württemb. Konfirmandenbuch). Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt. Und unsern Nächsten wie uns selbst.

II. V. 41—46. Der Heiland kann nicht nur antworten, sondern auch fragen. Es giebt viele Fragen, brennende Fragen auf der Welt. Aber die brennendste von allen Fragen, keine Tagesfrage, keine Zeitfrage bloß, sondern eine Ewigkeitsfrage, die Frage unseres Textes. Das ist die Frage, bei der, wie jemand sagte, einem das Herz brennt, auf die wir Antwort haben müssen um jeden Preis, der niemand gleichgültig gegenüber stehen kann. Auf diese Frage antworten die Pharisäer: Davids. Und sie haben recht. Aber es ist nur eine Seite der Wahrheit. Wenn er nicht mehr ist als Davids, als eines Menschen Sohn, so kann er nicht unser Heiland, nicht Gegenstand unseres Glaubens sein. Der Herr beweist den klugen Pharisäern, daß er nicht nur Davids Sohn, sondern auch Davids Herr ist, d. h. nicht bloß Menschensohn, sondern Gottessohn. Gottheit und Menschheit in einem vereinet. Das ist unser Heiland, wie wir ihn brauchen, wie wir ihn haben müssen, wenn uns auf ewig geholfen werden soll. Und wie beweist er ihnen das? Mit der Schrift. Er weist sie hinein in die Schrift. Und auch uns gilt das Wort: Joh. 5, 39. Wer in Christo seinen Heiland gefunden hat, der kann alles andre Fragen lassen. Suche Jesum und sein Licht, alles andre hilft dir nicht!

---

19. Sonntag nach Trinitatis.—Ev. Matth. 9, 1–8.

Von einem der berühmtesten, einflußreichsten Aerzte des Altertums erzählten seine Verehrer die sinnige Sage, daß nach seinem Tod ein Bienenschwarm sich in seinem Grab angebaut habe, deren Honig als heilsame Me=

dizin von zahlreichen Kranken gebraucht worden sei. In vollem Sinne ist's allein unser Heiland, aus dessen Tod und Grab Heil und Leben sprießt. Er ist der Arzt, der an des Kreuzes Stamm unter bittern Todeswehen das Arzneimittel bereitet hat, das alle Welt kuriert. Aber schon während seines Erdenwallens offenbarte er sich als helfender, segenspendender, heilbringender Arzt. So besonders in unserm Text.

Eine Stunde aus der Praxis des großen Arztes vom Himmel, Jesus Christus.

I. Seine Kundschaft;
II. seine Mittel;
III. sein Erfolg.

I. V. 1. 2a. Unser Text läßt uns einen Blick thun in die Arbeit und in den Umfang der Arbeit unsres himmlischen Arztes. Daß unser Herr ein vielgesuchter, vielbeschäftigter Arzt war, sehen wir aus dem Bericht des Markus 2, 2, cf. mit Luk. 5, 17b. Besonders rührend ist die Art und Weise, wie der Gichtbrüchige zum Herrn gebracht wurde, Markus 2, 4: ein Ehrenzeugnis für die Träger, den Kranken und den Arzt. Allerdings suchen sie zunächst nur leibliche Heilung; aber sie kamen wenigstens zum Herrn, und er konnte sie weiterführen, wie er auch gethan hat. Gehören wir auch zu seinen Kunden? An Elend fehlt es nicht. Ist der Herr auch unser Arzt? Gerade auch die leibliche Not soll uns zu ihm treiben. Freilich soll man damit nicht warten bis aufs Krankenbett. Wer ihn in gesunden Tagen nicht gesucht hat, der findet ihn in kranken Zeiten sehr schwer. Aber dennoch — wer zu ihm kommt — wär's auch nur zunächst in äußerer Not — den will er nicht hinausstoßen. Faßt ein Herz zu ihm. Gebt euch ihm in die Kur. Er hat auch keine besonderen Sprechstunden. Er ist immer zu sprechen. Daß er unter uns keine so große Kundschaft hat, wie man erwarten sollte, hat seinen Grund darin, daß vielen Patienten seine Mittel, die er anwendet, nicht gefallen.

II. V. 2b. Der Herr legt den Finger auf den Hauptschaden. Ein Arzt muß vor allem den Sitz des Uebels erkunden, die Hindernisse der Genesung erforschen, und dann diese Hindernisse aus dem Weg räumen. Dann wird der Mensch gesund. Die Sünde ist die Wurzel alles Uebels. Sie muß weg, vergeben werden, wenn uns soll gründlich geholfen werden. Alle andern Mittel helfen nichts. Vergebung der Sünden ist das Allernotwendigste, was wir brauchen, und wir können sie haben durch Christum. Freilich da müssen wir's wissen und spüren, daß wir Sünder sind. Und das Bewußtsein ist in unserem Geschlecht sehr geschwunden. Auf einer Seereise sagte ein Passagier, im Blick auf einen andern, gebildeten, vornehmen, aber durch Trunk und Spiel heruntergekommenen jungen Mann, zu mir: „Es ist doch schade, daß der schöne Mann so verkommen muß." Ja wohl, war es schade. Aber der Mann hatte sich unrecht ausgedrückt. Verkommen muß? Wo steht das geschrieben? Kein Mensch muß verkommen. Kein Mensch muß an Leib und Seele zu Grunde gehen. Wozu ist denn der Heiland da? Freilich, tausende lachen über die Sünde, darum brauchen sie auch keinen Heiland der Sünder, keinen Arzt, der Sünde vergiebt. Es bleibt dabei: Der Uebel größtes ist

die Schuld. Wer Vergebung der Sünden hat, der hat damit auch großen Frieden, und Kraft, sein Leiden, wenn es sein soll, weiterzutragen. „Sie sind vergeben. Die Sündenvergebung ist eine That, eine Realität, nicht bloß ein Gedanke, eine Einbildung, wie auch die Sünde eine That, eine Realität ist. Wodurch werde ich der Vergebung gewiß? Durch Jesu Wort. Nicht auf unser Gefühl, auf sein Wort sollen wir uns verlassen.

III. V. 4—7. Dem Herrn ist es ein Geringes zu helfen. Wie vielen hat er schon geholfen! Wie viele gesund gemacht! Und wenn er dir nach seiner Weisheit das körperliche Leiden nicht abnimmt, so halte ihn dennoch im Glauben fest, und freue dich auf die Zeit, wo du jauchzend und anbetend in die obere Gottesstadt einziehen darfst, über deren goldner Pforte das Wort geschrieben steht: „Kein Einwohner wird sagen: Ich bin schwach; denn das Volk, das darinnen wohnet, wird Vergebung der Sünden haben." (Jes. 33, 24).

---

20. Sonntag nach Trinitatis.—Ev. Matth. 22, 1–14.

„Christen sind ein selig Volk, droben und schon hier." Ja schon hier im Glauben trotz allem Leid und aller Not dieses armen Lebens. Und erst recht droben im Vollgenuß dessen, was der Herr den Seinen bereitet hat. Es geht zur Hochzeit. Davon giebt uns unser Evangelium einen tiefen Eindruck. Darum ergeht heute die freundliche und ernste Mahnung an uns:

Rüstet euch zur Hochzeit des Königssohnes der Himmel!

Um uns dazu anzuspornen wollen wir uns zeigen lassen:

I. Das Hochzeitsmahl, das auf uns wartet;
II. den Hochzeitsruf, der an uns ergeht;
III. das Hochzeitkleid, das wir brauchen.

I. V. 2. Lieblicher kann der Heiland die Seligkeit des Himmelreichs nicht schildern, als wenn er es mit einer Hochzeit vergleicht. Das Christentum ist keine trübselige Sache, wofür viele es ansehen, sondern gerade das Gegenteil. Und zwar eine Königshochzeit. Nicht knapp und kärglich, sondern königlich, fürstlich geht es zu bei der himmlischen Hochzeit. V. 4. Reiche Gaben, kostbare Geschenke, edle Genüsse werden da ausgeteilt. Es fehlt an nichts. Die Tafel ist reich besetzt. Esther 1, 1—8 und Anwendung. Um ohne Gleichnis zu reden: Alles, was groß, herrlich, schön ist, ist im Evangelium enthalten. Alle Ideale werden durch dasselbe erfüllt; das tiefste Sehnen findet da Befriedigung, das innerste Bedürfnis unseres Herzens findet da Sättigung. Alle Erdenkronen und Erdengenüsse müssen erbleichen vor seiner Herrlichkeit. Selig, wer sich dort mit den Patriarchen und allen Seligen zu Tische setzen darf, wer zum Abendmahl, zum Hochzeitsmahl des Lammes berufen ist.

II. V. 3a. Wir alle sind berufen. Zuerst haben die Propheten das Volk Israel gerufen. In der Fülle der Zeit kam der Bräutigam, der himmlische Königssohn selber und ließ seinen freundlichen, lockenden Ruf erschallen. Und heute noch ergeht unermüdlich die Einladung an uns alle. Taufe. Konfir=

mation. Alle unsre Lebensführungen, die fröhlichen und die traurigen. Jede Predigt. Der Ruf ergeht an alle. Keins ist ausgeschlossen. Heißt's auch von uns wie von Israel: V. 3b? Wie viele schlagen die Einladung in den Wind! Sie verachten sie. Beleuchtung der Gründe: V. 5 und 6. Die Pastoren mögen sich heiser predigen, die Glocken läuten, bis sie vor Hitze zerschmelzen, ja Gott der Herr selber mag noch so sehr in den erschütterndsten Gerichten dem Geschlecht unserer Tage predigen, V. 7, sie wollen nicht kommen, sie verachten das.

Wenn auch der Herr des Himmels zu ihnen donnernd spricht,
Sie spotten, vornehm lächelnd, und achten's weiter nicht.

Ihre Aecker und ihre Handtierung ist ihnen hundertmal lieber und wichtiger, als der ganze Himmel mit all seiner Pracht und Herrlichkeit. Gleichgültigkeit, Mißtrauen gegen Gott und sein Wort, kurz, Unglaube sind die Gründe dieses thörichten, unverantwortlichen Benehmens.

III. V. 11—13. Der Mann ohne hochzeitliches Kleid ist ein Bild des Menschen, der ohne Buße, ohne Glauben, ohne Sinnesänderung, ohne ein gebrochenes Herz selig werden will. Das Hochzeitskleid ist die Gerechtigkeit Christi, in die wir uns kleiden müssen. Und was die Schuld des Mannes besonders schwer macht, ist, daß das Kleid geschenkt wird, er braucht's ja nicht selber zu kaufen. Aus Gnaden, umsonst sollen wir selig werden. Aber da liegt der Hauptfehler. Viele sind zu stolz dazu. Sie wollen sich nichts schenken lassen. Aus eigner Kraft, aber nicht durch Christi Verdienst wollen sie selig werden. Aber es geht nicht. O überhört den Ruf nicht! Christi Blut und Gerechtigkeit u. s. w. So will ich, wenn ich zu ihm komm, nichts wissen mehr von gut und fromm, sondern: Da kommt ein Sünder her, der gern ums Lösgeld selig wär!

---

21. Sonntag nach Trinitatis. Reformationsfest.

Freier Text: Esra 5, 9—11.

Offenb. Joh. 14, 6. 7. Was ist dieses ewige Evangelium? Es giebt nur ein ewiges Evangelium: 1 Kor. 2, 2; cf. Gal. 1, 8. 9. Luther hat dies ewige Evangelium wieder unter dem Schutt der Menschensatzungen hervorgegraben und auf den Leuchter gestellt. Des freuen wir uns immer aufs neue dankbar und fröhlichen Herzens an unserem Reformationsfest. Aber stehen wir selber fest auf dem Grund dieses ewigen Evangeliums? Wissen wir, was wir daran haben? Selbst viele Glieder der Evangelischen Kirche hinken auf beiden Seiten, und tragen ein so klägliches Christentum zur Schau, ohne Kraft, ohne Leben, ohne Freudigkeit, als ob sie für eine verlorene Sache kämpften. Und wiederum wird uns von anderer Seite die Existenzberechtigung abgesprochen mit dem Vorwurf: wir seien von dem ewigen Evangelium abgefallen. Den eigenen lauen oder ängstlichen Gliedern und den Angriffen von außen her gegenüber ist es wohl am Platz, daß wir am Reformationsfest einmal untersuchen:

Das Recht unserer Evangelischen Kirche.

Wir sehen dabei:

I. Auf den Grund, auf dem die Evangelische Kirche steht;

II. auf den Grund, auf dem die evangelischen Christen stehen müssen.

I. Rückkehr aus dem babylonischen Exil. Beginn des Tempelbaus. Kaum hatten sie angefangen zu bauen, da erschien der Statthalter des Darius, der mißtrauisch das Thun der Juden beobachtete, und erkundigte sich, was sie hier treiben. Unser Text — ein Teil seines Berichtes an den König. Der Statthalter nämlich fragt die arbeitenden Juden: V. 9. Ein Bild der Reformation. Die Kirche schmachtete jahrhundertelang — schlimmer als die Juden in Babel — unter dem Druck der Priesterherrschaft. Als Luther den Tempelbau begann, hieß es auch: V. 9. Durch einen Machtspruch glaubte der Papst die ganze Sache unterdrücken zu können. Kajetan gleich dem Statthalter fragte: Wer giebt dir das Recht anders zu reden, zu glauben, als was der Papst für gut hält? u. s. w. Der Papst hielt sich für den einzigen Baumeister, der allein das Recht hat, den Plan für den Bau der christlichen Kirche zu zeichnen. Das Korrigieren dieser Zeichnung galt als todeswürdiges Verbrechen u. s. w. V. 9. Diese Frage wird auch heute noch von den verschiedensten Seiten laut. Die katholische Kirche ruft: non licet esse vos. Die Weltmenschen hohnlachen über die Kirche: Wenn ich nicht will, so darf kein Teufel sein. Alles Unsinn! Und die Leute der reinen Lehre? Heißt's nicht auch bei ihnen: extra ecclesiam nostram nulla salus? Ja, wir sind hart im Gedränge. Was antworten wir auf die Frage: V. 9. Wer hat euch befohlen, wer hat euch erlaubt, dies Haus zu bauen, euch evangelische Christen zu nennen? Wir antworten mit dem Text: V. 11. Das war Luthers Antwort, und die Gewißheit, Gottes Werk zu treiben, hat ihn oft mächtig getröstet. Wir sind Knechte Gottes. Unsere Autorität, auf die wir uns berufen, ist nicht irgend ein Mensch, sondern der große Gott. Diesem herrlichen Gott sind wir allein verantwortlich. Ein großer König. Jesus Christus. Der Grund, auf dem unsere Evangelische Kirche steht, ist die Gewißheit: Wir sind Knechte Gottes und Jesu Christi. Wir stehen in seinem Dienst, wir arbeiten für sein Reich. Und darum ist unsere Kirche unüberwindlich.

II. Die Antwort auf diese Frage ist die gleiche, nur mit anderer Betonung. Wir sind Knechte Gottes. Knechte, keine Herren. Dem Herrn, dem wir angehören, der uns in sein Reich berufen, dem dienen wir. Das beeinträchtigt unsere evangelische Freiheit nicht. Der Dienst Gottes ist die höchste Freiheit. Je mehr wir uns vor Gott beugen, desto aufrechter und ungebeugter können wir der ganzen Welt gegenüber dastehen. „Vor Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm, So steh ich fest im Weltensturm." Bismarck: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt." Diese Knechtschaft gründet sich gerade auf die Freiheit in Christo, auf die Erlösung durch sein Blut, auf die Rechtfertigung durch den Glauben, auf das seligmachende

Gotteswort, dem wir frei und doch gebunden gegenüberstehen. Wir sind Knechte Gottes. Das ist unser Ruhm. Unser ganzes Leben, Thun und Lassen, Arbeiten und Streben, Lieben und Hassen, Leiden und Sterben soll ein lautredendes Zeugnis davon sein. Steh treu und fest zu deiner Evangelischen Kirche! Bekenne dich zu ihr und zum Mittelpunkt unseres evangelischen Bekenntnisses: Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, mit Wort und Werk und allem Wesen. Wir haben ein Recht, ein gutes, göttliches Recht, zu existieren. Die Ewigkeit wird's ausweisen. Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.

Pädagogisches.

Wie steuert man der Nachlässigkeit im Schulbesuch?

Auf Beschluß der gemischten Lehrer-Konferenz von Minnesota eingesandt von O. M.
Aus Lutherische Schulzeitung. (Schluß.)

4. Der Lehrer führe eine Versäumnisliste und erstatte Bericht über den Schulbesuch.

Ein Lehrer, der nicht eine Versäumnisliste führt, aber nichtsdestoweniger seit zwanzig Jahren monatlich dem Vorstand genauen Bericht liefert über den Schulbesuch — genau nach seiner Art und Weise —, der ist zu tadeln. Ich pflegte monatlich einen genauen Bericht über die Versäumnisse auszufertigen und ihn dann den Schülern, zum Teil wenigstens, vorzulesen. Dasselbe sollte auch geschehen für die Zeit von August bis Weihnachten, Weihnachten bis Ostern, Ostern bis zum Schluß des Schuljahres, endlich für das ganze Jahr. Es ist sehr leicht zu thun, wenn man monatlich den Bericht zusammenstellt. Da hat der Lehrer jedesmal eine sehr gute Gelegenheit, eine passende Bemerkung über den Schulbesuch zu machen, die dann auch auf fruchtbaren Boden fällt. Welch eine Freude war es für mich, als ich aus dem Munde meiner Lehrerin hören durfte, daß ich im ganzen Jahr nicht eine Stunde versäumt hatte. Der Mensch muß schon ein Dickhäuter (unparlamentarischer Ausdruck. Red.) sein, auf den ein solches Lob keinen Eindruck macht. Es war mir immer eine Freude, wenn ich einem Schüler sagen durfte, daß er in vier, sechs, acht Monaten nicht eine Stunde versäumt hatte — und den Schülern? Auf manch einem Gesicht stand geschrieben: Ich werde mein Bestes versuchen, die Schule gar nicht zu versäumen. Mancher Schüler hat diesen Entschluß auch ausgesprochen, und ich weiß, daß sie sich sehr anstrengten, ihn auch auszuführen. Der Eifer steckt an. Manche Eltern werden klagen, daß sie ihre Kinder nicht dazu bewegen können, einmal die Schule zu versäumen, außer daß es ein absolutes Muß ist. Dann fließen Thränen. Kinder thun es, weil sie zu denen gehören wollen, die in einem gewissen Zeitraum keinmal in der Schule gefehlt haben.

Der Lehrer kann der Nachlässigkeit im Schulbesuch steuern, wenn er eine Versäumnisliste führt und monatlich, sowie zu Weihnachten, Ostern, am Jahresschluß den Kindern berichtet, wer selten oder gar nicht die Schule versäumt hat, und dann passende Bemerkungen dazu macht.

5. Der Lehrer versuche Unterstützung zu erlangen für arme Familien.

Ist ein Kind nachlässig im Schulbesuch, so fällt dem Lehrer die oft sehr schwierige Aufgabe zu, den eigentlichen Grund kennen zu lernen. Der mag sein, abgesehen von den schon genannten Gründen: das Alter des Schülers, Gesundheitszustand, Witterung, Jahreszeit, Weg zur Schule, Armut, daß z. B. die Kinder nicht die nötigen Kleidungsstücke besitzen, oder arbeiten müssen, um Geld zu verdienen, Uebelstände im Elternhause, Trägheit. Hier kommen für den Lehrer nur einige Punkte in Betracht, nämlich: Armut, Trägheit, und der verwahrloste Zustand eines Schülers. In vielen Fällen ist Armut die Ursache der Nachlässigkeit im Schulbesuche. Da läßt sich etwas thun. Vielleicht kann man Geld zur Unterstützung aus der Armenkasse bekommen, oder der Frauenverein ist bereit, etwas zu thun. Mancher Mann würde sofort helfen, wenn er um die Not wüßte. Was zu geben ist, und wie viel, hängt von den näheren Umständen ab. Mancher Mann, der später Großes geleistet hat, war in seiner Jugend auf die Wohlthätigkeit seiner Mitmenschen angewiesen. In Milwaukee besteht ein Verein, "Women's School Alliance" genannt, welcher es sich zur Aufgabe macht, arme Kinder einzukleiden, damit sie die Schule nicht versäumen. Dadurch wird es jährlich einigen hundert Kindern möglich gemacht, die Schule zu besuchen. Ein solcher Verein kann viel Segen stiften und hat es auch schon gethan. Unsere Gemeinden haben Vereine, die gerne helfen, wenn ihnen ein Fall von großer Armut angezeigt wird. Auch kommt es häufig vor, daß armen Leuten Gelegenheit gegeben wird, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, damit es ihnen ermöglicht wird, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Es hat wohl jeder Lehrer Schüler, die stets die Schule versäumen müssen, wenn sich ihnen Gelegenheit bietet, etwas Geld zu verdienen. Es herrscht Not in der Familie. Manchmal bietet sich dem Lehrer eine Gelegenheit, etwas für eine solche Familie zu thun. Er mag selbst Arbeit zu vergeben haben, oder kennt er Leute, die Arbeiter suchen.

Der Lehrer kann der Nachlässigkeit im Schulbesuch steuern, wenn er versucht, Unterstützung zu erlangen für arme Familien.

6. Der Lehrer soll die Schüler anhalten, sich zu entschuldigen.

Kommt ein Kind zu spät, oder hat es gefehlt, so muß es sich entschuldigen, das sei Regel. Ein nachlässiger Schüler kommt gar zu gerne hereingeschlichen und setzt sich an seinen Platz, als sei nichts geschehen. Das darf unter keinen Umständen geduldet werden. Wohl kommt es vor, daß ein Schüler die Unwahrheit sagt, aber man darf darum die Regel doch nicht aufheben. Schöpft der Lehrer Verdacht, so forsche er zu Hause nach, wie sich die Sache verhält. Die Kinder müssen wissen, daß er es thut. Der Lehrer schenke dem Schüler Vertrauen. Das Kind soll wissen, daß der Lehrer ihm glaubt, was es sagt. Dann wird das Entschuldigen gute Wirkung haben. Oft würde es vorkommen, daß ein Schüler die Schule versäumte, wenn es sich ohne Entschuldigung thun ließe. Bei der Entschuldigung handelt sich es nicht darum, was der Schüler zu Hause gethan; denn das geht den Lehrer gar nichts an. Es ist um der guten Ordnung willen, daß man eine Entschuldigung fordert, damit die Kinder lernen: das gehört sich. Ordnung muß

sein. Der Lehrer will und soll wissen, ob die Kinder auf Befehl ihrer Eltern die Schule versäumten. Das ist ein Hauptgrund, warum der Lehrer eine Entschuldigung fordert. Die Eltern wähnen vielleicht ihre Kinder in der Schule, und dabei sind sie auf der Straße. In großen Städten treiben manche Kinder das monatelang. Daraus ergiebt sich die Notwendigkeit, den Eltern Nachricht von der Abwesenheit der Schüler zukommen zu lassen. Hat der Lehrer sich durch die Entschuldigung überzeugt, daß die Kinder auf Wunsch der Eltern daheimblieben, so hat er den Hauptzweck erreicht. Er ist dann aller Verantwortung enthoben, und die Kinder werden sich hüten, ohne guten Grund der Schule fern zu bleiben.

Der Lehrer kann der Nachlässigkeit im Schulbesuch steuern, wenn er die Kinder anhält, sich zu entschuldigen.

7. Der Lehrer halte den Schülern das gute Beispiel ihrer Mitschüler vor.

Wie das gute Beispiel des Lehrers von großer Wichtigkeit ist, so kann auch das gute Beispiel der Mitschüler von guter Wirkung sein. Wie bereits gesagt, soll der Lehrer monatlich den Schülern zu wissen thun, wer sehr selten oder gar nicht, und wer oft gefehlt hat. Das eine soll er dann besonders hervorheben als nachahmungswürdiges Beispiel, das andere als abschreckendes Beispiel. Solches wird zur Kenntnis der Eltern gelangen, eine Mutter wird es der andern sagen, der Lehrer selbst trage sein Teil dazu bei. Daraus werden nur gute Folgen entstehen. Kinder, die Lob ernten, werden sich befleißigen, pünktlich zu bleiben. Ihre Eltern werden sie darin unterstützen. Wer getadelt wird, nimmt sich vor, pünktlicher zu werden und regelmäßiger zu kommen. Kein Kind mag zu denen gehören, die nur Tadel verdienen wegen ihres nachlässigen Schulbesuchs; wenige Eltern werden es dulden, daß gerade ihre Kinder die saumseligen sind. Wenn auch der Vater in mancherlei Lastern lebt, so mag er es doch nicht leiden, wenn seine Kinder sich etwas zu Schulden kommen lassen.

Der Lehrer kann der Nachlässigkeit im Schulbesuch steuern, wenn er den Schülern das gute Beispiel ihrer Mitschüler vorhält.

8. Der Lehrer strafe die faulen und nachlässigen Schüler.

Ist der Schüler zu träge, zu faul, dann ist oft die beste Arznei eine Strafe; entweder Ehrenstrafen, Freiheitsstrafen oder körperliche Strafen können angewandt werden. Welche Strafe und welches Maß, muß der betreffende Lehrer selbst bestimmen. Daß der Lehrer es an ernstlichen Ermahnungen nicht fehlen lassen darf, ist wohl selbstverständlich. Ist es Faulheit oder Bosheit, die den Schüler nachlässig macht, so ist Strafe zu empfehlen. Ist aber der Schüler vom Elternhause aus verwahrlost, so bleibt dem Lehrer nichts anderes übrig, als die Verhältnisse im Elternhause kennen zu lernen. Darnach hat er seine Behandlung zu richten. Der Lehrer hüte sich vor unnötigen und ungerechten Strafen (3. Teil), denn man kann leicht einen Schüler durch ungerechte Behandlung zum Schulschwänzer machen.

Ich hatte einen Klassengenossen, dem haben die Lehrer und besonders der Superintendent übel mitgespielt. Er genoß zu Hause keine Erziehung, war

aber sonst ein guter und gemütlicher Junge. In der Klasse war er in einigen Fächern sehr gut und war im ganzen kein schlechter Schüler. Es kam aber innerhalb eines Jahres dahin, daß man nicht anders wußte, als ihn zu tadeln und zu prügeln. Dadurch wurde der Junge natürlich nicht besser. Der Superintendent kannte seine Eltern und hätte ihm bessere Zucht zu teil werden lassen sollen. Der Junge hat ohne Not viel leiden müssen. Je mehr Prügel er bekam, desto öfter schwänzte er die Schule. Der Junge war von Natur gutmütig und hätte sich leicht genug erziehen lassen, wenn man seinen vom Elternhause aus verwahrlosten Zustand berücksichtigt hätte. Manchmal giebt sich ein Lehrer große Mühe, einen verwahrlosten Knaben auf den rechten Weg zurückzubringen, hat aber scheinbar keinen Erfolg. Ist die Mühe vergebens gewesen? Sicherlich nicht, denn andere Kinder und Eltern haben gelernt, daß der Lehrer auch ihnen auf das Dach (?) steigt, wenn sie nicht wissen, was Ordnung heißt. Erfolg wird sich zeigen, wo man ihn gar nicht gesucht hat.

Großstädte haben besondere Beamte, "Truancy Officers", deren Amt es ist, die Schulschwänzer ausfindig zu machen. Der Beamte in Milwaukee, Waldemar Peterson, hat ungefähr 1200 Kinder jährlich abgefaßt. Als Ursache des Schulschwänzens wurde angegeben: Armut (33 Prozent), Nachlässigkeit seitens der Eltern (35 Prozent), Absicht (32 Prozent). Für die vernachlässigten Kinder und die absichtlichen Schulschwänzer wird geraten, eine besondere Schule zu deren Erziehung zu errichten. Diese Schulen sind auch kein Experiment mehr. Boston, New York, Brooklyn, Chicago und Detroit haben solche Schulen. Massachusetts hat deren 11 mit 831 Schülern. Hier heißen sie "Parental, Industrial oder Truancy Schools". Deutschland hat 400 Anstalten für sittlich Gefährdete oder Verwahrloste, mit 10,000 Schülern. In der Behandlung verwahrloster Kinder ist der Gemeindeschullehrer gegenüber den Lehrern an den Staatsschulen im Vorteil, da er das beste Erziehungsmittel hat und die Verhältnisse der Eltern besser kennen lernt. Ist es notwendig, daß der Lehrer straft, so strafe er.

Der Lehrer kann der Nachlässigkeit im Schulbesuch steuern, wenn er die faulen und nachlässigen straft.

9. Der Lehrer erstrebe eine direkte Einwirkung auf das elterliche Haus.

Daß die Eltern die Hauptschuld tragen, wenn die Kinder nachlässig sind im Schulbesuch, ist wohl leicht verständlich. Entweder können sie die Kinder nicht schicken, oder sie wollen es nicht thun. Der Lehrer kann aber die Eltern in mancher Hinsicht bestimmen. Daher muß er eine direkte Einwirkung auf das elterliche Haus erstreben. Er muß versuchen, der Eltern Herz für das wahre Wohl ihrer Kinder zu gewinnen. Ein Lehrer darf nicht warten, bis die Leute ihn auffordern zu kommen, sondern gehe unaufgefordert. Goethe sagt: „Wenn du einen andern kennen lernen willst, so suche ihn auf und laß ihn nicht zu dir kommen." Will man ein Kind recht behandeln, so muß man die häuslichen Verhältnisse kennen lernen. Sind die Eltern zu arm, dann ist Wohlthätigkeit am Platze; sind sie nachlässig, gleichgültig, so müssen sie aufgerüttelt werden. Die persönliche Erscheinung des Lehrers im Elternhause kann da viel thun, der Nachlässigkeit im Schulbesuch zu steuern. Er über-

zeuge die Eltern von der Wichtigkeit einer jeden Lektion; er zeige, welche Fortschritte solche Schüler machen, die immer pünktlich und regelmäßig anwesend sind; wie dagegen solche Schüler, die oft die Schule versäumen, nicht vorankommen können. Manche Mutter könnte ganz gut ihre Babies selbst besorgen und am Waschtage auch allein fertig werden; aber sie macht es sich recht bequem, indem sie ein Schulkind daheim behält. Es ist wahr, manche Mutter muß ihre Tochter manchmal zu Hause behalten, oder auch den Sohn; das geht manchmal nicht anders. Ich rede hier nur von solchen, die ihre Kinder regelmäßig schicken könnten, aber es nicht thun, indem sie ihrer eigenen Faulheit folge leisten. Sie legen sich einen großen Vorrat von Speck an, der ihnen dann wie eine schwere Last zu schwer wird.

Dann treten Krankheiten ein, und manches Kind kommt dann gar nicht in die Schule, weil die Mama krank ist. Solche Fälle werden wohl einem jeden Lehrer bekannt sein. Soll Karl daheim bleiben, so kommt auch schon August und sagt: Ich bleibe auch daheim. Ich auch! Ich auch! geht es dann der Reihe nach. So bleiben sie dann alle zu Hause und — spielen. Es ist doch nichts Neues, daß ein Junge zu Hause behalten wird, weil die Schwester Zahnschmerzen hat. Viele Eltern sind schwach geworden. Da gilt es dann, auf das elterliche Haus einzuwirken. Manche Gemeinde hält große Stücke auf ihre Schule und ihren Schullehrer. Woher kommt das? Es ist leicht gesagt. Der Lehrer nötigt ihnen Achtung ab. Wie viel Mühe, Zeit und auch Verdruß das aber gekostet hat, das wissen sie freilich nicht. Für nichts ist nichts. Will der Lehrer Erfolg haben, so kostet es schwere und viele Arbeit — und davor scheut sich so mancher. Durch direkte Einwirkung auf das Elternhaus, kann der Lehrer manchen Uebelstand beseitigen. Kann man nicht allein alles ausrichten, so nehme man sich den Pastor zur Hilfe. Soll die Schule gedeihen, so ist es von großer Wichtigkeit, daß Lehrer und Pastor zusammen arbeiten. Wie viel Uneinigkeit herrscht aber da! Wo liegt da die Schuld? Beim Pastor? Manchmal, jawohl. Wie oft ist es aber der Lehrer, der gefehlt hat? Lehrer und Pastor müssen Hand in Hand arbeiten, das ist unbedingt notwendig. Außer dem Pastor steht der Schulvorstand dem Lehrer zur Seite. Eine Person, die dem Lehrer nicht helfen mag, oder nicht bereit ist, einen Gang für das Wohl der Schule zu machen, taugt nicht als Schulvorsteher. Der Vorstand sollte jeden Monat über den Schulbesuch einen ausführlichen Bericht erhalten; sollte hören, wer die Nachlässigen sind u. s. w. Da kann dann der Schulvorstand dem Lehrer mit Rat und That beistehen, da ihnen die Eltern und deren Verhältnisse bekannt sind. Ich will hier einen Fall anführen. Ich hatte einen Knaben in der Schule, der vor jedem Store stehen bleiben mußte und regelmäßig zu spät kam; manchmal kam er überhaupt nicht. Ich machte Vorstellung darüber bei seinen Eltern und beim Vorstand. Etwas half das, aber es war nicht ausreichend. Da machte sich ein Schulvorsteher auf und sagte den Eltern gehörig Bescheid. (Der Vater war ein guter Bekannter des Vorstehers.) Von da an mußte der Junge täglich beim Schulvorsteher zu Mittag essen. Wenn ich dann auf dem Weg zur Schule dort vorbei kam, wurde der Junge zur Thüre hinausspediert und mußte mit mir zur Schule gehen. Mußte der Junge dann zu Hause bleiben, so brachte er mir eine schrift-

liche Entschuldigung, wenn er sich nicht schon im voraus Erlaubnis geholt hatte, oder der Schulvorsteher kam persönlich zu mir, um mir alles mitzuteilen. Der Junge hat Mores gelernt. Er fehlte ab und zu einmal, aber das hatte seinen guten Grund und ließ sich nicht ändern. Hieraus ersieht man, daß es überall Mittel und Wege giebt, wie der Schulvorstand helfen kann. Es ist meine Ueberzeugung, daß ein guter Schulvorstand dem Lehrer eine tüchtige Stütze ist. Luther wandte sich an die Fürsten, Bürgermeister und Ratsherrn, Pfarrherrn und Prediger und suchte Hilfe. So mache es der Lehrer auch. Er soll Hilfe suchen, wo irgend sie zu finden ist.

Da in vielen Fällen die Nachlässigkeit der Eltern schuld daran ist, daß die Kinder unregelmäßig zur Schule kommen, so kann der Lehrer Wandel schaffen durch direkte Einwirkung auf das Elternhaus, unter Mithilfe des Pastors und des Schulvorstandes.

Läßt sich Religion lehren?

Prof. Frhr. von Soden in Berlin.

Vortrag auf der kirchlich-theologischen Konferenz der Provinz Brandenburg.

(Aus Katheketische Zeitschrift.)

Von Zeit zu Zeit tauchen im Ebben und Fluten der Geister Fragen auf, die überraschen, weil sie Selbstverständliches in Frage stellen.

So mag vielen auch die unsere unbegreiflich erscheinen. Läßt sich Religion lehren? Ja, wie anders wäre sie denn zu behandeln? Seit Väter- und Vorväterzeiten ist sie gelehrt worden, in der Schule als ein Schulfach wie andere, im Konfirmandenunterricht der Kirche, und auch die Predigt, ist sie im Grunde etwas anderes als Lehrthätigkeit an der Gemeinde der Erwachsenen. Und da fragt man noch: Läßt sich Religion lehren?

Mit Lehren meinen wir etwas schulmäßig, verstandesmäßig, als ein Objekt, das es zu begreifen gilt, behandeln, durch Gedankenoperationen dem Schüler nahe- und beibringen.

Werfen wir auf das Gesamtgebiet der Religionen unsern Blick, so wird es sofort deutlich: Immer und überall ist jedenfalls Religion nicht lehrmäßig, schulmäßig behandelt worden. Religion erscheint meist als eine Thätigkeit, bald mehr ein äußerlicher Akt, wie Opfer, Prozessionen, Festfeiern, bald mehr ein innerlicher Vorgang, Andacht, Ehrfurcht, Gebet. In der Form dieser Thätigkeit begleitet sie weihend oder zuweilen auch bestimmend das Leben des Betreffenden. In verschiedener Abstufung übernimmt dabei einen Teil oder das ganze dieser Thätigkeit der technisch dazu geschulte Vertreter und Pfleger der Religion, der Priester, bis zu der äußersten Grenze, daß der, welcher ideell sie eigentlich ausübt, dabei nicht einmal gegenwärtig zu sein braucht.

Aber auch bei den mehr innerlichen, geistigen Religionen ist es doch in weiten Zeitläuften ihrer Entwicklung nicht anders gewesen. Ich sehe nicht, daß die alte israelitische Religion lehrmäßig in dem Volke verbreitet und gepflegt worden ist, abgesehen natürlich von demjenigen Teil, der selbst nicht Religion war, von den Gesetzen und Geboten.

Die Psalmen — sie werden freilich bezeichnenderweise in unserer Schule noch immer unter die „Lehrbücher" gerechnet — sind wahrlich nichts weniger

als dies; sie sind religiöse Bekenntnisse, Aeußerungen der Andacht, des Glaubens, der Empfindungen und Stimmungen gegenüber bestimmten Lebenslagen beim Gedanken an Gott. Erst als die israelitische Religion erstarrte, da tauchen die Schulen, die Synagogen, die Schriftgelehrten, d. h. die Religionslehrer auf, und man kann beinahe sagen: in dem Maße, als sie gelehrt wird, hört die israelitische Religion auf, Religion zu sein. Sie wird Satzung und Brauch.

Und mit der christlichen Religion steht es nicht anders. Wenn seine Zeitgenossen den Herrn auch „Lehrer, Rabbi" genannt haben, er selbst hat sich doch nicht, mindestens nicht in erster Linie, als solcher gefühlt. Nicht Lehrer, Herold und Heiland ist er gewesen. Ein neues Leben, Leben in Gott, hat er gelebt, vorgelebt und hineingelebt in möglichst unmittelbarer Wirkung in diejenigen, die ihm Vertrauen, die ihm ihr Herz schenkten.

Es mag doch nicht zufällig sein, daß es seine Jünger sind, die in Beziehung auf den Kernpunkt aller Religion ihn erst bitten müssen: „Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger beten gelehrt hat." Und es ist doch sehr die Frage, ob dann das Vaterunser von Jesus gegeben ward im Sinne einer auswendig zu lernenden Gebetsformel oder als schlagende Fassung der wahrhaft christlichen Gebetsgesinnung und -richtung.

Wenn er „lehrte", in der Synagoge oder am Meeresstrand — daß er eine Schule bildete, ist nicht überliefert —, so waren es wiederum nicht positive, neu religiöse Lehren, die er vortrug, sondern es war ein Appell an die Gewissen, es war ein Weckruf zur Buße, zu Gottvertrauen, es war die frohe Botschaft: „Dir sind deine Sünden vergeben." Den Charakter des rein Lehrhaften haben bei ihm nur die polemischen, berichtigenden Auseinandersetzungen mit falschen Erwartungen und Vorstellungen vom Reich Gottes oder vom Messias.

Auch des Apostels Paulus Briefe sind wahrlich keine Lehrschriften, sondern, wo sie nicht gegen jüdische Forderungen Polemik treiben müssen, Mahn- und Trostzurufe an seine jungen Brüder oder Bekenntnisse des von ihm Erlebten, die hinüberfluten sollen in die Herzen seiner Gemeinden. Und auch die Evangelien sind nicht Lehrschriften; sie wollen in lauter geschlossenen Einzelbildern Jesus Christus der Gemeinde lebendig vor Augen malen, daß er unmittelbar auf sie wirke. Erst das späteste unter ihnen, das Evangelium des Matthäus, hat nahezu den Charakter einer urchristlichen Lehrschrift.

Etwas anders ist es geworden, als der griechische Geist vom Christentum Besitz nahm. Da begann man zu lehren, über Lehrsätze zu streiten und in der richtigen Fassung der Lehrsätze die Religion selbst zu sehen. Ein natürlicher und in der älteren Zeit glücklicher Ausgleich war es, daß die Laien sich um so mehr in unmittelbar religiösen Handlungen, welche die christliche Stimmung zum Ausdruck brachten und anregten, ergingen und all die religiösen Lehren dem Priestertum anheim gaben.

In der Reformationszeit ist an die Stelle des katholischen der reformatorische Glaubensbegriff getreten, der unmittelbar mit Lehrhaftem nichts zu thun hat, sondern dessen Wesen in der vertrauensvollen Hingabe an Gottes Macht und Gnade besteht, wie sie, uns innerlich überwältigend, in Jesu Christo

uns entgegentritt. Und je entschiedener die Reformatoren diesen Glauben als ein Werk des Heiligen Geistes, als eine Gabe der göttlichen Gnade von aller menschlichen Vermittlung loslösten, desto ferner mußte der Gedanke an Religionslehre treten. Dennoch lag es andererseits im Begriff dieses Glaubens, daß er irgendwie von lehrhafter Unterweisung begleitet sein mußte. Nicht nur die unumgänglichste belehrende Polemik mit der katholischen Auffassung des Christentums, die auch in Luthers Predigten einen breiten Raum einnimmt, drängte zur Lehre, sondern es galt, die Geister mit dem Gegenstand, der jenen Glauben wecken sollte, irgendwie vertraut zu machen. Sie mußten das, was er vertrauensvoll ergriff, gedankenmäßig erfassen, sollte es ihr unverlierbares und eigenstes Eigentum sein. So ordnen die Reformatoren ausdrücklich einen systematischen Religionsunterricht an, bekanntlich die Wiege unseres ganzen Volksschulwesens.

Zur gefährlichen Einseitigkeit drohte dieses Herbeiziehen des Lehrens zu werden, als an die Stelle des Lutherischen der lutherisch-orthodoxe Glaubensbegriff trat. Ein Glaube, der im Grunde in der Annahme von Glaubenssätzen besteht, kann natürlich, ja ein solcher „Glaube“ muß gelehrt werden. Der Gegenpart und Zwillingsbruder dieses Orthodoxismus aber, der Rationalismus, hat die Orthodoxie in dem Aberglauben an die Macht des Lehrens und Beweisens womöglich noch übertroffen.

Auch der Pietismus, die religiöse Gegenwirkung gegen diese zweigestaltige Verirrung, hat sich nicht ganz loszumachen vermocht von der Meinung, durch lehrhafte Beeinflussung lasse sich doch in irgend welchem Maße Religion in Menschenherzen pflanzen und pflegen. Und die unberechenbar wertvolle Ordnung, die wir ihm verdanken, Konfirmation und Konfirmandenunterricht, ist, ob auch ursprünglich anders gemeint, nach dieser Seite mitwirksam gewesen.

So ist es Brauch geworden bei uns, daß die Religion gelehrt wird. Die Eltern, die nächst Verantwortlichen, und im Grunde auch die Kirche, haben sich bei diesem Brauch mehr als billig beruhigt.

Erst in neuerer Zeit hat zunächst die Macht der Thatsachen da und dort, wo man die Schuld nicht immer bloß bei den anderen sucht, diesen scheinbaren Selbstverstand erschüttert. Es ist nicht zu leugnen, daß ein bedenklicher Mißerfolg dieses Lehrens zu verzeichnen ist. Ich meine nicht nur das selbst, ja besonders in gebildeten Kreisen immer wieder gelegentlich zu Tage tretende erschreckend hohe Maß von Unwissenheit in religiösen Dingen, das mindestens beweist, mit wie wenig Interesse diesem Unterricht doch gefolgt wird. Sondern mehr bedeutet die weite Verbreitung einer bleischweren religiösen Gleichgültigkeit, die sich oft steigert zu dem völligen Mangel jedes Verständnisses für das, was wir anderen Religion nennen, und zu schließen nötigt auf die Vertrocknung oder Verkrüppelung des religiösen Organs. Und wo die gelehrte Religion angenommen und im Leben festgehalten worden ist — wie schmerzlich sind da oft ihre elementarsten Erweise in diesem Leben zu vermissen.

Wie vielen Schülern aber, zumal an unseren höheren Schulen, mag wohl der Religionsunterricht zu den liebsten Stunden zählen? Und wie steht es mit der Durchschnittsziffer des Kirchenbesuchs?

Eine Flut von kritischen Betrachtungen und Reformvorschlägen steigt gegenüber diesem Anstoß immer höher und höher; immer wirrer gehen ihre

Wogen durcheinander. Nur zwei Stimmen aus den vielen! Hat vor wenigen Jahren einer unserer verdientesten und erfahrensten Schulmänner, dessen warme und „positive" Frömmigkeit allgemein anerkannt war, am Ende seiner langen Thätigkeit sich dafür erklärt, daß der Religionsunterricht in den Oberklassen der höheren Schulen unterbleiben soll, so ist jüngst von einem, dessen Schulerinnerungen noch nicht allzuweit hinter ihm liegen, und der auch weiß, was Religion ist, gefordert worden: die Religion sei um der Religion willen gründsätzlich aus den Schulfächern zu streichen.

So scheint es doch nicht eine vom Zaun gebrochene, sondern eine geradezu brennende Frage, zu deren Behandlung wir Sie geladen.

Und sie soll in ihrer ganzen grundsätzlichen Schärfe angefaßt werden. Kann Religion gelehrt werden? Entspricht oder widerspricht vielleicht gar die lehrhafte Behandlung dem Wesen der Religion?

Ein flüchtiger Blick auf die beschwichtigenden Erklärungsgründe für die peinliche Erfahrung, die wir mit unseren Lehren machen, zeigt, daß wir der prinzipiellen Frage ins Auge sehen müssen.

Der mangelnde Erfolg erkläre sich aus der Mangelhaftigkeit der Lehrkräfte oder der Lehrmethode oder aus der Schwierigkeit der Lehraufgabe, so hört man sagen. Aber warum sollten denn in diesem Fache die Lehrkräfte denen in anderen Fächern nachstehen? Und warum sollte die Methode in diesem Unterrichtsfach nicht gleichen Schritt halten mit der in anderen Fächern? Ueberall hängt sich das Bleigewicht der Ueberlieferung an. Und mag es im Fach der Religion besonders schwer wiegen, das kann die Sache nicht erklären. Gewiß, die biblischen Begriffe sind uns zum großen Teil fremd geworden; die biblische Vorstellungswelt ist eine andere, als die heutige. Die Auswahl der Stoffe ist nicht immer glücklich. Die häufige Forderung einer blinden Unterwerfung unter eine äußere Autorität weckt leicht inneres Widersetzen. Gewiß wäre hier durch geeignetere Auswahl, verständlichere Fassung, Gewährung größerer Bewegungsfreiheit und innerlichere Auffassung der Autorität manche Erleichterung des Unterrichts möglich. Aber ich kann dem nicht die entscheidende Bedeutung beilegen. Wo der Geist waltet, weil er in seinem Element ist, da überwindet er alle solche formellen Schwierigkeiten.

Schwerer wiegt die Schwierigkeit, die in dem Lehrgegenstand selbst liegt. Nicht etwa, weil der Geist unserer Tage allzu realistisch und skeptisch sei. Es ist die Frage, ob dies nicht ebenso sehr und noch mehr Wirkung als Ursache ist. Wohl aber ist die Lehraufgabe zweifellos die schwierigste: handelt es sich doch um die geheimsten Geheimnisse des Menschenherzens und der Menschheitsgeschichte, in denen, oft kaum zu beobachten, stets kaum in Begriffe zu kleiden, das Ueberverständliche hereinwirkt in unser Leben. Damit kommen wir dem Kern der Frage nahe.

Diese Geheimnisse auf dem Weg des Lehrens erschließen und in den „Schülern" ihr Nacherleben erwirken zu wollen — das ist nicht nur schwierig, das ist unmöglich. Wer fordert oder erwartet, daß durch Religions u n t e r r i c h t Religion erzeugt werde, der wird immer enttäuscht werden. Es fehlt nicht so sehr am Eifer, nicht so sehr am Geschick, es fehlt an der richtigen Umgrenzung der Aufgabe, an der Klarheit darüber, was erreicht werden kann, und was nicht.

Und ich behaupte, nein, die Erfahrung verkündet es: Das, was die Eltern, was die Menschen überhaupt landläufig, was auch gewiß oft die Behörden als Aufgabe des Religionsunterrichts betrachten, die Schüler religiös fromm zu machen, in sie die Religion überzuführen als eine persönliche Bestimmtheit ihres Bewußtseins — das ist eine unlösbare Aufgabe. Religion als persönlicher Besitz, als Frömmigkeit, als Glaube im reformatorischen Sinn kann nicht „gelehrt" werden.

Erschrecken Sie nicht! Das ist nur die erste These. Und behalten Sie fest im Auge ihre Umgrenzung: Religion als persönlicher Besitz, Religion im subjektiven Sinn — läßt sich nicht lehren. Hier die Begründung.

Jeder Unterricht wendet sich in erster Linie an das Denken. Wir wissen heute, daß Vernunft nicht das Organ der Religion ist, wie immer man ihr Organ bestimmen mag. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

„Das 20. Jahrhundert-Dankopfer" der Bischöflichen Methodistenkirche, das in zwanzig Millionen Dollars und zwei Millionen Bekehrter bestehen soll, ist, wie es scheint, noch nicht ganz zusammengekommen. Namentlich scheint es noch an Bekehrten zu fehlen, um die festgesetzte Zahl voll zu machen. Der „Apologete" schreibt über diesen Punkt:

„Wenn das gesteckte Ziel erreicht und zwei Millionen Seelen in der Bischöflichen Methodistenkirche in Verbindung mit dem 20. Jahrhundert-Dankopfer für den Herrn und sein Reich gewonnen werden sollen, so muß wahrscheinlich drei Viertel der nötigen Arbeit in der Sonntagschule gethan und drei Viertel der Ernte dort eingeheimst werden. Die Hauptverantwortlichkeit für diese große Seelenernte liegt also auf den Arbeitern in der Sonntagschule. Diese Arbeiter sollten die Verantwortlichkeit fühlen und sich persönlich gewissenhaft vorbereiten auf die Erfüllung ihrer höchst wichtigen Pflichten, oder um es in anderen Worten auszudrücken: sie sollten mit Freuden die herrliche Gelegenheit wahrnehmen, die ihnen dargeboten wird. Jeder Beamte und Lehrer der Sonntagschule sollte mit sich eine Selbstprüfung anstellen, ins ernstliche Gebet gehen und sich Gott aufs neue und völlig in dem Werk der Sonntagschule weihen.

Was sind die Aussichten unter den Umständen? Ist die Arbeit hoffnungslos oder versprechend? Die Antwort auf diese Fragen kann nur im höchsten Grade ermutigend ausfallen. Wir haben die Seelen, welche wir für den Herrn gewinnen sollen und wollen, unter unseren Händen. Wir haben sie da, wo sie uns leicht zugänglich sind. Sie kommen jeden ersten Tag der Woche — dem Tag des Herrn, zusammen und stellen sich freiwillig unter unseren Einfluß. Und wir haben sie in der Lebensperiode, wo sie am leichtesten zu beeinflussen sind; sie sind wie der Thon in des Töpfers Händen. Wahrlich, die Aussichten könnten kaum versprechender sein als sie sind.

Außerdem haben wir alle notwendige Maschinerie. Das Feld ist bereits eingeteilt in Sonntagschul-Klassen und für diese kleinen Unterabteilungen haben wir bereits die nötigen Arbeiter in den Zehntausenden von Lehrern, welche ihre Schüler kennen und mit ihnen in innigste Berührung treten. Dann haben wir die geübten und erfahrenen Beamten der Sonntagschule, welche die Lehrer anführen, wie der General seine Obersten und

Hauptleute. Und über alle haben wir den Prediger jeder Gemeinde — den der Herr berufen, nicht nur die Schafe, sondern auch die Lämmer zu weiden — mit seinem alle umfassenden Einfluß. Alles was fehlt ist völlige Hingabe und sofortige Inangriffnahme des Werkes, und eine große Auflebung kann kaum ausbleiben!"

Der Artikel ist wohl nicht als eine Art diplomatisches Aktenstück anzusehen, bei dem man sich fragen muß, ob nicht vielleicht der Verfasser lauter Dinge hineingeschrieben hat, die er nicht dachte und von dem, was er gedacht hat, nichts schrieb, sondern er hat wahrscheinlich geschrieben, was er gedacht hat. Wenn er sich die Bekehrten als ein durch Zusammenwirken der kirchlichen Maschinerie mit den sie bedienenden kirchlichen Arbeitern erzieltes Produkt denkt, für welches die Sonntagschüler das Material abgeben, so kann man ihm das am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, wo fast alles mit Maschinerie fabriziert wird, nicht verübeln. Es ist der Zeitgeist und die Zeitanschauung, der sich am Ende niemand entziehen kann, welche solche Bilder sehr nahe legen. Leute, die nicht furchtsam im Behaupten sind, würden wohl auch sagen, daß, wenn das Neue Testament im zwanzigsten anstatt im ersten Jahrhundert geschrieben wäre, so würden die Dinge auch unter dem Gesichtspunkt der Maschinenarbeit gestellt worden sein. Mag vielleicht sein. Aber eins ist doch gleich geblieben. Das Leben erzeugt und erhält sich immer noch durch sich selbst, und wo es dahin sinkt, kann es durch keine Maschinerie wieder hergestellt werden. Zur Zeit Christi war auf geistigem, religiösem und politischem Gebiet auch viel Maschinerie. Auf dem ersteren Gebiet die der damaligen Bildung und Philosophie; auf dem religiösen Gebiet innerhalb Israels die verwickelte, scharfsinnig und klug konstruierte Maschinerie des Schriftgelehrtentums; auf politischem Gebiet die Maschinerie der römischen Weltpolitik. Das alles hat wohl viel Bewegung hervorgerufen aber kein neues Leben geschaffen. Das ist durch Christus ohne Maschinerie in der Welt erschienen.

„Das Wesen des Christentums" von A. Harnack wird gegenwärtig in einer ganzen Anzahl von Gegenschriften, sowie in kirchlichen, religiösen und theologischen Versammlungen behandelt. So sind dem Schreiber dieses nicht weniger als fünf Besprechungen von Gegenschriften auf einmal zu Gesicht gekommen. Infolge dieser eifrigen Beschäftigung mit der genannten Schrift hat dieselbe eine Bedeutung bekommen, die sie ursprünglich nicht gehabt hat und auch nicht beanspruchen konnte und wollte. Es ist nun keineswegs so, daß diese Gegenschriften alle dieselbe Anschauung vom Wesen des Christentums hätten. Darüber sind sie unter sich selbst oft gerade so uneinig, wie mit ihrem gemeinsamen Gegner. So wird z. B. einem der Gegner Harnacks gesagt, daß er einen Wunderbegriff vertrete, der sich von dem Harnacks nicht unterscheide. Doch ist das nur eine Kleinigkeit. Von mehr Bedeutung und Interesse ist es, wenn einem der heftigsten Gegner Harnacks (Pfr. Rupprecht) der Vorwurf gemacht wird, daß er prinzipiell mit Harnack auf demselben wissenschaftlichen Boden stehe. Er sei nämlich zunächst mit Harnack darin völlig einverstanden, daß es sich durch eine rein historische Untersuchung ausmachen lasse, was das Wesen des Christentums sei. Beide kämen zu dem gleichen oberflächlichen Ergebnisse, daß sie das Wesen des Christentums mit seiner primitiven Erscheinung gleichsetzten. Es bleibe also nur die untergeordnete Differenz übrig, wie diese primitive Erscheinung nach den schriftlichen Quellen, die von ihr überliefert sind, zu be-

schreiben sei. Bei dieser Beschreibung lassen sich beide die gleiche Willkür zu schulden kommen. Wenn Rupprecht Harnack mit Recht vorwerfe, daß er die Quellen nach vorgefaßten Grundsätzen „durchgesiebt" habe, so könne dafür Harnack Rupprecht den Vorwurf zurückgeben, daß er die Quellen mit Haut und Haaren verschlucke, ohne sie einzeln nach ihrem eigentümlichen litterarischen Charakter geprüft zu haben. Wenn Rupprecht sich auf das unfehlbare Offenbarungswort Gottes berufe und behaupte, daß sämtliche biblische Schriften in ihrem buchstäblichen Wortlaut alle gleich authentisch und alle gleich historisch glaubwürdig seien, so müsse er, um seinen Standpunkt festzuhalten, an die Stelle der Unfehlbarkeit der Heiligen Schrift seine eigene Unfehlbarkeit setzen. „Es ist eigentümlich," wird weiter von Lasson in der „Kirchlichen Wochenschrift" gesagt, „daß bei jedem Zurückbleiben hinter dem Evangelium sich eine Verwandtschaft mit dem Katholizismus bemerken läßt. Harnack katholisiert, indem er auf die Moral mehr Gewicht legt als auf die Lehre, auf menschliche Leistung mehr als auf die göttliche Gabe. Rupprecht katholisiert indem er das Göttliche nicht in, mit und unter dem Natürlichen sich offenbaren läßt, sondern einfach ein Natürliches zum Göttlichen transsubstanziiert. Statuiert er keinen gebackenen Gott, so statuiert er einen gedruckten. — Für Harnack ist das Dogma der modernen „exakten Wissenschaft", für Rupprecht das Dogma einer gänzlich mißverstandenen Orthodoxie die Fessel, die ihnen eine unbefangene Forschung unmöglich macht. Beide folgen unbewußt dem römischen Grundsatz, daß das Dogma die Geschichte korrigiert, und können deshalb den Thatsachen nicht gerecht werden. — Es giebt wohl relative Wahrheiten, aber die Wahrheit ist nichts Relatives. Harnack will die Wahrheit feststellen und erkennt nur das Relative an; Rupprecht will das Absolute nachweisen und erklärt das Relative für absolut. — Beide bewegen sich, ohne weiter zu kommen, in einem Kreise um sich selbst, weil sie den Ausweg, der sie über sich selbst hinausführen kann, die begriffliche Untersuchung ihres Vorstellungsinhaltes verschmäht haben. Kein Wunder, daß schließlich beide mit der Berufung auf sich selbst die Sache zur Entscheidung zu bringen suchen."

Der richtige Standpunkt für die Beurteilung des Wesens des Christentums liegt dagegen nach Lasson in der „positiven spekulativen Theologie", die freilich seit dem Tode Dorners keinen Vertreter mehr gehabt habe.

Es wird von Lasson ganz richtig darauf aufmerksam gemacht, daß durch bloßes Zurückziehen auf irgend eine geschichtliche Form, in der das Christentum sich verwirklicht hat, das Wesen desselben nicht genügend dargestellt werden kann. Es hat das Christentum eben zwei Seiten. Es ist einerseits eine geschichtliche Religion, die noch lange nicht der geschichtlichen Vergangenheit angehört, andererseits bietet es sich als eine ewige Wahrheit dar, als ein Gut, das über der Welt steht, aber doch von dem in der Welt befindlichen Menschen innerlich erlangt werden kann. Je nachdem man nun das Wesen des Christentums nach der einen oder andern Seite zu erfassen sucht, wird man sich der geschichtlichen Forschung in den Urkunden des Christentums oder der spekulativen Betrachtung zuwenden. Das erstere wirkt umgestaltend auf die Traditionen, das zweite umbildend auf die theologischen Konstruktionen einer Kirche.

Jedes für sich allein ist zwar einseitig und unzulänglich, aber es ist nicht jedem und nicht zu allen Zeiten möglich beides mit einander zu verbinden. Auch dann wenn man beides zusammenfaßt, kann die Frage nach dem Wesen des Christentums in verschiedenem Sinne gestellt und beant-

wortet werden. Für den einen ist sie eine Lehrfrage und für den andern eine Lebensfrage. Jener frägt nach einem richtigen Begriff des Christentums, um denselben klar darzulegen; dieser sucht die im Christentum wirksame Lebenskraft zu erfahren und zu bethätigen. In den meisten theologischen Streitigkeiten wird die Frage nur in dem ersteren Sinne aufgeworfen und behandelt, und sie gehen darum auch meist über die Kirche hin, wie Wolken in dürrer Zeit, aus denen kein Regen auf die Erde fällt.

Die Gemeinschaftsbewegung ist in verschiedenen kirchlichen Versammlungen Deutschlands einer der besprochenen Gegenstände gewesen. Wo man freilich in der Sammlung solcher Gemeinschaften nur Sektiererei und Verwirrung der Gemeinden sieht, da glaubt man es allerdings nicht nötig zu haben, sich anders als ablehnend, wenn nicht gar gehässig dagegen zu stellen und es ist dann oft genug die ganz natürliche Folge, daß die Gemeinschaftskreise in Gegensatz gegen eine Kirche treten, von deren Vertretern sie nur Zurückweisung erfahren.

Glücklicherweise nimmt man nicht überall eine derartige Stellung den „Gemeinschaften" gegenüber ein, sondern erkennt in ihnen eine Kraft, die, wenn richtig geleitet, dem kirchlichen Leben durchaus nicht schädlich, sondern förderlich ist. So hat sich z. B. die stark besuchte „theologische Konferenz" zu Gießen, welche am 6. Juni d. J. tagte, wohlwollend und anerkennend gegenüber der Thätigkeit der „Gemeinschaften" ausgesprochen, obwohl nicht verkannt wurde, daß ein Unterschied zu machen sei zwischen solchen, die dem geistlichen Amt mithelfen und seine Arbeit fördern und andern, die erwiesenermaßen der bestehenden Kirche entgegenarbeiten und manche Gläubigen dazu bestimmen, daß sie sich von der Kirche abwenden.

Es wurde von dem Referenten die Frage gestellt: Welche Aufgaben erwachsen der Kirche aus der Gemeinschaftsbewegung? In den Antworten wurde diese bezeichnet als eine reformatorische Bewegung, welche der Lehre von der Heilsgewißheit und der ergänzenden Lehre von der Heiligung zu der Stellung verhelfen wolle, welche ihnen in der Kirche des Evangeliums und der Reformation gebühre: „Sie sucht ihren Zweck zu erreichen einerseits durch Sammlung erweckter und bekehrter Gemeindeglieder zu Gemeinschaften in Gemeinden und in größern Verbänden, und andererseits durch Verkündigung des Wortes (Evangelisation), bei der sie auf die Notwendigkeit der Heilsgewißheit und der Heiligung besonderen Nachdruck legt."

Die Berechtigung der Gemeinschaftsbewegung, in Verbindung mit der Kirche zu wirken, wurde ausdrücklich anerkannt. Ebenso wurde darauf hingewiesen, daß die Kirche keine Berechtigung habe, die Gemeinschaftsbewegung um unliebsamer Erscheinungen willen, die an einzelnen Orten hervorgetreten seien, zu unterdrücken. Vielmehr habe sie sich durch diese Erscheinungen auf ihre Aufgaben, welche sie dieser Bewegung gegenüber zu erfüllen habe, hinweisen zu lassen. Als solche wurden namhaft gemacht: Die Weckung und Belebung des Gemeinschaftssinnes und die Anbahnung von wirklichem Gemeinschaftsleben, Ausbau der Gemeindeorganisationen und Beteiligung möglichst vieler Gemeindeglieder an der Arbeit in der Gemeinde. Ferner: die Betonung der Heilsgewißheit und der Heiligung in Predigt und Lehre und die Sammlung derjenigen Gemeindeglieder, welche das Bedürfnis nach Vertiefung ihres Glaubenslebens haben, in Vereinigungen, welche geeignet sind, diesem Bedürfnis durch eingehende Belehrung und Betrachtung des göttlichen Wortes und Pflege des Gebetes zu genügen. Die Lei-

tung solcher Gemeinschaften durch erfahrene Gemeindeglieder wird als erwünscht bezeichnet, aber auch auf der andern Seite das Recht der Ueberwachung durch die Kirche in Anspruch genommen. Im allgemeinen wurde eine freundliche Stellung zu solchen Gemeinschaften empfohlen, welche im Sinn und Geist der Kirche und im Anschluß an dieselbe wirken wollen.

Auch die „Kirchlich soziale Konferenz," welche vom 28. bis 31. Mai in Stuttgart tagte, hat sich eingehend mit der „Gemeinschaftsbewegung" befaßt. Es ging das zum guten Teil aus dem Bestreben hervor, die süddeutschen pietistischen Gemeinschaften in die Bestrebungen der „Kirchlich-sozialen Konferenz" mit hineinzuziehen. Wie weit das gelungen ist, läßt sich nach den Berichten nicht beurteilen. Außerdem handelt es sich dabei nicht um eine einmalige gemeinsame Versammlung, sondern um ein dauerndes Zusammenwirken. Das ist aber schon deswegen nicht so leicht, weil die süddeutschen Pietisten nach der Anschauung vieler „Kirchenmänner" nicht „kirchlich" und nach der Meinung der Sozialisten nicht „sozial" sind. „Kirchlich" sind sie nicht, denn sie berufen sich weder auf Luther noch auf die lutherischen Bekenntnisschriften, sondern auf die Heilige Schrift; sozial sind sie nicht, denn sie agitieren weder auf politischem noch auf kirchlichem Gebiet.

Nimmt man freilich Luthers Schriften zum Maßstab dessen, was lutherisch ist, so kann man auch die süddeutschen namentlich die württembergischen Gemeinschaftskreise kirchlich und lutherisch finden. Dies geschah in dem Referat über das Thema: „Die Gemeinschaftsbewegung eine Verwirklichung von Gedanken Luthers." Die Schlußsätze des Referates lauteten: „Die Gemeinschaftsbewegung wird Luthers Gedanken dem Geist nach verwirklichen, wenn sie auch fernerhin dem Versuch widersteht, wörtlich verwirklichen zu wollen, was in der bekannten Stelle der Deutschen Messe steht. Die Kirche wird in Luthers Bahnen bleiben, wenn sie die von Luther in der Deutschen Messe ausgesprochene Willigkeit hat und erhält, solchen an sie herantretenden Regungen und Wünschen lebendiger Christen entgegenzukommen, „damit nicht eine Rotterei daraus werde." Die freie kirchlich soziale Konferenz darf sich darauf berufen, daß Luther in seinen sozialen Gedanken nicht in erster Linie die äußerliche Hilfe ins Auge gefaßt hat. Wenn Luther meint, äußere Ordnung und Besserung in kirchlicher und sozialer Beziehung mache man sich selbst, wenn man nur das Wort recht treibe, so wird er doch gewiß nicht verlangen, daß niemand nach ihm Aufgaben in Angriff nehmen dürfe, die anzufassen er nicht Freiheit, Beruf und Zeit hatte; aber sein Werk setzen wir nur dann fort, wenn wir das Treiben des Wortes, das Wecken und Pflegen des Glaubens als vornehmstes Stück unserer Besserungsarbeit an unserem Volk obenan stehen lassen. In diesem Sinne hat auch die Gemeinschaftsbewegung ein Heimatrecht auf unseren Konferenzen."

Während der Besprechung der Thesen wurde die Frage nach der Kirchlichkeit der Gemeinschaftsbewegung noch schärfer gestellt. Darauf antwortete Rektor Dietrich, der Herausgeber der „Philadelphia": „Die Philadelphiakreise mit dem Mittelpunkt der Gnadauer Konferenz sind kirchlich. Dagegen die Allianzströmung mit dem Mittelpunkt Blankenburg nimmt eben ganz Allianzstellung zur Kirche ein."

Der zweite Teil der Antwort ist allerdings für den Fernerstehenden etwas rätselhaft; er wird aber ziemlich klar, wenn man auf die Thatsache verweist, daß Pastor Dammann aus Eisenach, anstatt den ihm zukommenden Vorsitz in der zweiten Arbeitskommission der „Kirchlich-sozialen Konferenz" zu führen und deren Arbeit zu leiten, in derselben Zeit lieber

auf der Hauptversammlung der westdeutschen Allianz in Siegen redete. Das kennzeichnet das, was unter dem rätselhaften Wort „Allianzstellung“ zu verstehen ist, ziemlich deutlich.

Nicht bloß kirchlich und sozial, sondern auch aggressiver wollte man die Gemeinschaftskreise machen, oder mit andern Worten, man möchte sie augenscheinlich als Material zur Bildung einer kirchenpolitischen Partei verwenden. Damit scheint man aber kein Glück gehabt zu haben. Ein Angriff auf die Dekane und das württembergische Konsistorium wurde vom Stadtpfarrer Wurster aus Heilbronn scharf zurückgewiesen und dem betr. Redner gesagt: „So sollte sich die Konferenz in Württemberg nicht einführen.“ Es wäre auch für die württembergische Landeskirche wie für die Gemeinschaften unheilvoll, wenn sie sich zu einer solchen Aggressivität verleiten ließen. Rektor Dietrich sprach sich in dieser Beziehung sehr zurückhaltend aus; ebenso sprach es Prälat Weitbrecht offen aus: „Ich wünsche es nicht, daß die Entwicklung aus der Stille in die Oeffentlichkeit, aus dem in sich Geschlossensein ins Wirken bei den Gemeinschaften noch weiter fortgehe. Da würde die Wurzel ihrer Kraft, die stille Konzentration, Schaden nehmen.“

Die Generalsynode des Königreichs Sachsen, welche vom 25. April bis 23. Mai dieses Jahres in Sitzung war, hat durch ihre Stellung zur evangelischen Bewegung in Oestreich, sowie durch ihr entgegenkommendes Verhalten gegenüber den Bestrebungen zu einem engeren Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen Deutschlands auch für weitere Kreise Bedeutung gehabt.

Bezüglich des ersten Punktes hat die Synode beschlossen, das Konsistorium zu ersuchen, „es wolle, nachdem in neuerer Zeit vielfach Geistliche und Kandidaten der sächsischen Landeskirche in den Dienst der außerdeutschen, evangelischen Diaspora getreten sind, denen, die mit Vorwissen des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums dies thun, die Anstellung oder Wiederanstellung im sächsischen Kirchendienst auf ihren Antrag in der Weise ermöglichen, daß ihnen die in der Diaspora verbrachte Dienstzeit angerechnet und eine diesem ihrem Dienstalter im Gehalt annähernd entsprechende Anstellung gewährt wird.“

Was den engeren Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen betrifft, so war derselbe gerade von Sachsen aus heftig bekämpft worden. („Theol. Mag.“, 1900, Seite 70), und es wäre am Ende nicht verwunderlich gewesen, wenn sich die Synode mit Stillschweigen über diesen Punkt begnügt hätte. Aber die Zusammensetzung der Synode war eine vielfach andere geworden, als früher, und wenn auch eine Petition der Chemnitzer Konferenz vorlag, welche gegen den Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen gerichtet war, und statt dessen eine internationale Verbindung der rein lutherischen Kirchen verlangte, so war gegenüber der thatsächlichen Entwicklung der Dinge eine bloße Negation widersinnig und die Gegenposition einer internationalen Verbindung der rein lutherischen Kirchen aussichtslos. Außerdem war diejenige Gruppe der Synodalglieder, welche sich vielleicht für dieses Projekt gewinnen lassen konnte, in der Minorität, auch wenn sie sich hätte bereit finden lassen, ausnahmslos dafür einzutreten. Aber selbst innerhalb dieser Gruppe hatte der Gedanke eines Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen die größere Kraft, und als die Petition der Meißner Konferenz, welche diesen Zusammenschluß befürwortete, zur Verhandlung und Abstimmung kam, so

stimmten selbst die Vertreter der Chemnitzer Konferenz demselben zu, so daß die Annahme der betr. Beschlüsse ohne Gegenstimmen erfolgte, weil — wie berichtet wird — der Einzige, welcher sich nicht entschließen konnte, dafür zu stimmen, kurz vor der Abstimmung die Versammlung verließ, um die Einstimmigkeit nicht zu stören.

Die Beschlüsse selbst hielten sich allerdings in ziemlich engen Schranken; wenn man aber bedenkt, daß z. B. die sächsischen Lutheraner keinen geringen Anteil hatten an der Vereitelung der seit dreißig Jahren gemachten Anstrengungen, zu einem engeren Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen zu gelangen, so ist der gewaltige Fortschritt gar nicht zu verkennen.

Wir geben noch den Wortlaut der Beschlüsse wieder: „1. Die Synode beschließt, an das Kirchenregiment den Antrag zu richten: Dasselbe wolle einen Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen zur Wahrung und Förderung aller gemeinsamen Angelegenheiten, wobei der Bekenntnisstand und die volle Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen in Verfassung, Verwaltung und allen innerkirchlichen Angelegenheiten gewährleistet sein müssen, helfen, in die Wege zu leiten; 2. den Antrag D. Pank und D. Rietschel dem hohen Kirchenregiment als Material zu überweisen; 3. die Petitionen der Meißner Konferenz und der Chemnitzer Konferenz hierdurch für erledigt zu erklären.

Der unter Nummer zwei genannte Antrag lautet in seinem zweiten Teil: „Für die Gestaltung dieses Zusammenschlusses (wolle die Synode) im allgemeinen nachfolgende Grundsätze empfehlen: 1. Der Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen kann nicht eine kirchenrechtliche Institution sein, die als kirchenregimentliche Instanz für gewisse Gebiete den Landeskirchen übergeordnet ist. 2. Er darf ebensowenig eine freie Vereinigung evangelischer Männer ohne besonderes kirchliches Mandat nach der Art der früheren evangelischen Kirchentage sein. 3. Der Zusammenschluß muß vielmehr erfolgen (nach Analogie völkerrechtlicher Verträge auf staatlichem Gebiete) durch freiwillige föderative Vereinbarung der Landeskirchen über bestimmte Gebiete, die das innerkirchliche Leben der einzelnen Landeskirchen nach seiten des Bekenntnisses, des Kultus, der Verfassung und Verwaltung nicht betreffen. Der Austritt aus der Konföderation steht den einzelnen Landeskirchen jederzeit zu. 4. Dieser Zusammenschluß (Konföderation) wird gebildet aus Deputierten der deutschen evangelischen Kirchenregimente, sowie von Mitgliedern der Synodalvertretungen. Wo der Auftrag der Synodalmitglieder kirchenverfassungsmäßig mit dem Schluß der Synodalversammlung endet (z. B. in Bayern), können Kirchenglieder abgeordnet werden, die während der letzten Versammlung der Landes- oder Provinzialsynode zu deren Mitgliedern gehört haben. In Landeskirchen ohne synodale Institutionen deputiert das betreffende Kirchenregiment kirchlich erfahrene Männer aus dem Bereich der Landeskirche."

Die weitern Sätze enthalten Bestimmungen über die Zahl der Deputierten, die nach der Größe der Landeskirchen zu bestimmen ist. Das Präsidium soll keiner einzelnen Landeskirche als solcher zustehen. Ein ständiger Ausschuß der Konföderation soll geschaffen werden, welcher die Geschäfte derselben zwischen ihren Versammlungen führt. Als Aufgaben werden der Konföderation zugewiesen: „1. Die Wahrung und Vertretung der Rechte der evangelischen Kirche gegenüber Angriffen und Eingriffen der römisch-katholischen Kirche; 2. die Vertretung der unveräußerlichen evangelischen

Interessen in Bezug auf die staatliche Gesetzgebung; 3. die gemeinsame Stellungnahme gegenüber dem Sektenwesen; 4. die kirchliche Pflege der deutschen Evangelischen in den deutschen Kolonien und in der außereuropäischen Diaspora."

Der Kreis der Aufgaben der Konföderation ist hier etwas enger gezogen und etwas schärfer umschrieben als in den entsprechenden Beschlüssen der württembergischen Generalsynode („Theol. Mag.", 1901, S. 224). Aber wenn auch die gemeinsame Arbeit nur auf diesen Gebieten aufgenommen und eifrig betrieben würde, so würde das der ganzen evangelischen Kirche zum Segen gereichen und das Bewußtsein der Geisteseinheit gekräftigt werden.

Eine Konferenz der deutschen evangelischen Geistlichen des Orients hat dieses Frühjahr in Alexandrien stattgefunden. Die Zahl der Teilnehmer an der Konferenz konnte allerdings keine sehr große sein, aber die Thatsache, daß überhaupt eine solche Konferenz möglich war, ist an und für sich schon bedeutungsvoll. Vor fünfzig Jahren wäre die Existenz von evangelischen Gemeinden an den meisten der Orte im Orient, wo sich jetzt solche befinden, eine Unmöglichkeit gewesen. Heute befinden sich deutsche evangelische Gemeinden in Beirut, Haifa, Jaffa, Jerusalem, Bethlehem, Alexandrien, Kairo, Smyrna und Salonik (das alte Thessalonich), deren Pastoren, mit Ausnahme der zwei zuletzt genannten Gemeinden, sich in Alexandrien eingefunden hatten. So klein die Zahl der Teilnehmer auch war, so muß doch mit um so größerem Eifer gearbeitet worden sein. Zunächst wurden die statutarischen Bestimmungen der Konferenz ergänzt und genauer formuliert, sodann wurde über Mittel beraten, um einen engern Anschluß der Orientgemeinden unter sich herbeizuführen. Als solche wurden genannt: 1. Nutzbarmachung der Konferenz zur religiösen und kirchlichen Anregung der Gemeinden durch Gemeindeabende mit Berichten und Vorträgen; 2. Kollekten für die Notstände der beteiligten Gemeinden; 3. gegenseitige Zusendung der Jahresberichte von Gemeinden, Schulen und Anstalten; 4. Herausgabe eines monatlich erscheinenden Blattes als Organ der evangelischen Gemeinden im Orient zur Pflege der Gemeinschaft und zur laufenden Orientierung über die Gemeinde- und Schulverhältnisse; 5. Listen der Gottesdienste u. s. w., also mit andern Worten, Veröffentlichung einer Art von Kirchenanzeiger für die Orientgemeinden.

Die Konfirmation und Konfirmationspraxis wurde ebenfalls besprochen. Merkwürdig ist, daß hier ein Teil der Bedenken, die im letzten Jahre so stark in der kirchlich-sozialen Konferenz und auch sonst noch („Theol. Mag.", 1900, S. 394 und 474) ausgesprochen wurden, bei den Pastoren der Orientgemeinden nicht vorhanden zu sein scheinen.

Ein Referat behandelte das Schulwesen. Es knüpfte an eine Schrift an, welche die deutschen evangelischen Gemeinden im Ausland angegriffen hatte und zeigte, wie die größte Zahl der deutschen Schulen im Ausland der evangelischen Kirche ihre Existenz zu verdanken habe, und daß gerade die evangelische Kirche um Erhaltung der deutschen Sprache und Sitte im Auslande große Verdienste hat. Zugleich wurden eine Reihe von Vorschlägen zur Hebung des Schulwesens der Gemeinden gemacht.

Ein Bericht verbreitete sich über ein von zwei Pastoren herausgegebenes und in den Gemeinden von Alexandria, Kairo und Dar-es-Salaam eingeführtes Gesangbuch, das durch einen Beschluß der Konferenz zur allgemeinen Einführung empfohlen wurde.

Außerdem wurde beschlossen, eine Lehrerkonferenz, womöglich im Frühjahr 1902, in Jaffa zu veranstalten, über verschiedene andere Angelegenheiten der Konferenz und über ein theologisches Referat verhandelt und endlich beschlossen, daß die nächstjährige Konferenz in Bethlehem stattfinden solle.

Die Vereinigung der schottischen Freikirche mit der Vereinigten Presbyterianerkirche ist zwar seiner Zeit programmäßig („Theol. Mag.", 1900, Seite 398) vollzogen worden, aber insofern nicht vollständig, als eine Minorität der Freikirche sich als diese konstituiert und vor Gericht Klage auf Auslieferung des ganzen Vermögens im Betrag von etwa fünf Millionen Dollars erhoben hat. Ebenso wird gefordert, daß das Gericht die Beschlüsse der letzten Versammlung der „Vereinigten Freikirche", wodurch eben die Vereinigung zustande kam, aufheben solle. An einzelnen Orten sind auch Gewaltthätigkeiten im Streit um den Besitz der Kirchen zwischen den Anhängern der „Vereinigten Freikirche" und den Gegnern der Vereinigung vorgekommen, so daß die Polizei eingreifen und die gemeinsame Benützung der umstrittenen Kirchen — bis zum Ausgang des Prozesses gegen die Vereinigung — regeln mußte.

Ein anderer Streit knüpft sich an die Behauptung der Gegner der Vereinigung, daß mit dieser die Verpflichtung auf das Bekenntnis der Freikirche gelockert worden sei, ja daß die Bekenntnisse der Freikirche, d. h. die Westminsterkonfession, sowie der große und kleine Westminsterkatechismus eigentlich keine Geltung mehr hätten. Das ist nun freilich nicht richtig, denn die Ordinationsformel, wie die Verpflichtung auf die Westminsterkonfession ist genau dieselbe geblieben, wie sie vorher in der Freikirche war. Ebenso wird darauf hingewiesen, daß keine neue Lehrnorm für die Vereinigung geschaffen, sondern, daß diese auf den längst bestehenden Lehrgrundlagen vollzogen worden sei, sowie daß die Generalversammlung von 1891 „ihr volles unerschütterliches Festhalten an der Lehre der Westminsterkonfession" erklärt hat, namentlich auch „hinsichtlich der großen Wahrheiten der Inspiration, der untrüglichen Wahrheit, der göttlichen Autorität und der göttlichen Autorschaft der heiligen Schrift."

Das ist freilich richtig, daß trotz alles Festhaltens an der Westminsterkonfession die theologischen Anschauungen innerhalb der Freikirche selbst sich doch verändert haben. Das ist aber schon vor der Vereinigung geschehen, und wenn es im Jahre 1901 nicht mehr möglich gewesen wäre, einen Mann, der dieselben Anschauungen vertreten hätte, wie Robertson Smith im Jahre 1881, durch die Generalversammlung seines Amtes zu entsetzen, so hat die Vereinigung der beiden Kirchen diesen Umschwung durchaus nicht erst herbeigeführt; er ist schon vorher dagewesen. Das mag aber sein, daß die Gegner dieser Umgestaltung der Verhältnisse, durch die Vereinigung der beiden Kirchen noch mehr in die Minorität gesetzt werden, als sie es vorher schon waren, und daß sie darum der Vereinigung widerstrebt haben und noch widerstreben. Daher sagt auch Dr. Rainy, der Moderator der „Vereinigten Freikirche": „Es ist wahrhaft erstaunlich, daß eine Union, welche in unsere Lehrsäle eine Schar von Professoren (die der früheren Vereinigten Presbyterianerkirche) führt, deren Lehre niemals von einem Rechtgläubigen angefochten wurde, aus Gegensatz gegen diejenigen angegriffen wird, welche bereits Professoren in unserer eigenen Kirche waren."

Ein Verfolgungsschauspiel haben die Jesuiten in sehr geschickter Weise bei Gelegenheit einer katholischen Mission in Scene zu setzen verstanden. Obwohl die Thätigkeit der Jesuiten seit dem 4. Juli 1872 im Deutschen Reiche gesetzlich verboten ist, so wurde eine Mission in Lüdinghausen in Westfalen angekündigt, an der auch Jesuiten teilnehmen sollten. Der Veranstalter der Mission wurde noch vor Beginn derselben mündlich und schriftlich gewarnt und auf die Gesetzwidrigkeit seines Vorhabens aufmerksam gemacht. Da das aber nichts half, so wurde die Vermittlung der bischöflichen Behörde in Anspruch genommen und diese verfügte noch vor Beginn der Mission die Ausschließung der gesetzlich verbotenen Orden von derselben. Trotzdem aber begannen die Jesuiten ihre Thätigkeit, und als dieselbe untersagt wurde, stellte man die ganze Missionsthätigkeit ein, und die Patres verließen den Ort in einem pomphaften Zug, auf einem bekränzten Wagen, mit Begleitung von Ehrenjungfrauen und unter Glockengeläute.

Daraufhin wurde von der Berliner „Germania" über Vergewaltigung der Kirche geklagt und den deutschen Regierungen, oder genauer gesagt dem Bundesrat, mit allem möglichen gedroht, wenn er nicht seine Zustimmung zur Aufhebung des Jesuitengesetzes gebe. — Trotzdem man gerade in Deutschland von seiten der Regierungen dem Ultramontanismus aufs äußerste entgegenkommt, verstehen es die römischen Agitatoren eben so geschickt die Verfolgten zu spielen, wie ihr Oberhaupt den Gefangenen im Vatikan spielt.

Die Kriegsmaßregeln der Engländer in Südafrika dehnen sich jetzt sogar bis auf das Gebiet der kirchlichen Blätter aus. Die „Allg. E. L. Kztg.", welche von Zeit zu Zeit Berichte über den Krieg in Südafrika brachte, aus denen die zwei oder drei Abnehmer, welche das Blatt dort hat, einen Teil dessen, was sie schon längst wußten, noch einmal lesen konnten, ist von der englischen Zensur in Kapstadt verboten worden. Wenn das Verbot nicht auf eine Denunziation aus England oder Deutschland hin erfolgt ist, sondern wirklich als Kriegsmaßregel vom Zensuramt in Kapstadt ausgegangen ist, so muß man doch dort von einer großen Angst befallen worden sein. Denn daß die zehn bis fünfzehn Personen, welche das Blatt zu Gesicht bekommen mögen, dem Fortbestand der englischen Macht in Südafrika gefährlich werden könnten, ist doch eine geradezu lächerliche Befürchtung, um so mehr als die Bemerkungen, welche das Blatt mit seinen Berichten verband, allerdings nicht schmeichelhaft für die Engländer, aber dennoch keineswegs aufreizender Art waren.

Litteratur.

Vorbemerkungen:

1. Wir möchten gelegentlich wieder daran erinnern, daß das Manuskript in der Regel circa vier Wochen vor der Zeit in die Druckerei geht, um genug Zeit zu schaffen für Satz und Korrektur. Sendungen, welche nach Abgang des Manuskripts eingehen, bleiben daher in der Regel liegen für die nächste Nummer des „Magazins".

2. Seit mehr als vier Wochen schmachten wir unter des Himmels Gluten, haben täglich im Haus 98—100 Grad, außerhalb 102, 107 und 108. Da ist's schwer „im Schatten kühler Denkungsart" zu sitzen, Bücher zu lesen und anzuzeigen; wir müssen uns kurz fassen bezüglich der eingegangenen Litteratur.

Dem allezeit so produktiven Verlag von A. Deichert, Nachf. (Geo. Böhme), in Leipzig verdanken wir abermal die Zusendung einer ganzen Anzahl von Büchern und Lieferungen, die wir zunächst der Reihe nach aufzählen und kurz besprechen.

Edward Irving, ein biographischer Essay v. Dr. Th. Kolde, Prof. in Erlangen. 81 S. Preis 1.40 M. Der Verfasser beschreibt unter Anführung reichlicher englischer Citate, das Leben, das Werden und Vergehen eines Mannes, der in der Kirchengeschichte eine traurige Rolle spielte und jedem zur Warnung vor Augen gestellt werden kann, der in übergroßem Eifer und geheimer Selbstüberschätzung sich zum Kirchenreformator berufen glaubt. Man möchte auf Irving das Wort anwenden: „Wie bist du gefallen, du schöner Morgenstern!" Der Mann mit so großen Geistesgaben, ging, als die Schwarmgeisterei den Sieg über ihn erlangte, aller geistigen und geistlichen Urteilskraft verlustig und wurde zuletzt fast wie ein unwertes Gefäß von seiner eigenen Sekte beiseite geschoben, um der Schwärmerei vollends freie Bahn zu schaffen.

Es ist ergreifend den traurigen Fall eines so hoch begabten Mannes unter dem Einfluß der Schwärmerei Schritt für Schritt zu beobachten und dabei die Verblendung des Mannes zu gewahren, der einst zu so Großem berufen schien.

Konventikel und Bibelstunde. Ein Beitrag zur praktischen Theologie v. Detlev Zahn, Pfr. in Köslin. 79 Seiten, Preis 1.25 Mark. Inhalt: 1. Die katechet. Heilsverkündigung; 2. Geschichtliches; 3. Die kirchliche Gegenwart; 4. Der Pastor; 5. Die Evangelisation; 6. Die Gemeinschaften; 7. Die Berufskonventikel; 8. Was ist Schwärmerei; 9. Die Bibelstunde; 10. Die Katechismusbibelstunde; 50 Themata und Texte zu Bibelstunden. Bei der gegenwärtigen Klage über Erschlaffung des geistlichen Lebens und der Gefahr, auch die Liebeswerke durch menschliches Machen und Organisieren auf eine tiefere Stufe herabzudrücken (S. 49 ff.), giebt dieses Buch eine recht kräftige Anregung, was besonders der Pastor zu thun hat, um geistliches Leben in der Gemeinde zu wecken; wie er zu den Gemeinschaftskreisen der Erweckten sich stellen, wie er durch Bibelstunden allen, besonders den Erweckten dienen soll. Verfasser hat das deutsche Staatskirchentum und Gemeinschaftswesen im Auge; aber auch bei unserem amerikanischen Freikirchentum läßt sich vieles wohl praktisch verwerten, was der V. anregt. So namentlich die brüderliche Gemeinschaftspflege kleiner Pastoralkreise unter einander; eine Gebetsgemeinschaft und Gemeinschaft im Wort der Erbauung, dürfte segensreiche Folgen in Haus und Amt nach sich ziehen. Allen, denen ein reges Glaubens-, Gebets- und Gemeinschaftsleben, sowie die Belebung der Gemeinde mit solchem ein Herzensanliegen ist, sei das Büchlein herzlich und dringend empfohlen.

H.

Das Geistesleben in seiner Sichtbarkeit. Von H. Wagner, Pfr. in Braunsdorf. 146 Seiten. Preis geh. 1.80 M.

Man sieht es wohl schwerlich dem Büchlein an, wie vorzügliche Belehrung es dem Leser bietet. Offenbar ist es die Frucht ernsten Denkens und gründlicher Bibelkenntnis. Der Verfasser schildert in demselben das Geistesleben der Wiedergeborenen von seinem Entstehen an bis zu seiner Entwicklung zum Gemeindeleben. Die Erscheinungsformen und Stufen sind durch Schriftworte oder Vergleichung mit der Natur und dem Leben charakterisiert. Dabei verdient erwähnt zu werden, daß auch das negative oder gottwidrige

Geistesleben betrachtet und seine Beeinflussung des wahren Lebens gezeigt wird. Es wird besonders darauf hingewiesen, daß in der Geisteswelt keineswegs Willkür oder Parteilichkeit, sondern Gesetz und Ordnung herrschen, und daß diese Gesetzmäßigkeit deutlich in der Schrift offenbart ist. Mit besonderer Befriedigung habe ich Kap. 3 — Die Hemmungen des Lebens — und Kap. 7 — Leben, Gemeinde, Reich Gottes — gelesen. Ich bin überzeugt, daß jeder aufmerksame Leser des Büchleins nicht nur im Verständnisse des Geisteslebens, sondern auch im Glauben und in der dem Streiter Christi so nötigen Freudigkeit gefördert wird. M. F. Sch.

Gottes Liebe. Predigten in Betrachtungen für die festliche Hälfte des Kirchenjahres von Prof. Dr. W. Walther. 136 Seiten, Preis 2.25 M.

Ein schönes Erbauungsbuch. Die freien Texte des Buches sind nicht in Predigten, sondern in drei bis vier Betrachtungen behandelt, die den erbaulichen Kern trefflich beleuchten. Trotz ihrer Kürze sind die Betrachtungen reich an Gedanken und Vergleichen und sorgsam darauf berechnet, den Menschen über sich selbst klar zu machen und den Glauben zu mehren. Die zwölf Texte sind zu achtunddreißig Betrachtungen verarbeitet, welche auf die Sonntage der ersten Hälfte des Kirchenjahres eingerichtet sind.

M. F. Sch.

System der christlichen Hoffnung. Von Lic. Dr. Gottlob Mayer, Pfr. in Jüterbog. 230 Seiten. Preis geh. 3.00 M.

Der Verfasser ist derselbe von dem wir schon öfters die Lieferungen der Bearbeitung der Eisenacher Evangelien angezeigt haben, und auch heute wieder anzuzeigen haben. Die vorliegende Schrift möchte „ein kleiner Beitrag zur systematischen Theologie sein." Verfasser vermißt in der bisherigen Hoffnungslitteratur vier wichtige Punkte, deren wissenschaftliche Behandlung die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer selbständigen Stellung der Hoffnungslehre in der Systematik fördern dürfte: Die psychologische Seite des Hoffens, das Verhältnis der christlichen Hoffnung zur natürlichen und außerchristlichen, der Unterschied zwischen Hoffnung und Zukunftsglauben, die Verschiedenheit der Hoffnung als eines religiösen Gutes und als Tugend.

Der Nachdruck bei diesem Buch liegt auf System und auf christlich. Die christliche Hoffnung soll systematisch, streng wissenschaftlich behandelt werden. Es ist kein populäres Volksbuch, sondern für den Theologen geschrieben, der hier ein Ganzes bekommt in betreff der christlichen Hoffnung, wie es sonst nirgends noch zu finden ist. Die Einteilung ist folgende: Nach einer kurzen Einleitung folgt der I. Teil: Prolegomena, unter welchem Titel in acht Paragraphen allerlei behandelt wird, was vorauszuschicken ist. So u. a. die Hoffnung in der Geschichte der Kirche, in der theologischen Litteratur u. s. w., u. s. w. Der II. Teil bringt das System der christlichen Hoffnung in sieben Hauptkapiteln: Wesen der christlichen Hoffnung; Entstehung und Entwicklung im christlichen Subjekt; Inhalt; Grundlagen; praktische Bedeutung der christlichen Hoffnung; die christliche Hoffnung als Tugend; Erfüllung der christlichen Hoffnung. — Es ist ein bedeutendes, beachtenswertes Werk, das bahnbrechende Bedeutung hat für die richtige systematische Behandlung der Hoffnungslehre in der theologischen Litteratur.

Die Bergpredigt des Herrn ausgelegt in Predigten von Dr. P. Kaiser, Pfr. in Leipzig. III. Das Vaterunser. 138 Seiten, Preis 1.60 M.

Das vorliegende Bändchen ist das dritte seiner Art von dem genannten Verfasser. Das erste behandelt die Seligpreisungen. Das zweite die Gebote. Letzteres ist schon im Juliheft 1900, S. 316 angezeigt worden. Die beiden ersten Bändchen sind s. Z. sehr günstig aufgenommen und aufs beste empfohlen worden in vielen deutschen christlichen Blättern. Auch dieses Bändchen schließt sich würdig seinen Vorgängern an. In zehn Predigten wird das Gebet abgehandelt. In volkstümlicher und herzandringender Sprache sucht der Verfasser seinen Zuhörern, resp. Lesern, das Gebet des Herrn lieb und wert zu machen und das Eigentümliche jeder Bitte besonders klar zu machen. Mit Beispielen aus alter und neuer Zeit eingeflochten wird die Auslegung illustriert, auch auf die malerischen Kunstdarstellungen des Unservater hingewiesen, die Herz und Gemüt in Anspruch nehmen bei diesem höchsten aller Gebete. Für Prediger dürfte diese Auslegung mustergültig sein; fürs Volk im allgemeinen sehr zu empfehlen für die häusliche Erbauung.

Der christliche Gottesbegriff im Sinne der gegenwärtigen evang.-luth. Kirche, von Dr. G. Schnedermann a. o. Prof. in Leipzig. Der christliche Glaube im Sinne der gegenwärtigen evang.-luth. Kirche. II. Abtl. 3.60 M.

Das Ganze soll in sechs Abteilungen, in Zwischenräumen von 1—2 Jahren erscheinen. Die bereits erschienene I. Abteilung enthält die „Einleitung in die christliche Glaubenslehre." Abtlg. I.—III. werden zusammen den ersten Halbband des ganzen Werkes bilden.

Wir behalten uns vor, auf das Werk zurückzukommen, da eine gründliche Prüfung für jetzt unmöglich ist.

Aus demselben Verlag kommen folgende Lieferungen:

Die neuen evang. Perikopen der Eisenacher Konferenz. Exegetisch-homiletischer Handbuch von Lic. Dr. Gottlob Mayer, Pfr. in Jüterbog. 9. und 10. Lieferung. Die 9. Lieferung fängt mit dem 1. Sonnt. nach Trin. an und führt bis zum Anfang des 7. Sonnt.; die 10. führt es fort bis zum 12. Sonnt. nach Trin.

Die neuen alttestamentlichen Perikopen der Eisenacher Konferenz. In Verbindung mit namhaften Gelehrten herausgegeben von A. Pfeiffer, Vize-Gen.-Sup. in Lübben. 6., 7. und 8. Lieferung. Die 6. Lieferung hat noch den Schluß für Sonntag Cantate und führt es fort bis zum Trinitatissonntag 2. Perikope. Die 7. Lieferung geht bis zum 5. Sonnt. nach Trin., die 8. bis zum 10. Sonnt. nach Trin.

Dr. Mayers Werk sollte in 12 Lieferungen beendet werden, mag aber wohl auf 13 Lieferungen kommen; Pfeiffers Werk mag mit 11 bis 12 Lieferungen zum Abschluß kommen.

Wir können den Geistlichen im Amt die Anschaffung dieser beiden exegetisch-homiletischen Handbücher, die nun bald vollendet sein werden, nicht warm genug empfehlen. Sie bieten stets den Grundtext voran, dann eine gute deutsche Uebersetzung und gründliche Exegese, die die Benutzung größerer Kommentare überflüssig macht.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Von dem trefflich redigierten Türmer, den wir bisher regelmäßig anzeigten, kam uns dieses Mal nur die Juni-Nummer zu. Von ihrem

interessanten und tüchtigen Inhalt heben wir besonders folgende Artikel hervor: 700 Jahre deutscher Kulturarbeit. Ein Ueberblick über die Geschichte von Riga. Pfingstbrausen, eine ergreifende Erzählung, wie ein wilder, unbändiger Kraftmensch durch göttliche Zucht demütig und lenkbar wurde, wie ein Kind. Ferner in der Rundschau drei Artikel: Der Wert der Kirche (Evangelische Rundschau). Rom und Bourges (Katholische Rundschau). Dieser letztere Artikel, offenbar katholischen Ursprungs, ist besonders interessant und beachtenswert. Endlich: Aus der Vorwelt; läßt Blicke thun in die verzweifelten Anstrengungen der Naturforscher, Affe und Mensch in Verwandtschaft zu bringen. Auch der Artikel: „Betrachtungen, die ein Bild in mir anregte," ist interessant und für die Sache der Scientisten eine wahrscheinlich willkommene Waffe der Verteidigung. Allseitig anregend, belehrend und bildend ist der Türmer in jeder Nummer.

P. S. Das Juliheft kam seitdem an und ist eben so trefflich an Inhalt, wie seine Vorgänger. Raummangel verbietet uns heute die ganze Inhaltsanzeige folgen zu lassen.

Theologischer Jahresbericht. Zwanzigster Band enthaltend die Litteratur des Jahres 1900. Erste Abteilung: Exegese. Berlin 1901. C. A. Schwetschke und Sohn.

Diese erste Abteilung bildet selbst wieder einen kleinen Band von 288 Seiten, wovon 194 auf die Besprechung der Litteratur zum Alten Testament kommen. Die Bezeichnung „Exegese" als Gesamttitel der vorliegenden Abteilung ist natürlich im weitesten Sinn zu nehmen. Die auf das Alte Testament bezügliche Litteratur wird unter folgenden Rubriken verzeichnet und zum Teil besprochen: 1. Allgemeines über Völker, Sprachen und Religionen des Morgenlandes. 2. Aegyptologie. 3. Assyriologie. 4. Arabisch und Aethiopisch. 5. Aramäische Dialekte. 6. Phönizisch. 7. Semitische Paläographie und Epigraphik. 8. Handschriften. Nachdem so die Litteratur der Hilfswissenschaften für die Erklärung des Alten Testaments behandelt ist, kommt die Litteratur über dieses selbst unter einer ganzen Reihe verschiedener Rubriken zur Behandlung. Zunächst kommt natürlich „Der Text" mit den Unterabteilungen, Textüberlieferung und Textkritik, sodann „Die Sprache" in Lexikographie und Grammatik, darauf „Die Einleitungswissenschaft und litterarische Kritik der Bücher des Alten Testaments." Nun folgt die Litteratur der „Auslegung" oder der Exegese im engern Sinn; ihr schließt sich die alttestamentliche Geschichte mit ihren Hilfswissenschaften an und dieser wieder die Israelitische Religionsgeschichte und alttestamentliche Theologie, worauf als Anhang noch „das Wichtigste" aus der Litteratur über das Judentum mitgeteilt ist.

Die neutestamentliche Forschung ist selbstverständlich nicht so weit verzweigt und verwurzelt und daher etwas leichter übersehbar. Es finden sich hier die Rubriken: Allgemeines, Text und Kanon, Hermeneutik, die Evangelienfrage, Einzelevangelien, Leben Jesu, Apostelgeschichte und Apostolisches Zeitalter, Paulus, katholische Briefe und Apokalypse und endlich Biblische Theologie des Neuen Testaments.

In dieser letzten Rubrik nimmt die bloße Anführung der Titel der betr. Bücher und Zeitschriftenartikel allein zweiundeinhalb Seiten ein; fast ebensoviel Raum wird zum gleichen Zweck unter den Rubriken: „Leben Jesu" und „Paulus" in Anspruch genommen.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 3. Band. St. Louis, Mo. November 1901.

Der Spiritismus.

Schon im Juliheft wurden Seite 319 drei Schriften von Dr. O. Riemann angezeigt, von denen eins das obige Thema behandelt, und wir sprachen die Absicht aus, darauf näher einzugehen in einer besonderen Abhandlung. Dieses Versprechen wollen wir nun zu erfüllen suchen bezüglich einer der drei Schriften. Wir beginnen mit der Schrift: Ein aufklärendes Wort über Spiritismus. Ein Vortrag an zwei Abenden in Berlin gehalten und nachträglich in erweiterter Form veröffentlicht.

Man muß von vornherein dem Verfasser beistimmen, wenn er es als eine Pflicht anerkennt, daß die ernsteste Forschung sich mit dem Problem beschäftigt, das der Spiritismus uns stellt. Aber wie er sagt: nur solche, welche die nötige Kraft und Ausrüstung zu einer wirklich unbefangenen und vorurteilsfreien Forschung besitzen, sollten sich an diese Arbeit machen, wozu außer einer guten Portion gesunden Menschenverstandes und dem wissenschaftlichen Rüstzeug, welches allein uns in den Stand setzt, mit den Mitteln und Methoden einer exakten Wissenschaft arbeiten zu können, auch ein gesundes und widerstandsfähiges Nervensystem gehört, da die hier notwendigen Untersuchungen auch an die Nerven unter Umständen sehr starke Anforderungen stellen. Und selbst von den so zur Erforschung des Spiritismus Qualifizierten wird man gern noch allen denen die in Rede stehende Pflichterfüllung erlassen, die sich nicht ganz besonders persönlich zu ihr berufen fühlen.

Auch Theologen müssen sich damit beschäftigen, da die Spiritisten ihr Treiben mit einem religiösen Nimbus umgeben und behaupten, mit Hilfe des Spiritismus gewisse religiöse Wahrheiten, wie die individuelle Fortdauer der Seele nach dem Tode erweisen zu können.

Der Verfasser hat, um sich ein möglichst sicheres Urteil bilden zu können, durch Teilnahme an zahlreichen spiritistischen Versammlungen und Zirkeln und deren Experimenten und fleißiges Studium der wichtigsten Werke der einschlägigen Litteratur sich möglichst gründlich zu informieren gesucht. Und was er so gefunden, sucht er in genannter Schrift zusammenzustellen und dabei sich von dem doppelten Interesse leiten zu lassen:

1. Die spiritistischen Phänomene als solche ins Licht zu stellen und soweit sie wirkliche Phänomene und keine bloßen Einbildungen sind, nach ihrem eigentlichen Wesen zu erklären.

2. Den vermeintlichen Nutzen, welchen die christliche Religion und Sittlichkeit nach der Meinung vieler christlich gesinnter Spiritisten vom Spiritismus haben sollen, zu würdigen.

Er will durch den Ton der Darstellung das freundliche Vertrauen ehren, welches sie ihm bewiesen, indem sie ihm den Zutritt auch zu den geheimsten Sitzungen gestatteten, ohne darum sich abhalten zu lassen in offenem, freiem Wort zu berichten, was er gefunden.

Wir können uns nun freilich nicht gestatten im einzelnen zu berichten, was der Verfasser gehört und gesehen bei den betreffenden spiritistischen Zirkeln. Er bekam Proben angeblicher Geisterphotogramme, hörte begeisterte und doch dabei triviale Tranceredon, sah und empfing Botschaften durch den Psychographen; wohnte auch Sitzungen bei, in welchen teils Geister erscheinen sollten, aber nicht erschienen, teils Geisterrapport stattfinden sollte, den er aber als positiven Betrug erkannte. Empört und angeekelt war er von dem heillosen Unfug, der mit Gebet, religiösem Gesang, Wort und Namen Gottes getrieben wurde; namentlich in solchen Sitzungen, wo man angeblich unselig verstorbene Geister bekehren und ihnen zur Seligkeit verhelfen wollte, indem man ihnen das kirchliche Beichtgebet vorsagte und sie nötigte, es nachzusprechen.

Doch das Ergebnis seiner Untersuchungen ist keineswegs ein rein negativ-kritisches. Er hat Phänomene beobachtet, bei denen jeder Zweifel an der Thatsächlichkeit ausgeschlossen war; dieselben waren teils physikalische, teils psychische. „Es erklangen Klopftöne so deutlich und der große Tisch, um den wir saßen, bewegte sich so sichtbar, ohne daß eine mechanische Bewegungsursache festgestellt werden konnte, daß ich als Thatsache zugeben muß, was mir dort als Thatsache entgegentrat."

Aber freilich während die Spiritisten abgeschiedene Geister als Erklärung für die Phänomene in Anspruch nehmen und mit großen und berühmten Namen um sich werfen, erklärt R., daß er bei seinen Beobachtungen und bei stets neuen Erfahrungen immer mehr überzeugt wurde, daß diese Phänomene keineswegs durch abgeschiedene Geister erzeugt werden — was ja auch gar zu traurig wäre, wenn unsere lieben Verstorbenen solch traurige Rolle zu spielen genötigt werden könnten.

Aber wie sind diese Phänomene zu erklären? Verfasser geht auf diese Frage ausführlich ein und zitiert auch eine ganze Anzahl Stellen aus wissenschaftlichen Werken, die sich mit dem Gegenstand beschäftigen.

Nach der Ansicht vieler neuerer Forscher ist es ein ganz eigentümlicher Lichtstoff, von Reichenbach Od genannt, der von den Nervenzentren teils der Medien, teils der Zirkelteilnehmer ausströmt und als die eigentliche bewirkende Ursache der physikalischen Phänomene in Anspruch zu nehmen ist. Was diese Forscher jetzt „Od" zu nennen belieben, hat man früher mit allerlei anderen Namen benannt: Nervengeist, Astralgeist, Nervenäther, Lebensmagnetismus u. s. w. Auf den Namen kommt's nicht an, die S a ch e ist dieselbe.

Bemerkenswert ist, was R. zitiert aus DuPrel: „Die Magie als Naturwissenschaft“: „Experimente lehren, daß mit dem odischen Träger die ganze psychische Essenz des Menschen exteriorisierbar ist, wobei zunächst die Lebenskraft odisches Gestaltungsmaterial so gut formen kann als im irdischen Leben am Zellenleib, die Modellierung des Phantoms aber auch durch den Gedanken bestimmt werden kann.“ — „Ich glaube berechtigt zu sein, den Trance als einen Zustand der Odentziehung bezeichnen zu dürfen; die Materialisation aber als eine Gestaltung des exteriorisierten Od. Wenn also das aus dem Medium geschöpfte Od dominiert, wird es als gestaltendes Prinzip dem Phantom eine mehr oder minder große Aehnlichkeit mit dem Medium verleihen, wie es Crookes bei Kate King beobachtet hat.“

Ein anderer Forscher, welcher den betreffenden Kraftträger oder die Substanz als ein Fluidum oder Agens bezeichnet, welches ähnlich dem leuchtenden Aether des Physikers alle Materie, ob nervös, organisch oder unorganisch durchdringe, schlägt dafür den Namen „Psychode“ vor, und für die Kraft, welche beim Fernwirken des menschlichen Geistes durch den Einfluß der „Psychode“ ausgeübt wird, hat er den Namen „elektrische Kraft“. Von den sich bewegenden Tischen sagt DuPrel: Der Tisch würde sich niemals bewegen, wenn nicht die menschliche Hand eine Odquelle (Od = animalischer Magnetismus) wäre, und das Od als bewegende Kraft aufträte. Die drehende Bewegung der Tische unter dem Einfluß einer Handkette ist nur die Resultante der gekreuzten odischen Einflüsse, die als bewegende Kraft auftreten. Und nicht nur die Bewegung bekommt der Tisch, sondern er schlägt auch die von den Anwesenden gewollte und verlangte Richtung ein. Hier zeigt sich also das Od als das physikalische Vehikel der Willensübertragung. Ein anderer erklärte: „Die fernwirkenden Kräfte im menschlichen Körper sind elektrischer Natur und darum auch den bekannten Gesetzen der Elektrizität unterworfen.“ „Wir behaupten, daß die menschliche Elektrizität (wieder ein anderer Name für Od u. dergl.), welche genau wie die Elektrizität außerhalb des Körpers Wellenbewegung ist, welche genau wie diese Bewegungs- und Wärmeerscheinungen hervorbringt, — daß sie genau auch wie diese die Eigenschaft der Fernwirkung besitzt, welche unter Hinweis auf das Markonische Experiment drahtloser Telegraphie ein ganz drastisches Vergleichsmoment für die Ueberstrahlung von Kraft — wie bei der Magnetisierung — und für die Ueberstrahlung von Kraftgebilden — wie bei der Hypnose — darbietet. . . .“ DuPrel: „Wie bei der elektrischen Induktion im Empfangsapparat alle Erscheinungen hervorgerufen werden können, die im Aufnahmeapparat geschehen, so werden auch im magnetischen Rapport alle organischen und psychischen Zustände des Agenten durch Fernwirkung übertragen.“ Ferner: „Jetzt nach der Entdeckung Röntgens über eine neue Art von Strahlen, kann ich mir vergnügt die Hände reiben. Strahlen und Odstrahlen sind sehr nahe verwandt, und Reichenbach hat bereits experimentell bewiesen, daß Od durch Metalle, Holzmassen und fleischige Teile hindurchgeht.“ Des Weiteren ist Suggestion, Fremdsuggestion und Autosuggestion zusammen das wirksame Mittel, um ein Medium in ganz falsche oder doch andere Vorstellungsbahnen zu bringen, die es dann selbstthätig weiter verfolgt in seinen Vorstellungen. Dr. Riemann ver-

weist aber namentlich sehr nachdrücklich auf ein Buch, welches in jüngster Zeit der Engländer Thomson Jay Hudson geschrieben: „Das Gesetz der psychischen Erscheinungen," von Eduard Hermann übersetzt und bei Arwed Strauch in Leipzig erschienen.

Derselbe legt zur Erklärung der psychischen Phänomene die Dualität des menschlichen Geistes zu Grund und unterscheidet ein subjektives und ein objektives Ich. Unter dem objektiven Ich versteht er, was man sonst „Vorder"- oder „Tagesbewußtsein" nannte; unter dem subjektiven: Das sonst „Hinter"- oder „Nachtbewußtsein" genannte Ich. Das letztere „nimmt Kenntnis von seiner Umgebung durch Mittel, welche von den fünf Sinnen unabhängig sind. Es erkennt durch Intuition. Es ist der Sitz der Emotionen und der Erinnerung. Es vollführt seine höchsten Funktionen, wenn die objektiven Sinne unthätig sind. Mit einem Worte, es ist jene Intelligenz, die sich in einem hypnotischen Subjekte manifestiert, wenn es im Zustande des Somnambulismus ist." „Die Thatsache nun, daß das subjektive Ich unseres Wesens fortwährend der Kraft der Suggestion unterworfen ist, bildet ihm das große Prinzip in der Psychologie, welches, recht verstanden und angewandt, jedes Rätsel lösen und jedes Dunkel in der labyrinthischen Wissenschaft der Seele erhellen wird, wenigstens so weit es der irdischen Intelligenz möglich ist, dasselbe zu durchdringen."

Doch wir müssen abbrechen mit den dargebotenen Erklärungen der spiritistischen Erscheinungen. Bemerken wollen wir nur, daß schon vor 18 Jahren der Schreiber dieses Artikel veröffentlichte, welche über die Dualität des menschlichen Geistes (Tages- und Nachtbewußtsein) ähnliche Gedanken entwickelten, wie sie jetzt von Hudson nur mit anderen Namen für dieselben Sachen vorgetragen werden.

Nur noch ein Wort über das Verhältnis von Spiritismus und Christentum. Nach dem Verfasser kann der „einzige Nutzen, den wir von der ganzen spiritistischen Bewegung für das Christentum gewinnen können, lediglich und ganz allein nur der sein, daß wir, nicht durch den Spiritismus, aber durch eine neue, wesentlich verbesserte Psychologie, zu der er anregt, und welche uns die Priorität und Superiorität des menschlichen Geistes, sein Frühersein, sein Stärkersein, sein Mehrsein wie der Körper und seine nur zeitweilige und auch im Zeitleben nur relative Abhängigkeit von demselben nachweist, den wissenschaftlichen Unterbau für unsere Unsterblichkeitshoffnung erhalten. Daß dies heute einem öden, geist- und gedankenlosen Materialismus gegenüber, der noch immer die Massen im Banne hält, ein Segen wäre, wer wollte das leugnen! Aber es darf auch nicht ungesagt bleiben, daß wir gläubigen Christen jener Hilfe recht gut entraten können, wir erfahren und erkennen es immer klarer, daß wir als Christen in unserem Herrn Jesu Christo und in seinem lebendigmachenden Geiste und in unserem persönlichen Glauben an ihn, d. h. in unserem persönlichen Einswerden mit ihm, den durchaus zureichenden Grund für unsere Hoffnungsgewißheit haben, und den Bürgen und die Bürgschaft für unser Ewigkeitsleben, auf welche voller Verlaß ist. Der Spiritismus kann uns in keiner Gestalt darin irgend etwas von Gewißheit geben, was wir nicht schon hätten." Das Christentum bedarf der Hilfsmittel des Spiritismus

nicht. „Es hat seinen großen Beweis in sich selbst. . . . An dem Jesus Christus in seinem Mittelpunkte würde die ganze Welt zu Grunde gehen müssen, wenn sie nicht durch ihn gesunden und das Leben gewinnen sollte; und sie wird durch ihn gesunden und das Leben gewinnen und der Spiritismus wird dabei kein Verdienst für sich in Anspruch nehmen können."

* * *

Wir haben soweit objektiv über das Buch von Dr. O. Riemann referiert. Und die Erklärung, welche er teils aus eigener Beobachtung für die spiritistischen Phänomene beibringt, teils aus den Schriften anderer Forscher, namentlich des Hudson hinzufügt, ist gewiß dem, der sich mit der Sache schon eingehend beschäftigt hat, sehr einleuchtend. Auf die Namen, die man der wirkenden Kraft beilegt, kommt es nicht an, sondern auf die geheimnisvolle Seelenkraft, welche so lange geleugnet oder ignoriert wurde von rationalistischen Forschern. Man wird freilich sich sagen müssen: „Suggestion ist auch wieder ein Wort, das erklären soll und das in jene Kategorie fällt, wovon Mephistopheles sagt:

Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein.

Besonders aber ein Bedenken entsteht bei dieser so durchaus rationellen Erklärungsweise der spiritistischen Kundgebungen. Es ist ja gewiß gut und nötig, so lange als möglich das Einwirken einer jenseitigen Geisterwelt in diese Sichtbarkeit auszuschalten, so lange es noch andere respektable Erklärungsgründe giebt für sonst wunderbare Vorgänge. Namentlich muß es der christlichen Erkenntnis, wie dem christlichen Gemüt von vornherein feststehen, daß selige Geister unmöglich für solch unwürdigen Sport und Kindereien zur Dienstleistung können herbeigerufen oder kommandiert werden von irgend einer noch so unwürdigen Kreatur, die sich Medium nennt. Aber andererseits entsteht für den gläubigen Christen, der diese Argumente folgerichtig ausdenkt, die ernste Frage: Was wird dabei aus den Wundern Jesu? Was wird aus der Beschaffenheit der Dämonischen im Neuen Testamente? Was wird aus den Teufelsaustreibungen Jesu und seiner Apostel? War das alles nur Gaukelspiel mit rein natürlichen, menschlichen Kräften? Sind jene Dämonischen durch Fremdsuggestion und Autosuggestion auf die Meinung gekommen, es seien böse Geister in sie gefahren? Hat Jesus durch eine machtvolle Gegensuggestion die falsche Suggestion aufgehoben und gebrochen? War er sich bewußt, daß keine Geister in den Besessenen hausten? Hat er sich nur der Anschauung der Zeitgenossen anbequemt, weil niemand, auch seine Jünger nicht reif waren für das Verständnis der Wahrheit, die jetzt erst unsere Gelehrten ausgetüftelt haben, daß nämlich die odische Kraft des Menschen so zu sagen der Spukgeist ist, der alle diese sonderbaren physikalischen und psychischen Phänomene erzeugt?

Mich dünkt, wir dürfen diese Fragen bloß andeuten, um zu zeigen, daß hinter diesen Dingen ein Hintergrund ist, der auch der rationellen Erklärung unserer Tage unzugänglich und verborgen bleibt. Und was ist dieser Hintergrund?

Bleiben wir bei Hudsons Terminologie, der von der Dualität des menschlichen Geistes redet und bei jedem Menschen ein objektives und ein subjektives Ich unterscheidet. Das objektive ist das rationelle Ich, das mit den fünf Sinnen arbeitet, dem der Denkapparat des Gehirns zur Verfügung steht. Nur durch die Sinne und die Denkkraft vermag es zu arbeiten. Das subjektive Ich ist das geheimnisvolle, mystische Ich, das mit jener endlich anerkannten geheimen Kraft wunderbare Leistungen vollbringt. Dieses subjektive Ich hat nun, so zu sagen, eine Vorderthüre, durch welche es in die Sinnenwelt dieser Sichtbarkeit hereinragt, hereingreift und hereinwirkt. Und das sind die Phänomene, welche das objektive Ich sinnlich wahrnehmen und nachprüfen kann. Auf Grund dieser Experimente erklärt das objektive Ich: Wir bedürfen keiner Geisterwelt, um diese Dinge zu erklären! Wir haben jenen geheimnisvollen alter ego entdeckt, das subjektive Ich, das so lange uns vexiert hat mit seinem Geisterglauben und haben gefunden: Es ist nichts dahinter als nur: das Od!

Wirklich nichts, rein nichts? Wer bürgt uns dafür, daß jenes subjektive Ich nicht auch noch eine Hinterthür hat, durch welche es in eine andere, die Geisterwelt, hineinragt, hineingreift und hineinwirkt? Und durch welche jene Welt umgekehrt hereinragt, hereingreift, hereinwirkt in das subjektive Ich? Ob nicht mutatis mutantis hier Hebels Wort vom Grabe gilt:

„Sell Plätzli hat a g'heime Thür
Und 's sin no Sachen ehne dra!"

Das kann der objektive Mensch nicht mehr kontrollieren, ob nicht ein geheimer Rapport zwischen dem subjektiven Menschen und einer jenseitigen Geisterwelt besteht; ob der subjektive Mensch nicht Wesen sieht, die der objektive absolut nicht sehen kann, weil eben Gleiches nur auf Gleiches wirkt. Kurz, der dämonische Hintergrund kann und darf darum nicht verkannt, wegdisputiert oder ignoriert werden, weil er sich der objektiven Experimentierkunst entzieht; sondern es muß das Bewußtsein bestehen bleiben, daß wir hier uns der Region nähern, wo Diesseits und Jenseits aneinander grenzen und wovon Schiller sagt:

Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister,
Sie liegen wartend unter dünner Decke
Und leise hörend stürmen sie herauf."

Uns will bedünken, daß wir sowohl gegen jene spiritistischen Lehren als auch gegen die neueren Erklärungen, wenn sie uns den Grund unter den Füßen wegziehen und das Hereinragen der Geisterwelt in unsere Welt leugnen wollen, gewappnet sein müssen. Die Wahrheit dieser Erklärungen können wir anerkennen, ohne uns darum irre machen zu lassen an den biblischen Berichten von Besessenen und deren Heilungen.

Die Frage von der Wiederbringung aller Dinge.

Von P. M. Ratsch.

Die biblische Lehre von der ewigen Verdammnis der Ungläubigen hat schon frühe in der christlichen Kirche Widerspruch gefunden und dieser Widerspruch ist auch bis heute nicht verstummt. Er hat Gestalt gewonnen in der Lehre von einer Wiederbringung aller Dinge, d. h. einer Wiederherstellung aller abgefallenen Wesen zu heiliger und seliger Gemeinschaft mit Gott. Nachdem Origenes diese Lehre zuerst wissenschaftlich vorgetragen hatte, folgten ihm darin eine Reihe der bedeutendsten Kirchenlehrer des Morgenlandes, wie Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa, Theodor von Mopsuestia und Chrysostomus. Auf der Synode von Konstantinopel im Jahre 543 als Irrlehre verdammt, wurde sie später von Scotus Erigena erneuert, blieb aber ohne weiteren Einfluß auf die scholastische und mystische Theologie des Mittelalters. In der Reformationszeit tauchte sie abermals unter den Wiedertäufern auf, wurde jedoch alsbald von sämtlichen Reformatoren auf das entschiedenste verworfen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hat sich nun dieselbe Lehre aufs neue erhoben und zwar zuerst in Verbindung mit Chiliasmus und Geisterlehre. Nach dem Vorgange des Lüneburger Superintendenten J. M. Petersen, bekannte sich zu ihr vor allem der württembergische Theosoph J. C. Oettinger und verschaffte ihr durch seinen Einfluß dauernden Eingang besonders unter den pietistischen Gemeinschaften Württembergs. Auch von rationalistischer und supranaturalistischer Seite wurde die Ewigkeit der Höllenstrafen bestritten oder wenigstens bezweifelt. Seitdem nun beim Beginn des 19. Jahrhunderts auch Schleiermacher für die Wiederbringung eingetreten war, hat dieselbe innerhalb der Kirche eine fortlaufende Reihe von Verteidigern gefunden. Namentlich in England und Nord-Amerika wurde die Frage nach der Dauer der Höllenstrafen in den letzten Decennien vielfach mit Lebhaftigkeit erörtert. Auch hat eine ganze Anzahl amerikanischer Sekten die Lehre von der Apokatastasis in ihr Bekenntnis aufgenommen; so die Universalisten, Unitarier, Protestanten, Tunker; ebenso auch die Schäker, Mormonen, Spiritualisten, christlichen Israeliten und Southcottianer.

Wir dürfen uns nicht wundern, daß diese Lehre trotz wiederholter kirchlicher Verwerfung immer wieder auflebt und gerade auf die tiefsinnigsten christlichen Denker und Schriftsteller eine besondere Anziehungskraft ausübt. Sind es doch die tiefsten Probleme des christlichen Denkens und die innersten Bedürfnisse des christlichen Gemüts, welche in diese Frage verflochten sind und vermag doch kein Unbefangener das Gewicht der Gründe zu verkennen, auf welche die Ansicht von der Apokatastasis sich stützt. Gewiß wird jeder ernst denkende Christ die Nötigung empfinden, sich mit dieser Frage auseinanderzusetzen, und auch wir wollen dies im folgenden versuchen.

Prüfen wir zunächst *die Aussprüche der Heiligen Schrift, welche für eine Wiederbringung aller Dinge angeführt werden*, so finden wir in einer ganzen Reihe derselben den Gedanken ausgesprochen, daß es der Gnadenwille Gottes und das Ziel des Heilswerkes Christi ist, alle Menschen aus ihrem sündlichen Verderben zu erlösen, zu Glie-

dern des Reiches Gottes zu machen und alle Kreaturen Himmels und der Erde unter Christi Herrschaft zu vereinigen. Daraus wird nun sofort zu Gunsten der Apokatastasis der Schluß gezogen, daß dieser Wille Gottes sich notwendig auch in jedem einzelnen verwirklichen und zuletzt alle gefallenen Geschöpfe ohne Ausnahme zum Heil in Christo führen müsse. Allein hierbei ist gänzlich übersehen, daß nicht Gottes Allmacht, sondern seine Gnade das Heil im Menschen wirkt, und daß der Erfolg dieses seines Wirkens stets von dem freien Verhalten des Menschen bedingt bleibt. Darum beweisen jene Stellen nichts für eine wirkliche Beseligung aller Menschen, vielmehr sind überall die Widerstrebenden selbstverständlich ausgenommen. Gott hat alles beschlossen unter die Sünde, damit er sich aller erbarme (Röm. 11, 32), und er will, daß allen Menschen geholfen werde (1 Tim. 2, 4); aber der Mensch muß sich von dem Erbarmen Gottes helfen lassen. Christus hat sich selbst gegeben für alle zur Erlösung (1 Tim. 2, 6), derselbe ist die Versöhnung für die Sünden der ganzen Welt (1 Joh. 2, 2), durch des Einen Gerechtigkeit ist die Rechtfertigung des Lebens über (d. h. für) alle Menschen gekommen (Röm. 5, 18); aber der Mensch muß diese Erlösung von Sünden, diese Versöhnung mit Gott, diese Rechtfertigung des Lebens im Glauben annehmen. Christus will nach seiner Erhöhung alle zu sich ziehen (Joh. 12, 32) und auch die andern Schafe herführen, damit es Eine Herde und Ein Hirte werde (Joh. 10, 16). Allein der Mensch muß der Stimme seines Wortes und dem Zuge seines Geistes willig folgen. Alle Dinge sollen unter Ein Haupt verfasset werden in Christo, beides im Himmel und auf Erden (d. h. Engel und Menschen; Eph. 1, 10, vgl. V. 20—23); alles soll versöhnt werden zu ihm im Himmel und auf Erden (d. h. die heiligen Engel mit den begnadigten Menschen, Kol. 1. 20); in seinem Namen sollen alle Knie sich beugen und alle Zungen ihn als den Herrn bekennen im Himmel und auf Erden und unter der Erde (Phil. 2, 10) und damit den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren (Joh. 5, 23); aber nicht durch Zwang, sondern durch freie Hingabe soll der Mensch ein Eigentum Jesu Christi werden und ihm als seinem Herrn und König huldigen. Bleibt die Bedingung unerfüllt und nimmt der Mensch das dargebotene Heil nicht an, so bleibt auch Gottes Gnadenwille an ihm unerfüllt, Gott kann's nicht hindern. So sind auch in Offb. 5, 13, wo die Erfüllung dieser Weissagungen geschildert wird, trotz der ganz allgemein lautenden Ausdrücke dennoch die Ungläubigen selbstverständlich ausgeschlossen, wie die Vergleichung mit 1, 7 deutlich zeigt. Zwar sagt der Heiland über das Seligwerden zu seinen Jüngern: „Bei Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich" (Matth. 19, 26) und meint damit, daß Gottes Gnade auch die stärksten Sündenbanden brechen und die größten Hindernisse überwinden kann, die einem Menschen auf dem Weg zum Heil entgegenstehen. Wohl sagt auch Paulus Röm. 5, 20: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden." Aber diese Macht kann Gottes Gnade nur beweisen, wo ein Herz sich dieser Gnade öffnet. Stößt der Mensch sein Heil zurück, dann ist es nicht die Uebermacht der Sünde, nicht die Ohnmacht der Gnade, die ihn am Seligwerden hindert, sondern einzig und allein nur sein Nichtwollen.

Wir kommen zu einer zweiten Reihe von Schriftstellen, welche in prophetischem Ton von der Vollendungszeit des Reiches Gottes reden und eine Aufhebung aller widergöttlichen Mächte, sowie eine vollkommene Herrschaft Gottes über alle geschaffenen Wesen als wirklich eintretend weissagen. Hier hat die allgemeine Form der Aussprüche dazu verleitet, sie ohne Unterschied auf alle Menschen, ja auch auf die gefallenen Engel zu beziehen und sie als Weissagungen einer unbeschränkten Wiederbringung aller Dinge aufzufassen. Indes lehrt eine genauere Beachtung des Zusammenhangs, daß hier überall nur von der Entwicklung der Dinge innerhalb des Gottesreichs die Rede ist und dabei von den Dingen außerhalb desselben ganz abgesehen wird. Wenn es 1 Kor. 15, 22 heißt: „Denn gleichwie sie in Adam alle sterben, so werden sie in Christo alle lebendig werden,“ so zeigt die innige Beziehung zu V. 18, 20 und 23, daß wir bei letzteren nur an die zu denken haben, „die in Christo schlafen“ und daher bei der Auferstehung „Christo angehören“.

Nach V. 25. 26 „muß Christus herrschen, bis daß er alle seine Feinde unter seine Füße lege. Der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod.“ Dies bedeutet nicht eine Gewinnung der feindlichen Mächte für Christum und sein Reich, sondern eine Niederwerfung ihrer Herrschaft und gänzliche Ausschließung aus Christi Reich. Dies zeigt deutlich die Erwähnung des „Todes“ als einer dieser Feinde, sowie der ursprüngliche Sinn der angeführten Stelle aus dem Alten Testament, Ps. 110, 1. Daß aber unter der Aufhebung des Todes nicht etwa zugleich die Vernichtung der Verdammnis als des e w i g e n Todes und damit eine schließliche Beseligung aller geschaffenen Wesen zu verstehen ist, geht deutlich aus den triumphierenden Schlußworten, V. 55, hervor, die offenbar nur vom leiblichen Tode reden. Für die Seligen wird es keinen Tod und keine Hölle mehr geben. So ist unsere Stelle eine Parallele zu Offb. 20, 14 (Und der Tod und die Hölle wurden geworfen in den feurigen Pfuhl); 21, 4 (Und der Tod wird nicht mehr sein); Jes. 25, 6 (Denn er wird den Tod verschlingen ewiglich); Hosea 13, 14 (Aber ich will sie erlösen aus der Hölle und vom Tode. Tod, ich will dir ein Gift sein; Hölle, ich will dir eine Pestilenz sein).

Nun heißt es nach 1 Kor. 15, 27. 28: „Denn er hat ihm alles unter seine Füße gethan. Wenn aber alles ihm (Christo) unterthan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst unterthan sein dem, der ihm alles untergethan hat, auf daß Gott sei alles in allen.“ In den ersten Worten führt hier Paulus ein zweites, ähnlich lautendes Psalmwort an (Ps. 8, 7), das er aber nicht, wie das vorige, mit καταργεῖν sondern mit ὑποτάσσειν erklärt. Dies bedeutet nicht ein gewaltsames Niederwerfen und Vernichten, sondern ein Unterthanmachen zu vollkommenem, willigem Gehorsam, wie es der ursprüngliche Sinn dieser Psalmstelle und die Erwähnung Christi selbst als Unterthan Gottes erfordert. Nach der Niederwerfung und dem Ausschluß aller feindlichen Gewalten aus seinem Reich wird Christi Wille der allein bestimmende in seinen Unterthanen sein. Vergl. Eph. 1, 22. Nach der Ueberantwortung des Reiches an den Vater wird dann dieser in demselben Sinne alles in allen sein. Der Ausdruck τὰ πάντα ἐν πᾶσιν ist daher nicht allgemein im Sinne der Apokatastasis zu fassen, sondern auf das Gebiet des Reiches Gottes zu beschränken. Ganz ähn=

lich heißt es Eph. 1, 22. 23, wo die Beschränkung auf die Gemeinde des Herrn noch deutlicher hervortritt: „Und hat alle Dinge unter seine Füße gethan und hat ihn gesetzt zum Haupt der Gemeinde über alles, welche da ist sein Leib, nämlich die Fülle des, der alles in allen erfüllet."

Daß auch der Ausspruch Offb. 21, 5: „Siehe, ich mache alles neu," nur auf das Reich der Seligen und Vollendeten zu beschränken ist, zeigt die Vergleichung mit V. 8 und mit 22, 15, wo trotz des neuen Himmels und der neuen Erde, sowie des neuen Jerusalems von dem noch vorhandenen Feuerpfuhl und denen, die da draußen sind, geredet wird.

Als letzte Stelle haben wir nun noch Ap=Gesch. 3, 21 zu betrachten. Dort sagt Petrus von Christo: „Welcher muß den Himmel einnehmen ἄχρι χρόνων ἀποκαταστάσεως πάντων ὧν ἐλάλησεν ὁ θεός u. s. w. Es ist dies die Stelle der Heiligen Schrift, aus welcher die Bezeichnung für die ganze Lehre von der ἀποκατάστασις πάντων entnommen ist. Was nun die hier erwähnte ἀποκατάστασις betrifft, so ist sie offenbar der Sache nach dasselbe wie παλιγγενεσία (Matth. 19, 28) und αἰών μέλλων (Matth. 12, 32 u. a.) und bezeichnet eine Neugestaltung aller Verhältnisse, wie sie die Frommen des jüdischen Volkes auf Grund der prophetischen Weissagungen vom Messias erhofften. Sie verstanden darunter eine Wiederherstellung der Theokratie zu politischer Selbständigkeit und Herrlichkeit, sowie zu religiöser und sittlicher Reinheit und zugleich eine Verklärung der sichtbaren Welt zur ursprünglichen Vollkommenheit. Da sich jedoch mit dieser Idee überall die Vorstellung eines gleichzeitig erfolgenden Gerichts über alle Feinde des Gottesreichs verband (vgl. Dan. 7, 26; 2, 2; Luk. 1, 71. 74), so ist der Gedanke an eine Zurückführung aller gefallenen Geschöpfe zur Gemeinschaft mit Gott von vornherein ausgeschlossen. Außerdem bleibt es fraglich, ob das Relativpronomen ὧν statt mit χρόνων, nicht vielmehr mit πάντων zu verbinden ist, und dies letztere dadurch ausdrücklich auf die Dinge beschränkt wird, von deren Wiederherstellung Gott durch seine heiligen Propheten geredet hat. Damit ist auch die letzte biblische Stütze für die Apokatastasis gefallen, und unsere Untersuchung hat gezeigt, daß keine einzige der angeführten Stellen auch nur eine Andeutung der genannten Lehre enthält.

Bei weiterer Betrachtung werden wir nun aber sogar finden, *daß die Heilige Schrift diese Lehre ganz entschieden ausschließt.* Unvereinbar ist dieselbe von vornherein mit der Lehre vom jüngsten Gericht. Daß ein solches am Ende dieser Weltentwicklung stattfinden und in einer ewigen Scheidung der Frommen und Gottlosen, der Seligen und Verdammten bestehen wird, bezeugt die Heilige Schrift mit klaren, unzweideutigen Worten, die keinen Zweifel übrig lassen. Wann sollte nun eine ἀποκατάστασις πάντων stattfinden? *Vor* das Weltgericht gestellt, würde sie das letztere vollständig überflüssig machen, da es ja alsdann nichts mehr zu scheiden und zu richten gäbe. *Nach* dem Weltgericht erfolgend aber könnte sie nur in einer Erlösung der Verdammten bestehen und würde das Urteil des letzten Richters aufheben, das auf *ewige* Verdammnis lautet. Dies letztere wird mit aller Bestimmtheit in den zahlreichen Stellen ausgesprochen, die von einem ewigen Feuer, einer ewigen Pein, einer ewigen Qual, einer ewigen

Finsternis, einem ewigen Verderben, einer ewigen Schmach und Schande reden. (Matth. 3, 12; 18, 8; 25, 41. 46; Mark. 9, 43. 45; 2 Theff. 1, 9; 2 Petr. 2, 17; Judä 6, 7. 13; Offb. 14, 11; 20, 10; Dan. 12, 2.) Im Urtext steht an diesen Stellen meist αἰώνιος; einmal ἀΐδιος, zweimal εἰς αἰῶνα, zweimal εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰώνων, einmal עוֹלָם.

Hier behaupten nun die Verteidiger der Apokatastasis, daß diese Worte keineswegs mit Notwendigkeit eine Zeitdauer ohne Ende bedeuten müßten, sondern ebensogut auch von einem sehr langen, schließlich aber zu Ende gehenden Zeitraum verstanden werden könnten. Sie berufen sich dafür auf den Gebrauch des hebräischen עוֹלָם, das gleichfalls diese doppelte Bedeutung habe. Dieser abgeschwächte Sinn des Wortes soll nun allen jenen Stellen zu Grunde liegen, welche von der ewigen Verdammnis handeln. Dagegen ist jedoch folgendes zu sagen. Im Hebräischen hat עוֹלָם den relativen Sinn nur dann, wenn es auf irdische Dinge und Verhältnisse angewendet wird, die an sich vergänglich sind (z. B. 1 Sam. 1, 22), nicht aber in Bezug auf jenseitige Dinge, wie z. B. von Gott (Ps. 90, 2), wo es stets im absoluten Sinne steht. Ebenso hätten auch wir nur dann ein Recht, von einem Ende der ewigen Verdammnis zu reden, wenn es in ihrem Wesen läge, endlich zu sein, was aber nicht bewiesen ist. Vielmehr haben wir dieselbe zu den unsichtbaren Dingen zu rechnen, von denen Paulus 2 Kor. 4, 18 sagt: „Was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.“ Ferner aber ist der modifizierte Gebrauch jener Wörter im Neuen Testamente nirgends nachzuweisen, also haben wir auch kein Recht, ihn bei diesen Stellen einer fraglichen Theorie zu Liebe anzuwenden. So werden diese Ausdrücke gleicherweise vom ewigen Leben gebraucht, wie von der ewigen Verdammnis; werden sie nun dort in ihrem vollen Sinn genommen, so dürfen wir auch hier ihre Bedeutung nicht willkürlich abschwächen. Dies darf am Wenigsten an solchen Stellen geschehen, wo sie in beiden Beziehungen nebeneinander doppelt stehen, wie עוֹלָם in Dan. 12, 2 und αἰώνιος in Matth. 25, 46. Eine Verschiedenheit des Sinnes hätte hier müssen notwendig angedeutet werden, wenn sie überhaupt beabsichtigt gewesen wäre. Endlich aber wird an einer Stelle (Judä 6) statt αἰώνιος das synonyme Wort ἀΐδιος gebraucht, und zwar gerade von den „ewigen Banden der Finsternis“; ἀΐδιος aber kann nicht anders, als im absoluten Sinne genommen werden und giebt uns somit die authentische Erklärung von αἰώνιος in seiner Anwendung auf die ewige Verdammnis.

Dazu kommt nun aber, daß die endlose Dauer der Verdammnis noch durch eine Reihe anderer Ausdrücke bezeichnet wird, welche über ihre Bedeutung keinen Zweifel zulassen. Wenn Mark. 9, 44. 46 die Qualen des höllischen Feuers mit den Worten des Jesaias (66, 24) geschildert werden: „Da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöscht, so ist damit alle Möglichkeit abgeschnitten, ein Ende dieser Qualen anzunehmen. Wenn der Heiland über den Verräter das furchtbare Wort ausspricht: „Es wäre ihm besser, daß derselbe Mensch noch nie geboren wäre“ (Matth. 26, 24), so ist damit eine Rettung des Judas zur Seligkeit für alle Zeiten ausgeschlossen. Wenn es nach 1 Joh. 5, 16 eine Sünde zum Tode giebt, für die wir nicht bitten sollen, so kann dies nur von einer Sünde gelten, welche keine Vergebung fin-

det und darum die ewige Verdammnis nach sich zieht. So hat ja auch der Heiland selbst für das „verlorne Kind" nicht mehr gebetet, als er im hohenpriesterlichen Gebet die andern Jünger seinem Vater an das Herz legte. Wir erfahren auch aus seinem Munde, daß diese ewig unvergebbare Sünde keine andere ist, als die Sünde wider den Heiligen Geist, wenn er Matth. 12, 31. 32 spricht: „Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben, aber die Lästerung wider den Geist wird den Menschen nicht vergeben. Und wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben; aber wer etwas redet wider den Heiligen Geist, dem wird es nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt." (Vgl. Mark. 3, 28.) So bestimmt auch dieser Ausspruch lautet, so suchen doch die Apokatastatiker denselben in ihrem Sinne umzudeuten, indem sie die letzten Worte so auslegen, als werde diese Sünde zwar nicht in der gegenwärtigen und auch nicht in der zunächst kommenden Weltperiode Vergebung finden, wohl aber vielleicht in einem der später folgenden Aeonen. Dieser Deutung widerspricht nun aber ganz entschieden V. 31, wo der Heiland ganz bestimmt und ohne jede Einschränkung sagt: „Die Lästerung wider den Geist wird den Menschen nicht vergeben," d. h. also überhaupt nicht. Diese absolute Aussage soll durchaus nicht abgeschwächt werden, wenn bei der Wiederholung im folgenden Vers hinzugefügt wird: οὔτε ἐν τούτῳ τῷ ἀιῶνι, οὔτε ἐν τῷ μέλλοντι; dieser Zusatz soll vielmehr den furchtbaren Ernst derselben noch verstärken. Nicht ein früheres und ein späteres Vergeben sollen einander entgegengesetzt werden, sondern die Vergebbarkeit der einen und die Nichtvergebbarkeit der andern Sünde.

Aber es ist auch eine ganz willkürliche Annahme, daß auf den αἰὼν μέλλων noch spätere Aeonen folgen sollen. Aeonen im Sinne von Weltperioden kennt das ganze Neue Testament streng genommen nur zwei; eben den αἰὼν οὗτος, der mit der Schöpfung der Welt beginnt, und den αἰὼν μέλλων, der mit der Wiederkunft Christi anhebt. Und das eben ist der durchgreifende Unterschied zwischen beiden, daß jener seinem Wesen nach zeitlich, dieser seinem Wesen nach ewig ist. Wird aber die Pluralform αἰῶνες gebraucht, so bezeichnet dieselbe entweder im engern Sinne die einzelnen Weltalter des gegenwärtigen Aeon, wo dann auch von einem Ende der Aeonen geredet wird (1 Kor. 10, 11; Hebr. 9, 26). Wird aber αἰῶνες auf die zukünftige Welt angewendet, so könnte es ebenso die einzelnen langen Zeiträume des αἰὼν μέλλων bedeuten. In diesem Sinne steht es vielleicht Judä 25, wo εἰς πάντας τοὺς αἰῶνας dem vorhergehenden πρὸ παντὸς τοῦ αἰῶνος zu entsprechen scheint. Allein gerade hier ist durch das hinzugefügte πάντας der gesamte αἰὼν μέλλων wieder in Eins zusammengefaßt. An den andern Stellen aber steht es durchgängig in dem Sinne von „Ewigkeiten" oder „Ewigkeiten der Ewigkeiten", eine nach Analogie hebräischer Redeweise gebildete solenne Erweiterung des einfachen εἰς (τὸν) αἰῶνα. Dagegen bedeutet die Singularform αἰὼν stets den einen oder den andern der beiden Aeonen in seiner Totalität. Hierdurch ist die Möglichkeit von weiteren Aeonen ausgeschlossen und damit auch die Möglichkeit einer Sündenvergebung nach dem Weltgericht, ebenso wie die Möglichkeit einer Errettung aus der ewigen Verdammnis.

Durch die bisherigen Erörterungen haben wir uns also überzeugt, daß

die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge nicht in Gottes Wort gegründet ist, daß letzteres vielmehr klar und deutlich eine ewige Verdammnis lehrt. Dieser Lehre gegenüber erheben sich nun allerdings eine ganze Reihe von Schwierigkeiten, wenn wir dieselbe *im Zusammenhange mit der übrigen christlichen Wahrheit* betrachten, und zwar sind dies zum Teil Schwierigkeiten, die sich, wie es scheint, auf keine andere Weise befriedigend lösen lassen, als durch die oben abgewiesene Lehre von der Apokatastasis. Eine ewige Verdammnis scheint vor allem unvereinbar mit dem *Wesen Gottes*, wie uns die Heilige Schrift dasselbe offenbart. Streitet es nicht gegen *Gottes Allmacht*, wenn es Geschöpfe giebt, an denen er seinen Heilswillen nicht durchzuführen vermag, die sich vielmehr ewig in ihrem Widerstreben gegen ihn behaupten? Bekunden sie nicht damit eine Macht, die sie Gott gleich, ja ihm überlegen erscheinen läßt? — Doch dieser Widerspruch löst sich bei näherer Betrachtung des Zustandes der Verdammten. Derselbe ist nicht ein Zustand höchster Freiheit und Machtvollkommenheit, sondern im Gegenteil ein Zustand völliger Gebundenheit und Machtlosigkeit. Sie sind machtlos gegenüber der Sünde, aus deren Knechtschaft sie sich nicht mehr befreien können; sie sind machtlos gegenüber den Qualen, die sie wider ihren Willen dulden müssen; sie sind machtlos gegenüber der Vollendung des Gottesreiches, dessen Ziel sie nicht mehr hindern, dessen ungetrübte Harmonie sie nicht mehr stören können. So ist ihr ewiges Beharren in der Sünde nicht ein Beweis von einer ihnen innewohnenden, Gott ebenbürtigen Macht, sondern offenbart nur ihre absolute Ohnmacht gegenüber dem allein herrschenden allmächtigen Gotteswillen.

Allein, wird weiter eingewendet, ist es nicht ein Widerspruch gegen *die göttliche Gerechtigkeit*, wenn Gott auf zeitliche Vergehen der Menschen ewige Strafen folgen läßt? Und ist es nicht auch eine Ungerechtigkeit, wenn die geringsten wie die schwersten Sünden von derselben Strafe endloser Verdammnis getroffen werden? Indes es handelt sich hier eben nicht um eine größere oder geringere Summe bloßer Einzelsünden. Ein tieferer Einblick in das Wesen der Sünde zeigt, daß alle einzelnen Uebertretungen einen sündigen Gesamtzustand des Menschen erzeugen, der in unaufhaltsamem Wachstum begriffen ist und, wenn die rettende Hand der Gnade verschmäht wird, zu einer unheilbaren Verhärtung in der Sünde führt. So vollendet sich zuletzt alle Sünde in der Sünde wider den Heiligen Geist, die eine ewige Sünde ist und darum auch gerechter Weise eine ewige Strafe nach sich zieht. Hiergegen können die Stellen Matth. 5, 26 und 18, 34 nichts beweisen. Zwar in der ersteren Stelle könnten wir noch zweifeln, ob an ein wirkliches Herauskommen des Schuldners aus dem Kerker gedacht ist, oder nur die Vollziehung strengsten Rechts bezeichnet werden soll. Doch der Zusammenhang der zweiten Stelle zeigt ganz unzweideutig, daß der Knecht, der ja „nicht hatte zu bezahlen", niemals aus der Hand der Peiniger Befreiung finden wird. Dies ist entscheidend auch für die Auslegung der ersten Stelle.

Doch nicht nur um Gottes Allmacht und Gerechtigkeit handelt es sich bei unserer Frage, sondern auch um *Gottes Liebe*. Weil Gott die Liebe ist, will er die Beseligung aller persönlichen Geschöpfe. Dies ist das höchste

Ziel all seines Thuns und Wirkens seit Erschaffung der Welt; in der Erreichung dieses Ziels besteht dereinst die Weltvollendung. Wenn es nun Wesen giebt, die ewig fortfahren, sich gegen diese Beseligung zu verschließen, liegt darin nicht eine Schranke, die diese Liebe in Ewigkeit nicht überwinden kann? Fordert es nicht die Idee dieser Liebe, daß sie die Macht besitze, zuletzt alle ohne Ausnahme in ihre beseligende Gemeinschaft hineinzuziehen? Allein es liegt im Wesen wahrer Liebe, daß sie freie Hingebung an andere ist und darum auch nur eine freie Hingebung der andern zu gewinnen sucht. Jeder Zwang auf der einen oder andern Seite würde sie in ihrem innersten Sein zerstören und zu einem bloßen Naturtriebe ohne sittlichen Wert erniedrigen. So kann auch Gottes Liebe trotz der überschwänglichen Fülle ihrer Gaben nicht die Macht besitzen, sich die Hingebung der freien Geschöpfe zu erzwingen, um sie zuletzt alle zu beseligen. Dadurch würde ihrer Freiheit Gewalt angethan werden und die ganze sittliche Entwicklung der Menschheit zu einem bloßen Naturprozeß herabsinken, der nach den Gesetzen der Notwendigkeit verläuft. Als darum Gott in seiner ewigen Liebe es sich zum Ziele setzte, eine Welt persönlicher Wesen zu schaffen und sie zur Beseligung in seiner Gemeinschaft zu führen, so konnte er die Möglichkeit nicht ausschließen, daß ein Teil derselben sich ewig seinem Liebeswillen widersetzen würde.

Muß es nun aber nicht die Liebesfreude Gottes trüben, wenn er an so vielen die Erfahrung machen muß, daß alle seine Liebesarbeit ihren Zweck verfehlt, und er, statt sie zu beseligen, sie auf ewig muß verloren geben? — Hier dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß Gottes Liebe eine heilige Liebe ist, die ihre Freude und ihr Wohlgefallen nur am Guten hat und die nur so lange einem Geschöpfe gegenüber sich behaupten kann, als in ihm trotz aller Sünde doch das Gute noch nicht völlig ausgetilgt ist. Hier kann sie sich um des vorhandenen Guten willen noch als trauernde, erbarmende, verschonende, rettende Liebe äußern und bethätigen und, wo sie Eingang findet, dem Guten zum Siege verhelfen. Ihren Verächtern gegenüber aber muß sich Gottes heilige Liebe ihre Unverletzlichkeit bewahren, indem sie sich von ihnen abwendet und sie von sich ausschließt; sonst würde sie sich wegwerfen und sich ihres eigenen Wertes berauben. Könnte Gott auch an den Verächtern seiner höchsten Liebe, wie sie in Christo offenbar geworden ist, noch Wohlgefallen haben, so würde diese Liebe ihr eignes Werk für überflüssig erklären. Wo die Sünde wider den Heiligen Geist begangen ist und sich dadurch der Sünder unauflöslich mit dem Bösen identifiziert hat, welches Gegenstand von Gottes Abscheu ist, da ist jedes Liebesband zwischen Gott und dem Geschöpf zerschnitten. Wo die ewige Liebe alle Mittel der Rettung erschöpft hat und auch ihre größten Opfer mutwillig mit Füßen getreten sieht, muß jede Teilnahme, jede Trauer, jedes Erbarmen ihrerseits erlöschen und sich in Zorn und Verdammnis verkehren.

Doch erhebt sich hier die neue Frage: Wie reimt es sich mit Gottes Liebe, daß er diese Verlorenen überhaupt geboren werden läßt, da er doch nach seiner Allwissenheit von Ewigkeit her weiß, daß ihr Ende die Verdammnis sein wird? — Auf diese allerdings sehr schwierige Frage wird sich kaum eine völlig befriedigende Antwort geben lassen, denn sie führt uns in Tiefen der

Gottheit hinein, die sich unserer irdischen Erkenntnis nie ganz enthüllen werden. Doch wäre etwa folgendes zu erwägen. Das Beispiel des Judas zeigt uns deutlich, daß auch die Bösen mit all ihrem Thun dem Reiche Gottes dienen müssen, wenngleich sie selbst in Ewigkeit verloren gehen. Ihr Dasein und ihr Wirken ist so eng mit Gottes Heilsplan verwoben, daß wir sie nicht daraus hinwegdenken können. Wie er eines Judas als Werkzeug bedurfte, so bedarf er noch immer solcher Individuen, in denen sich die Macht der Sünde in ihren letzten furchtbarsten Konsequenzen offenbart, um durch sie bei anderen seine Heilsabsichten auszuführen. Wir dürfen wohl auch hier an König Pharao (2 Mos. 9, 16) und an den reichen Mann (Luk. 16, 19 f.) denken. So mögen viele solcher ewiglich Verlorenen in Gottes Diensten stehen, der sie für seine Zwecke nicht entbehren kann. Hätte Gott nun diese alle nicht sollen geboren werden lassen, um ihnen die ewige Verdammnis zu ersparen? Dann aber hätte er auch seinen Heilsratschluß müssen unausgeführt lassen, ja er hätte überhaupt keine Welt mit persönlichen Wesen schaffen dürfen, von denen er voraussah, daß sie in Sünde fallen und ohne Erlösung rettungslos verloren gehen würden. Dann hätte er auch Millionen und aber Millionen von Geschöpfen unerschaffen lassen müssen, von denen er im voraus erkannte, daß sie sich würden retten lassen. Damit aber hätte er sie auch ihrer Seligkeit beraubt und dies hätte seiner Liebe widersprochen. Sollte er den Würdigen ihr eigenes Dasein und seine beseligende Liebe versagen, um die Unwürdigen vor Strafe und Gericht zu bewahren? Sollte er das Gottesreich, das er in Herrlichkeit vollendet vor sich sah, im Nichts verschlossen halten, nur damit die Verächter nicht davon dürften ausgeschlossen werden? Nein; seine Liebe zu den Erlösten ließ ihn seinen Ratschluß ausführen, und die Bosheit der Verworfenen durfte ihn nicht daran hindern. Nicht sein Erbarmen hatten sie verdient, sondern seinen Zorn.

Ein weiterer Einwurf gegen die Annahme einer ewigen Verdammnis wird aus dem Wesen des Erlösungswerkes Christi abgeleitet. Alle Menschen, sagt man, sind ursprünglich gleichen Wesens; auch das sündliche Verderben ist bei allen wesentlich dasselbe; ebenso trägt die Erlösung in sich die gleiche Kraft des Heils für alle. Folgt daraus nicht mit Notwendigkeit, daß auch der schließliche Erfolg bei allen muß der gleiche sein? — Dagegen ist zu erinnern, daß auch die Kraft von Christi Erlösung nicht unwiderstehlich wirkt, sondern überall durch das freie Verhalten des Menschen ihr gegenüber bedingt ist. Die Heilsgnade bricht zuerst die Macht der Sünde in dem Menschen nur insoweit, daß er des Gebrauches seiner Freiheit wieder mächtig wird. Das Weitere hängt dann davon ab, ob der Mensch die neu erlangte Freiheit zu seinem Heil gebraucht, oder zu seinem Verderben; mit andern Worten: ob er sich für Christum entscheidet oder gegen ihn. Im ersten Falle kann die Gnade das von ihr begonnene Werk fortsetzen und zuletzt vollenden; im andern Falle wendet sich die Gnade von dem Menschen ab und dieser geht verloren. So gehen die Menschen, die ursprünglich eines und desselben Wesens waren, durch den verschiedenen Gebrauch der Freiheit und durch das verschiedene Verhalten der Erlösungsgnade gegenüber in zwei völlig entgegengesetzte Wesensklassen auseinander.

Endlich weist man hin auf die Idee des Reiches Gottes und sagt, das Reich Gottes sei seiner Bestimmung nach ein Organismus, bestehend aus zahllosen mannigfaltigen Gliedern, an denen jedes an seiner Stelle mit den andern zusammenwirke für das eine große Ganze. Nun seien von Gott alle Menschen für sein Reich geschaffen, jedem einzelnen sei nach seiner Individualität seine besondere Stelle darin zugedacht; darum dürfe in der Vollendung desselben keiner an seinem Platze fehlen. — Allein trotzdem, daß viele der ursprünglich für das Gottesreich bestimmten Glieder verloren gehen, braucht dennoch keine Lücke in dem vollendeten Organismus desselben zu entstehen. Vielmehr hat es Gott nach seiner schöpferischen Macht und Weisheit vollkommen in der Hand, durch Schaffung neuer Individuen die verlornen zu ersetzen und damit fortzufahren, bis dem Organismus alle seine wesentlichen Glieder zugewachsen sind. Daß Gott auf diesem Wege trotz der kreatürlichen Freiheit zuletzt zum Ziel gelangen werde, kann uns nicht zweifelhaft sein. Denn hätte Gott nicht von Ewigkeit her das Reich der Seligen als vollendet geschaut, er würde diese Welt niemals geschaffen haben.

Es liegt uns nun noch ob, eine Reihe von Einwürfen zu beleuchten, welche von dem Wesen des Menschen hergenommen sind. Man sagt, daß eine ewige Verdammnis als notwendige Folge einer beharrlichen Verstockung nicht mit der Freiheit des Menschen bestehen könne. Die Freiheit gehöre zum Wesen des Menschen und sei daher für ihn in alle Ewigkeit unverlierbar. Man könne ihm daher zu keiner Zeit die Möglichkeit absprechen, sich vom Bösen abzuwenden und wiederum das Gute zu ergreifen, sei es auch erst im Jenseits nach Gericht, Verdammnis und langer tiefer Unseligkeit. — Könnte aber so der Mensch niemals im Bösen fest werden, so könnte er es auch im Guten nicht und es würde weder eine ewige Verdammnis, noch eine ewige Seligkeit geben. Allein es widerspricht aller Erfahrung, wenn die Freiheit des menschlichen Willens als eine stets sich gleichbleibende Willkür und fortwährende Unentschiedenheit zwischen Gut und Böse aufgefaßt wird. Jede gute oder böse That wirkt nicht nur nach außen, sondern auch nach innen auf den Willen selbst und erzeugt dort einen Zustand, der bei jeder neuen That in derselben Richtung mitwirkt und dadurch sich immer mehr befestigt und verstärkt, bis er zuletzt den Charakter der Unveränderlichkeit annimmt. So ist namentlich die Zurückweisung der Gnade Gottes, die in der Lästerung des Heiligen Geistes sich vollendet, eine That von so furchtbarer Rückwirkung auf den sündigen Willen, daß eine vollständige Verstockung im Bösen eintritt und eine Umkehr nicht mehr möglich ist. Und wenn wir uns vergegenwärtigen, bis zu welchem Grade sündlicher Verhärtung es bei einem Menschen schon in diesem Leben kommen kann, wenn wir an die zahllosen Opfer jammervoller Sündenknechtschaft denken, die uns das tägliche Leben vor Augen führt, dann werden wir es nicht mehr für unmöglich halten, daß diese Verstockung sich bis in die Ewigkeit hinein erstreckt. Wir können freilich nie mit Sicherheit bestimmen, ob und wann ein Mensch dieser unheilbaren Verstockung anheimgefallen ist. Doch so viel ist gewiß: Wenn einst alle Gnadenzeit zu Ende und die sittliche Entwicklung der gesamten Menschheit abgeschlossen ist, wenn alle Unentschiedenheit vorüber und alles zur Entscheidung gereift sein wird, —

dann hat auch alle Unentschiedenheit im Bösen aufgehört und sich in unabänderliche Verstockung umgewandelt. Dann ist die Zeit des Gerichts und der ewigen Verdammnis gekommen. So bezeugt ausdrücklich Gottes Wort in Hebr. 6, 4—6; 10, 26. 27.

Allein nicht nur die Freiheit, sondern auch die angeborne Güte soll für den Menschen eine dauernde Verhärtung in der Sünde unmöglich machen. Gott, sagt man, hat den Menschen ursprünglich gut geschaffen; das Gute gehört darum zu seinem Wesen und kann deshalb auch nie in ihm ganz ausgetilgt werden. Der Mensch ist daher wohl im stande, das Gute zu seiner andern Natur zu machen, weil seine Natur von Anfang darauf angelegt ist und damit ihre eigene Bestimmung sich erfüllt, nicht aber das Böse, das seiner Natur widerspricht und daher stets an ihr einen unüberwindlichen Widerstand finden wird. Welche Macht daher auch das Böse über den Menschen gewinnen mag, das Gute wird nicht aufhören, dagegen zu streiten und wird es zu einer gänzlichen Verhärtung niemals kommen lassen. Ja es bleibt auch nie die Möglichkeit ausgeschlossen, daß das Gute wieder zum Siege gelange, sei es auch in fernen Aeonen. — Hiergegen diene folgendes zu näherer Erwägung. Wohl hat Gott dem Menschen das Gute anerschaffen, aber nur als bloße Möglichkeit zum Guten, als einen Keim, der die Bestimmung hatte, von dem Menschen zur vollen Entfaltung gebracht zu werden. Alles Gute, was der Mensch aus diesem Keim entwickelt hat, kann durch die unaufhaltsam um sich greifende Macht des Bösen wieder zerstört werden, die anerschaffene Möglichkeit des Guten bleibt in seiner Seele unvertilgbar. Allein sie kann doch von der Macht des Bösen so gebunden werden, daß ihre Entwicklung gänzlich unterdrückt und in völliger Ohnmacht gefangen gehalten wird. Wohl verlangt dieselbe auch dann noch unabläßig nach Befriedigung und kann sich in den schrecklichsten Gewissensqualen dem Menschen fühlbar machen. Allein es fehlt ihr alle Kraft, sich wirksam geltend zu machen oder gar gegen das Böse anzukämpfen. Aus dem Nichtwollen des Guten ist ein Nichtkönnen desselben geworden. Dies ist der Zustand der Verstockung, wie er zum höchsten Grade ausgebildet sich in den Verdammten findet.

Wie soll nun aber in einem solchen Menschen das unterdrückte Gute wieder zu Kräften kommen und die absolute Uebermacht des Bösen gebrochen werden, da es doch aus sich selbst nichts vermag? Man sagt: Die Strafe der Verdammnis selbst werde diese Umwandlung bewirken. Auch die Verdammnis sei, wie jede Strafe, Züchtigung und habe nur den Zweck der Besserung. Die furchtbaren Qualen werden zuletzt auch den verstocktesten Sinn erweichen, die Belehrung höherer Geister werde sie auf den Weg des Heils führen; nach ausgestandenem Gericht werden auch die Verdammten Gott und dem Lamm für ihre Strafe danken und ihm die Ehre geben. Die Empfindung der Gewissensqualen selber seien schon als Zeichen zu betrachten, daß die Verdammten im Jenseits besser sind, als im Diesseits. Sie könnten das quälende Bewußtsein der verscherzten Seligkeit nicht haben, wenn sie nicht noch selbst die Fähigkeit besäßen, die Seligkeit zu erkennen und zu fühlen, ja daran teilzunehmen. — Hierauf ist folgendes zu erwidern. Das letzte Gericht bringt eine absolute

Scheidung zwischen Seligen und Verdammten, sowohl unter höheren, wie unter niederen Geschöpfen. Eine Belehrung der Verdammten zur Seligkeit durch höhere Geister ist daher völlig ausgeschlossen; denn diese Geister könnten doch nur selige sein. Ferner bewirkt das Endgericht auch eine völlige Scheidung der Verdammten von Christo als dem Heiland und Erlöser, dessen Erlöserthätigkeit überhaupt mit dem Gericht über Lebendige und Tode auf ewig abschließt. Damit aber sind sie auch zugleich aus der Gemeinschaft Gottes ausgestoßen, dessen Langmut gegen sie zu Ende ist und dessen Liebe und Erbarmen sich auf ewig von ihnen abwendet. Sie müssen nun den Kelch des göttlichen Zornes bis auf die Hefe leeren. Sie sind der bloßen Gerechtigkeit anheimgefallen, einem verzehrenden Feuer, das durch keinen Strahl der göttlichen Gnade gemildert ist. Ein solches Strafgericht ohne Gottes Gnade, ohne des Heilands Versöhnung, ohne des Geistes Hülfe, ohne den Trost der Teilnahme, ohne die Verheißung des Evangeliums, ohne die Seelenspeise des Abendmahls — das ist keine Züchtigung zur Besserung mehr, sondern die furchtbarste Offenbarung von Gottes Zorn, die nur lähmend, niederdrückend, vernichtend wirken kann. Hier kann von wahrer Buße und gläubigem Vertrauen keine Rede sein; denn beides kann nur aufkommen unter dem belebenden Einfluß der göttlichen Gnade. Die Gewissensqualen der Verdammten sind nicht ein Zeichen von Besserung, sondern gehen hervor aus dem Bewußtsein, daß sie das angeborne Gute in sich erstickt und sich alle Besserung für ewig unmöglich gemacht haben. Ihr Gefühl der Unseligkeit entspringt nicht aus dem Vergleich mit der verscherzten Seligkeit in Gott, sondern aus der Erkenntnis der Ohnmacht, ihre sündlichen Leidenschaften zu befriedigen und die erstrebten Ziele ihrer Selbstsucht zu erreichen. Diese Erkenntnis war unter den Zerstreuungen und Blendwerken des irdischen Daseins zurückgedrängt, bricht aber jetzt mit schrecklicher Gewißheit und furchtbarer Gewalt wider Willen über sie herein. Daß aber solche Erkenntnis des unseligen Zustandes weder zu wahrer Reue, noch zu einem wirklichen Anfang im Guten führt, zeigt einerseits das Beispiel der bösen Engel, von denen es heißt: Die Teufel glauben auch und zittern (Jak. 2, 19), und anderseits das Beispiel Pharaos, der nach den ernstesten Gerichten Gottes immer wieder in die alte Verstockung zurückfiel. Das Gleiche würden ohne Zweifel auch die Verdammten thun, wenn ihnen Befreiung aus ihren Qualen zu teil werden würde.

Darum ist auch nichts gewonnen, wenn man mit einer andern Wendung des Gedankens sagt: Bei den Verdammten findet eben keine Vergebung ihrer Sünden statt; sie müssen vielmehr ihre Sündenschuld voll und ganz bezahlen und darum den göttlichen Zorn in seiner ganzen Furchtbarkeit erleiden, sind aber dann am Ende ihrer Strafzeit ebenfalls von Sünden frei. Dafür beruft man sich auf die falsch ausgelegten Stellen Matth. 5, 26 und 18, 34. — Wir sehen davon ab, daß diese Stellen, richtig ausgelegt, das Gegenteil beweisen. Wir sehen ferner davon ab, daß nur eine Verdammnis ohne Ende die volle Sündenschuld bezahlen kann. Wir erinnern nur daran, daß auch hier nicht abzusehen ist, wie der Verdammte nach Ablauf seiner Strafzeit soll ein Wiedergeborner geworden sein, oder gar ein vollendeter Heiliger, reif zum sofortigen Eintritt in die ewige Seligkeit. Es bleibt auch hier bei dem Wort:

Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, denn der Name Jesu. Auch in der Verdammnis kann kein Mensch selig werden.

Nun bleibt noch eine Frage zu bedenken, welche mehr als alles bisher Gesagte unserm Herzen nahe geht: Muß es nicht die Seligkeit der Erlösten stören, wenn ein Teil der Menschheit ewig verloren geht? Kann unsere Freude in der Ewigkeit eine ungetrübte sein, wenn wir so manchen in der Verdammnis wissen, mit dem wir hier auf Erden durch innige Liebe verbunden waren? Muß nicht unsere Trauer über sie durch das Bewußtsein noch verbittert werden, daß wir vielleicht durch Verwahrlosung oder Verführung mit Schuld an ihrer Unseligkeit sind? — Hier ist zunächst zu erwidern, daß die Sünde, die zur Verdammnis eines Menschen führt, nicht die durch fremde Schuld des bösen Beispiels oder der Verführung erzeugte Sünde ist, sondern nur die eigenste persönliche Schuld des Menschen selbst, die in der bewußten Verwerfung Christi liegt. Und was dann unsern Teil der Schuld betrifft, so ist auch sie in die große Vergebung aller Sünde eingeschlossen, die uns durch Christi Blut zu teil geworden ist, so daß sie uns in Ewigkeit nicht mehr bedrücken oder quälen kann. Sodann aber haben wir folgendes in Erwägung zu ziehen. So lange wir auf Erden leben, können wir auch in dem Verlorensten noch einen Rest des Guten voraussetzen, können darum auch noch Erbarmen mit ihm fühlen und mit Hoffnung auf Erfolg an seiner Rettung arbeiten. Und wir werden nie ohne die schmerzlichste Trauer daran denken, daß er könnte zu der Zahl der ewig Verlorenen gehören. Dazu kommt, daß für unser irdisches Dasein die Verbindungen der Familie, der Blutsverwandtschaft, der Freundschaft u. s. w. nie ihr Recht auf unser Herz verlieren und darum den Schmerz um ein verlorenes Glied nur noch vermehren können. Nun soll aber schon hier auf Erden unsere Liebe eine heilige Liebe sein; als Christen sollen wir niemand mehr kennen und lieben nach dem Fleisch, sondern nur in Christo, und schon hierdurch wird unserer irdischen Liebe manche Schranke gezogen. Wir sollen nach Johannes keine Fürbitte für andere wegen einer Todsünde thun; wir sollen nach des Herrn Wort um seinetwillen auch hassen können Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern. Wie viel mehr wird dies in jenem Leben zu seiner vollsten Geltung kommen, wo alle irdischen Verbindungen zu dem Vergangenen gehören werden und unsere Liebe wird vollkommen rein und heilig sein. Eins wird im andern nur noch das verklärte Bild Gottes und Christi lieben und auch in der Liebe der Seligen zu einander wird Gott alles in allen sein. Nun wird auch unser Haß und Abscheu gegen alles Unheilige und Ungöttliche vollkommen sein; denn wir sehen es nicht mehr gemildert und vermischt mit Gutem, sondern nur noch in seiner ganzen grauenhaften Vollendung. In der Verdammnis werden ja nur solche sein, welche die Lästerung des Heiligen Geistes begangen und dadurch alles Gute bis auf den letzten Rest in sich vernichtet haben. Jetzt erst wird sich uns der Blick aufthun in die tiefsten Tiefen der Bosheit und des satanischen Gotteshasses, wo unsere heilige Liebe keinen Anknüpfungspunkt mehr findet. Darum muß auch alle Teilnahme, alles Erbarmen, alle Trauer um sie in unserm Herzen sterben. Wie sie tot sind für Gott, so sind sie auch nun tot für uns und können unsere Seligkeit in Gott in Ewigkeit nicht trüben oder stören.

Gewiß ,es wäre ein überschwänglich seliger Gedanke für uns arme Kinder des Staubes und der Sünde, des Elends und des Todes, wenn wir von diesem Jammerthal den Ausblick hätten auf ein Reich des Friedens und der Wonne, der Verklärung und der Herrlichkeit, wo aller Zwiespalt versöhnt, alles Getrennte vereint und alles Verlorene gerettet wäre, wo keines fehlte in dem großen Chor der Schöpfung, und die Stimmen aller Kreaturen zusammenklängen in ein Loblied ewiger Harmonie. Allein ein solcher Ausblick ist uns nicht vergönnt. Und vielleicht liegt auch darin ein Geheimnis der Weisheit unseres großen Gottes. So erhebend jener Gedanke auch auf der einen Seite wäre, wäre er nicht anderseits auch sehr gefährlich für uns schwache Menschenkinder? Hätte jeder die unfehlbare Gewißheit, daß er auf alle Fälle, auch bei dem gottlosesten Leben auf der Erde, dennoch zuletzt die ewige Seligkeit erlangen werde, — würden nicht unendlich viele bald im Leichtsinn und in Sicherheit versinken, statt mit Furcht und Zittern zu schaffen, daß sie selig werden? Das ist der Grund, weshalb eine Anzahl gerade der bedeutendsten Vertreter der Apokatastasis in alter und neuer Zeit dieselbe nur als Geheimlehre wollten angesehen und behandelt wissen, und das ist auch die Meinung jener Aeußerung aus dem Freundeskreise J. A. Bengels, die gewiß nach seinem Sinne war: „Wer von der Apokatastasis Einsicht hat und sagt es aus, der schwätzt Gott aus der Schule.“ Darum schwebt über der Geschichte der gesamten Menschheit, wie über dem Leben jedes einzelnen gleich einem Schwert des Damokles die furchtbare Wahrheit: Es giebt ein unwiderrufliches: Zu spät! und es dringt mit vollem, ungeschwächtem Ernst durch alle Zeiten und an jedes Herz die Mahnung: „Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht!“

Fünfundzwanzig Jahre nach der Auferstehung Jesu.

Von Herrn A. Kampmeier.

Jesus ist nach heutzutage weitverbreiteter Ansicht wohl ein großer, edler und weiser Lehrer gewesen, ja man giebt vielleicht zu, daß er in dieser Hinsicht der Hervorragendste gewesen, den die Menschheit hervorgebracht, aber es gilt als eine ausgemachte Thatsache und wird mit der größesten Zuversicht behauptet, sowohl mündlich als in Büchern und Zeitschriften, und sogar von sonst bedeutenden Männern, daß seine wunderbare Geburt, seine Wunder, seine Auferstehung und Himmelfahrt Mythe, Sage oder Legende, allegorische und dichterische Ausschmüückung sei. Jesu Geburt, Wunder und Auferstehung, ohnedies entgegen den Gesetzen der Natur, seien historisch nicht bewiesen. Wo, sagt man, sind Berichte von zeitgenössischen Zeugen? Die vier Evangelien, sagt man, sind lange nach Jesu Tode verfaßt worden, vielleicht, das ist das Aeußerste was man zugiebt, gegen Ende des ersten Jahrhunderts geschrieben worden, zwei, das Lukas- und Markusevangelium sind nicht von unmittelbaren Schülern Jesu verfaßt worden und Matthäus und Johannes sind wohl nicht die Autoren des ersten und vierten Evangeliums gewesen, höchstens haben Schüler der Apostel oder auch andre von den Aposteln gemachte Aufzeichnungen oder mündliche Aussagen über Jesus, sowie die Ueberlieferungen der ersten

Christen übergearbeitet, und man wisse ja, daß um alle bedeutende Männer der Weltgeschichte sich leicht die Sage und Mythe schlinge.

Obschon solchen zuversichtlich ausgesprochenen Behauptungen gegründete Zweifel entgegenstehen und eine Behauptung, auch wenn sie noch so zuversichtlich ausgesprochen ist, deswegen noch nicht bewiesen ist, so wollen wir doch einmal annehmen, daß unsre Evangelien keine reine Geschichte geben, dagegen aber wollen wir hier nur vier Schriften des Neuen Testaments in Betracht ziehen, deren Echtheit bei den vielen Angriffen, die schon über ein Jahrhundert gegen die Echtheit der Schriften des Neuen Testaments gemacht worden sind von der sogenannten höheren Kritik, noch nicht bisher angetastet worden ist und wohl auch nie angetastet werden kann, nämlich die zwei Briefe des Paulus an die Korinther, der an die Galater und der an die Römer.

Diese Schriften gelten als die vier Homologumenen bei der höheren Kritik, das heißt, es herrscht betreffs ihrer Echtheit vollständige Uebereinstimmung und zugestandener Maßen sind sie nur 25 Jahre nach Christi Tod verfaßt worden, was, dies wird hier besonders betont, von Bedeutung ist. Wohl gemerkt, wir lassen bei unserer Betrachtung unsere vier Evangelien als reine Geschichte Jesu gänzlich aus dem Spiele und beziehen uns nur auf jene vier Briefe.

Um uns aber auf festem historischen Boden bewegen zu können bei unserer Betrachtung, müssen wir vor allen Dingen zuerst die Zeit des Todes Christi und die Abfassung der vier Briefe feststellen.

Für den ersten Punkt, die Feststellung der Zeit des Todes Jesu, müssen wir die Angaben von Profanschiftstellern des ersten und zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung vergleichen mit den historischen Notizen betreffs der Ereignisse der Zeitgeschichte Jesu, wie sie in den vier Evangelien vorliegen. Denn solche historische Notizen in den vier Evangelien, wenn sie mit den Angaben der Profanschriftsteller übereinstimmen, werden wir doch nicht verwerfen können, auch wenn wir das sonst von Jesu berichtete Wunderbare und Uebernatürliche nicht annehmen wollten, denn daß Jesus eine geschichtliche Person ist, ist ja eine ausgemachte Thatsache.

Für den zweiten Punkt, die Feststellung der Zeit der Abfassung der besagten vier Briefe, müssen wir ebenso die historischen Notizen der vier Briefe mit den historischen Notizen der Apostelgeschichte und beide hinwiederum mit den Angaben der Profanschriftsteller vergleichen. Denn daß Paulus ebenso eine historische Person ist, ist auch eine ausgemachte Thatsache.

Also, was den ersten Punkt anbetrifft, so ist Jesus auch nach dem heidnischen römischen Geschichtsschreiber Tacitus (geboren um die Mitte des ersten Jahrhunderts) unter Pontius Pilatus hingerichtet worden. Er sagt im fünfzehnten Buche seiner Annalen, wo er von der ersten Christenverfolgung unter Nero spricht: „Der Urheber jenes Namens (nämlich Christen), Christus, wurde unter der Regierung des Tiberius durch den Prokurator Pontius Pilatus bestraft, und nachdem der tödliche Aberglaube fürs Erste unterdrückt war, brach er wieder hervor, nicht allein in Judäa, dem Ursprung des Uebels, sondern auch in der Stadt Rom, wo jedes Abscheuliche und Schandbare von allerwärts zusammenfließt und getrieben wird." — Pilatus nun war nach

dem Zeugnis des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus zehn Jahre Prokurator von Judäa unter Tiberius und wurde kurz vor dem Tode dieses Kaisers von seinem Amte gesetzt. (Joseph. Ant. 18, 2 und 18, 4.) Tiberius aber war Kaiser von 14—37 unserer Zeitrechnung, so war also Pilatus Prokurator von Judäa von 26 oder 27—37. Nach den Evangelien aber trat nun Johannes der Täufer auf, ehe Jesus anfing zu lehren und wurde auch getötet von Herodes vor Jesu Kreuzigung. Nach Josephus (Ant. 18, 5) wurde Herodes von seinem Schwiegervater Aretas, König von Peträa, mit Krieg überzogen, weil er seine Tochter verstoßen wegen der Herodias, und dies war zur Zeit des Tiberius und unter dem Prokurator Pilatus. Josephus sagt, daß die Niederlage, die Herodes erlitten, von dem Volke als Strafe für seine Hinrichtung des Johannes angesehen wurde. Der Kreuzestod Jesu fällt also irgendwo zwischen 26 oder 27—37. Sehr wahrscheinlich aber ungefähr so um die Mitte der Prokuratorschaft des Pilatus, vielleicht auch etwas früher, da Josephus noch ferner berichtet, daß Vitellius der Statthalter von Syrien, der über Pilatus stand, noch von Tiberius den Befehl bekam, Aretas zu züchtigen für sein Vorgehen und wirklich wurde zu einem Kriegszuge gegen ihn geschritten, der aber durch den Tod des Tiberius vorläufig zum Stillstand kam. Alle diese Geschehnisse konnten nicht in so kurzer Zeit geschehen und erstreckten sich wohl über mehrere Jahre, deswegen wir den Kreuzestod Jesu wohl, wie vorher gesagt, so ungefähr um 32 oder 33 setzen müssen. Hiermit würde auch stimmen die Angabe des Lukas, der das Auftreten des Täufers in das fünfzehnte Jahr des Tiberius setzt, also das Jahr 29, so daß von da bis zu Jesu Tode also mehrere Jahre vergangen. Wir bleiben also bei 32 oder 33.

Nun weiter zum zweiten Punkt, der Feststellung der Abfassungszeit der vier besagten Briefe. Diese Schreiben setzten eine längere vorhergegangene Missionsthätigkeit des Paulus voraus und die zerstreuten Notizen darüber in diesen Briefen, sowie andere Angaben, z. B. betreffs Mitarbeiter des Paulus, Barnabas, Silas, des Apollo und anderer, bestätigen die Darstellung der Apostelgeschichte. Wir werden darauf eingehen, wenn wir aus diesen vier Briefen allein neben den Hauptthatsachen der Geschichte Jesu auch die der Apostel und der ersten Gemeinden ziehen. Die Vergleichung aber der Angaben dieser vier Briefe untereinander wie auch mit den Angaben der Apostelgeschichte beweisen, daß sie vor der Gefangennehmung des Paulus in Jerusalem geschrieben sind und zwar zwischen diesem Zeitpunkt und der ersten Ankunft des Paulus in Korinth. Wann aber kam Paulus zum ersten Male nach Korinth? Noch unter der Regierung des Kaisers Klaudius, der von 51—54 regierte, da nach der Apostelgeschichte Paulus nach seiner ersten Ankunft in Korinth bei einem Ehepaar, Aquila und Priscilla, wohnte, das erst kürzlich aus Rom gekommen infolge eines Befehls des Kaisers Klaudius, daß alle Juden Rom verlassen sollten. Hiermit stimmt die Angabe des heidnischen römischen Geschichtsschreibers Suetonius (geb. in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts) überein, der denselben Befehl erwähnt. Außerdem erwähnt die Apostelgeschichte den Prokonsul Gallion, der zur Zeit der ersten Anwesenheit des Paulus in Korinth residierte, und hiermit stimmt ebenso die Angabe des Suetonius überein, der berichtet, daß Klaudius die Provinz Achaja

von einer kaiserlichen zu einer senatorischen gemacht, und diese hatten Prokonsuln anstatt Prokuratoren. Korinth war aber die Hauptstadt Achajas. Dieser Gallion ist auch sonst in der Profangeschichte bekannt und wurde nach Tacitus in dessen Annalen von dem Nachfolger des Klaudius, Nero hingerichtet nebst seinem Bruder, dem Philosophen Seneka, der ihn als einen milden, liebenswürdigen Menschen beschreibt, welches ganz mit seinem Verfahren in der Apostelgeschichte 18, 12, als Paulus von den Juden vor ihm angeklagt wurde, übereinstimmt. Nach dem nun, was die Apostelgeschichte alles berichtet von jener in Kap. 11, 28 erwähnten Teuerung unter Klaudius in Judäa, die auch Josephus erwähnt (Ant. 20, 5. 2) und nach ihm im Jahre 44 stattfand bis zur ersten Ankunft des Paulus in Korinth, muß dieser in der letzten Zeit des Klaudius nach Korinth gekommen sein, wir sagen also zwischen 52 und 54. Unter Felix aber wurde Paulus gefangen genommen, Felix aber trat als Prokurator ab ungefähr im Jahre 61. Denn nach Josephus (Ant. 20, 8) und Tacitus (Anal. 12, 54; 14, 65) war Felix infolge einer Anklage von seiten der Juden bei Nero nur dadurch der Strafe entgangen, daß sein Bruder Pallas für ihn Fürsprache eingelegt und dieser hatte schon im Jahre 62 die Gunst des Kaisers eingebüßt. Halten wir nun dieses zusammen mit den Angaben der Apostelgeschichte über die Zeit von der ersten Ankunft des Paulus in Korinth an bis zu seiner Gefangennehmung, so wäre Paulus ungefähr im Jahre 59 gefangen genommen worden, worauf er ja noch zwei Jahre unter Felix gefangen gehalten wurde bis 61 und dann unter Festus nach Rom gesandt wurde. Die Angaben aber der vier Briefe lassen erkennen, daß sie ungefähr von Frühjahr 58 bis Frühjahr 59 geschrieben sind. Der erste Korintherbrief, vor Pfingsten geschrieben nach 1 Kor. 16, 8, kündigt das baldige Kommen des Paulus nach Korinth an, nach dem zweiten ist er auf der Reise dahin, an die Römer schreibt er von Korinth, ehe er mit der in den zwei Korintherbriefen anbefohlenen Kollekte nach Jerusalem reist. Der Galaterbrief ist wie allgemein angenommen wird, auch wie der erste Korintherbrief von Ephesus aus geschrieben worden, wo Paulus sich nach seiner Besuchsreise unter den Galatern drei Jahre aufhielt, denn er hält sich in demselben darüber auf, daß sie so bald sich haben irre führen lassen. Mit dieser Zeitbestimmung der Briefe von Frühjahr 58—59 (der Galaterbrief mag vielleicht noch etwas früher geschrieben sein), stimmt Apostelgeschichte 19, 21 und Kap. 20, 1—16. Es sind also in runder Zahl von Jesu Tode ungefähr um 32 oder 33 bis zur Abfassung dieser vier Schreiben, um 58—59, nur fünfundzwanzig Jahre.

Nun müssen wir aber auch noch bedenken, daß Paulus schon lange vorher, ehe er diese Briefe schrieb, gewirkt hatte als Verkündiger der Lehre von Jesu. Im Briefe an die Galater (Kap. 1 bis Kap. 2, 1) spricht er von einem siebenjährigen oder vierzehnjährigen (je nachdem wie man in dieser Stelle zählt) Zeitraum seit seiner Bekehrung bis zu einem gewissen Zeitpunkt seiner Wirksamkeit, wohl gemerkt, aber nicht etwa bis zum Zeitpunkt der Abfassung des Galaterbriefes, und hieraus können wir schließen, daß der Abschluß der irdischen Wirksamkeit Jesu und der Zeitpunkt der Bekehrung des Paulus nicht allzu weit von einander liegen, vielleicht nur einige Jahre. Vergessen wir dieses nicht. Es war also das, was der Apostel von Jesu in diesen vier Brie-

sen sagt, nicht etwa jetzt erst Neues, sondern ihm schon lange Bekanntes und schon lange von ihm Gelehrtes.

Was also lernen wir aus diesen vier Briefen, denn wir wollen sie allein hier in Betracht ziehen, betreffs Jesu Geschichte, Lehre und dem Ursprung des Christentums, obwohl sie nur Lehre und Ermahnungsschreiben und keine historischen Darstellungen über Jesu sind? Dazu, das dürfen wir hier nicht vergessen, sind sie nur Gelegenheitsschreiben, setzen bei den Lesern längst Bekanntes voraus und sind nur an bestimmte kleine Kreise gerichtet, nicht etwa gerichtet an uns im zwanzigsten Jahrhundert. Gerade darum wiegt ihr Zeugnis um so schwerer bei jedem unbefangenen Gemüt. Wir werden finden, daß die berichteten Hauptthatsachen über Jesus, wie die Evangelien sie geben, sowie die der Apostelgeschichte über die erste Christenheit, vollkommen bestätigt werden durch diese vier Schreiben.

Jesus ist, ebenso wie nach den Evangelien, was seine menschliche Geburt anbetrifft, aus dem Geschlechte Davids, Röm. 1, 3, hatte wie nach den Evangelien, Brüder, 1 Kor. 9, 5, war wie nach den Evangelien, nicht an irdischen Gütern gesegnet, 2 Kor. 8, 9, hatte, wie nach den Evangelien, 12 besondere Jünger aber außerdem noch hunderte von Jüngern, 1 Kor. 15, 5—6. Unter den 12 besonderen Jüngern werden zwei mit Namen genannt, Petrus und Johannes, und auch ein Bruder des Herrn, Jakobus, ebenfalls wie nach den Evangelien. Jesus wurde, wie dort, in einer Nacht überliefert, setzte, sein Mahl in derselben ein als Gedächtnis des neuen Bundes, den er durch die Hingabe seines Leibes und Blutes stiften wollte, 1 Kor. 11, 23—25. Er wurde, wie nach den Evangelien, von den Oberen des Volks zum Kreuzestode gebracht, 1 Kor. 2, 8, und wie aus dieser Stelle durchscheint, war der Grund der, daß Jesus sich als mehr ausgab als ein bloßer gewöhnlicher Mensch.

Und nun kommt das Hauptsächlichste. Wie nach den Evangelien, ist er begraben aber am dritten Tage auferweckt worden, 1 Kor. 15, 4, und erschienen dem Petrus, den Zwölfen mehreremale, noch mehr als die Evangelien geben, ist er erschienen mehr als 500 Brüdern auf einmal, von denen, sagt Paulus, die m e i s t e n noch leben, nicht viele, wie Luther übersetzt, zur Zeit der Abfassung des ersten Korintherbriefes, 1 Kor. 15, 6. Auch die in den Evangelien nicht erwähnte Erscheinung, dem Jakobus geworden, wird von Paulus erwähnt, 1 Kor. 15, 7. Wir sehen also die Auferstehung Jesu genugsam bezeugt. War's also Mythe? Die Gottessohnschaft Jesu, die durch seine Auferweckung von den Toten so mächtiglich erwiesen worden war, Röm. 1, 4, wird so oft betont, wie auch seine Auferstehung in diesen vier Briefen, daß wir hier gar nicht anfangen wollen, alle die einzelnen Stellen aufzuzählen. Das ganze Gebäude des christlichen Glaubens beruht nach Paulus auf nichts anderem als auf der Auferweckung Jesu von den Toten. Außerdem beruft er sich selber auf eine ihm zu Teil gewordene Erscheinung des Auferstandenen, 1 Kor. 15, 8.

Wie in den Evangelien es ausgesprochen wird, so sieht Paulus auch in diesen Briefen Jesus fortwährend als den von den Propheten des alten Bundes verheißenen Messias an.

Ferner sagt er, daß den Juden Jesu Kreuzestod als etwas Anstößiges und Schimpfliches galt in ihrer Selbstgerechtigkeit, und den philosophisch gebildeten Griechen als Narrheit, beides ein Beweis, daß Jesu Lehre nicht eine gewöhnliche Sittenlehre war, sondern in sich die Lehre von der Versöhnung trug, 1 Kor. 1, 22—23. Diese Lehre der Versöhnung und Rechtfertigung durch Christi Tod ist es ja ganz besonders, welche Paulus in diesen vier Briefen betont, ganz gemäß dem Sinne auch der Evangelien. Dort ist Jesus nirgends nur der weise und edle gute Rabbi, sondern des Menschensohn, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

Jesus ist aber auch in diesen vier Briefen der in den Himmel erhöhte zukünftige Richter und derjenige, der alles dem Vater unterwerfen wird. Ganz die Lehre Jesu in der Darstellung der Evangelien.

Wie diese vier Briefe also die Hauptthatsachen der Evangelien bestätigen, so auch die Berichte von der ersten Christenheit, wie sie uns in der Apostelgeschichte vorliegen.

Wie in der Apostelgeschichte, so sind die Hauptlehrer und Säulen der Urgemeinde in Jerusalem Petrus, Johannes und Jakobus, Gal. 2, 9. Von Petrus wird gelegentlich (1 Kor. 8, 5) gesagt, daß er verheiratet gewesen, übereinstimmend mit den Evangelien. Auch diese anscheinend bedeutungslose Notiz bestätigt die Wahrhaftigkeit und Treue der Evangelien.

Wie in der Apostelgeschichte, so ist Paulus nach seinem eigenen Zeugnis, Gal. 1, 11, erst ein arger Verfolger der ersten Christen gewesen und übertraf im Judentum viele Altersgenossen in seinem Volke, indem er ein größerer Eiferer war für seine väterlichen Satzungen. Er wurde aber völlig umgewandelt in seinen Anschauungen und er mußte wohl wissen, was er sagte, wenn er aussprach, daß das von ihm verkündigte Evangelium nicht menschlicher Art war, sondern göttlicher, indem sich Jesus ihm selbst offenbarte.

Auch den irdischen Schauplatz seiner Umwandlung, Damaskus, und seine Flucht aus demselben vermittelst eines Korbes bestätigt die Apostelgeschichte, Gal. 1, 17; 2 Kor. 11, 32.

Aus dem strengen Eiferer, früher befangen in den engen jüdischen Satzungen, wurde nun der weitherzige Heidenapostel, der zuerst am kühnsten alle noch jüdischen Beimischungen des Christentums für die Heidenchristen bei seite setzte. Bis zur Abfassung der vier Briefe, hatte er das Evangelium von Antiochien in Syrien durch die verschiedenen Provinzen von Kleinasien, Macedonien bis nach Griechenland gebracht. Aber auch in Rom war schon eine Gemeinde, an die er schreiben konnte, wenn auch nicht von ihm selbst, so doch vielleicht durch Schüler von ihm oder andern gegründet. So hatte sich das Evangelium in der kurzen Zeit von 25 Jahren schon verbreitet, trotz aller Hindernisse, Gehässigkeiten und Verfolgungen von seiten seiner Feinde. Alles eine Bestätigung der Apostelgeschichte, die aber das alles nur in großen Zügen berichtet und viele Einzelheiten übergeht, wie wir aus den vier Briefen wieder entnehmen können. Im Galaterbriefe berichtet Paulus von einem dreijährigen Aufenthalt in Arabien nach seiner Bekehrung, von dem Zusammenstoß mit Petrus in Antiochien, und im zweiten Korintherbrief giebt er einen ganzen Katalog von Erlebnissen während seiner Missionsthätigkeit, von denen uns die

Apostelgeschichte nichts berichtet, er nennt auch manche Personen, die in der Apostelgeschichte nicht vorkommen und seine Mitarbeiter waren, so unter anderen Titus, neben solchen hinwiederum, die auch in der Apostelgeschichte vorkommen, wie Barnabas und Silas und Timotheus. Daß die Apostelgeschichte aber in den Angaben der Mitarbeiter des Paulus an den verschiedenen Missionsplätzen, wo sie solche anführt, übereinstimmend ist mit den Briefen, sehen wir aus 2 Kor. 1, 19 und 1 Kor. 3, 6. Nach ersterer Stelle waren Timotheus und Silas Mitarbeiter des Paulus in Korinth, nach der zweiten Stelle war Apollos ein Nachfolger des Paulus in der Arbeit in Korinth.

Weiter bestätigen die vier Briefe auch das, daß die Verkündigung des Evangeliums in diesen 25 Jahren begleitet war von Heilungen, Wunderthaten und sonst mannigfaltigen Geistesgaben, wie Prophezeiungen u. s. w. unter den ersten Christen. Vgl. 1 Kor. 12 und 2 Kor. 12, 12.

Wenig allerdings nun sind ja die historischen Notizen, die in unsern vier Briefen vorkommen zur Bestätigung der evangelischen und apostolischen Geschichte, und wir können in Lehr- und Ermahnungsschreiben dergleichen begreiflicherweise nicht viel erwarten, aber auch dieses Wenige ist Beweis genug.

Dagegen ist aber der ganze Geist, aus dem diese Briefe geschrieben sind, schon an sich Beweis dafür, daß der Glaube des Paulus, der übrigen Apostel und der ersten Christen auf Wahrheit und Thatsache, nicht auf Dichtung und Mythe beruhen konnte. Jeder unbefangene Leser dieser Briefe wird so urteilen.

Sollen das nur leere Worte sein, auf keiner wirklich geschehenen Thatsache beruhend, sondern auf Täuschung, wenn Paulus Röm. 8, 31—39 sagt: „Was sollen wir nun dazu sagen? Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns? Er hat ja seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns nicht alles mit ihm schenken? Wer mag die Erwählten Gottes anklagen? Gott der sie rechtfertiget? Wer ist's, der sie verdammet? Christus, der gestorben und was noch mehr, auch auferstanden, der auch zur Rechten Gottes ist, der sich für uns verwendet? Wer mag uns scheiden von der Liebe Christi? Drangsal? oder Angst? oder Verfolgung? oder Hunger? oder Blöße? oder Gefahr? oder Schwert? so wie geschrieben stehet: Um dich werden wir gemordet den ganzen Tag, wir sind geachtet wie Schlachtschafe. Aber in dem allen überwinden wir weit durch den, der uns geliebet hat. Denn ich bin überzeugt, daß weder Tod, noch Leben, weder Engel, noch Mächte, noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Höhe noch Tiefe, noch irgend ein anderes Geschöpf vermag uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die uns geworden in Christo Jesu, unserm Herrn."

Es waren ungefähr fünf Jahre, nachdem Paulus diese Worte an die Christen Roms geschrieben, da geschah jener furchtbare Brand Roms. Das Volk schrieb denselben der Urheberschaft des Scheusals Nero auf dem kaiserlichen Throne zu. Nero aber lenkte den Verdacht des Volkes auf die Christen. Und es geschah die erste größere mit gräßlichen Martern ausgestattete Verfolgung der Christen Roms. Als Gewährsmann dafür haben wir den im Anfang unserer Betrachtung angeführten Heiden Tacitus, aus dessen Bericht wir

einige Worte anführten. Damals nun zeigte sich's, daß die eben angeführten Worte des Paulus nicht leerer Schall waren. Die Christen Roms besiegelten sie mit ihrem Blute und Paulus selber fehlte nicht dabei.

„Das Uebel und der tödliche Aberglaube" aber, wie sich Tacitus ausdrückt, starb nicht aus, sondern machte immer weitere Fortschritte.

Es war eine vorgefaßte Meinung, die den sonst trefflichen Römer verleitete, eine so grundlose Kritik über das Christentum zu fällen. Eine gründliche Prüfung hatte er nicht vorgenommen. Vorgefaßte Meinung ist es auch heutzutage und nicht gründliche Prüfung, die manchen verleitet, die Thatsachen der evangelischen Geschichte als Dichtung zu erklären. Die Betrachtung jener vier Briefe allein hat uns gezeigt, daß schon die ganzen 25 Jahre nach Jesu Auferstehung die Gottessohnschaft Christi und seine Auferweckung als unzweifelhafte Thatsache unter den Christen feststand. Wir merken in diesen Briefen gar nichts von einem Schwanken oder einer Unsicherheit des Glaubens oder von einem erst sich bildenden Glauben in Bezug auf diese Dinge, sondern alles ist fertig. Jeder Unbefangene wird dies zugeben müssen.

Ein Kapitel neuerer Kirchengeschichte.

Nach akademischen Notizen von P. T. Kugler.

Während in unseren Tagen die protestantische Christenheit in viele, kaum übersehbare, zum Teil winzige Gemeinschaften zerteilt ist, die nur in gewissen Unternehmungen, namentlich einzelnen Zweigen christlicher Liebesthätigkeit, und auch hier nur an bestimmten Orten, gemeinsam vorgehen, somit also nur in geringem Maße ihre Zusammengehörigkeit beweisen; ja das Verhalten der streng-konfessionellen, orthodoxen Lutheraner Deutschlands in neuerer Zeit geradezu als ein Gradmesser für mehr oder weniger nachdrückliche Geltendmachung ultramontaner Selbstüberhebung (seitens der römischen Papstkirche) dient, — sind es besonders die beiden, sich selbst katholisch nennenden Kirchen, jede je in eigener geschlossener Phalanx einhermarschierend, die auch in unserer Zeit namentlich von sich reden machen.

Auf der einen Seite ist es die, vom demoralisierendsten Jesuitismus durchseuchte römische Kirche, deren maßlose Autoritätsanmaßung und schamlose Proselytenmacherei (selbst an Sterbebetten) so ziemlich weltbekannt sein dürfte. Man vergleiche zu letzterem nur die Enthüllungen aus dem St. Josephs-Stift in Bremen und selbst Zeitungsberichte aus ähnlichen „frommen" Stiften, die großenteils mit protestantischen Mitteln und ja auch, nach römischer Auffassung, „zum Besten" auch namentlich derjenigen Protestanten, die „dieses Beste" erwählen (nämlich Uebertritt, bezw. letzte Oelung), gegründet sind. Der ausgesprochen pan-katholisch — nivellierende Plan Roms tritt ja in all seinen politischen und sozialen Operationen und Transaktionen immer mehr offenkundig zu Tage. Noch heute gilt: Roma (i. e. Papa) non solum animos et animas, sed etiam terram totam possidere vult! Die Papstkirche ist einem „Riesentrust" vergleichbar, dessen sämtliche Machinationen darauf hinauswollen, „die Religion überhaupt" und, wie einst, so auch jetzt wieder das Welt-Arbitrium zu monopolisieren.

Bei diesem gewaltigen Unternehmen dürfen uns aber auch die wunderlichsten Spekulationen nicht zu wunderlich anmuten. So hat ja der jetzige Papst allen Ernstes den (allerdings mißlungenen) Versuch gemacht, auch die griechisch-katholische Kirche, die russische Staatskirche, „wieder" unter seinen geweihten Hirtenstab zu bringen. Daß dagegen viele protestantische Kirchenfürsten und Kirchenherren dieser großartigen Idee einer universalen Papstkirche keineswegs abhold sind, zeigt der römische Mummenschanz, den schon viele anglikanischen Bischöfe in ihren Gebieten wieder eingeführt haben.

Auf der anderen Seite sehen wir nun die griechisch-katholische Kirche, welche als Pendant zu der sogenannten „alleinseligmachenden" römischen Kirche sich „die" orthodoxe (rechtgläubige) nennt.

Diese hat die weltliche Macht des Zarenreiches zur machtvollen Stütze; ja, hier im „heiligen russischen Reich" wird die Kirchenordnung gegebenen Falles thatkräftig durch die Polizeiknute aufrecht erhalten.

Indem nun der russische Panslavismus in bescheidenem Größenwahn russisches Wesen, Geist und Bildung als zur Weltherrschaft berufen ansieht, geht das Streben der russischen Staatskirche darauf aus, die seitens der Regierung energisch betriebene Russifizierung der andersredenden Unterthanen durch Gräzisierung der andersgläubigen Bewohner mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen, und somit die Russifikation zu einer vollständigen zu machen. Die Forderung „Rußland nur für Russen", schließt dort diese beiden Momente ein, daß nicht nur all seine Bewohner russisch-redende Unterthanen seien, sondern auch der Staatskirche angehören sollen.

Unter diesem, auch in brutale Gewaltakte umgesetzten Streben, hat namentlich auch die protestantische Kirche in den baltischen oder Ostseeprovinzen schwer leiden müssen. Und dort ist es vor allem Dorpat gewesen, welches schon lange den russischen Fremdenhassern seines ausgesprochenen Deutschtums und seiner deutschen Universität halber ein Dorn im Auge war, das hierbei am schwersten heimgesucht und geschädigt wurde. Die dortige einzige, bisher hochgeachtete, deutsche Universität in Rußland hat als solche Valet gesagt. Die Sachlage wurde ja ohnehin von ihren Feinden beherrscht, da die Universität eine „Kaiserliche" ist. Die deutschen Professoren wurden eben einfach von der Regierung nicht mehr bestätigt und an ihre Stelle traten deutschfeindliche und, wie es scheint, leider auch unfähige Nachfolger, denen es im Handumdrehen gelang, den „feinen Ruhm" Dorpats in einen unfeinen zu wandeln, und die Universität zu einem wenig frequentierten, weil tief unter dem früheren Niveau stehenden Institut zu machen. Das Deutschtum in Rußland überhaupt und namentlich die dortige protestantische Kirche mag dadurch, wie bezweckt, den Todesstoß erhalten haben. Der Willkürakt, an Dorpat begangen, ist aber der offizielle russische Dank dafür, daß diese Universität allein dem Geist des Nihilismus keinen Zutritt gestattet hatte, zumal ja ihre Interessensphären der russischen Politik ganz fern lagen. Und doch hat lächerliche Russifikationssucht selbst den geachteten Namen „Dorpat" geächtet und ad acta gelegt, wofür der uralte, schier mumifizierte Name "Jurjew" dem Grabe der Vergangenheit entrissen und offiziell wieder aufs Tapet gebracht wurde; vielleicht um den neuen und doch uralten Geist der da einzog,

gleich mit dem offiziell — „neuen“ Wort an den neugewordenen Ort zu bannen und den bisherigen zu verbannen. (Der Name Jurjew, nach dem Gründer dieser Stadt, einem gewissen Jurij, war zwar der ursprüngliche, doch Dorpat der durch Jahrhunderte historisch-sanktionierte.)

Allein der Vernichtungskampf gegen das Deutschtum der baltischen Länder hat in sein Programm nicht nur die Ausrottung deutscher Sprache und Bildung aufgenommen, sondern auch die Zerstörung der protestantischen Kirche Rußlands. „Rußland nur für Vollrussen“, ist in eminentem Sinne Losung und Ziel; ein Ziel, zu dessen Erreichung selbst feierliche Zareneide gebrochen wurden. Unter solchen Umständen wird es uns nur folgerichtig erscheinen, daß noch weiter hinten als im Staate Dänemark gar manches faul ist; zumal wenn große Pläne die Geister der Großen in Anspruch nehmen, werden Kleinigkeiten nur zu leicht übersehen.

Doch dem Bilde des großen Zarenreiches würde der düsterste Hintergrund, das Gespenst aus dem Abgrund fehlen, wenn wir der geheimen Minen — Genie — Abteilung gar nicht erwähnten, deren rastloses Werk der Nacht nur zu oft in mörderischen Explosionen und katastrophischen Eruptionen zu Tage tritt; wenn wir des Nihilismus mit keinem Worte gedächten. Das ist die Zuchtrute, die sich der russische Bär selbst aufgebunden hat durch allzu starke Gewaltleistungen; das ist aber auch der glühendheiß gemachte Sand, welcher dem Bären ganz gegen seinen Willen das Tanzen beibringt, welches jedoch meist in einen Totentanz auszuarten pflegt. Unter den Nihilisten kann man die intelligentesten Köpfe des Landes antreffen; ein großer Teil der Studierenden und selbst der Lehrkräfte an Hochschulen sollen diesem Geheimbund angehört haben, der den Umsturz der bestehenden Ordnung bezweckt, behufs Installierung einer Freiheit, wie sie im Vorlande Sibiriens doch nur als “Fata Morgana” erträumt werden kann. Die Nihilisten haben freisinnige Anschauungen, wollen als Menschen unter Menschen mit gleichem Freiheitsrecht für alle leben; sie wollen freie Forschung, freie Presse, freies Wort. Durch ihre mörderischen Ausschreitungen jedoch (bei welchen sie, ähnlich den Anarchisten, selbst vor Königsmord nicht zurückschrecken), haben sie bis jetzt nur dieses Eine erreicht, daß nämlich schon ihr Name allein Grauen einzuflößen vermag. Möchte doch bei recht vielen von ihnen das Streben nach Freiheit in die rechten Bahnen gelenkt werden, mögen sie die wahre Freiheit erkennen, welche nur die christliche sein kann, die ja allerdings stark mit derjenigen differiert, die sie „meinen“.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir zum Thema zurück. Das Schicksal der protestantischen, größtenteils evang.-luth. Kirche der Ostseeprovinzen ist es namentlich, das unsere Teilnahme wachruft. Denn wenn auch dort leider schwere Volks- und Standessünden ihrer Glieder zu beklagen sind, so waren diese Länder doch immerhin einem Hafen und Leuchtturm des Deutschtums innerhalb Halbasiens vergleichbar; und zudem hatte der Protestantismus dort eine durch kaiserlichen Brief, Siegel und Eid verbürgte Stellung als herrschender Glaube. Wie es nun aber dazu gekommen ist, daß trotzdem die protestantische Kirche der baltischen Länder aus einer herrschenden eine verfolgte Kirche geworden ist, soll im Folgenden kurz dargestellt werden.

Zunächst mögen etliche übersichtliche Bemerkungen gestattet sein. Bekanntlich fängt ja das Gericht am Hause Gottes zuerst an, und so war es auch in den Ostseeprovinzen der Fall. Die ganze Krisis, welche diese Länder wieder einmal zu überstehen haben, ist gewiß auch als ein Gottesgericht über besondere Sünden zu betrachten; dennoch erscheint das Vorgehen gegen dieselben von seiten der russischen Regierung als ein Akt roher Gewalt. Die Maßregelung der dortigen protestantischen Geistlichen begann ja schon vor etwa zwölf Jahren. Man raubte den meist sehr großen Gemeinden unter nichtigen Vorwänden ihre Hirten, um die Schafe nachher desto bequemer in eine fremde Hürde treiben zu können. Die Thätigkeit mancher dieser Seelsorger war ohnehin eine recht schwierige gewesen, auch schon ehe die Verfolgungszeit begann. Ein einzelner Pastor hatte mitunter eine Gemeinde von 10—20,000 Seelen seelsorgerisch zu versorgen. Die Verschiedenheit der Nationalität erschwerte das Amt. Etliche Russen, aber namentlich Deutsche, Esthen und Letten waren über die drei Ostseeprovinzen zerstreut. Dieser Umstand wurde agitatorisch ausgenutzt, indem namentlich unter dem Landvolk der Rassenhaß angefacht wurde. Deutschfeindliches, sog. Jung-Esthen- und Jung-Lettentum (ähnlich wie in Oesterreich das Jung-Tschechentum) machte sich breit und gipfelte in Mordversuchen gegen die deutschen protestantischen Geistlichen. Auch sonst kamen Ausschreitungen, selbst von Weibern vor; wie noch kürzlich einem Studiengenossen des Schreibers, einem Pastor W., auf dem Wege zur Kirche von aufgehetzten Weibern der Talar in Fetzen gerissen wurde. Natürlich sind Klagen im günstigsten Fall erfolglos, andernfalls wird das Heft umgedreht und aus dem mißhandelten Kläger wird ein Verklagter, ja ein Verurteilter. Das Eindringen fremder Elemente und Parteiungen in die Kirche, nebst Spionage trat dann noch hinzu, so daß die Lage der protestantischen Kirche und namentlich ihrer Geistlichen in den baltischen Landen bald eine gar trübe war. Dieser Zustand hat schließlich in den letzten Jahren zu Konflikten geführt, die in der neuesten Kirchengeschichte, zumal unter christlichen Regierungen fast beispiellos dastehen. Die Vergewaltigung protestantischer Geistlichen nahm ungeheure Dimensionen an; auf bloße böswillige Anklage hin wurden ehrwürdige Pastoren ihrer Stellung und selbst ihrer Freiheit beraubt, ja sogar in Kerker und Verbannung geschickt. Die evang.-luth. Kirche der Ostseeprovinzen, vordem die herrschende, war zu einer nur noch geduldeten und endlich gar zu einer unterdrückten und verfolgten Kirche geworden. Um solches aber näher aufzuweisen, müssen wir zunächst einige Rückblicke in die russische Geschichte werfen.

Im Jahre 1721 schloß Peter der Große mit den Schweden den Frieden zu Nystadt, wobei die Ostseeprovinzen dem russischen Reiche einverleibt wurden. Eine der Friedensbedingungen war, daß die bisherigen Provinzial- und kirchlichen Rechte der abgetretenen Länder von jedem russischen Zaren bestätigt und beschworen werden sollten, somit also auch die evang.-luth. Kirche in den baltischen Provinzen für immer die herrschende bleiben sollte. Zunächst wurde diese Bedingung auch erfüllt. Doch der noch im selben Jahre von Peter d. Gr. zur Ordnung der geistlichen Angelegenheiten eingesetzte „heilige Synod“ machte es sich immer mehr zur unheiligen und darum heillosen Aufgabe sämtliche

Autorität, auch in Angelegenheiten andersgläubiger Kirchen im Reiche, an sich zu reißen, was ihm auch nur zu gut gelang und in der Folge zur Unterdrückung der protestantischen Geistlichen der Ostseeprovinzen führte.

Die Seele des Fanatismus war in neuerer Zeit Pobedonoszew, der Dirigierende des „heil. Synod“. Diejenige Friedensbedingung, welche von der eidlichverbürgten, dauernden Herrschaft der luth. Kirche in den neuen Ländern handelt, ist in des Schreibers Handbuch der russischen Geschichte wohl unter den ominösen Buchstaben „i. pr.“ zu deutsch: u. a. m. oder: u. s. w., also im Wortlaut überhaupt nicht angegeben. In Praxi kommt das ja auch auf dasselbe hinaus, indem nämlich dieser Eid von den letzten Zaren thatsächlich nicht mehr geleistet wurde, ja begreiflicherweise nicht mehr geleistet werden konnte. Für die protestantische Kirche Rußlands war das von folgenschwerer Bedeutung und damit auch für einen ansehnlichen Prozentsatz russischer Unterthanen, zumeist deutscher, esthnischer oder lettischer Herkunft. Denn schon seit den Zeiten Iwans des Schrecklichen suchte man Deutsche nach Rußland hinüberzuziehen, namentlich tüchtige Arbeiter und Künstler, und mit diesen hielten auch protestantische Geistliche ihren Einzug. Peters allbekannte Freundschaft mit den Ausländern machte dieses Bestreben noch erfolgreicher; und nun waren durch den Frieden zu Nystadt noch neue, große Gebiete mit deutschredender protestantischer Bevölkerung an Rußland ausgeliefert worden. Bekanntlich hatten diese Länder s. Z. zu den ersten gehört, welche Luthers Reformation einführten, und es hat sich auch bis auf unsere Tage die lutherische Lehre unverdorbener daselbst erhalten als wohl irgendwo anders, wofür die Einheit der lutherischen Kirche Rußlands das beste Zeugnis ist. Späterhin wurden deutsche Kolonisten unter lügnerischen Pretensionen auch nach Südrußland an die Wolga und den Dnjepr gelockt. Die schnelle Zunahme dieser deutschredenden, protestantischen Bevölkerung erforderte nun die Bildung von Konsistorien, denen die geistliche Verwaltung der betreffenden Kirchspiele und ganzer protestantischer Bezirke unterstellt wurde. Da ward nun im Jahre 1832 ein neues Kirchengesetz erlassen; und von hier an datiert die allmählige Unterdrückung und geplante Vernichtung der baltischen lutherischen Kirche.

Die bisher geltende schwedische Kirchenordnung hatte die lutherische Kirche zur allein herrschenden gemacht, und zwar mit einer Schroffheit, die ihres Gleichen sucht, welche aber der damaligen Zeit des Territorialismus ganz entsprach. Doch jetzt wird auf einmal der Spieß umgedreht und zugleich der territoriale und geradezu terroristische Despotismus auf die Spitze getrieben; doch so, daß sich nun die tödliche Spitze gegen die lutherische Kirche dreht und die Stange in Händen der griechischen Kirche verbleibt. Unter diesem neuen Kirchengesetz — welchem im wesentlichen die bisherige schwedische Kirchenordnung zu Grunde liegen sollte (!), was ja auch mutatis mutandis der Fall war — sollten nun alle Gemeinden Rußlands in gleicher Weise unterstellt sein. Bisher war die lutherische Kirche in den Ostseeprovinzen allein die herrschende gewesen, während die protestantische Gemeinden im übrigen Rußland nur geduldet waren; jetzt aber verloren die baltischen Provinzen nicht nur ihre kirchlichen Sonderrechte, sondern noch viel mehr als das, nämlich fast jede Sicherstellung und damit so ziemlich jeden Halt.

Die Hauptpunkte, welche die Bedrückung der lutherischen Kirche nun zu einem gesetzlichen Abschluß bringen, sind folgende:

1. Alle Kinder aus gemischten Ehen müssen griechisch getauft werden.
2. Für Aufnahme eines Griechischkatholischen in die lutherische Kirche werden die Pastoren ihres Amtes entsetzt. Für Zulassung zum Abendmahl oder für die Taufe von Kindern griechisch-katholischer Eltern werden sie suspendiert; und zwar auf die Dauer von sechs Monaten bis zu einem Jahr. Für ein zweitmaliges Vergehen dieser Art erfolgt Verlust der geistlichen Würde und Unterstellung unter polizeiliche Aufsicht.
3. Wer einen Griechischkatholischen durch Rede oder Schrift zum Uebertritt bewegt, wird zum ersten Mal mit Einsperrung in das Korrektionshaus, zum zweiten Mal mit Festungshaft von vier bis sechs Jahren, zum dritten Mal mit dem Verlust aller Standesrechte und Verschickung nach Tobolsk bestraft.

Mit diesem Kirchengesetz hat die territoriale Tyrannei eines fremdländischen Regiments ihre Spitze erreicht. Denn thatsächlich ist hiermit die russisch-lutherische Kirche der Willkür böswilliger Gewalt und Verleumdung preisgegeben und damit schon gewissermaßen auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Dem Papier nach haben seit dem neuen Gesetz die General-Superintendenten und Superintendenten das Aufsichtsrecht über die Pastoren und Gemeinden, und die Leitung der Synoden. Dann folgen die Pröpste, die eine Art von Visitatorenrolle über die Pastoren spielen. Es wurden damals acht Konsistorien eingesetzt. Dieselben bestehen aus einem weltlichen Präsidenten, einem geistlichen Vizepräsidenten (dem General- oder Superintendenten), und einer gleichen Anzahl weltlicher und geistlicher Assessoren, und zwar für fünf der acht Konsistorien aus je zwei, für die übrigen drei aus je einem geistlichen und einem weltlichen Beisitzer. In zwei Konsistorien (dem petersburger und moskauer) ernennt der Kaiser selbst den Präsidenten und Vizepräsidenten; in den übrigen müssen die Kandidaten für diese Aemter vom Kaiser bestätigt werden. Ueber den Konsistorien steht noch das General-Konsistorium. Zu diesem gehört ein weltlicher Präsident und ein geistlicher Vizepräsident, welche vom Kaiser ernannt werden, und je zwei weltliche und geistliche Assessoren. Das Ganze ist also eine Konsistorial-Verfassung mit Unterstellung unter die Staatsgewalt. Trotz mancher Mängel dieser Kirchenordnung hätte das kirchliche Leben dennoch gedeihen können, wenn nicht die Kirche selbst den störenden und bedrückenden Einflüssen von Außen fortwährend ausgesetzt gewesen wäre, so namentlich in Livland in der Invasionszeit der vierziger Jahre, und neuerdings seit 1885. Zwischen 1865 und '85 zeigten sich Anfänge einer toleranteren Behandlung, die aber seit 1885 zurückgetreten sind.

Klagen über Pastoren und Maßregelungen derselben seitens der Regierung sind seitdem immer häufiger geworden. Wer sucht, der findet, gilt ja auch in malam partem, und so ging es hier. Man durchsuchte die protestantischen Kirchenbücher und fand da Namenseintragungen, in welchen ein Buchstabe oder eine Silbe mit dem gesetzlich-korrekten Namen nicht stimmte; wohl darum, weil die betreffende Person, deren Namen verzeichnet war, über-

haupt nur analphabetische Volksbildung genossen hatte, daher auch weder Adam Riese dem Namen nach, noch auch seine hohe Kunst kannte; mithin weder die Menge der Buchstaben ihres Namens zu summieren, noch auch richtig oder überhaupt nur zu buchstabieren im stande war. Und das Resultat sothaner Volksschulbildung — der betreffende Pastor wurde wegen Urkundenfälschung (sic) verurteilt. Auf ähnliche Weise erfolgte die Verurteilung des Dorpater Pastors E., der in der Nähe des Schreibers dieser Zeilen wohnte.

Es waren somit ernste Zeiten, Zeiten der Gerichte des Herrn, die immer am Hause Gottes anfangen, welche über diese baltische Kirche gekommen waren und den Bau derselben in seinen Grundfesten erzittern machten; Zeiten, in denen der Bußruf Gottes gewaltig ertönte: Gedenket eurer Untreue und Versäumnisse! Was der Herr mit der baltisch-lutherischen Kirche vorhat, läßt sich noch nicht voraussehen. Es kann aber sein, daß er zu ihr spricht: Ich habe euch geholfen aus der Hand der Amoriter, da ihr mich anriefet; weil ihr aber abgewichen seid und andern Göttern dientet, so werde ich euch fürder nicht mehr helfen. Doch noch gilt ihr das Wort: Seid stark in dem Herrn; auch wenn ihr nach Babel geführt werdet. (Es war nämlich in Petersburg die Errichtung eines protestantisch-theologischen Seminars unter Aufsicht des heil. Synods an Stelle der aufgehobenen Dorpater evang.-luth. Fakultät geplant.) Sollten aber Zeiten kommen, wo eine Verleugnung des Glaubens gefordert wird, so werden mit Gottes Hilfe auch die baltischen Christen nach dem Wort handeln: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Ueber die sozialen Zustände innerhalb der baltischen Landeskirche speziell mag noch Folgendes hier eingeflochten werden. Bei den gebildeten Klassen zeigte sich schon längere Zeit, wie auch anderwärts, immer mehr eine tiefe Entfremdung vom Glauben, welche ins Volk überzugehen drohte, bei dem Kirchen- und Abendmahlsbesuch ohnehin vielfach nur äußere Formen gewesen sein mögen. Während aber hier die Kirche in ihren Dienern diesen Verhältnissen gegenüber mit besserer Aussicht auf Erfolg entgegentreten könnte als anderwärts, um für die äußere Form auch auf den rechten Inhalt zu bringen, so werden sich trotzdem, namentlich in dieser durch Verfolgung veranlaßten Sichtungszeit, auch für diese Provinzen die Scheidungen zwischen gläubig und ungläubig vollziehen, weil ja alles halbe Wesen doch nie und nirgends Bestand haben kann.

Günstiger, aussichtsvoller als anderswo ist die Situation für die Kirche insofern, als unter dem dortigen Volk die Sozialdemokratie und Anarchie nicht eingedrungen sind. Doch ist die Lage in anderer Hinsicht vielfach eine sehr schwierige.

Es sind Hindernisse und damit Anforderungen vorhanden, welche ein erhöhtes Maß von Anstrengung und Aufopferung erfordern. Wie schon bemerkt, wird die pastorale Thätigkeit in höchstem Grade erschwert durch die große Ausdehnung der einzelnen Kirchsprengel, dort Kirchspiele genannt. Dazu kommt noch die Verschiedenheit der Nationalität, welche oft eine besondere sprachliche Vorbildung für den Geistlichen erfordert. Und nicht nur daß es denen, welchen Sprache und Sitte des Volkes vielfach nicht von Jugend

auf vertraut ist, an und für sich schwer fällt, sich da hineinzudenken und einzuleben, sondern es hat sich zudem auch noch ein gewisser nationaler Antagonismus, der bisher latent gewesen, in den letzten Jahrzehnten offen breit gemacht. Dadurch muß ja notwendig das Einigsein, ja auch nur Zusammengehen im Streben gefährdet werden; so daß es vielleicht ein pium desiderium bleibt, wenn die Prediger Gott bitten, und danach streben, sich mit den verschiedenen ihnen anvertrauten Seelen als Kinder eines Landes und Brüder eines Hauses und einer Kirche zu erkennen und anzuerkennen. Auch auf spezifisch-kirchlichem Gebiet ist diese Einheit und Einmütigkeit vielfach gehemmt worden. Früher besonders durch die abnorme Stellung der Herrnhuter Brüdergemeinde, welche viele Glieder der Landeskirche entzog oder doch entfremdete, was bei der übergroßen Seelenzahl mancher Gemeinden nur zu leicht begreiflich ist, zumal wenn solche Glieder in der eigenen Gemeinde sich nicht heimisch gefühlt hatten. Ganz speziell für die baltischen Provinzen ist dieses Sozietätswesen herrschend gewesen, was denn auch zur Separation vieler von der Landeskirche geführt hat. In unseren Tagen hat nun Herrnhut seinen Einfluß dort allerdings fast ganz verloren; dafür sind es aber andere Kirchengemeinschaften, die in die Einheit des baltisch-kirchlichen Lebens hineinbrechen; namentlich Baptisten, Methodisten und Irvingianer machen in Nord und Süd Propaganda.

Und doch tritt noch alles dieses völlig zurück vor den Angriffen, denen die lutherischen Gemeinden von seiten der griechischen Kirche und der mit derselben einmütig handelnden Staatsgewalt ausgesetzt sind. Und zwar kann die Roheit des russischen Vorgehens nur noch durch die Bestialität der Türken gegen die Armenier übertroffen werden. Die Invasion der vierziger Jahre hat sich wiederholt und ist namentlich in den letzten Jahren rücksichtslos vorggangen, wobei die Betroffenen um so empfindlicher verletzt wurden, je weniger sie eines solchen Ueberfalls gewärtig waren. Hatte es doch eine Zeit lang den Anschein (1865—'85), als ob für die baltische Kirche eine Aera der Ruhe anbrechen wollte; doch es war die Stille vor dem Sturm und die Ruhe vor dem Gewitter, obgleich von oben her der Himmel in einem immer freundlicheren Blau prangte. Unter Alexander II. war nämlich der Rücktritt der in den vierziger Jahren durch den bekannten offiziellen Betrug der griechischen Kirche zugeführten und nun wieder immer dringender zurückstrebenden Konvertiten stillschweigend gestattet worden. Es waren infolge dessen etwa 50,000 Esthen und Letten von der lutherischen Kirche wieder rezipiert worden. Und zugleich mit der Niederschlagung der Klagen gegen die Pastoren verband sich ein Akt, der als erstes Zeichen einer angebahnten Gewissensfreiheit mit großer Freude begrüßt worden war; nämlich die im Mai 1865 erfolgte Aufhebung des Reverses, der bisher bei gemischter Trauung gefordert wurde, jener Verpflichtung, die aus der Ehe entsprungenen Kinder griechisch-katholisch zu taufen und zu erziehen. Und jetzt, seit 1885, trat gänzlich unerwartet eine totale Wendung ein, wie wenn plötzlich auf den knospenden Frühling der starreste Winter folgt, der Knospen und Blüten mit seinem Leichentuch, mit Eis und Schnee begräbt. Die baltische Kirche wurde jählings aus der Freiheitshoffnung herausgerissen und in die drückendsten Fesseln geschlagen. Am 28. Juli 1885 wurde auf kaiserlichen Befehl der Revers wieder den Gesetzen eingefügt, und alle Kirchengesetze wieder in volle Kraft gesetzt, welche den

Uebertritt aus der griechischen Kirche mit den schärfsten Strafen belegten und zugleich die griechische Kirche als die herrschende, die lutherische als bloß geduldete deklarierten.

Man ging nun russischerseits mit großem Eifer und Begeisterung zum Sturm vor. Es bildeten sich Bratstwos (wörtl. Brüderschaften), Vereine zum Bau griechischer Kirchen, denen das unumschränkte Recht gegeben wurde, zu diesem Zweck Land und Gebäude, wo sie wollten, gegen einen normierten Preis zu erwerben. Infolgedessen sieht der Wanderer oder Reisende heutzutage in den schönen baltischen Provinzen eine ganze Menge russischer Kirchen und Kathedralen in Stadt und Land. Dagegen sollten fortan Neubauten und Reparaturen lutherischer Kirchen, nicht etwa von den lutherischen Konsistorien, sondern von der Genehmigung des betreffenden griechischen Bischofs abhängig sein, welcher also Bauten und Reparaturen lutherischer Kirchen nach seines Herzens Lust inhibieren, und von seinem Vetorecht ausgiebigen Gebrauch machen kann. Zudem wurden die am Boden haftenden Reallasten (Grundzinsen, eine Art von Zehnten für Benutzung von Kirchenland) der lutherischen Kirche entzogen und aufgehoben, somit durch Entziehung dieser externa die äußere Existenz dieser Kirche in Frage gestellt. Nun war das Fundament der Kirche erschüttert und zugleich der äußere Ausbau derselben eingeschränkt.

Aufs neue ward jede Warnung vor Uebertritt zur griechischen Kirche, ja schon jede Aeußerung, die derartig gedeutet werden konnte, mit den strengsten Strafen bedroht; womit Hand in Hand ging die Wiederaufnahme der Anklagen gegen diejenigen Pastoren, welche solche Glieder weiter bedienten, die aus der griechischen Kirche wieder zurückgekehrt waren. Bald kam auch noch das Verbot hinzu Gelder für irgend welche Missionszwecke der protestantischen Kirche überhaupt zu kollektieren. Auch diese neue Glaubenstyrannei richtete sich gegen die gesamte russisch-lutherische Kirche, doch war die Schärfe sonderlich gegen die baltischen Provinzen gekehrt. In den vierziger Jahren war es ja Livland allein gewesen, das durch die russische Invasion heimgesucht worden war, nun aber waren es nicht bloß alle drei baltischen Provinzen (Liv-, Esth-, und Kurland), sondern das ganze lutherische Gebiet in Rußland. Unter diesen Umständen beschlossen die protestantischen Geistlichen 1885 notgedrungen, fortan diejenigen, welche noch nicht völlig wieder aufgenommen waren, nur mit dem Worte weiter zu bedienen; dagegen die Amtshandlungen an den Rezipierten fortzusetzen.

Letzteres wurde zunächst zur Anklage gebracht, und um härteste Strafen zu erzielen, wurden die Klagen der weltlichen Obrigkeit überwiesen, und demgemäß umgeformt. So hieß es nun in der Anklage z. B. statt Konfirmation, Verführung zum Uebertritt; Trauung wurde bezeichnet als Schließung einer ungültigen Ehe u. s. w.; denn letztere Vergehen wurden als Kriminalverbrechen behandelt und konnten als solche hart bestraft werden und zwar auf gewöhnlichem Rechtswege!

Allein dieser Gang der gerichtlichen Untersuchung dünkte doch vielfach noch als zu umständlich; daher wurde „nach berühmten Mustern", die in der Geschichte einer „großen Nation" sich vorfanden, ein kürzerer (Dragonaden-) Prozeß gemacht. Man ging gegen Pastoren und Gemeindeglieder mit

Gendarmen vor, und an Stelle der zu zahm und langsam erscheinenden behördlichen Urteile traten summarische administrative Verordnungen. Auf diese Weise vergriff man sich z. B. an Pastor Brandt von Palzmar, und anfangs 1888 an Pastor Christoph in Esthland. Ueber letzteren hat keine der griechischen Instanzen geurteilt; nur ein für solche Fälle komponiertes Tribunal (eine Art Scherbengericht) wurde zeitweilig etwas in Anspruch genommen. Es genügte eine Untersuchung oberflächlichster Art mit einer Verhörung nur der gegnerischen Seite (des Anklägers), nach dem hier allein geltenden Maxim: audiatur solum una pars! Und auf Grund dieser formlosen Prozedur, die darthun zu wollen schien, daß russische Gesetze eine tabula rasa seien, wurde der verklagte Pastor nach Astrachan verbannt.

Und während also die protestantische Kirche mit ihren Dienern und Gliedern vergewaltigt wurde, ward inzwischen die Propaganda für die griechische Kirche, besonders durch Proselytenmacherei in Esthland und Kurland, wo die bitteren Erfahrungen Livlands mit den russischen Danaergeschenken unter dem Landvolk nicht so bekannt waren, in der überstürztesten und rücksichtslosesten Weise, in geradezu „unanständiger Eile" fortgesetzt. Wahre Danaergeschenke, nämlich „politische" Vorteile so zweifelhafter Natur, wie Freiheit von der Schule, wurden dem Volke als Prämien des Uebertritts ausgeboten. Außerdem wurde die Bedenkzeit zwischen Anschreibung und Firmelung, welche Alexander II., damals noch Thronfolger und zeitweiliger Reichsverweser, für Ueberläufer zur griechischen Kirche festgesetzt hatte, einfach aufgehoben; und was nun so im Handumdrehen in den weiten Schoß der griechischen Kirche aufgenommen wurde, ward fortan mit ehernen Klammern festgehalten. Damit aber ja nicht etwa die nachwachsende Generation der lutherischen Kirche treu erhalten werden könne, wurde in dem denkwürdigen Jahre 1888 das gesamte Volksschulwesen dem Ministerium der Volksaufklärung und dessen Kuratoren unterstellt. Seitdem wird ja auch die Schule als Hauptfaktor der Russifizierung, zugleich wohl auch als Hilfsmittel der geplanten Gräzisierung angewandt.

Unter solchen Zeiten der Heimsuchung und der Entäußerung der heiligsten und unveräußerlichsten Güter mußte naturgemäß die gesamte evangelische Kirche Rußlands schwer leiden; ganz besonders die vordem mit fast allzu glänzenden Freibriefen und Sonderrechten ausgestattete, jetzt dafür aber desto härter verfolgte und geknechtete baltische Kirche. Was durch Jahrhunderte aufgebaut, droht nun niedergerissen und gänzlich verwüstet oder durch Trug und Arglist untergraben zu werden. Wir verstehen es, daß in solcher Zeitlage ein Prediger beim Gottesdienst, statt der sonst üblichen Perikope den 80. Psalm vorlas. (cf. v. 14.)

Da nun noch zu dem Gesagten die Nichtweiterbestätigung der deutschen Dorpater Professoren der evang.-luth. Universitätsfakultät hinzutrat, und also die russische Regierung und griechische Kirche, die ja bekanntlich im Cäsaropapismus eine gemeinsame Spitze haben, durch solche Vernichtung der Dorpater protestantisch-theologischen Fakultät, der einzigen deutschen dieser Art in Rußland, und durch Belassung der Schulsache überhaupt in den schon bisher „bewährten" Händen der Kuratoren des Ministeriums der Volksaufklä-

rung, erreicht hatten, was sie wollten; nämlich sowohl dem Protestantismus in Rußland den Todesstoß zu versetzen, als auch das Deutschtum zu untergraben, so scheint zeitenweise gleichsam eine Ruhe nach dem Sturme eingetreten zu sein. Doch bis jetzt scheint das nur zeitweilig der Fall zu sein, denn immer aufs neue leuchtet es unheimlich, namentlich in den baltischen Provinzen auf, wie bei einem Wetterleuchten, das ein verziehendes oder nahendes Unwetter anzeigt, da in verschiedenen Zwischenräumen bis jetzt noch immer wieder neue Anklagen und Verurteilungen evang.-luth. Pastoren an die Oeffentlichkeit bringen. An manchen Orten, wo allerdings eine gewisse Ruhe eingetreten ist, da herrscht eben eine ähnliche wie im Eskorial oder in Vineta.

Trotz alledem konnte noch bisher das Schulwesen in Süd-Rußland, welches dort, wohl weil „fern von Madrid", der Aufsicht der Pastoren überlassen blieb, sich ziemlich frei und günstig ausgestalten. Neuerdings hat aber auch dort die Schule mit den allergrößten Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihr bereitet werden; wovon der eine Schwager des Schreibers noch vor nicht langer Zeit ein Lied nach Art der threni zu singen wußte. Doch schon seit geraumer Zeit fließen die kirchlichen Nachrichten aus Rußland sehr spärlich. Das hat seinen Grund wohl nicht nur in der beispiellosen Schneidigkeit der russischen Zensur, sondern ist auch der Scheu zuzuschreiben, „Politisches" aus Rußland selbst auch nur einem Privatbriefe anzuvertrauen, da es noch nicht erwiesen ist, daß nicht besonders scharfsichtige Beamte, auch ohne Zuhilfenahme von X-Strahlen den Inhalt eines geschlossenen und versiegelten Schreibens zu entziffern vermögen.

Einer evangelischen Bewegung in Südrußland möge hier noch kurz Erwähnung geschehen. Besonders dort war es bisher der Stundismus, der wie ein Hort und Bauort evangelischen Glaubens erschien. Denn im Stundismus fanden sich nicht nur andächtige Protestanten, sondern auch Angehörige der griechischen Kirche, von dem Verlangen nach einem Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit getrieben, zu gemeinsamer Andacht und Erbauung zusammen. In den letzten Jahren wurden aber gerade diese Stundisten streng verfolgt. Ueberall, wo sich etwa im Stundismus eine freiere, dem Protestantismus nähernde Religionsübung zeigt, da werden namentlich die wohlhabenden Opfer ausgehoben, ihnen die allzu drückenden Lasten des sündlichen irdischen Mammons abgenommen, und die auf solche Art erleichterten und dadurch für die Reise besser gerüsteten „Pilger" nach Sibirien „verschickt".

Soweit vorstehender kurzer Ueberblick über die Leiden einer protestantischen Kirche in den letzten Jahrzehnten eines scheidenden Jahrhunderts. Angesichts solcher Thatsachen, denen man noch die an den Armeniern verübten Greuelthaten, sowie mehrere neuere Ausrottungskriege an die Seite stellen kann, werden wohl diejenigen ihren Irrtum einsehen, welche vermeinten schon in einem tausendjährigen Reich zu leben. Ja, wenn Saul unter die Propheten, und Gog und Magog unter die kanonisierten Heiligen gehören, dann mag solches der Fall sein.

Wir wollen obenstehendes Kapitel mit den beherzigenswerten Worten schließen, die ein treuer Wächter seiner Kirche noch mehr zu Anfang dieser

letzten Verfolgungszeit redete, als er diese Zustände beleuchtete. Die Worte sind etwas frei zitiert folgende:

„Wie soll sich nun die Kirche in Dienern und Gliedern in solcher Lage verhalten? Soll sie sich trotzig dagegen auflehnen, oder in Bitterkeit und ohnmächtigem Groll in den Schmollwinkel zurückziehen, oder gar kleinmütig und fahnenflüchtig werden? Gott bewahre uns davor! Wo die Gerichte Gottes über die Kirche ergehen, hat sie sich unter Gottes Zorn zu beugen, demütig an ihre Brust zu schlagen, Buße zu thun für ihre früheren und gegenwärtigen Begehungs- und Unterlassungssünden. Aber wo wir uns in ehrlicher Weise beugen unter die gewaltige Hand Gottes, da wird er uns auch Zeugenmut und Leidensfreudigkeit geben und uns verhelfen zu erneuter Treue; zum Halten dessen, was wir noch haben und zum Pflegen dessen, was uns geblieben. Wir werden Stunde für Stunde und Schritt für Schritt unter erneutem Kampf unsere Position zu halten haben, und durch Predigt in der Kirche und im Hause die Grundlagen des Evangeliums zu erhalten suchen. Noch ist uns die Predigt des Evangeliums in der Kirche nicht verwehrt, und mag auch die Leitung der Schulen den bisherigen Organen so gut als entzogen sein, so haben wir doch auf die Religionsstunden ein gesetzliches und unveräußerliches Recht, sowohl in den Schulen als auch in den Häusern, und auf die Pflege religiöser Erkenntnis in der Gemeinde. An dieses Recht haben wir uns zu halten, diese Pflicht mit erneuter Treue auszuüben! Alle Kraft gilt es; mit Zeugnis, Mahnung und Warnung den Mächten entgegenzutreten, die mit Verführung, Macht und List die Gemeinde bedrohen. Es gilt das, was noch Leben hat, zu stärken; und das, was sterben will, dem Leben womöglich wiederzugeben.

Eine Forderung aber tritt nun immer dringender an uns heran, nämlich in Gemeindegliedern und der Jugend uns Gehilfen heranzuziehen. Zunächst gilt es ja vor allem noch amtlich geordnete Gehilfen uns heranzubilden; doch, falls diese uns entzogen werden, freiwillige an deren Platz zu stellen.

Es sind schon früher solche Zeiten in der Kirche gewesen, aber sie haben zu Siegen geführt, wie sie niemand hätte vorausahnen können; das Prinzip des Glaubenszwanges ist im Prinzip durchbrochen worden und ein Sieg errungen. Auch die gegenwärtige Zeit der Sichtung und Gerichte kann unter Gottes Gnadenbeistand zu einer Zeit der Läuterung, Klärung und Befestigung werden. Und mögen noch so viele im Sturme der Anfechtung als Spreu verweht werden und die toten Zweige abgebrochen werden, — was noch am Boden der Heilswahrheit haftet, wird fest bleiben, und die Stürme können solchen Bäumen nur dazu dienen, daß sie in der Hitze der Trübsal feststehen durch gestärkte Wurzeln. Was aber der Gesamtheit der Kirche gilt, ist nun namentlich auch den Dienern der Kirche gesagt: Seid fest und unbeweglich, und nehmet immer mehr zu in dem Werke des Herrn; sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn!

Für die gegenwärtigen und zukünftigen Diener des Herrn gilt es mehr denn je festzustehen und unbeweglich zu bleiben im Glauben und lebendigen Verkehr mit dem Herrn und selbst zuzunehmen in dem Werke des Herrn. Denn nur in dem Maße, als wir selbst zunehmen in seinem Werke, werden wir auch Werkzeuge Gottes sein können, und wird auch das Werk, das durch uns

geschieht, zunehmen in der Kraft Gottes und nicht vergeblich sein. So möge denn nun die gesteigerte Not mit ihren erhöhten Anforderungen die rechte Treue wecken, aber auch Mut und Aufopferung erwecken, sich auf den Ruf des Herrn zu stellen."

Wir aber schließen, indem wir zu diesen Worten ein herzliches: Hosianna! sagen.

Wer ist der Verfasser des Jakobusbriefes?

Von P. G. Brändli.

Die September-Nummer unseres „Magazins" brachte auf Seite 320—341 eine überaus lehrreiche und interessante Abhandlung über das Thema: „Der Jakobusbrief." Der gegenwärtige Stand der kritischen Forschung, betreffend die Authentie und den ursprünglichen Leserkreis des Briefes wurde in klaren Zügen dargelegt. Und die Ergebnisse dieser Forschung wurden bezeichnet als der Anerkennung der Authentie überaus günstig. Doch je mehr die Zeugnisse für diese Annahme gehäuft, und gegenteilige Ansichten abgewiesen wurden, um so unerwarteter kam der Schluß der Abhandlung, der das ganze schöne Gebäude, das vor unseren Augen errichtet wurde, mit einem Schlag in Trümmer wirft. Ein einziger wunder Punkt in der Beyschlagschen Beweisführung, um die es sich dort besonders handelt, führt den Verfasser der genannten Abhandlung zu dem Endresultat, daß der Schreiber des Jakobusbriefes nicht Jakobus, der Bruder des Herrn sein könne. Der Charakter des Briefes erscheine nur dann völlig erklärlich, „wenn wir uns als den Verfasser einen Mann denken, der seine Kunde von Christo auf keinem anderen Wege erhalten hat als seine Lehre, nämlich durch die christliche Verkündigung." Es wird als eine psychologische Unwahrscheinlichkeit hingestellt, daß der Brief aus der Feder eines leiblichen Bruders des Herrn geflossen sei. Hätte Jakobus, der Bruder des Herrn, der das Leben und Wirken des „Messias der Herrlichkeit" persönlich geschaut hat, den Brief verfaßt, so müßte man doch wenigstens einige Spuren von solcher persönlichen Erfahrung darin auffinden.

Das ist gewiß eine ganz berechtigte Forderung, und auch wir können der Art und Weise, wie Beyschlag sich über diese Schwierigkeit hinwegsetzt, durchaus nicht zustimmen. Denn es ist mit unserem Glauben unvereinbar, daß das Lehren von Christo wesentlich nur eine spätere Entwicklungsstufe der Lehre Christi sein soll, wie dieselbe nach dem Christentum auf den ersten Stufen seiner Entwicklung eigen gewesen sei. Eine solche Entwicklungstheorie, auf das Gebiet der christlichen Lehre angewandt, ist uns ein Unding. Denn dann muß man die Hälfte der in den synoptischen Evangelien enthaltenen Aussprüche des Herrn über sein Wesen und seine Aufgabe als spätere Erfindung taxieren. — Aber doch muß so viel zugegeben werden, daß die urchristliche Verkündigung, so wie sie uns hauptsächlich in den Reden des Apostels Petrus und anderer, in der Apostelgeschichte, vorliegt, noch lange nicht die Höhen- und Tiefpunkte erreicht hat, wie die paulinische Verkündigung, und die von ihm beeinflußte (vgl. z. B. 1. Petribrief). In den Reden des Petrus vor dem

Volk und dem Synedrium, in den Worten des Philippus an den Kämmerer, in der Predigt des Stephanus, sowie in der des Petrus im Hause des Kornelius klingt nicht ein wesentlich anderer Ton, als auch im Jakobusbrief. So sehr allerdings da die Verherrlichung Jesu den Mittelpunkt der Verkündigung bildet, und als die große Heilsthatsache gerühmt wird, so vollständig tritt das Leiden und Sterben Jesu zurück. Mit keiner Silbe findet sich eine Erwähnung, daß dasselbe zum Heil der Menschen geschehen sei.

Schon die erste Rede des Petrus am Pfingsttage, Act. 2, 14—36, gipfelt nicht darin, daß Jesus als Gotteslamm für die Sünde der Welt geopfert sei. Das Kreuz Christi, das einem Paulus der Inbegriff alles Heils ist (vgl. 1 Kor. 1, 17 f. 23; 2, 1. 2) tritt hier noch ganz in den Hintergrund. Zwar wird der Kreuzigung erwähnt; aber Petrus begnügt sich im Blick darauf mit der Erklärung, daß solches „nach Gottes Willensbeschluß und Vorsehung" geschehen sei, V. 23. Aber der Hauptnachdruck liegt doch darauf, das Kreuzesleiden Jesu dem Volk vor Augen zu stellen als sein Vergehen an dem, der ihm von Gott als „Herr und Messias" erwiesen worden sei (V. 22. 36). Statt ihn anzunehmen, hat Israel ihn verworfen; statt im Glauben sich ihm hinzugeben, hat es ihn ans Kreuz gebracht. Aber dieser so tief Erniedrigte ist dennoch der verheißene Davidssohn (V. 30), denn Gott hat ihn erhöhet durch seine Rechte, und zu seiner Rechten (33. 34). Nach seiner Erhöhung empfing er „die Verheißung des Heiligen Geistes" (d. h. der verheißene Geist ist ihm in seiner ganzen Fülle zu teil geworden) damit er ihn mitteile an die Seinen (V. 33). Bedingung zum Geistesempfang ist die Taufe auf den Namen Jesu (V. 38).

So zeigt Petrus in geistesgewaltiger Rede, wie dieser von Israel verworfene und in die Tiefen des Kreuzesleidens hinabgestoßene Mann Jesus von Gott zur höchsten Höhe erhoben worden sei, und dem Volk gesetzt zum Herrn und Messias! Aber, warum das Gott gerade an ihm, und nicht an einem anderen gethan hat? — auf diese Frage finden wir bei Petrus noch keine Antwort. Ueber das Wesen Christi wird hier nicht reflektiert. Petrus ist nicht Dogmatiker, sondern Apologet! Darum begnügt er sich damit, bei dem Ausspruch, daß Jesus nicht konnte vom Tode gehalten werden (V. 24), die Begründung beizufügen, daß sonst Psalm 16 unerfüllt geblieben wäre (V. 25 ff.); ebenso wie er auch die Notwendigkeit der Erhöhung Christi zur Rechten Gottes (32. 33) nur mit dem Hinweis auf die Weissagung Ps. 110 begründete, die eben erfüllt werden mußte (V. 34). — Die von Joel verheißene Geistesausgießung bildet den Ausgangspunkt dieser Rede Petri. Sie wird in V. 33 als von Jesus, dem Erhöhten, vollzogen, dargestellt, und in V. 36 zum Schluß als ein weiteres Merkmal der Messianität Jesu aufgeführt.

Auch die zweite Rede des Petrus vor dem Volk, Act. 3, 12—26, erwähnt den Kreuzestod Jesu nur um dem Volk seine Verschuldung vorzuhalten: „Den Heiligen und Gerechten" haben sie verleugnet; „den Urheber des Lebens" haben sie getötet, 14. 15. Erst nachdem er diesen wuchtigen Schlag geführt, giebt Petrus zu, daß solches in Unwissenheit geschehen sei (17) und daß Gott auf diese Weise erfüllt habe, was schon die Propheten vom Leiden des Messias

vorher verkündet haben (18). Die Erwähnung dieser milderen Auffassung von Israels Schuld hat aber nur den Zweck, den sogleich folgenden Ruf zur Buße um so wirksamer zu machen. Und es ist von Bedeutung, daß die sündentilgende Kraft hier, wo es doch so nahe lag, *nicht dem Kreuzestod Jesu* zugeschrieben wird, sondern der aufrichtigen Buße (19).

Dann ist auch nicht zu übersehen, daß diese Rede veranlaßt wurde durch die Heilung des Lahmen. Gleich von Anfang an weist Petrus auf die Verherrlichung hin, welche Gott seinem „Knecht" Jesus habe zu teil werden lassen (zu παῖς in diesem Sinn vgl. LXX. bei Jesajas, und besonders auch Act. 4, 25), zunächst durch diese, vor aller Augen (16), im Namen Jesu vollführte Heilung — was nur der Anlaß ist, die Verkündigung von der Verherrlichung anzuschließen, die an ihm geschah durch die Auferweckung von den Toten, deren Zeugen die Apostel sind (V. 15), und durch seine Aufnahme in den Himmel (21). So lange muß ihn der Himmel aufnehmen, bis alles erfüllt ist, was Gott durch den Mund der Propheten von Alters her geredet hat. Dann wird Gott ihn senden (20). — Im Blick auf dieses zweite Kommen des Herrn ermahnt Petrus seine Hörer zu Buße und Bekehrung, damit ihre Sünden getilgt werden, und Zeiten der Erquickung kommen können vom Angesicht des Herrn, durch Christus Jesus, dessen Kommen schon von Moses angekündigt wird als das Kommen eines Propheten, der mit gleicher Kraft und Macht ausgestattet sein werde, wie er. Wer Jesum nicht anerkennt als den von Moses verheißenen Propheten, und nicht hören will auf seine Stimme, die zur Buße ruft, für den giebt es nur ein schreckliches Warten des Gerichtes, das ihn ausrotten wird aus den Reihen seines Volkes, dem Jesus doch von Gott gesetzt ist zum Segen, wenn es sich bekehren will (26).

Nach V. 20 ist *der Kommende*, der die Zeiten der Erquickung bringen wird, dem Volk *bestimmt zum Messias!* Diese Umschreibung zeigt, wie für Petrus damals noch der Schwerpunkt des Heilandswerkes erst in das zweite Kommen des Herrn fiel. Das erste Kommen ist ihm noch das des von Mose verheißenen Propheten (22 f.), hat also den Hauptzweck, wie auch die Predigt des Petrus, die Herzen zuzubereiten für das zweite Kommen, 19. 20.

Auch das erste Verhör vor dem Synedrium, das aus Anlaß der Heilung des Lahmen abgehalten wurde (4, 5 ff.), erwähnt zwar die Kreuzigung (V. 10) aber ganz im gleichen Sinn, wie die vorigen Reden des Petrus an das Volk. Nicht als Heilsthatsache, sondern als Anklage wird den Volks-Oberen vorgehalten: ihr habt ihn gekreuzigt! Aber diesem verwerflichen Thun der Menschen wird sogleich die herrliche Gottesthat entgegengestellt: „daß Gott ihn auferweckt hat von den Toten!" Und im Namen des also Erhöhten Jesus Christus, den sie allerdings nur als den verachteten Nazarener kennen, stehe der vorher Gelähmte gesund vor ihnen. Und wie redet (oft) Petrus den Obersten des Volkes so eindringlich ins Gewissen, wenn er im Anschluß an Jesu eigene Worte (vgl. Matth. 21, 42) ihnen sagt: Dieser ist der Stein, der zum Eckstein geworden ist, obwohl er von euch, den Baumeistern, verworfen ward; wenn er ferner in Anlehnung an die alttestamentliche Prophetie (vgl. bes. Jes. 49, 6) Jesum den Einzigen nennt, in dem das Heil aller Menschen be-

schlossen sei (12). Fragen wir aber, wie Petrus dieses Beschlossensein des Heils aller Welt in Christo sich gedacht hat, so erhalten wir von ihm wiederum keine Antwort. Nur aus einigen Andeutungen, die er gelegentlich macht, kann man darauf schließen. Nach 3, 20 ist es Jesus, der bei seiner Wiederkunft Zeiten der Erquickung bringt. Bedingung zur Teilnahme an diesem Heil ist Buße zur Sündenvergebung (2, 38). Eine Folge der Sündenvergebung ist der Empfang des Heiligen Geistes. Er ist der Spender des Geistes (2, 33) und wird vielleicht auch als solcher genannt („ἀρχηγὸς τῆς ζωῆς,") 3, 15; wo aber doch die deutliche Bezugnahme auf die leibliche Heilung des Lahmen es näher legt, ζωή hier in physischem Sinn zu nehmen.

Auch die zweite Verantwortung vor dem Synedrium (5, 27 ff.) hat, und zwar an erster Stelle, die Thatsache der Auferweckung Jesu (30). Daran schließt sich die furchtbare Anklage: „Ihr habt ihn ermordet durch Aufhängen am Holz." Gott aber hat ihn als ἀρχηγός (vgl. 3, 15) und Erlöser erhöht zu seiner Rechten (vgl. 2, 33. 38), Israel Buße zu geben und Vergebung der Sünden (vgl. 2, 38; 3, 19). Auch hier fällt also der Schwerpunkt seines erlösenden Wirkens in die Zeit nach seiner Erhöhung. — Und wir (32) sind Zeugen dieser Dinge (sie haben den Herrn nach seiner Auferstehung gesehen, und haben ihm nachgeschaut als er gen Himmel fuhr). Ebenso ist Zeuge für Jesu Hoheit und Herrlichkeit der Heilige Geist, den Gott gegeben hat (nach 2, 23 durch ihn), denen die ihm gehorchen (vgl. 3, 22. 23).

Alle bisher betrachteten Reden des Petrus sind an solche gerichtet, die erst für den Glauben an Jesum gewonnen werden sollten. So ließe sich annehmen, daß solchen gegenüber mit dem Allerheiligsten des Christenglaubens weise Zurückhaltung geübt worden sei. Aber auch da, wo wir eingeführt werden in den Kreis der Gläubigen 4, 23 ff., treffen wir nichts wesentlich Neues, was der bisher erkannten Anschauung der ersten Christen über Christi Person und Werk beizufügen wäre, um sie zu ergänzen. An Jesus, dem Herrn und Messias, haben sich die Weissagungsworte Ps. 2, 1. 2 erfüllt (25. 26). An dem Gottesknecht Jesus, dem Gesalbten, haben Herodes und Pontius Pilatus samt den Heiden, selbst das Volk Israel nicht ausgeschlossen, gethan, was Gottes Hand und Rat voraus verordnet hatte, eben durch den Heiligen Geist im Munde Davids (25). Also ganz die nämliche Lehre von Christo, wie sie uns schon begegnete 2, 23 und 3, 18. Die ersten Christen begnügten sich zu wissen, daß Jesu Leiden nach Gottes Rat erfolgt sei; über das warum? solcher Erniedrigung des Heiligen und Gerechten haben sie noch nicht nachgedacht. — Ihre Erfahrung hatte sie bereits gelehrt, daß durch den Namen Jesu Wunderkräfte wirksam seien (V. 30) vgl. 3, 16.

Auch in der geistesgewaltigen Rede des Stephanus (7, 1—53) werden wir nicht weiter geführt. Einmal wird Jesus bezeichnet als der von Mose dem Volk Israel verheißene Prophet (37) vgl. 3, 23. 24. In V. 52 nennt er ihn „den Gerechten" (vgl. 3, 14), dessen Verräter und Mörder sie geworden. Also die bekannte Vorstellung der Kreuzigung Jesu als Israels Verschuldung an dem, der keine Schuld hatte.

Des Philippus Unterredung mit dem Kämmerer aus Mohrenland 8, 26 ff. scheint uns in diesem Punkt weiter zu führen, als alle bisher betrachte-

ten Schriftstellen. Wenn wir die Frage (8, 30): Verstehst du auch was du liesest? zusammenhalten mit dem Schriftabschnitt, um den es sich handelt (32 f.), und mit V. 35: Philippus aber that seinen Mund auf und ausgehend von dieser Schrift „εὐηγγελίσατο αὐτῷ τὸν Ἰησοῦν“ — so könnte man leicht denken, das Leiden und Sterben Jesu für die Sünde der Welt sei der Inhalt dieser frohen Botschaft gewesen. Aber τὸν Ἰησοῦν dürfen wir doch in dem Sinn auffassen „den Jesus“, wie er damals auch von den Aposteln verkündet wurde. Wir haben durchaus keine Ursache, da unser Text dazu nicht den mindesten Anhaltspunkt bietet, anzunehmen, Philippus habe auf Grund von Jes. 53 tiefer hineingeblickt in das Geheimnis des Leidens und Sterbens Jesu, als Petrus und die Urgemeinde zu Jerusalem. Seine frohe Botschaft an den Kämmerer wird den gleichen Inhalt gehabt haben, den wir bereits durch die Reden des Petrus und Stephanus haben kennen lernen: Jesus, von den Juden verworfen und ans Kreuz gebracht, von Gott aber über die Maßen erhöhet, zum Heilsmittler denen, die auf seine Stimme hören und sich zur Buße leiten lassen, zum künftigen Richter über alle Unbußfertigen, die ihn verwerfen. — Wenn wir vergleichen, wie nach Matth. 8, 16 die Stelle Jes. 53, 4, welche doch am besten hätte ein tieferes Verständnis erschließen können für den Heilswert des Leidens Jesu, vom Evangelisten gedeutet wird auf Jesu Heilsthätigkeit, so haben wir keine Ursache anzunehmen, daß Philippus aus Jes. 53, 7. 8 mehr herausgelesen hat, als etwa das, daß Jesus nach Gottes vorbedachtem Rat gelitten hat.

Das letzte Zeugnis für die urchristliche Verkündigung enthält die Rede des Petrus im Hause des Kornelius. Petrus beginnt damit, daß Gott das Wort habe ausgehen lassen an Israel, mit der frohen Botschaft des Friedens durch Jesum Christum. Dieser ist πάντων κύριος, d. h. nicht nur Israels Herr, sondern überhaupt aller Menschen (10, 36). Seine Krastthaten und Wunderzeichen sind eben so viele Beweise, daß Gott mit ihm war (38). Dessen sind die Apostel Augenzeugen, wie auch, daß die Juden ihn ans Holz gehängt und getötet haben. Aber Gott hat ihn auferweckt am dritten Tage, und ihn seinen Zeugen erscheinen lassen (40 f.) Ihnen hat er aufgetragen zu verkünden, daß er der von Gott bestimmte Richter sei von Lebenden und Toten (42). Jeder der an ihn glaubt, empfängt durch seinen Namen Vergebung der Sünden, wie schon die Propheten im Blick auf ihn bezeugten (43).

In allen diesen Zeugnissen aus der Verkündigung der Urkirche ist Kern und Stern der erhöhte Christus! Nirgends findet sich die leiseste Andeutung, daß seinem Tode am Kreuz sühnende Kraft beigelegt werde. Sein Todesleiden, wenn auch in Gottes Rat beschlossen, wird Israel und seinen Oberen als Schuld angerechnet. Die Bedeutung des ersten Kommens Jesu liegt vornehmlich in der Prophetenthätigkeit: durch ihn ist das Wort an Israel ergangen mit der frohen Botschaft des Friedens! Durch Verkündigung des Willens Gottes leitet er zur Buße an. Die Buße führt zur Sündenvergebung. So werden die Menschenherzen zubereitet zum vollen Heilsempfang bei Jesu Wiederkunft. — Das etwa sind die Grundzüge der Verkündigung der Urapostel, soweit wir dieselbe kennen lernten.

Fragen wir aber, warum gerade Jesus solche Erhöhung von seiten Gottes erfuhr, warum gerade er ausersehen war zum Spender des Geistes, warum er und nicht ein anderer gesetzt ist zum Richter über Lebendige und Tote, so erhalten wir keine Antwort. — Wohl wird uns der Mensch Jesus geschildert als der Heilige und Gerechte, als der, der Wunder und Zeichen that, weil Gott mit ihm war. Aber von einem übernatürlichen Verhältnis Jesu zu Gott ist nichts gesagt. Und wie kindlich einfach und schlicht ist die Vorstellung von Jesu als dem Spender des Heiligen Geistes: Gott habe ihm nach seiner Erhöhung den Geist mitgeteilt, um ihn auszugießen über seine Gläubigen.

Der ganze Glaube der Urkirche läßt sich dahin zusammenfassen: Jesus, der von Israel trotz seiner Gerechtigkeit wie ein Verbrecher zum Tode Gebrachte, ist von Gott auferweckt und zum Himmel erhöht, und wirkt als der verherrlichte Messias zum Heil derer, die an seinen Namen glauben, bis er wiederkommt zum Weltgericht, und den Seinen zur Vollendung des Heils.

Bei der Betrachtung des Jakobusbriefes ist zunächst festzustellen, daß Jakobus nicht, wie Petrus oder Stephanus, Feinden Christi gegenübersteht, denen gegenüber er Jesu Messianität zu verteidigen hatte; darum lag für ihn nicht einmal ein Grund vor, die Kreuzigung Jesu auch nur zu erwähnen, welche als unerhörter Frevel am Heiligen und Gerechten dem ungläubigen Israel als Schuld vor Augen gestellt wurde. — Sein Schweigen über diesen Punkt kann also nur aufgefaßt werden als ein Beweis, daß die Ansicht über Jesu Todesleiden damals als er schrieb, sich in der Urgemeinde noch nicht geändert hatte. Was dieser als das Höchste galt im Blick auf Jesum, nämlich seine Verherrlichung, dafür fehlen auch ihm nicht die Worte. 2, 1 nennt er den Glauben der Christen: „Den Glauben an unseren Herrn Jesum Christum der Herrlichkeit.“ Können wir uns ein umfassenderes Bekenntnis zu Jesu überhaupt denken? Man kann die Worte des Jakobus auslegen nach der Gedankenfülle die sie enthalten; aber diesem Bekenntnis ist nicht viel beizufügen. Dazu stammt es von einem Mann, der zu Lebzeiten Jesu nicht an ihn glaubte; der auch als Christ immer noch galt als eine mächtige Stütze für das zum Judentum neigende Element in der Urgemeinde; der noch beim Apostelkonzil, wo die Frage endgültig erledigt wurde, ob den Heidenchristen das mosaische Gesetz aufzulegen sei, diese Frage zwar verneinte auf Grund von deutlichen prophetischen Fingerzeigen, aber doch, in Rücksicht auf seine Volksgenossen, den Vorschlag machte, den aus den Heiden gläubig gewordenen, wenigstens solche Vorschriften zu geben, die das eventuelle Zusammenleben von Juden- und Heidenchristen ermöglichen sollten. Und mit Befriedigung sieht er auf das altehrwürdige Herkommen, das ja auch in diesem Fall, wenn die Heidenchristen vom Gesetz frei gesprochen werden, es dem Moses nicht an solchen Verehrern fehlen läßt, die ihn allsabbatlich in ihren Synagogen lesen. Das war ein Israelite ohne Falsch, wie Nathanael, sonst würde er nicht mit solcher Liebe an der Religion seiner Väter gehangen haben.

Und dieser Mann redet hier (Jak. 2, 1) in einer Weise von Jesus, wie wir es eher von einem Paulus erwartet hätten, als von ihm. Er nennt Jesus

„den Herrn" im umfassendsten Sinn des Wortes (vgl. Act. 10, 36; 2, 36), wie er auch in demütiger Beugung sich selber (1, 1) „Christi Diener" genannt hat. Die Herrlichkeit Jesu Christi kam dem Jakobus allerdings erst durch die besondere Erscheinung des Erhöhten (1 Kor. 15, 7) zum Bewußtsein. Aber diesen gewaltigen Eindruck hat er für immer fest gehalten, wie später Paulus, als der Herr ihm erschien in seiner himmlischen Glorie vor den Thoren von Damaskus. „Unser Herr Jesus Christus" — in diesen Worten liegt das Bekenntnis des Jakobus, daß Jesus der verheißene Messias (χριστός) sei. Und in dem: „Herr . . . der Herrlichkeit" ist ausgesprochen, daß Jesus durch seine Auferstehung und Himmelfahrt zu göttlicher Herrlichkeit erhoben worden sei. δόξα steht Act. 7, 2 (im Munde des Stephanus, wie auch oft im Alten Testament LXX.) als Prädikat Gottes. Wir haben also zu ermessen, was das war für das Bewußtsein eines im Judentum aufgewachsenen Mannes, Jesu dieses Prädikat beizulegen, ihm das zuzusprechen, was in seinen Augen das eigentliche Wesen Gottes ausmacht. Gerade die Seite des göttlichen Wesens, die ihn für uns Menschen unnahbar und unfaßbar macht, seine δόξα, welche Paulus beschreibt mit den Worten: Er wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann — wird hier auch Jesu uneingeschränkt zuerkannt. Und gerade weil Jakobus nicht mit vielen Worten über Jesus redet, welche Zurückhaltung bei einem leiblichen Bruder Jesu um so viel begreiflicher ist, so dürfen wir jedes seiner Worte nach seiner ganzen Tiefe und Höhe verstehen. Auch nach Jakobus muß Jesus Gegenstand unseres Glaubens sein, und eben Jesus, so wie er 2, 1 charakterisiert wird, (πίστις τοῦ κυρίου ist Gen. obj.), unser Herr, der Gesalbte, König und Prophet, der durch Gottes Hand erhöht wurde zu seiner Herrlichkeit. Dieser Glaube muß aber auch die Probe bestehen (1, 3). Also mit dem Hinweis auf den Christenglauben, den er bald nachher in so herrlichen Worten charakterisiert, beginnt Jakobus, und stellt demgemäß seine Ermahnungen unter den Gesichtspunkt, daß um Christi willen die Christen in ihren Anfechtungen den Glauben, zu dem sie sich bekennen, durch Geduld bewähren sollen.

Zu beachten ist auch 1, 1 die Nebeneinanderstellung von „Gottes und des Herrn Jesu Christi Knecht." Hätte Jakobus so sagen können, wenn er nicht damit andeuten wollte, daß er den Herrn Jesum Christum, als dessen Knecht er sich bezeichnet, nicht auf eine Stufe stellt und gleichen Wesens achtet mit Gott!?

Eben so wichtig ist für unsere Frage die Erscheinung, daß Jakobus den Namen κύριος bald von Gott (so 1, 7. 12; 3, 9; 4, 10. 15; 5, 4. 11) und bald von Jesus braucht (so 1, 1; 2, 1; 5, 7 f. 14. 15). Auch durch diese Benennung wird Jesus anerkannt als der zu göttlicher Herrlichkeit Erhöhte.

So oft Jakobus im Verlauf seines Briefes auf das Gesetz hinweist, so deutlich ergiebt sich aus 1, 18, daß auch ihm das Gesetz nur deshalb erfüllbar erscheint, weil die Messiaszeit angebrochen ist: „Weil es sein Wille war, hat er (der Vater der Lichter) uns gezeugt durch das Wort der Wahrheit vgl. hierzu: Akt. 3, 22. 23; 10, 36), auf daß wir seien ein Erstling seiner Geschöpfe." Das Wort der Wahrheit kann nicht das Gesetz sein, sondern ist

etwas Neues, was ihm und seinen Zeitgenossen zu teil wurde, nämlich das Wort aus dem Munde des Herrn Jesu. Dieses Wort wird von den Christen erlebt als Mittel der Neuzeugung. Man kann fälschlich vorgeben, dies erlebt zu haben (3, 14) oder man kann von diesem Wort wiederum abirren (5, 19). Das durchs Wort gezeugte, neue Israel, heißt die Erstlingsfrucht; wohl eine Hindeutung darauf, daß auch die Heidenvölker noch durchs Wort sollen neugeboren werden (Matth. 28, 19). Das vollkommene Gesetz, von dem Jakobus redet, kann darum nicht das mosaische Gesetz sein, weil es genannt wird „das der Freiheit" (1, 25). Es ist ein neues Gesetz für die neue Zeit, welche der Menschheit mit Christo angebrochen ist. Das Wort der Wahrheit ist in so fern auch Gesetz der Freiheit, als es mit seinem Vorhalten des Gotteswillens mehr vermag, als das mosaische Gesetz — gerade dadurch, daß es uns Gottes Willen nahe bringt, wird es zu einer befreienden Macht (vgl. Act. 2, 38; 3, 19. 20; 5, 31). Nach diesem wird einst das Gericht gehalten (2, 12). Der heilige Ernst dieser Hinweisung liegt darin, daß dieses Gesetz selbst die Freiheit dargeboten hat, darum einst vor ihm jegliche Entschuldigung verstummen muß. Der Herr, dessen Wort in unsere Herzen eingepflanzt ist, nach dessen Wort einst auch das letzte Urteil fällt, wird (5, 7) dargestellt als der, welcher einst seiner Gemeinde erscheinen wird als Retter (vgl. Act. 3, 20), der Welt aber als Richter (5, 9; vgl. Act. 10, 42); zum Trost für die Bedrängten wird sein Kommen als nahe geschildert (V. 8); zur Warnung für die Sicheren wird gesagt: „Der Richter steht vor der Thür" (V. 9). —

So finden wir im Jakobusbrief in ihren Hauptzügen die Lehre von Jesu Person und Werk, wie sie auch die Urgemeinde hatte. Der Blick ist gerichtet auf Jesu prophetische Thätigkeit, der sein Wort der Wahrheit allen denen, die es annehmen, zum Mittel der Neuzeugung werden läßt (Buße, Bekehrung, Sündenvergebung). Als der Verherrlichte wird er wiederkommen, den Seinen als willkommener Retter, der Welt als gerechter Richter.

Den Feinden Jesu gegenüber knüpft die Predigt der Urkirche an an die Erlebnisse der Augenzeugen um zu erweisen, daß der verachtete und ans Kreuz gebrachte Jesus von Gott gemacht sei zum Herrn und Christ.

Jakobus dagegen hat in seinem Brief einen ganz anderen Ausgangspunkt. Er geht aus von den Schäden, die sich bei dem christgläubigen Israel eingeschlichen haben. Er will seine Christen aufrütteln, daß sie völlig werden im Gehorsam gegen das Wort der Wahrheit, das ihnen verkündet wurde. Daß dieses, von Jesus in seiner Tiefe aufgeschlossene, göttliche Gesetz von seinen Christen erfüllt werde, und daß sie die Neuzeugung durchs Wort erfahren möchten, damit sie vor dem kommenden Richter nicht zu Schanden werden — das ist's worauf Jakobus in seinem Brief abzielt.

Wir werden seine Art zu schreiben nur dann recht verstehen, wenn wir im Auge behalten, daß er nicht gegen Irrlehren zu kämpfen hatte, wie Paulus; daß er ferner keine Ursache hatte, in seinem Brief Apologetik zu treiben, wie die Urgemeinde in Jerusalem gegenüber den ungläubigen Juden, die Jesum nicht als Messias anerkennen wollten; sondern daß er einer faulen Orthodoxie entgegentritt, die sich mit der reinen Lehre brüstet, aber in der Praxis

es an allem fehlen läßt, was einem Christen geziemt. Ueberall sind es durchaus praktische Mißstände, denen er entgegentritt. Diese Leute kennen Jesum und geben vor zu glauben an seine Herrlichkeit — und trotzdem, daß vor dieser Herrlichkeit jeder Unterschied unter den Menschen schwinden sollte, lassen sie sich hinreißen zum Personansehen. — Mit dem Munde wird Gott der Vater gepriesen (3, 9) und das sollte gelten als Beweis der Erleuchtung von oben, während doch die Herzen voll waren von Bitterkeit gegen die Brüder. Im christlichen Wandel sind sie schwach, aber vorlaut in den Versammlungen; im Verkehr voll Bitterkeit und Hader, regiert von weltlicher Begier, ein hochfahrendes Wesen zur Schau tragend. Wohl wissen sie das Gute, aber es fehlt ihnen am Thun desselben. Doch wußte Jakobus auch noch wahre Christen in ihrer Mitte, und ruft seinen ungläubigen Volksgenossen, welche die Christen bedrängen, zu: „Ihr habt verurteilt, getötet den Gerechten: nicht widerstehet er euch," 5, 6. Die noch unter den mannigfachen Anfechtungen seufzenden verweist er zur Geduld, da das Kommen des Herrn zu ihrer Erlösung, und zum Gericht über ihre Bedränger nahe sei, 5, 7—9. Sie sind es, die guten Samen ausstreuen, und so gewiß der Landmann nicht umsonst auf den Ertrag seines Feldes wartet, so wird auch ihnen seiner Zeit die Frucht ihrer Aussaat werden (5, 7b). Das Beispiel der Propheten, die Geduld Hiobs, und endlich das Erbarmen Gottes soll ihnen zur Aufmunterung stets vor Augen stehen (5, 10. 11).

So ist allerdings, im Vergleich mit anderen Briefen, der Jakobusbrief ein ganz eigenartiger Brief. Aber die Verhältnisse die dieses Schreiben veranlaßten, sind eben auch ganz eigenartige. Diesen ist es wohl vielmehr zuzuschreiben als der Absicht des Verfassers, daß das christliche Bekenntnis von Jesu Person und Werk nicht im Vordergrund steht. Daß es im Jakobusbrief nicht fehlt, sondern, nach dem Umfang, wie es auch in der Urgemeinde zu Jerusalem bekannt wurde, hier seinen herrlichen Ausdruck gefunden hat, zeigte uns ein Blick auf dieses schon viel umstrittene Schreiben. Die Heilsbedeutung des Leidens und Sterbens Jesu war damals den Blicken der Gläubigen noch verhüllt. Darum ist sie weder bei Jakobus, noch im Bekenntnis der Urgemeinde angedeutet.

Jesus gilt als der Prophet, der durch seine prophetische Wirksamkeit die Menschenherzen zubereitet auf sein zweites Kommen, indem er ihnen zur Freiheit vom Sündenjoch verhilft; ferner steht er vor den Augen seiner Gläubigen als der Erhöhte, von Gott gesalbte Herr der Herrlichkeit, der wiederkommen wird zum Gericht über die Welt, und um den Seinen die verheißene Zeit der Erquickung zu bringen. Das ist der Jesus, wie er zuerst von den Uraposteln in ihrer Predigt, wie er auch von Jakobus in seiner Epistel gelehrt wird.

Ist nach allem Gesagten erwiesen, daß Jakobus in seinem Beruf das nämliche Bekenntnis zum Ausdruck bringt, welches damals überhaupt die christliche Kirche hatte — ist ferner erwiesen, daß die ganze Eigenart der Verhältnisse, auf die der Brief Bezug nimmt, natürlicher Weise das Zurücktreten dieses Bekenntnisses bedingte, so liegt kein Grund vor, die Ueberlieferung der alten Kirche in Abrede zu stellen, daß nämlich Jakobus, der Bruder des Herrn, der Verfasser dieser Schrift sei.

Der Anarchismus eine Pestbeule am ersterbenden Leibe der Christenheit.

Zum Tode des Präsidenten Wm. McKinley, nach einer Predigt gehalten an dem seinem Tode folgenden Sonntag.—Text: 2 Sam. 3, 33. 34.

Es erscheint mir, geliebte Gemeinde, als eine Pflicht, heute zu euch von dem zu reden, was die Herzen unseres ganzen großen Volkes mit tiefster Trauer und Schrecken erfüllt. Es sind erst etwas mehr als acht Tage, seit die erste Schreckensbotschaft das Land durchzuckte, daß ein Mordbube es gewagt habe, die Hand gegen den obersten Beamten des Landes zu erheben und mitten im fröhlichsten Getümmel, wo alles frohen Auges den Präsidenten begrüßte, auf einmal meuchlerisch ihn durch zwei Schüsse tödlich verwundet habe.

Als dann aber die Aerzte alle in bester Hoffnung waren, daß trotz der tödlichen Verwundung der Präsident möchte am Leben erhalten werden, da tröstete sich das Volk wieder und hoffte das Beste. Gestern aber ist das Land in die tiefste Trauer gestürzt worden durch die unerwartete Kunde, daß der Präsident gestorben sei. Ein Volk von 76 Millionen Menschen trauert um einen treuen und zuverlässigen Mann, dem auch die giftigste Verleumdung und Bosheit nichts Schlechtes anzuhängen vermochte. Ueberall wo er sich sehen ließ in diesem weiten und großen Lande, im Norden und Süden, im Osten und Westen — überall jauchzte das Volk ihm entgegen! Und nun muß er sein edles Leben lassen durch einen schändlichen Mordbuben, der unter der heuchlerischen Maske des Freundes heranschlich, um ihn kalten Blutes verräterisch niederzuschießen.

Gewiß, wir trauern alle mit der großen Mehrheit unseres Volkes, daß eine solche Greuelthat unter uns möglich war! Wir beklagen es, daß der edle Mann unter solchen Umständen hat sein Leben lassen müssen! Auf ihn können wir mit Recht die Totenklage Davids über Abner anwenden: Du bist gefallen, wie man vor bösen Buben fällt! Es wird aber doch wohl nötig, daß wir etwas näher auf die Umstände eingehen, unter welchen unsere Totenklage gesprochen wurde.

Wer seine Bibel kennt, der weiß, daß David lange vor Sauls Tode zum Nachfolger im Königreich bestimmt war nach Gottes Rat, und daß er dazu heimlich von dem Propheten Samuel schon als Knabe gesalbt war. David hatte dann aber viel und schwer zu leiden unter den Verfolgungen des tyrannischen Königs Saul, bis derselbe auf dem Schlachtfelde wider die Philister ein Ende mit Schrecken nahm. Nun wurde David zunächst von seinem eigenen Stamm Juda erwählt und gesalbt zum König. Abner aber, der Kriegsoberste des Hauses Saul, wagte es, ein Gegenkönigreich aufzurichten. Er nahm Isboseth, den Sohn Sauls, und machte ihn zum König über das übrige Israel. Die Folge dieser eigenmächtigen und bösen That Abners war, daß das Land Jahre lang durch Bürgerkriege heimgesucht wurde, indem die beiden Könige sich gegenseitig bekriegten. Eines Tages aber entstand ein böser Streit zwischen Abner und seiner von ihm eingesetzten Kreatur, dem „König" Isboseth. Dieser Streit führte dazu, daß Abner von Isboseth abtrünnig wurde und schwur, er wolle nun das ganze Israel dem König David zuführen.

Und sogleich machte Abner sich daran und sandte eine Botschaft zu dem Könige David und machte diesem das Versprechen, das ganze Israel unter seine Botmäßigkeit zu bringen, wenn David bereit sei, einen Bund mit ihm zu machen. Und als David darauf einging, schickte er sich bald darauf an, sein Versprechen zu erfüllen und kam zu David zu einer persönlichen Besprechung. Dieser setzte ihm ein Mahl und ließ ihn im Frieden wieder ziehen. Nun aber geschah plötzlich etwas Unerwartetes, das für Davids Königtum geradezu hätte verhängnisvoll werden können. Joab, der Kriegsoberste Davids, hatte einen persönlichen Haß auf Abner, weil dieser seinen Bruder im Kriege getötet hatte. Joab ließ nun heimlich den Abner zurückberufen und that, als ob er mit ihm eine heimliche Unterredung haben wollte. Aber siehe da, unversehens zog der heimtückische Joab sein Schwert und stach den nichts Böses ahnenden Mann meuchelmörderisch nieder, daß er starb.

Das war eine Schandthat, womit das junge Königreich Davids befleckt ward, und worüber sich das ganze Land entsetzte. Aber David selbst war unschuldig an dieser bösen That und war auch sehr geflissentlich darauf aus, es öffentlich vor allem Volk zu zeigen, daß er rein war von dieser That. Er gab daher dem Joab und allem Volk den Befehl: Zerreißet eure Kleider und traget Säcke und tragt Leid um Abner! Und der König ging dem Sarg nach. Und am Grabe Abners klagte der König und sprach: Abner ist nicht gestorben, wie ein Thor stirbt. Deine Hände sind nicht gebunden, deine Füße sind nicht in Fesseln gesetzt; du bist gefallen, wie man vor bösen Buben fällt! Da beweinte ihn alles Volk noch mehr. Das ist nun die Geschichte, der wir unseren heutigen Text verdanken. Und wahrlich, wir können sagen: Abner hat doch schließlich nur den Lohn seiner eigenen Thaten empfangen nach dem Sprichwort: Untreue schlägt ihren eigenen Herrn! Wir aber haben noch vielmal mehr Ursache zu klagen in Betreff unseres ermordeten Präsidenten: Du bist gefallen, wie man vor bösen Buben fällt! Ein gerechter, treuer, hochgeehrter Mann ist meuchlerisch von einem schändlichen Gewürm angefallen worden und hat nach acht Tagen schweren Leidens sein Leben lassen müssen. Eine ganze Nation ist in tiefste Trauer gesetzt durch die schändliche That eines Ungeheuers, den das ganze Volk verabscheut!

Doch, im Herrn Geliebte! Es ist Zeit, daß wir stille stehen und uns die Frage vorlegen: Können wir denn als Volk ruhig die Verantwortung für diese schändliche That von uns ablehnen? Hängt nicht am Ende der Mordbube noch irgendwie mit dem Geschlecht unserer Zeit zusammen, so wie die Frucht zusammenhängt mit dem Baum, auf dem sie gewachsen ist?

Der Thäter bekennt es selbst mit lauter Stimme, er sei ein Anarchist und er zeigt keine Spur von Reue über sein Verbrechen. Was ist denn aber der Anarchismus unserer Tage? Ist er nicht eine Frucht an dem faulen Baum eines entarteten, gottvergessenen, weltseligen, selbstsüchtigen Christengeschlechts? Was bedeutet denn das Wort Anarchismus? Es stammt aus dem griechischen und bedeutet dem Sinne nach das Streben,

alle göttliche und menschliche Ordnung in Trümmer zu stürzen und die Vertreter dieser Ordnung mit Gewalt aus dem Wege zu räumen. Jedem einigermaßen klar und vernünftig denkenden Menschen muß es einleuchten, daß für den Bestand der menschlichen Gesellschaft bestimmte Ordnungen und Gesetze gelten müssen, und als Hüter dieser Gesetze muß es eine Obrigkeit, eine Regierung geben, welche die Aufgabe hat, Gesetz und Ordnung aufrecht zu halten im Lande. Gegen diese Vertreter und Hüter der Gesetze richtet sich nun die ingrimmige Wut der aus der Hölle entzündeten Mordbande der Anarchisten in erster Linie. Eben als Vertreter der Gesetze sind sie zuerst den meuchlerischen Angriffen dieser Mordbande ausgesetzt. Rebellen und Revolutionäre gab es ja je und je zu allen Zeiten und unter allen Völkern. Aber diese Rebellen richteten sich nicht gegen die Obrigkeit als solche, sondern es galt meist nur dem Wechsel der Person, der Dynastie oder der Regierungspartei; nicht die Obrigkeit als solche, sondern nur das Regierungssystem sollte gewechselt werden. Hier aber haben wir es mit Menschen zu thun, welche überhaupt die ganze menschliche Gesellschaftsordnung zu stürzen trachten, ohne klar zu wissen, was sie eigentlich wollen. D. h. sie wollen eben nur den Umsturz als solchen, den Ruin, den Mord, das Blutbad; sie sind entflammt vom Geist der Hölle, dem alten Mörder von Anfang, der am liebsten, wenn er könnte „die verfluchte Tier- und Menschenbrut" auf einmal abschlachten möchte! Der Anarchismus ist also die äußerste Spitze aller Empörung und Rebellion wider alle göttliche und menschliche Ordnung. In den Anarchisten hat der Geist des Abgrunds seine willigen menschlichen Werkzeuge gefunden, durch welche er seine Werke auf Erden treiben kann.

Es ist aber sehr bemerkenswert, daß der Anarchismus nur unter den sogenannten christlichen Nationen zu finden ist, nicht aber in Heidenländern. Keine heidnische Nation hat es mit einer solch satanischen Verbrecherbande zu thun. Das giebt zu denken! Wollen wir den Grund dieser rätselhaften Erscheinung erforschen, so müssen wir tief graben. — Ich habe schon angedeutet: Der Anarchismus ist eine Frucht auf dem faulen Baum einer entarteten Christenheit! Eine Frucht, die eben nur hier wachsen kann und auf keinem andern Baume! Abusus optimi pessimus! D. h. die Entartung des Besten wird zum Allerschlimmsten! Je höher ein Volk geadelt war durch seine Segnungen und Gnadengaben, die es empfangen, um so giftiger und gefährlicher muß der Abfall und die Entartung werden. Darum kann die Pestbeule des Anarchismus nur an dem entarteten Leibe einer tief gefallenen Christenheit eine so gefährliche und giftige werden! In dieser Pestbeule bricht nur das verborgene Gift ans Tageslicht hervor, das in den Adern des entarteten Christengeschlechts pulsiert.

Woher stammt denn der Anarchismus? Wir müssen hier zunächst feststellen, daß er nur der äußerste Flügel einer anderen Partei ist, die überall nach Millionen zählt, nämlich des S o z i a l i s m u s. Der Sozialismus hat sich freilich mit den Jahren gehäutet und eine bedeutende Zähmung erfahren. Aber es ist bekannt, daß er ursprünglich die eigentliche Partei des Umsturzes war, die durch ein Meer von Blut, durch Schutt und Trümmer die Menschheit neuen, glücklichen Zeiten entgegenführen wollte. Woher aber stammt der So-

zialismus? Er seinerseits ist wiederum die reife Frucht einer jahrhundertelangen Entwicklung im irdischen, fleischlichen Mammonssinn.

Der Mammonsgeist ist es ja, der den Menschen antreibt, nur für sich zu leben, für sich zu erwerben, zu arbeiten, und nur für sich genießen zu wollen. Es ist der Geist der nackten, herzlosen Selbstsucht, der Geist, der nur ans Diesseits denkt, der das irdische Leben und die irdischen Güter für das Höchste achtet, der von Glauben, Liebe und Hoffnung nichts wissen will, nach dem göttlichen Gebot der Nächstenliebe nichts fragt: Dieser Geist ist es, der zuletzt solche Früchte zeitigt, wie sie zuerst im Sozialismus, dann auf höchster Spitze im Anarchismus zur Erscheinung kommen. Und dieser Geist ist es, der heute, Gott sei es geklagt, die fast unbestrittene Herrschaft hat in allen sogenannten Christenvölkern. Der Mammonismus ist eine internationale Christenkrankheit, keine spezifisch amerikanische! Daher darf es uns auch nicht wundern, wenn die giftige Pestbeule des Anarchismus international ist! Der Mammonismus der Besitzenden hat ja zuerst dem Sozialismus als Gegenwirkung hervorgerufen. Der Sozialismus ist ja nur die organisierte Gegenwehr gegen die unersättliche Habgier und Ausbeutungssucht der Reichen, die alle irdischen Güter an sich reißen wollen und die Besitzlosen zu rechtlosen Arbeitssklaven herabdrücken. Während sie in Wollust schwelgen und in ihrer Ueppigkeit tausende verprassen, wird der Arbeiter ausgepreßt wie eine Citrone und wenn er arbeitsunfähig geworden ist, herzlos bei seite geworfen und mit den Seinen dem Elend preisgegeben.

Gegen diesen Geist der nackten, herzlosen Selbstsucht sucht nun die enterbte Menschheit sich zu wappnen und zu organisieren im Sozialismus, der hauptsächlich die Arbeiterwelt beherrscht in unseren Tagen. Auch im Sozialismus herrscht derselbe Geist des Mammonismus, der nichts Besseres und Höheres kennt und erstrebt als die Güter dieser Welt. Wir können schon aus den Mottos der Sozialisten erkennen, welcher Geist sie durchdringt. Eines derselben heißt:

Wir haben lang genug geliebt,
Wir wollen endlich hassen.

Ein anderes:

Den Himmel überlassen wir
Den Kindern und den Spatzen.

Doch aber, Geliebte, dieser Mammonsgeist beherrscht nicht nur die Arbeitgeber und Arbeiter! Nein, er durchdringt unser ganzes Volk in Stadt und Land, ja er ist das treibende Prinzip aller sogenannten Christenvölker geworden! Nicht bloß die Fabrikherren und Kapitalisten sind es, welche ihre Arbeiter aussaugen; wir finden das gleiche Streben auch in anderen Verhältnissen. Auch die Grundbesitzer des Bodens zeigen oft dieselbe Unbarmherzigkeit gegen die Renter! Die Reichen kaufen ein Stück Land nach dem andern um so hohe Preise, daß der Arme neben ihnen nicht mehr aufkommen kann und sie allein das Land besitzen. Der Besitzlose Renter aber, der für den Reichen das Land bearbeiten muß, soll eine oft unerschwingliche Rente bezahlen. Namentlich drückend wird das, wenn sie in barem Geld bezahlt werden muß als festgesetzte Summe, ohne Rücksicht darauf, ob der Mann etwas oder

nichts geerntet hat. Das ganze Jahr muß der Renter oft hart arbeiten und ein kümmerliches Leben führen, nur daß der Grundeigentümer seine hohe Rente beziehen kann, die oft unbarmherzig und rücksichtslos gefordert wird. Während der reichere Grundbesitzer alljährlich seinen Reichtum mehrt, fragt er nichts darnach, in was für Höhlen der Renter wohnen muß, thut nichts für die Besserung des ausgerenteten Platzes und ist nur darauf bedacht, möglichst viel aus dem Renter herauszuschlagen und möglichst wenig dran zu wenden. Kommt da nicht auch die nackteste Selbstsucht zum Vorschein unter solchen Verhältnissen? Ist es nicht der schändliche Mammonsgeist, der solche Früchte zeitigt? Kurz gesagt: Die Lossagung des heutigen Christengeschlechts von dem göttlichen Gebot der Bruderliebe, die Lossagung von Gott und dem Glauben an das Jenseits, die zunehmende Gottlosigkeit und Gottentfremdung, die Glaubenslosigkeit der heutigen Welt, der Sinn, der nur im Irdischen, im Diesseits sein Leben sucht — das ist die giftige Wurzel, aus welcher zuletzt jene giftige, böse Frucht hervorwächst, die ihre letzte Spitze im Anarchismus erreicht. Hier in dieser bitterbösen, giftigen Frucht des Anarchismus hält Gott dem abgefallenen Christengeschlecht, dem glaubenslosen, lieblosen und gottlosen Geschlecht unserer Tage einen Spiegel vor, worin es sehen kann, wohin es treibt, wenn es auf diesem verderblichen Wege weiter schreitet.

Und laßt uns noch einen tieferen Blick thun in unsere heutige Völkerwelt. Was ist's denn, was unser heutiges Lehr- und Erziehungssystem als höchstes Ziel erstrebt? Ist nicht unser ganzes Schulwesen nur vom Mammonsgeiste beherrscht und durchdrungen? Wenn unsere Jugend nur darauf dressiert wird, wie man möglichst mühelos sich Reichtümer erwerben kann, wenn sie von Gott und den idealen Gütern des ewigen Lebens so gut wie nichts lernt und erfährt — was ist denn da anderes zu erwarten als ein gottentfremdetes, glaubensloses und herzloses Geschlecht, das irdische Beute für das höchste aller Güter hält? — Und was thut denn die Kirche, um diesem Mammonsgeist entgegen zu wirken? Ist nicht vielerorts das Salz dumm geworden, untauglich zum Salzen? Was ist's denn für eine Theologie, die Harnack und seine Gesinnungsgenossen lehren und vertreten? Ist's nicht das Diesseits, das sie predigen? Das künftige Reich Gottes ist nur ein Traum, den man abschütteln muß, um recht nüchtern und wach zu werden für das Diesseits!

Und was ist's denn für ein Geist, der das „christliche" England heute regiert und treibt, den schändlichen Raubkrieg in Süd-Afrika zu führen, gegen das arme Burenvolk? Ist dort nicht auch das Salz dumm geworden, so daß nur wenige Stimmen des Protestes gegen den Frevel und Gewaltthat sich hören lassen? Und was haben denn die sogenannten christlichen Regierungen gethan, um dem schändlichen Raubkrieg zu wehren? Haben sie nicht alle feig zugeschaut? Ja, der deutsche Kaiser hat sich nicht geschämt, dem Mordbrenner Roberts den höchsten Orden zu verleihen, den er zu vergeben hatte! Und seine Minister und Staatspfaffen haben die Staatsräson als das höchste Gebot der Politik gepriesen, vor welchem auch das Gebot der göttlichen Gerechtigkeit weichen muß! Hier blicken wir in den ganzen bodenlosen Abgrund, in welchen unser Christenvolk gesunken ist: der teuflische Geist der Selbstsucht

regiert die Völker, die Regierungen, die Stände und die Klassen in der Christenheit — und der teuflische Geist des Anarchismus ist die letzte reife Frucht an dem faulen Baum einer glaubenslosen, lieblosen, gottlosen Christenheit! Wir dürfen uns nicht wundern, daß eine solche Pestbeule aufbricht allenthalben am Leibe der tödlich kranken Christenheit!

Man hat gesagt: Gesetze helfen nichts gegen den Anarchismus, und das ist wahr! So wenig man es durch Gesetze verhindern kann, daß Blattern oder Pestbeulen ausbrechen, so wenig läßt sich verhindern, daß der Anarchismus bald da bald dort zum Ausbruch komme. Nicht als ob man gar nichts dagegen thun könne. O nein! Wir suchen ja auch durch Quarantäne wenigstens die Pocken- und Pestkranken unschädlich zu machen! Und hier zeigt sich allerdings ein neuer, großer Schaden unseres hiesigen Volkslebens! Man hat unermeßliche Summen aufgewendet, um die Verbreitung gefährlicher Seuchen und Krankheiten zu verhindern. Aber man hat mit unermeßlicher Gleichgültigkeit, ja mit frevelhaftem Leichtsinn zugeschaut, wie die Volksseele vergiftet wurde von dem Schwefelstrom, den die höllischen Geister der Sozialisten und Anarchisten ausgespieen haben in Wort und Schrift. Unbegreiflich ist es, daß die Leiter unseres Volkes nicht einsahen, daß dieser Pesthauch eine viel gefährlichere Infektion erzeugt als alle Pestbazillen der Welt! Unsere Regierung kann die Schuld nicht abwälzen, die sie mit trifft für das grauenhafte Verbrechen des Präsidentenmordes!

Aber dennoch: Ausrotten läßt sich der Anarchismus nicht durch Gesetze, das ist wahr! Soll unserer heutigen Christenheit geholfen werden, so kann das nur geschehen, durch gründliche Buße und Umkehr zu dem lebendigen Gott und dem Geiste Jesu Christi. Unsere ganze Lebensordnung ist von Gott auf die Bruderliebe gestellt; und von dieser göttlichen Ordnung ist unser Geschlecht weiter als je abgefallen. Da thut es not, daß die Wächter auf Zions Mauern ihrem Volke zurufen im Namen des Herrn: Thue Buße und thue die ersten Werke, wo nicht, so werde ich dir gar bald kommen und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte, wo du nicht Buße thust. Erst dann, wenn unser Christenvolk erkennt, wie weit es sich vom Christenglauben und der Christenliebe verirrt hat, wie tief es gefallen ist von seinem hohen Stand und Beruf, wenn es Buße thut im Staube und den Geist der Gnade und des Gebets erfleht, wenn es wieder jenen demütigen, sanften Geist der Liebe Jesu Christi unter sich walten und herrschen läßt und dem teuflischen Mammonsgeist gründlich den Abschied giebt, dann werden neue Lebenssäfte den Leib der Christenheit durchströmen und die tiefen Wunden, Pest- und Eiterbeulen werden sich schließen, ein neues Leben im Geist der Liebe Christi kann dann wieder erblühen und man wird erleben, was der Herr sagt: Siehe, ich mache alles neu! Amen.

Die neuen Eisenacher Perikopen übersichtlich zusammengestellt.

	Evangelien.	Episteln.	Alttestamentl. Texte.
1. Advent:	Luk. 1, 68—79.	Hebr. 10, 19—25.	Jer. 31, 31—34.
2. Advent:	Luk. 17, 20—30.	2 Pet. 1, 3—11.	Mal. 3, 19—24.
3. Advent:	Matth. 3, 1—11.	2 Tim. 4, 5—8.	Jes. 40, 1—8.
4. Advent:	Joh. 1, 15—18.	1 Joh. 1, 1—4.	Deut. 18, 15—19.
1. Christtag:	Matth. 1, 18—23.	1 Joh. 3, 1—5.	Jes. 9, 6. 7.
2. Christtag:	Joh. 1, 1—14.	Hebr. 1, 1—6.	Micha 5, 1—3.
Sonntag nach Weihnachten:	Erste Perikope. Luk. 2, 25—32. Zweite Perikope. Joh. 12, 35—41.	2 Kor. 5, 1—9.	Jes. 63, 7—16.
Neujahr:	Luk. 4, 16—21.	Röm. 8, 24—32.	Ps. 90 oder 121.
Sonnt. n. Neujahr:	Matth. 16, 1—4.	Jak. 4, 13—17.	Ps. 73, 23—28.
Epiphaniasfest:	Matth. 3, 13—17.	2 Kor. 4, 3—6.	Jes. 2, 2—5.
1. Sonnt. n. Ep.:	Joh. 1, 35—42.	2 Kor. 6, 14—7, 1.	Ps. 122.
2. Sonnt. n. Ep.:	Joh. 1, 43—51.	1 Kor. 2, 6—16.	Jes. 61, 1—6.
3. Sonnt. n. Ep.:	Joh. 4, 5—14.	Röm. 1, 13—20.	2 Kön. 5, 1—19.
4. Sonnt. n. Ep.:	Joh. 4, 31—42.	Röm. 7, 7—16.	Ps. 93.
5. Sonnt. n. Ep.:	Matth. 7, 24—29.	Rö.m 8, 1—9.	Hes. 33, 10—16.
6. Sonnt. n. Ep.:	Joh. 5, 39—47.	2 Kor. 3, 12—18.	Exod. 3, 1—6.
Septuagesimä:	Luk. 10, 38—42.	Phil. 1, 27—2, 4.	Jer. 9, 22. 23.
Sexagesimä:	Joh. 11, 20—27.	Phil. 1, 12—21.	Amos 8, 11. 12.
Estomihi: Erste Per.	Mark. 10, 35—45.	1 Kor. 1, 21—31.	Jer. 8, 4—9.
Zweite Per.	Joh. 11, 47—57.		
Invocavit: 1. Perik.	Matth. 16, 21—26.	Hebr. 4, 15. 16.	Gen. 22, 1—14.
2. Perik.	Luk. 22, 39—46.		
Reminiscere: 1. Per.	Luk. 10, 17—20.	1 Joh. 2, 12—17.	Exod. 33, 17—23.
2. Per.	Luk. 22, 54—62.		
Oculi: 1. Perik.	Luk. 9, 51—56.	1 Petr. 1, 13—16.	Jer. 26, 1—15.
2. Perik.	Luk. 22, 63—71.		
Lätare: 1. Perik.	Joh. 6, 47—57.	2 Kor. 7, 4—10.	Jes. 52, 7—10.
2. Perik.	Matth. 27, 15—31.		
Judika: 1. Perik.	Joh. 13, 31—35.	1 Pet. 1, 17—25.	Num. 21, 4—9.
2. Perik.	Luk. 23, 27—34a.		
Palmarum:	Joh. 12, 1—8.	Hebr. 12, 1—6.	Sach. 9, 8—12.
Gründonnerstag:	Luk. 22, 14—20.	1 Kor. 10, 16. 17.	Ps. 111.
Karfreitag:	Luk. 23, 39—46.	2 Kor. 5, 14—21.	Ps. 22, 2—20.
1. Ostertag:	Matth. 28, 1—10.	1 Kor. 15, 12—20.	Ps. 118, 14—24.
2. Ostertag:	Joh. 20, 11—18.	1 Kor. 15, 54—58.	Ps. 16, 8—11.
Quasimodogeniti:	Joh. 21, 15—19.	1 Pet. 1, 3—9.	Gen. 32, 22—31.
Misericord. Dom.:	Joh. 14, 1—6.	Eph. 2, 4—10.	Ps. 23.
Jubilate:	Joh. 12, 20—26.	1 Joh. 4, 9—14.	Jes. 40, 26—31.
Cantate:	Joh. 6, 60—69.	2 Tim. 2, 8—13.	Ps. 98.
Rogate:	Luk. 11, 5—13.	1 Tim. 2, 1—6.	Jes. 55, 6—11.
Himmelfahrtsfest:	1. Perik. Luk. 24, 50—53. 2. Perik. Joh. 17, 11—26	Kol. 3, 1—4.	Ps. 110, 1—4.
Exaudi:	Joh. 7, 33—39.	Eph. 1, 15—23.	Ps. 42.
1. Pfingstfeiertag:	Joh. 14, 15—21.	Eph. 2, 19—22.	Hes. 36, 22—28.

	Evangelien.	Episteln.	Alttestamentl. Texte.
2. Pfingstfeiertag:	Joh. 15, 9—16.	Eph. 4, 11—16.	Jes. 44, 1—6.
Trinitatisfest:	Matth. 28, 16—20.	Eph. 1, 3—14.	Jes. 6, 1—8.
		2 Kor. 13, 11—13.	Num. 6, 22—27.
1. S. n. Trin.:	Matth. 13, 31—35.	Apost. 4, 32—35.	Deut. 6, 4—13.
2. S. n. Trin.:	Matth. 9, 9—13.	Röm. 10, 1—15.	Sprüche 9, 1—10.
3. S. n. Trin.:	Luk. 15, 11—32.	Apost. 3, 1—16.	Jes. 12.
4. S. n. Trin.:	Matth. 5, 13—16.	Apost. 4, 1—12.	Jes. 65, 17-19. 24. 25.
5. S. n. Trin.:	Luk. 9, 18—26.	Apost. 5, 34—42.	Klagl. 3, 22—32.
6. S. n. Trin.:	Matth. 21, 28—32.	Apost. 8, 26—38.	Ps. 1.
7. S. n. Trin.:	Mark. 4, 26—29.	1 Tim. 6, 6—12.	Jes. 62, 6—12.
8. S. n. Trin.:	Matth. 12, 46—50.	Apost. 16, 16—32.	Jer. 23, 16—29.
9. S. n. Trin.:	Matth. 13, 44—46.	Apost. 17, 16—34.	Spr. 16, 1—9.
10. S. n. Trin.:	Matth. 23, 34—39.	Apost. 20, 17—38.	Jer. 7, 1—11.
11. S. n. Trin.:	Luk. 7, 36—50.	Röm. 8, 33—39.	Dan. 9, 15—18.
12. S. n. Trin.:	Joh. 8, 31—36.	Apost. 16, 9—15.	Jes. 29, 18—21.
13. S. n. Trin.:	Mark. 12, 41—44.	1 Pet. 2, 1—10.	Sach. 7, 4—11.
14. S. n. Trin.:	Joh. 5, 1—14.	1 Tim. 1, 12—17.	Ps. 50, 14—23.
15. S. n. Trin.:	Joh. 11, 1—11.	2 Thess. 3, 6—13.	1 Kön. 17, 8—16.
16. S. n. Trin.:	Matth. 11, 25—30.	Hebr. 12, 18—24.	Hiob 5, 17—27.
17. S. n. Trin.:	Matth. 12, 1—8.	Hebr. 4, 9—13.	Ps. 75, 5—8.
18. S. n. Trin.:	Mark. 10, 17—27.	Jak. 2, 10—17.	2 Chron. 1, 7—12.
19. S. n. Trin.:	Joh. 9, 24—41.	Jak. 5, 13—20.	Psalm 32, 1—7.
20. S. n. Trin.:	Joh. 15, 1—8.	Röm. 14, 1—9.	Spr. 2, 1—8.
21. S. n. Trin.:	Mark. 10, 13—16.	Eph. 6, 1—9.	2 Sam. 7, 17—29.
22. S. n. Trin.:	Luk. 9, 57—62.	Hebr. 13, 1—9.	Spr. 24, 14—20.
23. S. n. Trin.:	Matth. 10, 24—33.	1 Tim. 4, 4—11.	Ps. 85, 9—14.
24. S. n. Trin.:	Joh. 10, 23—30.	1 Thess. 5, 14—24.	Ps. 39, 5—14.
25. S. n. Trin.:	Joh. 5, 19—29.	Hebr. 10, 32—39.	Hiob 14, 1—5.
26. S. n. Trin.:	Luk. 19, 11—27.	Offb. 2, 8—11.	Ps. 126 ganz.
27. S. n. Trin.:	Luk. 12, 35—43.	Offb. 7, 9—17.	Jes. 35, 3—10.
Erntedankfest:	Joh. 6, 24—29.	2 Kor. 9, 6—11.	Ps. 34, 2—9.
Reformationsfest:	Joh. 2, 13—17.	1 Kor. 3, 11—23.	Ps. 46.
Bußtag:	Matth. 11, 16—24.	Hebr. 12, 12—17.	Ps. 130.
Kirchweihe:	Joh. 4, 21—24.	2 Tim. 3, 14—17.	Ps. 84.

Pädagogisches.

Läßt sich Religion lehren?

Prof. Frhr. von Soden in Berlin.

Vortrag auf der kirchlich-theologischen Konferenz der Provinz Brandenburg.

(Aus Katheketische Zeitschrift.)

(Schluß.)

Religion löst sich aus in den inneren und äußeren Reibungen und Spannungen des Lebens, nicht in der Schulstube mit ihren Abstraktionen.

Religion lebt und webt in der Stille des Herzens, im „Kämmerlein“. Sie ist ein heimlicher Verkehr der Seele mit ihrem Gott, wo jeder Dritte, wenn er nicht still mit andächtig sein, sondern belehrend dazwischen greifen will, nicht fördert, sondern stört.

„Der Geist wehet, wo er will.“ Gottes Zeit und Stunden treffen nicht zusammen mit den Stunden eines Schul-Stundenplans.

Ja, Religion, immer gedacht als persönlicher Vorgang, entzieht sich überhaupt gern beabsichtigter Einwirkung. Sie hört schon bei dem, der diese Einwirkung üben will, auf, in diesem Augenblick im strengsten Wortsinn, Religion, Verhältnis zu Gott, zu sein, und wird Vorstellung, Erinnerung, Behauptung, und diese gewinnt leicht etwas Gezwungenes, erweckt leicht den Eindruck des Unnatürlichen. Und die religiöse Anlage dessen, auf den sie wirken will, ist unwillkürlich geneigt, sich dieser Einwirkung zu verschließen. Religion steht eben wie alles echte Geistesleben im Gegensatz zu jedem Zwang; ihre Lebensluft ist Freiheit; Satzung tötet sie.

Ich glaube daher nicht, daß die üblichen Schulandachten allzu sehr im Dienste wahrer Religion stehen, ausgenommen, wenn sie ein Lehrer hält, der Seelsorger seiner Klasse ist, der ein Priester ist und ein Hirte seiner Herde.

Auch geschichtliche Betrachtungen oder Vertiefung in Gedankengänge aus dem Gebiet der Religion erzeugen nicht geistige Vorgänge, die mit der Religion ganz wesensverwandt sind. Religion ist völlige Sammlung; jenes aber ist diskursives geistiges Leben.

All diese Erwägungen ergeben: Religion als persönliche Frömmigkeit *läßt sich nicht lehren*. Wie aber kommt sie denn dann im einzelnen Menschen zu stande?

Religion wird ausschließlich vermittelt da, wo der innerste Kern einer von ihr erfüllten Persönlichkeit den innersten Kern der anderen Persönlichkeit trifft. Und zwar geschieht dieses am sichersten, wo es unbeabsichtigt erfolgt, ja sogar unbewußt. Die Persönlichkeit aber, die empfangen soll, die muß dazu nicht durch den, der es geben will, sondern von ganz anderswoher, durch das Leben, durch Gott, der in ihm wirkt, disponiert, zugerüstet, empfänglich gemacht sein. Dieser innerste Keim wird auch im Gebiete der Religion — verscheuchen Sie doch nicht die Mystik, die Amme des Lebens, von seiner Wiege — auf dem Wege des Instinkts, des Anempfindens, des *Abfühlens* auf den anderen hinübergleiten. Das alles kann nun natürlich auch gelegentlich des Religionsunterrichts erfolgen, aber nicht *durch* diesen; nicht durch *das*, was gelehrt wird, sondern durch *den*, der es lehrt. Und es wird nur *dann* geschehen, wenn aus dem *Lehrer impulsiv, unmittelbar, ursprünglich* das herausbricht, was er in sich trägt, eben dann, wenn die „Methode“ ihr graues Haupt bedenklich schüttelt.

Aber die Berührungen von Person zu Person brauchen nicht unvermittelt zu erfolgen. Jener Keim kann eingeschlossen sein in Worte und Handlungen, die wirken, auch wenn die betreffende Persönlichkeit nicht mehr da ist. Er kann aber auch wirken durch die Klänge eines Bachschen Chorales, durch Gesang eines Lutherliedes, sogar auf solche, die den Text nicht mehr recht können, durch ein Bild, durch einen Raum, in dessen Verhältnisse der Erbauer mit Kunstverständnis etwas von seiner persönlichen Frömmigkeit gegossen hat, durch ein Erbauungsbuch, durch einen Spruch, der uns einfällt, und ähnliches mehr, und dies alles häufig in einem Augenblick, da wir es nicht erwarteten. Es kommt über uns.

Aber nun kommt das Schlimmste, was ich sagen muß. Für diese Vorgänge, für diese heilige Stunde, da Gott geboren wird in einer Menschenseele, kann der herkömmliche und vorschriftsmäßige Religionsunterricht sehr leicht zu einer positiven Hemmung werden, ein umgekehrter Blitzableiter. Da kommen immer wieder die schönen hohen Worte, Vorstellungen, Bilder, Gedanken an Ohr und Auge, vielleicht ein wenig durch den Kopf, ganz selten bis ans Herz. Eines drängt und verdrängt das andere. Worte von einem Ewigkeitsgehalt und -gewicht, die die Seele durchschüttern können, wenn man in heiliger Stunde nur sie, langsam und gemessen wie Glockenschlag vom Turm um Mitternacht, und nichts sonst vernimmt, die, darf ich sagen, tänzeln vor der Seele vorüber, und auf dem aufgeschlagenen Blatt unseres Lebens stehen sie als armselige Arabesken in Schwarzdruck. Wie wird ein Gedankenspiel getrieben mit Worten oder Begriffen, hinter denen die Sache kaum mehr zum Bewußtsein kommt, wie Gott, Sünde, ewiges Leben, Erlösung, Glaube, Gnade! Es durchschauert einen, wenn man manchmal Schüler von diesen Dingen reden hört, als wenn es Elemente eines Einmaleins oder A-B-C wären, und Religion ein Rechenexempel, eine Stilübung, eine Geschichte.

Wie leicht entsteht zuletzt bei den Schülern der Wahn: auf diesem Gebiet so denken, wie der Lehrer es vorträgt, das für wahr halten, was der Lehrer erzählt, das sei Religion. Religion sei etwas, was im Buche steht, etwas gedächtnismäßig oder durch Denkoperation Anzueignendes. Und wenn nun gar die Fassung ungeeignet ist, so kann der Eindruck entstehen und sich festsetzen: im Gebiet der Religion sei alles dunkel, altertümlich, hier könne man nie heimisch werden, sie biete Formeln statt Leben, Steine statt Brot. Es kann die starre Form zu einem Schlagbaum werden, der den Betreffenden für lange, vielleit zeitlebens abhält, den Fuß zu setzen auf das heilige Land. Sie kann zur Superstition führen, d. h. zur bloß vorstellungsmäßigen Aneignung der betreffenden Mitteilung, ohne daß sie Leben vermittelt, zum leeren Wortschatz, zum toten Gedächtniskram entarten.

Meine Herren — es schien mir Pflicht, dies alles rückhaltslos zuzugeben, dem allem ohne Vertuschung ins Auge zu schauen. Das Gewicht der zweiten These kann dadurch nur gesteigert werden. Dennoch, trotz alle und alledem:

Religionsunterricht muß sein! Er darf schlechterdings nicht aufgegeben werden. Nämlich Unterricht in der objektiven Religion, der Religion, wie sie in der Weltgeschichte und der Geschichte der einzelnen uns als Thatsache entgegentritt. Nur daß man damit nicht die Aufgabe verwechsle, sie als subjektive Religion durch solche Lehre zum persönlichen Besitz des Schülers zu machen. Religion im letzteren Sinne läßt sich nicht lehren, Religion im ersteren muß gelehrt werden. Und warum denn?

1. Um beim Aeußeren anzufangen: Religion und in vollendeter Weise das Christentum ist unbestreitbar die gewaltigste, geschichtsbildendste Erscheinung im Menschenleben. Darum muß jeder von dieser Macht in ihrer vollendeten, unter uns überall wirksamen Ausprägung, dem Christentum, von ihrer Geschichte und ihren Wirkungen etwas wissen, und um so mehr, je gebildeter er sein will. Wie wir verlangen, daß einer etwas von Rafael und Michelangelo weiß, wenn er zu den Gebildeten gehören will, so haben wir zu verlangen,

daß er etwas von Elias und Jesaias, von Jesus und Paulus, von Augustin und Luther wisse, daß er die Gedankenreihen und inneren Vorgänge kenne, die auf unseren ganzen geistigen Besitz, auf unsere ganze Kulturwelt in einem Maße bestimmend eingewirkt haben, wie nichts sonst. Sonst ist er nicht ein gebildeter Mensch im vollen Sinne.

Schon diese ganz sachliche Darbietung aber wird, mit Verständnis für die treibenden Kräfte und in lebendiger Anschauung vorgetragen, Interesse wecken und mit ihm unter günstigen Umständen die schlummernde religiöse Anlage, die sonst vielleicht, wie ein Barbarossa im Kyffhäuser, im Dämmerdunkel hier und da traumbefangen nur mit den Augen zwinkert.

2. Soll Religion jetzt oder später in einer Seele leben können, so muß in den Jahren, wo das Gedächtnis noch frisch ist, der Stoff, von dem sie sich nährt, an dem sie sich stärkt, zur Verwertung im gegebenen Augenblick bereit gelegt werden in die Vorratskammer des Gedächtnisses. Das heißt, im Religionsunterricht der Schule muß tüchtig memoriert werden, nicht freilich so oben hin, sondern mit solchem Ernst und Nachdruck — und je ernster und nachdrücklicher etwas betrieben wird, desto mehr gewinnt es uns für sich —, daß das Gelernte mit uns verwächst, daß wir es so wenig vergessen, wie die Züge unserer Mutter, wie die Einrichtung unserer Kinderheimat.

Je klassischer und unmittelbarer aber diese Aussprüche, seien es Schriftworte oder Liederverse, sind, desto sicherer werden sie kein toter Besitz bleiben, sondern wie ein Licht wirken, wenn der Erwachsene erlebt, was er als Knabe gelernt. Es ist eine stets erprobte Erfahrung, daß „das Wort Gottes lebendig und kräftig ist und schärfer denn kein zweischneidig Schwert". Es hat sich durch bald zweitausend Jahre bestätigt, was Jesus gesagt: „Die Worte, die ich rede, sind Geist und sind Leben."

Aber nur nicht so viel daran herumdoktern, nicht alles philologisch und logisch zergliedern, sondern hinsetzen als Zeugnisse, die für sich selbst reden.

3. Unsere, die christliche Frömmigkeit, ruht auf Geschichtsthatsachen, die sie wachrufen heute wie in den ersten Tagen. Diese „Heilsthatsachen" sind die ewig sprudelnden Quellen, an denen die Religion des Einzelnen sich lebendig trinkt. Diese Geschichte muß man darum kennen, ob sie in dem Augenblick, in dem man mit ihr bekannt gemacht wird, auf uns religionweckend wirkt oder nicht. Wenn Christus auf eine Menschenseele wirken soll, so muß der Mensch etwas über ihn gehört und gelernt haben. Aber auch hier: erzählt die Geschichten! zeichnet die Gestalten! aber laßt das Spinngewebe eurer Reflexionen und eurer dogmatischen Formulierungen, die die ursprünglichen Züge nur verwischen und trüben!

4. Die gedankenmäßige Beschäftigung mit den religiösen Erlebnissen anderer, ihre Versuche, alles zusammenzuarbeiten zu einer geschlossenen Weltanschauung, die treibenden Kräfte, die durchschimmernden letzten Ziele bei ihnen herauszuheben, erleichtern es uns, über die eigenen religiösen Erlebnisse zu vollem, klarem Bewußtsein zu kommen. Das aber kann der Mensch nicht aus sich selbst. Jeder steht auf den Schultern der Väter. Und Prophetengeister sind dünn gesät. Da müssen uns Analogien, Vorbilder helfen. Wir müssen den Fußspuren der Großen, den Wegweisern, die sie aufrichten, folgen.

Aber dazu müssen wir sie kennen und die Schrift auf den Wegweisern zu lesen verstehen. Religion darf, wenn sie eine Kraft des Lebens werden soll, nichts Verschwommenes und sporadisch Auftauchendes sein. „Gefühl ist alles", führt zu Faustischer Entwicklung. — —

Wenn dem so ist, daß auf der einen Seite Religion als persönlicher Besitz nicht gelehrt werden kann, und auf der anderen Seite Religion als objektive Thatsache der Geschichte gelehrt werden muß, so ergiebt sich aus diesem Gegensatz die Antwort auf die Frage: Was muß, und wie muß es gelehrt werden?

Ich beginne mit dem Schulwesen. Hier erachte ich es als einen großen Schaden, daß nicht grundsätzlich geschieden wird in jedem Belang zwischen der Aufgabe der allgemeinen Volksschule einer- und allen übrigen Schulen andererseits. Wir müssen zurück vom Aberglauben an die Allmacht des Wissens. Und ich meine, unsere Erfahrungen könnten uns davon allmählich heilen. Mit anderen Worten, unsere Volksschule muß in erster Linie sein oder wieder werden: Erziehungsanstalt.

Mögen wir später jedermann die denkbarste Gelegenheit geben, sein Wissen zu mehren, dann, wenn er weiß, warum er dies und jenes wissen möchte — für die Kinderjahre ist der Schwerpunkt zu legen auf die Erziehung, auf die innere Bildung, wie auf die Sorge für eine allseitige körperliche Entwicklung. Es gilt dem Geist zum Uebergewicht über den Körper zu verhelfen, die Einzelpersönlichkeit zur freudigen dienenden Einfügung in das Ganze zu erziehen, die Willenskraft, die Gewissenhaftigkeit zu stärken, die Grundlagen für eine in sich gefestigte Lebensanschauung in das Gemüt zu senken.

Daneben und im Dienste dieser Aufgabe ist zu lehren, was heute jedermann braucht, um im Leben fortzukommen, was ihm hilft, dies Leben in seinen Grundordnungen zu verstehen, und was seine Seele füllt mit Liebe zu seiner Heimat.

Daraus ergiebt sich mir für den Religionsunterricht die Forderung. Zu lernen ist das Nötigste: Jesus Christus, sein Leben und seine Botschaft; das Vaterunser, die Gebote, die großen typischen Gestalten und Geschichten des Alten Testaments — aber auch nur sie, nicht die Namen der Richter und Könige mit allerlei Jahreszahlen —; endlich eine nicht zu kleine Anzahl von Sprüchen und Liederversen ,nicht grundsätzlich ganze Lieder, sondern grundsätzlich Verse; nur wo ein Vers eines Liedes so klassisch ist wie der andere, wie beim Lutherlied, da kommt auf diese Weise das ganze zum Lernen. Und dies alles so unreflektiert und ursprünglich als möglich, alles ans Herz und Gewissen gepackt, so aus der Seele des Lehrers heraus, daß es das ganze Gemüt des Kindes durchwärmt. Nicht Lehrer soll er sein in dieser Stunde, sondern Erzieher, Seelsorger, Vater. Dann wird Religion in ihnen lebendig werden. Dann kommen sie bald in der Stunde, bald daheim über sie, die religiösen Grundsinne: die Andacht, die Ehrfurcht, das Vertrauen, der Gehorsam.

Es ist klar, wie unwichtig es ist, welchen „theologischen Standpunkt" der Lehrer hat oder gar zu haben verpflichtet sein soll. Warm soll das in ihm

leben, was er bietet; und freudig soll er es als sein Bestes verkündigen. Und das wird ihm um so sicherer gegeben sein, je weniger er in seiner Entwicklung verschränkt worden ist.

Was die höheren Fach- oder Bildungsschulen betrifft, so sollen sie ihrer Natur nach Lehranstalten und nicht Erziehungsanstalten sein.

Dennoch ist die Unterstufe in Analogie mit der Volksschule zu behandeln, nur daß dem Stoff mehr Zusammenhang gegeben wird, mehr Anregung zu gedankenmäßiger Verarbeitung, mehr Beziehung zur Kulturwelt und ihren Interessen.

Die Schwierigkeit beginnt auf der Oberstufe der höheren Schule mit dem 14. und 15. Jahre, wo aus dem Kinde der Jüngling — man gestatte die Beschränkung auf ihn — sich herausreckt, und Gesichtspunkte und Empfindungsweise für ihn andere werden.

Ich kann es dem Schulmann nachempfinden, wenn er da sagt: „Laßt den Religionsunterricht bei seite."

Den Jüngling kennzeichnet eine eigene Art seelischer Keuschheit. Er will an die Dinge, die sich in ihm allmählich gestalten, nicht gern gerührt wissen, wie er ja auch darüber nicht redet. Er gleicht dem Hohepriester, der nur einmal des Jahres in sein Allerheiligstes tritt. Jeder Zwang, jeder Versuch, hier ihn irgendwie zu beeinflussen, berührt ihn peinlich und wie eine Belästigung. Es giebt doch zu denken, daß im Neuen Testament nur von Kindern und Erwachsenen erzählt wird. Der eine Jüngling, der reiche, zog sich zurück; der andere, der einzige, der unter den Christen erscheint, Eutychus, schlief bei der Predigt eines Paulus ein.

Mit dieser psychologischen Thatsache müssen wir rechnen. Nicht etwa ist darum die Religion aus der Oberstufe der höheren Schulen zu verbannen. Aber die Beschäftigung mit ihr hat sich danach zu richten. Der Religionsunterricht ist so objektiv als möglich zu halten.

Die Geschichtsthatsachen des Christentums in ihrer ganzen Größe und unwiderstehlichen Wirksamkeit sind dieser Jugend immer aufs neue vorzuführen, aber in ihrer lebendigen Entwicklung, ihren organischen Zusammenhängen, so daß alles lebt und sich bewegt. Dabei in einer so fein abgetönten Zeichnung, daß das Wesenhafte von dem Zeitgeschichtlichen klar sich abhebt. Ferner stets in der Wechselwirkung mit dem gesamten Kulturleben, durch das es in seinen Formen ebenso bestimmt wird, wie es für dieses der bestimmendste Faktor ist und einwirkt auf Sitte und Stimmung und Anschauung der christlichen Völker, so daß es klar wird: Religion ist nicht etwas für den Sonntag, sondern etwas, was mit allen geistigen Bewegungen der Menschheitsgeschichte unmittelbar organisch verbunden ist. Und endlich, es soll ihnen dargestellt werden nicht im fossilen Zustand, sondern im Fluß des Werdenden; nicht als etwas ein- für allemal Fertiges und Abgeschlossenes, dem gegenüber es „ja" oder „nein" zu sagen gilt, sondern als etwas Flutendes, auf und ab Wallendes, der Individualität in verschiedenster Weise sich Anpassendes, sie niemals Vergewaltigendes und die Menschen schlechterdings nicht Uniformierendes.

Ein Beispiel! Der Römerbrief soll gelesen werden. Aber nicht unter dem Druck folgenden Gedankenganges: „Warum liest man den Römerbrief?"

„Weil er im Neuen Testament steht." „Also nun, lesen wir ihn; ihr müßt doch wissen, was darin steht" — und nun wird er mit philologischer Akribie behandelt, zerlegt und von A bis Z durchgeackert. Ich fürchte, die meisten dieser Primaner lesen ihr ganzes Leben lang den Römerbrief nie wieder. Statt dessen gilt es auszuführen: „Da war ein Mann, der hat Paulus geheißen. Der hat dies und dies geleistet in seinem Leben. Auf dem Höhepunkt seines Lebens hat er diesen Brief geschrieben, an eine ihm fremde Gemeinde, der er damit zum erstenmal seine Auffassung des Evangeliums darlegt. Nun lest einmal diesen Brief, damit ihr seht, was den gewaltigen Mann eigentlich bewegt hat, was für ihn Christentum war, das Christentum, das dann allmählich die Welt erobert und neugestaltet hat."

Und nun würde ich mit diesen Jünglingen, die im allgemeinen keine allzu große Auffassungsfähigkeit und Ausdauer gegenüber solchen Weiten und Höhen haben, nicht alles lesen. Aber die Kapitel 5, 1—11, 7 und 8, besonders auch 12 und 13, die sonst leicht unter den Tisch fallen, und diese wenigen Kapitel um so gründlicher, damit sie es spüren, was Paulus erlebt hat, was ihn erfüllt, damit das an ihr Gewissen pocht, was er von der römischen Gemeinde fordert.

Und was läßt sich aus der Kirchengeschichte machen, wenn sie im Geist von Harnacks „Wesen des Christentums" gegeben wird?

Wenn nun die Schule diese Aufgabe in ihrer Begrenzung erfaßt und darum löst, d. h. lehrt, was an der Religion lehrbar ist, die Religion als Geschichtsthatsache, dann ist erst für die Thätigkeit der Kirche der Raum frei, und die dankenswerteste, weil unentbehrliche Vorarbeit geleistet. Dann wird aber auch die Klage über eine Art von Konkurrenz zwischen Schulreligions- und Konfirmandenunterricht verstummen. Denn nun wird der Konfirmandenunterricht sich selbst wieder gegeben, und seinerseits von einer ihn so manchmal unwirksam machenden Unklarheit befreit. Auch der Konfirmandenunterricht hat nicht Religion zu lehren. Daß dies versucht wird, ist die tiefste Ursache für den beklagenswerten, aber offenkundigen Mißerfolg, für viele treue Pfarrer das schwerste Kreuz in ihrem Amt.

Der Konfirmandenunterricht ist Seelsorge, nicht Schule. Jeder Satz muß ein „Du" in sich schließen. Alles ist Anwendung, Zuspruch, Werbung, Lockung. Und über allem ist Andacht ergossen; innerste Sammlung ist Anfang und Ende; die Bitte: „Rede, Herr, dein Knecht höret" muß auf den Herzen liegen.

Und das ist hier möglich. Denn hier ist alles Freiwilligkeit, wenn auch die Sitte leise zwingt. Wer zum Konfirmandenunterricht geht, der will ein Christ werden, „wenn's irgend geht". Er will auf sich einwirken lassen, er möchte gewonnen werden. Diese Stunde in der Woche soll als eine Feierstunde empfunden werden. Darum: nicht lernen, nicht memorieren, nicht im Zusammenhang Bibel lesen, auch nicht den Katechismus erklären (vorausgesetzt, daß solches in der Schule geschehen ist), sondern in dem erwachenden jungen Menschen den religiösen Funken entfachen, indem der Seelsorger ihn immer wieder fühlen läßt: das alles lebt in mir, dieses Feuer brennt in meiner Seele, brennt in der Welt: indem man die großen Segnungen solchen religiö-

sen Lebens ihnen lebendig und anschaulich macht, und dann das Ganze zusammenfaßt zu einer geschlossenen und festen Weltanschauung, noch mehr zu einer in sich geschlossenen und gefeiten Stimmung.

Und ein Aehnliches scheint mir nun auch die Aufgabe der Predigt zu sein.

Unsere Predigt ist wohl häufig zu lehrhaft oder wiederum zu apologetisch. Sie sollte vielmehr ein rein kultischer Akt sein, ein Gottesdienst, Bekenntnis, ein Gebet, Erweis des Geistes und der Kraft, das Gemüt und das Gewissen anfassend, nicht den Verstand oder gar den ästhetischen Sinn.

Dasselbe gilt in erhöhtem Maße von den Gelegenheitsreden. Wenn man Taufreden hält mit Theorien über die Taufe oder Aehnlichem, soll das erbauen?

Ja, wir sollten in unserer Kirche neben der Predigt noch andere gottesdienstliche Handlungen haben. Sie ist zu sehr Lehrkirche, Kirche des Wortes, im ungünstigen Sinne. Ich denke an protestantische Analogien mit den katholischen Vespern, selbst an ganz entfernte, echt evangelische Analogien mit dem katholischen Messegottesdienst, so wie er in der alten Kirche gedacht war. Ich denke an Darbietung von Kirchenmusik. Auch die neuesten Versuche zur Wiederbelebung religiöser Volksschauspiele, vielleicht auch, obgleich ich sehr zweifelhaft bin, die versuchte tägliche Offenhaltung der Kirche, mehr noch das Hereinziehen der Kunst in die Kirche liegen auf diesem Wege.

Aber — und hier müssen wir uns eines Versäumnisses anklagen, all diese Gott die Seele für sein Werk zubereitenden und erschließenden Einrichtungen müssen ergänzt werden durch einen Ersatz des Schulunterrichts für die Erwachsenen, durch belehrende Vorträge auf dem Gebiet der Religion, welche nicht Religion wecken sollen, sondern ihre Erscheinungsformen, ihre typischen Vertreter, die daran sich knüpfenden Gedanken und Ueberzeugungen vorführen. Da wären zu behandeln: das Leben Jesu, die Geschichte der ältesten Christenheit, Paulus und seine Briefe, die großen Propheten des Alten Testaments, vielleicht die Geschichte Israels, die Kirchen- und besonders die Reformationsgeschichte in ihren Hauptzügen; und endlich die Probleme des religiösen Lebens und Denkens für uns Heutige.

Ich bin am Schluß. Religion als persönliche Frömmigkeit läßt sich nicht „lehren". Religion als Geschichtsthatsache muß gelehrt werden. Und solche Belehrung ist eine unerläßliche Vorbedingung für die persönliche Frömmigkeit. In der Kindheit ist dieser Unterricht in eindringlicher Weise, der heranreifenden Jugend in möglichster Objektivität zu erteilen. Hier und dort ist aber das Wichtigste die Persönlichkeit des Lehrenden. Wer diesen Unterricht erteilen will, der muß persönlich durchdrungen sein von den Kräften, deren Wirksamkeit und Verkörperung in Geschichte und Gestalten er seinen Schülern klar machen soll. Sonst erreicht er im besten Fall totes Wissen, im schlimmeren gefährdet er das Erwachen der persönlichen Religion. Für die höhere Schule muß der Lehrer theologisch durchgebildet sein; und es ist von Wert, wenn er zu theologischen Ueberzeugungen durchgedrungen ist, die ihn beweglich genug machen, verschiedenen Anschauungsweisen gerecht zu werden und Raum zu geben, und selbst die Dinge in der Bewegung zu sehen und zu fassen. Doch ist seine theologische Stellung völlig nebensächlich. Der Erfolg hängt nicht daran. Und

er soll nicht seine dogmatische Auffassung, nicht seine historischkritischen Operationen vortragen und begründen, aber durchleuchtet, abgeklärt durch sie die Sache.

Aber bleibt nicht doch das Verhältnis von Lehre und Religion ungelöst? Wirklich interessieren kann Religion als Lehrgegenstand erst, wenn Religion als Leben irgendwie schon rege ist. Nur dann besitzt der Schüler den Schlüssel, um in das wirkliche Heiligtum der Ereignisse, der Vorgänge, der Gestalten einzudringen. Ohne diesen Schlüssel bleibt es ihm zuletzt ein großes Schau-, ja Schattenspiel. Und umgekehrt, diesen Schlüssel zu gewinnen, soll ihm der Religionsunterricht behilflich sein. Das ist ein circulus vitiosus! Doch ist nicht alles Leben ein solcher circulus? Genauer besehen doch nicht ganz; wo die Linie in sich selbst zurückzukehren scheint, liegt sie ein unmerkbares über dem Ausgangspunkt. Der circulus wird zum Schraubengewinde, das langsam aufwärts führt.

Und wer bildet nun den leisen Hebel, der statt des Kreises das Gewinde schafft?

Das Leben, könnte ich antworten. Aber das ist zu allgemein gesprochen. Das Leben, wie es dem jungen Menschenkinde nahe tritt und es umflutet, das häusliche Leben, der Geist im Hause, die Eltern. Nicht die Schule — das Haus, nicht der Lehrer — der Vater, die Mutter!

Daß doch unsere Eltern sich nicht dabei beruhigen möchten: „meine Kinder haben Religionsunterricht“. Wenn im Familienleben, wenn zu Hause der religiöse Funke nicht immer wieder entfacht wird, so wirft das häusliche Leben Asche darauf, und er erstickt. Nicht meine ich's im Sinne von religiöser Einspannung, der sogenannte fromme Ton macht's nicht, und nicht die Enge der Auffassung. Aber sie müssen erzogen werden zur Sammlung, zur gesunden Beschäftigung mit ihrem Innern, zur Strenge gegen sich selbst, zur Ehrfurcht, zur Treue, zum Vertrauen, zum Gehorsam, zum Wahrheitsmut. Die Heimat muß ihnen ein Heiligtum sein, die Eltern sie wirklich anmuten als Gottes Stellvertreter.

Aber das Leben hat noch einen höheren Regulator in der christlichen Welt. Und was die Schule nicht kann — er wird's thun: Wir glauben an den Heiligen Geist.

Das und daß.

Eine sprachwissenschaftl. Plauderei von Dr. Ernst Wasserzieher in Oberhausen (Rheinland).*

Als wir noch auf der Schulbank saßen, wie viel Not machte uns da die Unterscheidung jener beiden Wörter, das und daß! Sie klangen unserm Ohr ganz gleich, absolut gleich, und doch verlangte der Lehrer mit unerbittlicher Strenge, die geradezu an Pedanterie grenzte, wir sollten das mit einem s und daß mit zwei s oder ß schreiben. Hundertmal hieß es, wenn einer die ominösen Wörter verwechselt hatte: Weißt du denn nicht, daß das Relativ, daß aber Konjunktion ist? Und jeder wußte die Regel auswendig, daß man das zu schreiben habe, wenn man statt dessen welches setzen könne. Also: „das Kind, das ich kenne“, aber „er sagte, daß er ihn kenne“. Wer noch in

*) Aus dem Deutschen Blatt für erzieherischen Unterricht.

der Sexta die beiden Wörter, die doch nichts miteinander gemein haben, verwechselte, zog sich nicht nur den Tadel des Lehrers, sondern auch das Mitleid der Genossen zu. Er dokumentierte nicht nur Unfleiß oder Unaufmerksamkeit — das sind Eigenschaften, die Mitschüler einander gern verzeihen — sondern auch Mangel an Denkvermögen, kurz gesagt: Borniertheit. Und borniert wollte doch niemand sein, dagegen bäumte sich der Stolz jedes nicht ganz gleichgültigen und geistig verkommenen Schülers. Krampfhafte Anstrengungen machten deshalb auch die unbeholfeneren Geister, dasjenige sich einzuprägen, was anderen leicht fiel: die verschiedene Schreibweise der himmelweit verschiedenen Wörter das und daß.

Allein was wir in Sexta gelernt, hielt in Sekunda und Prima nicht immer Stand. Es war uns doch nicht so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es nicht hie und da vorgekommen wäre — namentlich bei den langen und schwierigen Aufsätzen, wo man auf so vielerlei anderes zu achten hatte —, daß einer schrieb: Wir haben nunmehr bewiesen, das nicht Virgil nach den Künstlern der Laokoongruppe, sondern diese nach jenem gearbeitet haben.

Auch in den Zeitungen, die wir nun anfingen zu lesen, kam häufig die Verwechselung vor; man las darüber hin und machte weiter kein Aufhebens davon.

Leider erhielten wir niemals Aufklärung darüber, weshalb denn die beiden Wörtchen verschieden geschrieben würden, und wie sich denn die Verschiednheit in der Schreibweise bei der Gleichheit der Aussprache erkläre.

Erst als ich auf der Universität dem Studium der Germanistik oblag und es mir vergönnt war, zu den Quellen hinaufzusteigen, aus denen unsere Sprache quillt, wurde mir manches klar, und auch das Verhältnis von das zu daß.

Wie in der Natur, so ist auch in der Sprache die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit nicht der ursprüngliche Zustand, sondern das Ergebnis einer langen Entwicklung. Aus verhältnismäßig wenigen und einfachen Wurzeln haben sich die Hunderttausende von Wörtern gebildet, aus denen unsere heutige Sprache besteht. Unter den äußerlich so verschieden klingenden oder wenigstens verschieden geschriebenen Gebilden der Sprache verbergen sich oftmals nahe Verwandte oder gar dieselben Individuen, deren Verkleidung und Vermummung sie als gänzlich verschieden erscheinen läßt. So hat es beispielsweise keine Berechtigung, einen orthographischen Unterschied zwischen die Haide und der Heide zu machen; beide bedeuten ursprünglich ganz dasselbe. Heiden hießen bei den Römern diejenigen, die im geheimen der neuen Religion, dem Christentum, huldigten. In der Stadt durften sie es nicht wagen, darum verbargen sie sich draußen in Wald, Feld und Heide und wurden Pagani genannt, von Pagus. Auch das Französische hat diesen Zusammenhang bewahrt; pays entspricht dem pagus, paien dem paganus. Durch die Schreibweise Haide und Heide wird jener Zusammenhang verdunkelt und das Sprachgefühl gestört. Man schreibt daher jetzt nach Duden auch beide Wörter mit einem e.

Aehnlich verhält es sich mit wider und wieder, mit füllen, voll, Volk, mit Maid und Magd, Stadt und Statt, erleuchtet und erlaucht und vielen andern.

Zu diesen Wörtern gehört auch das und daß. Sie sind nicht miteinander verwandt, sondern sie sind identisch. Ursprünglich bedeuteten sie genau dasselbe und wurden auch gleich geschrieben.

Wie ist das aber möglich? fragt vielleicht mancher, der diesen Dingen bisher nachgegangen ist. Das ist hinweisend und relativ, daß aber Konjunktion. Sie gehören gänzlich verschiedenen Wortklassen an, haben gänzlich verschiedene Funktionen im Satze zu verrichten. Der Heide und die Heide sind wenigstens beides Substantive; hier scheint der Bedeutungswechsel noch eher möglich; aber der Uebergang von einer Wortklasse in die andere — gemach! Auch leben, das Zeitwort, ist in die Klasse der Hauptwörter übergegangen; ebenso verhält sich's mit essen und Essen und anderem. „Ich weiß, daß er kommt", hieß ursprünglich: „Ich weiß das; er kommt". Es bestand also nicht Unterordnung des zweiten Satzes unter den ersten, sondern Nebenordnung; keine Abhängigkeit, sondern ein freies Verhältnis. Ueberhaupt bezeichnet die Rede, die sich in Satzgefügen, Haupt- und Nebensätzen bewegt, eine hohe und späte Kulturstufe, auf die unsere heutige Sprache wesentlich nur in den Büchern gelangt ist; in der Umgangssprache bedienen wir uns, wie jedermann an sich und anderen beobachten kann, am liebsten der Aneinanderfügung von kurzen Hauptsätzen, mit „und" oder einer anderen einfachen beiordnenden Konjunktion verbunden. Ich weiß das; er kommt — ist ja sachlich genau: Ich weiß, daß er kommt; nur bezeichnet die zweite Form eine verwickeltere Stufe der Satzbildung. Ebenso verhält es sich mit allen übrigen Fällen; immer läßt sich daß auf das zurückführen; eine eigentümliche Verschiebung der Satzpause, heute durch einen Komma angedeutet, hat dem (daß) einen veränderten Charakter verliehen. Das hindert aber nicht, daß es dasselbe Wort ist und bleibt, trotz der verschiedenen Schreibweise. „Ich wünsche, daß das Wetter schön bleibt" entspricht ursprünglichem: „Ich wünsche das; das Wetter möge schön bleiben."

Natürlich hat sich auch das Relativ der, die, das erst aus dem Demonstrativ der, die, das entwickelt; die Orthographie blieb hier dieselbe, vermutlich weil die Verwandtschaft sichtbarer schien. „Der Feind, den wir besiegt haben," „die Frau, die ich gesehen habe", „das Kind, das er hatte" lautet in der einfachen, auch heute in der Sprache des gemeinen Mannes üblichen Rede: „der Feind, den haben wir besiegt", „die Frau, die habe ich gesehen", „das Kind, das hatte er." Zur Abrundung und Abschließung des nunmehr abhängigen Relativsatzes tritt das Zeitwort an das Ende, wie im Lateinischen meist auch im Hauptsatze (Verbum finitum).

Wem noch andere Beweise zur Stützung unserer Behauptung nötig scheinen, der sei auf das Englische verwiesen. Hier haben der, die, das als Relativ und daß als Konjunktion ein und dieselbe Schreibweise behalten; es heißt: he wishes that I go (daß ich gehe); the child that I saw (das ich sah). Kann sich das Englische auch sonst keiner musterhaften Orthographie rühmen — in diesem Falle steht es über dem Deutschen; den Zopf des doppelten „das" kennt es nicht.

Damit sind die Funktionen jener kleinen und doch so wichtigen Wörter noch keineswegs abgeschlossen. Zu dem dreifachen Beruf, als Demonstrativ,

Relativ und Konjunktion zu dienen, tritt noch eine vierte, verhältnismäßig junge. Sie treten nämlich vor das Substantiv und bezeichnen das Geschlecht desselben; sie führen dann den wunderbaren, nichtssagenden Namen „Artikel“; also der König, die Henne, das Buch; ein männliches Wesen, ein weibliches, und eine Sache. Manche Sprachen, wie das Lateinische, kennen diese Wortklasse überhaupt nicht; rex heißt König, es heißt auch der König und ein König. Auch dem Deutschen war in den älteren Perioden dieser Gebrauch von „der, die, das“ fremd. Die Geschichte und Bedeutung des Artikels zu verfolgen, zu erörtern, wie bei der Geschlechtsbezeichnung einerseits wertvolle mythologische Einblicke gewonnen werden, anderseits aber Logik und Willkür, Grammatik und Sprachgebrauch mit einander gekämpft und das Ergebnis zu Tage gefördert haben, wie es heute vorliegt — das zu erörtern würde den Gegenstand einer eigenen Untersuchung bilden.

Kirchliche Rundschau.

Die Ende August erschienene amerikanische Revision der englischen Bibel bringt die Differenzen, welche bei der internationalen Revision zurücktreten mußten zum vollen Ausdruck. Damals (1885) gab es eine Menge Worte und Sätze sowie einzelne prinzipielle Fragen, über welche eine Einigung zwischen den englischen und amerikanischen Revisoren nicht zu erzielen war. Schließlich einigte man sich dahin, daß den Amerikanern gestattet wurde, in einem Anhang einen Teil ihrer abweichenden Uebersetzungen zu veröffentlichen, wogegen sie versprachen, wenigstens vierzehn Jahre mit der Herausgabe ihres Textes warten zu wollen. Diese vierzehn Jahre waren schon im Jahre 1899 herum. Die amerikanischen Revisoren hatten sich aber schon vor dieser Zeit wieder an die Arbeit gemacht und das Resultat derselben liegt in der revidierten Ausgabe der englischen Bibel vor, welche in der letzten Woche des August veröffentlicht wurde.

Es versteht sich von selbst, daß die Meinungen über diese Revision geteilt sind. Von der einen Seite werden ihr drei Vorzüge vor der Revision von 1885 zugesprochen. Zunächst seien die Ursprachen ohne Nebenrücksichten genau wiedergegeben. Sodann seien ungebräuchliche, dunkle und veraltete Worte und Ausdrücke, für welche gerade die Brüder jenseits des Oceans eine solche Vorliebe hätten, durch ein modernes und verständliches Englisch ersetzt. Außerdem sind ungebräuchliche Schreibweisen beseitigt. Als dritter Vorzug wird die Einführung des Wortes „Jehova“ in den englischen Text geltend gemacht. Dieser Vorzug ist doch recht zweifelhafter Natur, denn erstens ist die Aussprache „Jehova“ erst seit 1500 n. Chr. in Aufnahme gekommen, und zweitens ist sie sicher falsch.

Auf der andern Seite wird es den Revisoren zum Vorwurf gemacht, daß sie die Sprache ihrer Uebersetzung zu sehr modernisiert hätten. Dadurch würde die Bibel prosaisch gemacht. Ebenso wird der Einwand erhoben, daß es unvorsichtig sei, die Fehler der alten Uebersetzer der Welt bekannt zu machen. Dadurch werde der Glaube gestört und ein Kritizismus hervorgerufen, dessen Resultat immer Zerstörung des Glaubens sei. Von andern wird behauptet, daß die gemachten Veränderungen deswegen überflüssig

seien, weil jeder Schuljunge intelligent genug sei, den Text der englischen Bibel auch in der alten Form zu verstehen.

Der Rückgang in der Zahl der Theologiestudierenden hat sich auch auf dem Gebiet der englisch redenden protestantischen Denominationen bemerklich gemacht. Eine große Anzahl von theologischen Seminarien haben eine viel geringere Anzahl von Studierenden aufzuweisen als vor etwa fünf bis acht Jahren. Während von einigen diese Verminderung keineswegs als eine beunruhigende Erscheinung gefaßt und daher auch nicht weiter nach Erklärungsgründen für dieselbe gesucht wird, so werden von andern die verschiedensten Gründe dafür angegeben. So der Aufschwung des Geschäftslebens, der weltliche Sinn und Geist der Kirchen, Zunahme des materialistischen Sinnes in Kirche und Gesellschaft, die Steigerung der Anforderungen in Bezug auf die nötige Vorbildung zum Eintritt in die Seminarien, Verminderung des Ansehens der Prediger in der Gesellschaft und ähnliches.

Der Präsident eines Seminars, welcher sich eingehender über die Sache ausspricht, meint, es komme nicht sowohl auf die Zahl derer an, die sich dem Studium der Theologie widmeten, als auf ihre Begabung und ihre sittliche Tüchtigkeit. Es komme darauf an, daß man solche Leute bekomme. Als Gründe für die Abnahme der Theologiestudierenden werden angegeben: die Veränderung in dem Charakter der Colleges. Diese seien nicht mehr vorwiegend kirchliche, sondern nur noch wissenschaftliche und litterarische Anstalten. Das Gebiet geistiger Thätigkeit habe sich ausgedehnt und weit verzweigt. Den Einfluß, den sonst nur ein Prediger hatte, könne man auf manchem andern Weg ausüben und sich dabei einer Freiheit der geistigen Bewegung erfreuen, die dem Pastor einer Gemeinde versagt sei. Intellektueller Fortschritt sei für diesen oft ein Weg über glühende Kohlen. Begabte junge Leute scheuten sich vor einem Berufe, in welchem eine Vermehrung ihres Wissens ihre Aufgabe nur um so schwieriger mache. Daß das oft genug der Fall sei, zeige sich in den geistigen inneren Kämpfen, die sie in den Seminarien durchzukämpfen hätten. Auf der andern Seite sei die moderne Gemeinde sehr verschiedenartig zusammengesetzt und schwer zu befriedigen. Leute von hervorragender Fähigkeit könnten zwar eine Zuhörerschaft sammeln und halten. Aber auch sie würden oft zu Sonderbarkeiten und Extravaganzen verlockt. Die Statistik der protestantischen Kirchen weise eine bedenklich kurze Dienstzeit des Durchschnittspredigers auf, und graue Haare seien für ihn oft nicht eine Krone der Ehren, sondern eine von Dornen.

Die Frage: Wie viel Zeit ist nötig, um eine Gemeinde und Kirche ohne Hilfe von anderswoher in einer amerikanischen Großstadt aufzubauen, wird in dieser allgemeinen Fassung wohl gar nicht beantwortet werden können. Um so interessanter ist aber der Bericht über die Entstehung einer solchen Gemeinde der Stadt New York.

Ein Pastor, der in dem oberen Teil der Ostseite von New York wohnte, kam zu der Ueberzeugung, daß in dieser Gegend eine Kirche nötig sei. Da er seine eigene Denomination nicht dazu bewegen konnte, die Arbeit in Angriff zu nehmen, so entschloß er sich, die Arbeit selbst in die Hand zu nehmen und zunächst eine Sonntagschule ins Leben zu rufen. Am 1. Oktober 1892 wurde dieselbe in einem leerstehenden Fabrikraume eröffnet. Mit 125 Kindern wurde der Anfang gemacht und die 100 Stühle, womit der Raum aus-

gestattet worden war, reichten schon das erste Mal nicht aus. Trotzdem dauerte es aber zwei Jahre, bis ein Anfang mit der Organisation einer Gemeinde gemacht werden konnte. Nach Verfluß eines weiteren Jahres kam der erste Beitrag zum Bau einer Kirche, nämlich $25 aus der Kasse der Sonntagschule. Weitere Gaben kamen sehr langsam, so daß die Sammlung der ersten $1000 etwa drei Jahre in Anspruch nahm. Es wurde beschlossen, $10,000 aufzubringen und dieselben kamen rascher zusammen, als sich nach den ersten Anfängen hatte erwarten lassen. Nun wurde ein Grundstück gekauft und die Gemeinde, deren Glieder vorher sieben verschiedenen Denominationen angehört hatten, inkorporiert.

Nun hatte man aber immer noch keine Kirche und es galt $25,000 als Baufonds aufzubringen. Merkwürdigerweise nahm das nicht mehr wie 16 Monate in Anspruch. Auch die Teilnahme an dem Gottesdienst, sowie die Zahl der Gemeindeglieder ist derart gestiegen, daß nach neunjähriger Arbeit der Bestand der Gemeinde als gesichert angesehen werden kann.

Der Handel mit gelehrten Titeln hat vor einigen Wochen wieder einmal eine Störung erlitten. Ob er daran zu Grunde gehen wird, vermag niemand zu sagen; er wird wohl etwas vorsichtiger betrieben werden. Nachdem zuerst eine Bezugsquelle für den medizinischen Doktortitel zum Preise von zehn Dollars, die sich in New Jersey befunden hat, bloßgestellt wurde, so wurde bald danach eine „Diplomfabrik“ in Chicago, deren Spezialität die Verleihung des theologischen Doktortitels war, etwas in das Licht der Oeffentlichkeit gerückt. Dabei stellte es sich heraus, daß nicht bloß für inländischen Bedarf, sondern auch für den Export nach Großbritannien und Deutschland gearbeitet wurde.

Ein Pastor aus dem Staate New Jersey berichtet, wie er zu seinem theologischen Doktortitel, oder wenn man es etwas genauer sagen wollte, wie sein Doktortitel zu ihm gekommen sei. — Ein Agent der National Universität sei zu ihm gekommen und habe ihn gedrängt, seinen Namen als Kandidat für den theologischen Doktortitel einzusenden, da ein solcher Titel für einen Geistlichen von großem Werte sei. Der Titel sei so gut wie der von Princeton, der auf $120 zu stehen komme; dabei koste er nur $30. Zunächst mußte eine Anzahlung von $5 gemacht werden. Sodann mußte der Kandidat versprechen, eine Liste von 32 theologischen Fragen, welche ihm übersandt wurde, ohne Nachschlagen in irgend welchen Büchern zu beantworten. Es werden dann eine Anzahl dieser Fragen mitgeteilt und man kann nur sagen, daß wenn die übrigen Fragen diesen entsprechend gehalten waren, jeder Student unseres Predigerseminars sich jedes Jahr mehr theologisches Wissen aneignet und aneignen muß, als zum Bestehen eines derartigen Doktorexamens nötig ist. — Nachdem die Antworten eingesandt waren, wurde dem Titelbedürftigen das Doktordiplom auf Bezahlung der noch rückständigen $25 ausgehändigt.

Die weltliche Presse hat sich nicht bloß über die Verleiher, sondern auch über die Empfänger dieser Titel ziemlich scharf ausgesprochen, indem sie darauf hinwies, daß der Vertrieb solcher Diplome ganz von selbst aufhören würde, wenn niemand solche wertlose Ware haben wollte. Ein Blatt findet es sehr auffallend, daß diese Titel nicht bloß massenhaft abgesetzt worden sind, sondern daß noch außerdem die Agenten, welche den Vertrieb besorgt haben, meistens selbst Geistliche waren. Dabei war der Gewinn, welcher sie

verleitete, sich mit diesem wenig ehrenhaften Handel zu befassen, selbst wieder ein sehr fragwürdiger, indem ihnen für die Aufbringung einer gewissen Anzahl zahlender Abnehmer ein kostenfreier Titel angeboten wurde.

Die dritte Weltkonferenz des Methodismus ist am 4. September d. J. in London in der alten wesleyanischen Kapelle an der City Road eröffnet worden. An demselben Ort hatte vor zwanzig Jahren die erste Weltkonferenz der Methodisten stattgefunden, während die zweite vor zehn Jahren in Washington tagte. Die Bischöfliche Methodistenkirche hatte die größte Anzahl von Vertretern aufzuweisen, 129; nach ihr kamen die Wesleyaner mit 86 und darauf die Südliche Bischöfliche Methodistenkirche mit 70. Außerdem waren nur noch zwei Methodistenkirchen durch mehr als zehn Delegaten vertreten, nämlich die Primitiven Methodisten durch 34 und die Vereinigte Methodisten Freikirche durch 20. Drei weitere Gruppen hatten je zehn Delegaten gesandt und die zwölf kleinsten Methodistenkirchen hatten im ganzen 43 Vertreter in der Versammlung.

Die Berichte über den Zustand der Methodistenkirche waren durchweg befriedigend für die Versammlung, obwohl der Hinweis auf Gefahren, die dem Methodismus drohen, nicht fehlte. Dieselben, wurde von einem der Redner bemerkt, seien nicht so sehr außer- als innerhalb der Kirche. Eine Hauptgefahr sei der moderne Antichrist innerhalb der Kirche, der Geist dieser Welt, der sich unter den Gläubigen einschleiche und die Herzen allmählich von dem Herrn entfremde. Es mache sich in der Welt ein starkes Verlangen kund, das echte Christentum kennen zu lernen, aber man suche dies nicht in den Glaubensbekenntnissen, sondern in dem Leben der Kirchenglieder. Auf diesem Gebiet habe der Methodismus von jeher ein bestimmtes Zeugnis geben können. Er müsse aber das, was er auf diesem Gebiet verloren hat, durch die Fülle des Geistes wiedererobern.

In den Berichten wurde auch auf die Stellung hingewiesen, welche einzelne Methodisten im staatlichen Leben einnehmen, besonders in Australien und Neuseeland, wo kein Staatskirchentum den Weg zur Beförderung versperre. So habe der Methodismus dort einen Oberrichter, einen Sprecher im Haus der Assembly und einen Generalstaatsanwalt; ferner sei der erstgewählte Sprecher des Repräsentantenhauses des vereinigten Australiens ein Methodist, der früher Premier in Süd-Australien gewesen sei. In England fänden trotz der Macht der Staatskirche die Methodisten Eingang in die lokalen und städtischen Aemter und eine Anzahl Parlamentsglieder seien Methodisten, zwei seien Gesandte und einer habe einen Ministerposten bekleidet.

Was die Beziehungen der verschiedenen Teile des Methodismus zu einander betrifft, so hat die Unionsidee, welche vor zehn Jahren sich noch wenig geltend machen konnte, einen bedeutenden Erfolg darin aufzuweisen, daß die vier verschiedenen Methodistenkirchen Australiens in drei Staaten bereits vereinigt sind, und in den drei übrigen Staaten bis zum 1. Januar 1902 auch vereinigt sein werden. Es wurde die Erwartung ausgesprochen, daß bis zur nächsten Weltkonferenz des Methodismus im Jahre 1911 wenigstens die zwei größten amerikanischen Methodistenkirchen, die Bischöfliche und die Südliche Bischöfliche Methodistenkirche sich vereinigt haben würden; ebenso wurde „eine Vereinigung aller farbigen Zweige des Methodismus“ befürwortet.

Der südafrikanische Goldkrieg brachte mehrmals die Versammlung in gewaltige Aufregung. Gleich am ersten Tage erinnerte einer der Redner

daran, daß man bei Eröffnung des Krystallpalastes gesagt habe, der Krieg würde nunmehr aufhören. „Aber was sehen wir heute? Die Hölle ist in Süd-Afrika losgelassen." Er könne unmöglich glauben, daß Jesus Christus mit Wohlgefallen auf die Vorgänge dort blicken könne und er hoffe, die ökumenische Konferenz werde sich als etwas mehr erweisen, als bloß eine vergnügliche Versammlung von gelehrten, beredten und reichen Männern. Diese Hoffnung hat sich freilich nicht, oder doch nur im bescheidensten Maße verwirklicht; immerhin blieben die Worte des Redners nicht ohne Eindruck. „Es war," sagt der „Apologete", „als ob eine ernste Prophetengestalt in der Versammlung erschienen wäre. Manche Amerikaner hatten sich vor der Konferenz schon gefragt, ob der Krieg in Afrika zur Sprache kommen würde. Hier wurde nun gleich am Eröffnungstag eine Bombe ins Lager geworfen, und während der nächsten paar Tage, namentlich am 6. September, wurde der Gegenstand mit großer Offenheit wiederholt erwähnt und zuweilen schien es, als ob derselbe die Form einer politischen Debatte annehmen würde. Der Vorsitzer der Versammlung sah sich veranlaßt, zur größeren Vorsicht zu ermahnen. So viel ist gewiß, daß es unter den britischen Delegierten eine ziemliche Anzahl entschiedener Gegner des Krieges gegen die Buren giebt, welche sich nicht scheuen, ihre Gesinnung frei und offen auszusprechen."

Die Rührigkeit der deutschen und östreichischen Katholiken ist im August d. J. auf verschiedenen Versammlungen auffällig zu Tage getreten. Die bedeutendste derselben war, „die 48. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands", welche in Osnabrück vom 25. bis 29. August abgehalten wurde. Neben den stereotypen Beschlüssen, die seit Jahr und Tag auf jeder dieser Versammlungen gefaßt werden, wurde u. a. noch beschlossen, den katholischen Studenten den Rat zu geben, „sich in größerer Anzahl dem höheren Lehrfach, insbesondere dem Studium der alten und neuen Sprachen, der Geschichte und der Erdkunde, sowie der Mathematik und der Naturwissenschaften zu widmen"; sie wurden außerdem hingewiesen auf die Stipendien und älteren Stiftungsmittel, „welche studierenden Katholiken ausschließlich vorbehalten oder denselben doch zugänglich sind." Ferner wurde die Gründung von katholischen Gymnasien auf staatliche oder städtische Unkosten in Berlin, Hannover, Dortmund, Hamburg und andern Großstädten gefordert; auf die Notwendigkeit der kirchlichen Versorgung der italienischen Arbeiter in Deutschland wurde aufmerksam gemacht u. s. w. Das geschah in den geschlossenen Versammlungen.

In den offenen Versammlungen wurde diesmal die Kriegstrompete geblasen, da, wie der Präsident Trimborn in seiner Eröffnungsrede sagte, „ein neuer Kulturkampf im Anzug zu sein" scheine. „Unsere wachsame Presse," erklärte er weiter, „hat das große Verdienst, auf die vorhandene Gefahr klar und deutlich hingewiesen zu haben. Unsere Presse hat die Erscheinung und die Folgen des neuen Kulturkampfes — von dem ich nur sagen kann, daß er im Anzug zu sein scheint — gezeigt. Es handelt sich nicht um einen amtlichen Kulturkampf, es drohen uns keine Maigesetze. Es droht uns in Deutschland in mehr oder weniger veränderter Form eine Agitation nach Art der Los von Rom-Bewegung. Eine gewisse Propaganda scheint zu einem gewaltigen Ansturm auszuholen. Der kirchenfeindliche Instinkt führt bereits die uns feindlichen Parteien zusammen! Auch die Basis des Kampfes ist durch unsere Presse deutlich erkennbar gemacht worden. Man sucht die Kirche und ihre Diener verächtlich zu machen bei Katholiken und Nichtkatho-

liken. Man sucht Mißtrauen gegen die Kirche zu erregen und namentlich die katholische Welt und ihre Auffassung als veraltet, als mit den Forderungen des modernen Kulturlebens unvereinbar hinzustellen." — Als Gegenmittel gegen den drohenden Kulturkampf werden apologetische Vorträge empfohlen, und schon für die Katholikenversammlung einige solche Vorträge in Aussicht gestellt.

Eine dieser apologetischen Reden hatte zum Thema: „Eine heilige, katholische, apostolische Kirche." Die Behauptungen, womit die Apostolizität und die Heiligkeit der römischen Kirche nachgewiesen werden sollten, sind durchaus nichts Neues; ebenso wenig, daß die Notwendigkeit des Cölibates und der Ohrenbeichte sehr stark betont wurde. Ueberraschend aber ist sicher der Versuch des Redners, durch einen Angriff auf den Satz "cujus regio ejus religio" — oder wie er es übersetzte — „wer Herr vom Lande ist, ist auch Herr der Religion im Lande," den Protest des Papstes gegen den westphälischen Frieden zu rechtfertigen. Er sucht die Sache allerdings auf den Kopf zu stellen, wenn er sagt: „Man hat damals die Religionsfreiheit nicht den einzelnen Staatsbürgern, man hat sie nur dem Inhaber der Staatsgewalt, dem Landesherrn eingeräumt, und die Landesherren haben thatsächlich oft genug Gebrauch davon gemacht, die Religion ihrer Unterthanen abzuändern. In der Pfalz ist es vorgekommen, daß in kurzer Zeit die Bevölkerung viermal ihre Religion wechseln mußte, weil der Landesherr es befohlen hatte. Wenn wir uns diese Sachlage vor Augen halten, dann verstehen wir es wohl, warum der heil. Vater gegen *diesen und gegen andere Sätze* des westphälischen Friedens eine Verwahrung eingelegt hat."

Wer es nicht besser weiß, den bringen diese Worte auf den Gedanken, daß der Papst gegen den westphälischen Frieden protestiert habe — also den dreißigjährigen Krieg bis auf den heutigen Tag gerne fortgesetzt sähe — weil die Religionsfreiheit bloß den Landesherren zuerkannt, dagegen den Staatsbürgern vorenthalten worden sei. Jeder weiß aber, daß der Papst weder den Landesherren noch ihren Unterthanen Religionsfreiheit zugestanden haben wollte. Das sagt man aber heutzutage in einer öffentlichen Katholikenversammlung nicht mehr.

Der Redner konnte übrigens keinen besseren Beweis für die Behauptung liefern, daß „die katholische Welt und ihre Auffassung eine veraltete sei," als diesen Versuch den westphälischen Frieden anzugreifen. Wäre der Protest des Papstes berechtigt, so wäre die ganze Entwicklung Deutschlands, ja Europas seit jener Zeit eine verkehrte und unberechtigte. Die heutigen Zustände sind mit der römischen Kirche, die um 253 Jahre hinter der heutigen Zeit stehen geblieben ist, unverträglich und diese wird nicht eher zufrieden sein, als bis sie die Zustände vor dem westphälischen Frieden wieder hergestellt hat.

Der betreffende Redner hat sich allerdings mit seinen oben angeführten Sätzen eine Aufrichtigkeit zu schulden kommen lassen, die man ihm als Unvorsichtigkeit anrechnen wird, denn sie läßt das Ziel dieses Ultramontanismus nur zu deutlich erkennen.

Was die Politik auf der Katholikenversammlung betrifft, so hat man dieselbe — sie ist ja die Hauptsache — keineswegs unter den Scheffel gestellt. Ein Redner suchte die ganze soziale Gesetzgebung des deutschen Reiches als ein Werk des Zentrums darzustellen, um — Stimmen für das Zentrum zu gewinnen. „Stehen Sie treu zum Zentrum"; — hieß es — „es wird immer auch für die Interessen der Arbeiter einstehen, denn es weiß wohl: Entweder wird es für die Arbeiter eintreten oder es wird nicht mehr existieren."

Dr. Lieber suchte in seiner Schlußansprache die Welt von der Besorgnis zu befreien, daß der Dreibund oder der europäische oder der Weltfriede durch die Forderung der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes gestört werden würde. In einer Hinsicht mag er recht haben. Der Weltfriede wird so lange durch diese Forderung nicht gestört werden, als niemand sie zu verwirklichen sucht. Darum überlassen die europäischen Regierungen es ruhig den Zentrumsleuten, die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes jedes Jahr wieder von neuem zu beschließen. Auch über die christliche Demokratie wurde man beruhigt. Ein Papst Leo XIII., ein Graf Pecci, ein König von Rom könne sicher keine dem Thron und der Aristokratie gefährlichen Lehren verkündigen. (Vgl. „Th. Mag.", 1901, S. 229.)

Um die gemütliche Seite des Katholikentages nicht ganz zu übergehen, wollen wir nur einiges aus der Rede anführen, welche Dr. Bitter, der Bischof von Stockholm, auf dem Kommers der kath. Studentenvereine hielt. Er sagte: „Daß Sie studieren müssen, wissen Sie. Aber zwei Dinge lege ich Ihnen weiter ans Herz: beten Sie oft zur lieben Mutter Gottes und singen Sie oft das Gaudeamus! Und nicht bloß als Student! Wer die Mutter Gottes liebt, der kann auch mit grauen Haaren das Gaudeamus singen, so fröhlich wie der jüngste Fuchs!"

War man in Osnabrück schon nicht mehr so friedensliebend gewesen, wie man sich auf früheren Versammlungen dargestellt hatte, so waren die zwei Katholikentage, welche am 25. August in Leitmeritz und in Kremsier gleichzeitig stattfanden, ganz entschieden kriegerisch.

Die Versammlung in Leitmeritz wurde zwar als „deutscher Katholikentag" bezeichnet, sie war aber vom tschechischen Seminardirektor Kordatz einberufen worden, und die Namen der prominenten Teilnehmer an der Versammlung sind bis auf zwei nicht deutsch. Dagegen trugen die klerikalen Redner deutsche Namen, zeigten aber eine römische Gesinnung. Der Bischof Dr. Schöbel erklärte in seiner Rede, es handle sich nicht um eine politische Versammlung, sondern um Gegenstände religiöser Natur, um der entsetzlichen „Los von Rom-Bewegung" vorzubeugen, die nichts anderes sei als Feindschaft gegen die Kirche und gegen Jesus Christus. Bis jetzt sei dieser Kampf ein unblutiger, er könne aber auch ein blutiger werden."

Man sieht, der Bischof hat die Worte seines Bischofseides: „Die Ketzer nach Möglichkeit zu verfolgen", nicht vergessen, ja er macht sich und seine Zuhörer bereits mit dem Gedanken vertraut, daß der Kampf gegen die Ketzerei auch wieder in der alten Weise mit dem Schwert in der Faust geführt werden könne. Es ist nur gut, daß die Macht der Kirche nicht mehr so unbegrenzt ist, wie sie war; denn an dem Willen die Macht rücksichtslos zu gebrauchen, hat es römischerseits noch niemals gefehlt. Eine gute Seite hatte freilich dieser Katholikentag; er war sehr schwach besucht. Die Zahl der Teilnehmer wird von 500—1300 angegeben.

Dagegen sollen an dem mährisch-tschechischen Katholikentag in Kremsier über 3000 Personen teilgenommen haben. Es war natürlich auch wieder die „Los von Rom-Bewegung", um die sich alles drehte. Daß dieselbe, ebenso wie in Leitmeritz, als hochverräterisch bezeichnet wurde, braucht kaum noch besonders erwähnt zu werden. Dabei stellt man sich, als ob Rom durch diese Bewegung weder bedroht sei noch bedroht werden könne. Oestreich soll in Gefahr sein; ihm, giebt man vor, helfen zu wollen. „Wir müssen" —

wurde gesagt — „im Interesse der Monarchie und der Dynastie nach Rom gravitieren."

Was aber diesen beiden Katholikentagen das eigentümlichste Gepräge gab, war die Thatsache, daß zu gleicher Zeit zwei stark besuchte Protestversammlungen stattfanden. In Leitmeritz kamen etwa 4000 Personen zusammen. Es wurde betont, daß es sich nicht um einen Kampf gegen die Religion, sondern gegen den Jesuitismus handle. Schließlich wurde, nachdem drei Redner gesprochen hatten, die Versammlung von dem anwesenden Regierungskommissär „wegen unausgesetzter gesetzwidriger Vorgänge gegen eine vom Staate anerkannte Religionsgenossenschaft" für aufgelöst erklärt. Hätte man die gleichzeitige Katholikenversammlung mit demselben Maße gemessen, so hätte man sie auch auflösen müssen, denn die evangelische Kirche in Oestreich ist ebenfalls eine vom Staat anerkannte Religionsgenossenschaft.

Die Protestversammlung gegen den Katholikentag in Kremsier fand in Proßnitz statt. Mehr als 40,000 Menschen sollen an derselben teilgenommen haben. Den Abordnungen der einzelnen Städte wurden Tafeln mit den betreffenden Ortsnamen und antiklerikalen Schlagworten vorangetragen. Unter mächtigem Beifall der Versammlung protestierte der Landtagsabgeordnete von Kremsier Pokorny gegen den Katholikentag. Derselbe sei unter dem Deckmantel religiöser Tendenzen, nur aus politischen Gründen einberufen worden. Es handle sich bei den Klerikalen nur um die Unterjochung des böhmischen Volkes unter die klerikale Finsternis. Die Versammlung nahm eine Resolution an, die sich in einer Anzahl Punkte gegen die klerikalen Bestrebungen im öffentlichen sozialen Leben und in der Schule ausspricht, und die Abgeordneten auffordert, gegen jeden Kompromiß mit den Klerikalen im Reichsrat und im Landtag mit aller Kraft aufzutreten.

Infolge der „Los von Rom-Bewegung" ist das Bedürfnis nach evangelischen Geistlichen in Oestreich so gestiegen, daß die evangelische Kirche dort noch für längere Zeit auf Zuzug von Pastoren und Kandidaten aus Deutschland rechnen muß. Es hat deshalb Prof. Feine von der evangelischen theologischen Fakultät in Wien einen Aufruf zum Studium der Theologie in Wien ergehen lassen, in welchem er u. a. sagt: „Auf Jahre hinaus reicht der Nachwuchs an geistlichen Kräften aus der öftreichischen evangelischen Kirche nicht hin, das vorhandene Bedürfnis zu decken. Wir sind also auch noch weiterhin auf Zuzug aus Deutschland angewiesen, auch wenn die Uebertrittsbewegung nur in dem Umfang wie in den letzten Jahren vorwärts schreitet. Eine große Erschwerung der geistlichen Berufsarbeit bildet aber für die deutschen Vikare, ihr Mangel an Bekanntschaft mit der Eigenart unserer Kirche. Wer die östreichischen Zustände kennen lernen will, muß nach Oestreich kommen.

Daher richte ich an diejenigen deutschen Theologie-Studierenden, die eine eigene Anschauung von der wirklichen Lage unserer Kirche zu gewinnen suchen, oder welche daran denken, derselben einmal ihre Kräfte zur Verfügung zu stellen, die Aufforderung, an der Wiener evangelisch-theologischen Fakultät, sei es auch nur ein oder zwei Semester, zu studieren."

Ueber die evangelische Bewegung in Oestreich sagt die ultramontane „Kölner Volkszeitung": „Sehr unerfreulich sieht es in Oestreich aus, wo die Los von Rom-Bewegung noch stetig ihren Fortgang nimmt. Zum Protestantismus und Altkatholizismus sind schon etwa 14,000

Personen übergetreten, in der kleinen Stadt Aussig allein rund 1000 und in Graz 1050. Von den 22 deutsch-nationalen Abgeordneten, sind 14 zum Protestantismus übergetreten und sie wurden bei den letzten Reichsratswahlen trotzdem in fast ganz katholischen Kreisen mit große Majoritäten wiedergewählt. Das läßt nicht verkennen, daß hier allerdings ein Rückgang des kirchlichen Sinnes und des katholischen Gedankens vorliegt. So hat das Triumphgeschrei unserer Gegner für einige Teile Oestreichs einen gewissen Grad von Berechtigung."

Wenn erst einmal ein ultramontanes Blatt in diesem Tone redet, dann kann man wohl annehmen, daß nicht nur das wahr ist, was es sagt, sondern noch einiges mehr. Gerade die Wiederwahl der übergetretenen Reichsratsglieder, wird römischerseits am unangenehmsten empfunden werden. Hätten dieselben infolge ihres Uebertrittes ihre Sitze im Reichsrat verloren, so würde man mit Befriedigung auf die Thatsache hingewiesen haben, als einen Beweis, daß, wenn auch etliche Tausende oder auch einige Hunderttausende der römischen Kirche den Rücken kehrten, die übrigen nur um so fester zu ihr stünden. Nun aber zeigt es sich, daß auch diejenigen, welche nicht zum Protestantismus oder Altkatholizismus übertreten, doch viel mehr „Los von Rom" sind, als man römischerseits glauben wollte.

Der Papst hat den französischen Kongregationen den Rat gegeben, sich so weit es für ihre Existenz in Frankreich nötig sei, dem Vereinsgesetz zu unterwerfen und die Anerkennung der Regierung nachzusuchen. Zugleich hat er ihnen die Ermächtigung gegeben, nötigenfalls ihre Statuten zu dem Zweck der staatlichen Anerkennung so umzuändern, daß dieselben den Bestimmungen des Vereinsgesetzes entsprechen.

Ein Teil der Kongregationen will aber aus Frankreich auswandern, weil sie wahrscheinlich keine Aussicht auf staatliche Anerkennung haben. Auch die Jesuiten haben beschlossen, sich dem Gesetz nicht zu unterwerfen. Sie haben aber ihre Maßregeln derart getroffen, daß ihre Thätigkeit dennoch fortgeht und namentlich der von ihnen bisher gegebene Unterricht in ihrem Sinn und Geist weiter geführt wird. Da sie ihre Verbündeten auf vielen Bischofsstühlen haben und da der Unterricht auf den freien Kollegien unter der Aufsicht der Bischöfe steht, so werden diese denselben anstatt durch Ordensleute durch Laienmitglieder der Kongregation weiter führen lassen. Der Orden ist — wie berichtet wird — heute viel besser vorgesehen, wie zu der Zeit der Dekrete von 1880, denn heute habe jeder unterrichtende Jesuit einen stellvertretenden Laien zur Seite, der seine Arbeit fortführen könne. Der Besitz an Grundstücken und Gebäuden sei ebenfalls schon längst in die Hände von Zivilgesellschaften übergegangen, denen der Staat nichts anhaben könne. Leid thue den Jesuiten bloß, daß sie auf das Predigtamt in Frankreich verzichten müßten, aber das werde wohl kaum länger als drei Jahre dauern, und es werde diese Ruhezeit den so beliebten Predigern die Gelegenheit geben, ihren Redevorrat zu erneuern."

Es läßt sich natürlich nicht beurteilen, ob die Jesuiten in ihrer Erwartung einer bloß dreijährigen Dauer des Vereinsgesetzes in Frankreich recht haben oder nicht. Es könnte sein, daß sie sich damit verrechnen. Etwas anderes aber wird im Laufe der Zeit viel schwerer ins Gewicht fallen, nämlich die fortwährende Zunahme von Uebertritten zur evangelischen Kirche. So werden im Südwesten von Frankreich sieben Departements genannt, in welchen in den letzten 25 Jahren etwa 150,000 Personen zur evangelischen Kirche

übergetreten sind. In einem derselben, dem Departement Lot, gab es im Jahre 1878 bei 276,000 Katholiken nur 38 Protestanten. In demselben Jahre wurde infolge des Uebertritts einer Ortschaft der erste evangelische Betsaal errichtet. Erst im Jahre 1890 breitete sich die Bewegung weiter aus und seitdem sind in diesem Departement zwei Kirchen gebaut und sieben Versammlungssäle eingerichtet worden.

Obwohl die russische Staatskirche die einzig wirklich berechtigte Kirche in Rußland ist (die andern sind eigentlich nur geduldet), und obwohl der Staat sie mit allen möglichen Polizeimaßregeln unterstützt, so hat der Oberprokurator des heiligen Synod, Pobedonoszew, fortwährend über die Bedrängnisse der orthodoxen Kirche und der orthodoxen Gläubigen zu klagen. Viele, die im Herzen der Orthodoxie zugethan seien, würden durch die Andersgläubigen vom Anschluß an die orthodoxe Kirche abgehalten. In dieser ist, nach Pobedonoszew, alles vollkommen und fehlerlos und wenn auch die Glieder derselben zum größten Teil von den Lehren ihrer Kirche nichts wissen, so haben sie doch in ihrem Herzen dem „unbekannten Gott" Altäre aufgerichtet. Trotz alledem macht nach seinen Aeußerungen die russische Staatskirche in den Gebieten, wo die Propaganda gegenüber den Lutheranern, unierten Griechen und römischen Katholiken betrieben wird, nicht die gewünschten Fortschritte, ja es breitet sich das neueste rationalistische Sektierertum noch mehr aus.

Dem gegenüber macht nun Graf Kutusow, ein Panslavist und Anhänger des russischen Staatskirchentums, den Vorschlag, die russische Staatskirche solle sich dem Raskol gegenüber nicht so feindlich stellen. Ein Teil der Raskolniken, nämlich die russischen Altgläubigen, seien orthodox. „Das Altgläubigentum in seiner reinen ursprünglichen und sogar bis heute nicht entstellten Form kann nur durch ein Mißverständnis als antiorthodox angesehen werden. Die Altgläubigen seien nur eine besondere Gruppe von Orthodoxen, die von innigem Glauben erfüllt und der Kirche und dem Staat treu ergeben seien. Dadurch, daß man sie in den Bann gethan habe, habe man sie in ihrem sittlich-religiösen Leben eingeengt und in Verwirrung gebracht. Die noch halb und halb in Finsternis steckenden Volksmassen, verschlagen von dem Wege der alten schlichten Frömmigkeit, seien in ihrem ökonomischen und ihrem geistlichen Leben, ohne es zu beabsichtigten, gewissermaßen auf den Weg einer Uebersiedlungsbewegung geraten im Drang nach Wahrheit und Licht und nach allen Seiten gezerrt von falschen Propheten und Lehrern. Dagegen sei gerade die höhere Gesellschaft, die nominell, auf dem Papier, und aus Nützlichkeits- und Bequemlichkeitsrücksichten orthodox-russisch geblieben sei, in Wirklichkeit schon längst nicht mehr so. Sie sei im Grund ihrer Seele und nach ihrer Haltung im Leben antirussisch und antireligiös, vollkommen „aufgeklärt-europäisch". — Das richtige Verhalten würde vielmehr die Versöhnung mit den treuen Söhnen des Altrussentums sein, dadurch, daß man den Fluch aufhebe, den das russische Konzil über die ausgesprochen hat, welche nach altem Brauch Gott ehren, und dadurch, daß man sich brüderlich mit ihnen vereinige, um sich ihre Kräfte zur Abwehr des Materialismus und zur religiös-sittlichen Erziehung des Volkes dienstbar zu machen.

Wenn auch nicht zu erwarten ist, daß der gute Rat des Grafen Kutusow Gehör bei Pobedonoszew finden wird, so ist es doch immerhin möglich, daß andere einflußreiche Persönlichkeiten sich von der Wertlosigkeit der

Zwangsmaßregeln zur Erhaltung der russischen Orthodoxie überzeugen lassen. Vielleicht sind die Aeußerungen Kutusows auch ein Zeichen davon, daß der Staatsfanatismus wieder im Niedergang begriffen ist. Wenigstens wird gegenwärtig der Begriff der Zugehörigkeit zur russischen Staatskirche von dem obersten Gericht Rußlands nicht mehr so überscharf gefaßt, wie das früher der Fall war. Eine bloß nominelle Zugehörigkeit zur Staatskirche wurde als nicht genügend erachtet, zur Anwendung des Gesetzes über Bestrafung von Andersgläubigen, welche an Angehörigen der orthodoxen Kirche gottesdienstliche Handlungen vollziehen. Es wurde vielmehr eine thatsächliche Zugehörigkeit gefordert. Diese ist aber auch noch sehr weitgehend. Denn nach dieser Auffassung gehören die Personen, an welchen die orthodoxe Taufe vollzogen ist, oder welche nach den betreffenden Gesetzen, nach dem Ritus der orthodoxen Kirche getauft werden müssen, thatsächlich zur russischen Staatskirche.

Litteratur.

Vorbemerkung: Es ist dem Redakteur dieses Mal leider unmöglich, die eingegangenen Bücher zum Zweck der Besprechung in dieser Nummer gründlich zu prüfen, da die Schule und notwendige Reisen (Generalsynode) seine Zeit zu sehr absorbieren. Wir müssen uns darauf beschränken, dieses Mal die so reichlich eingegangenen Schriften anzuzeigen, mit dem Vorbehalt, darauf später zurückzukommen.

Vom Verlag von A. Deichert, Nachf. (Geo. Böhme) kamen folgende Bücher und Hefte uns zu:

Die homiletische Behandlung des Alten Testaments von Pastor Frz. Hering, 168 S. Preis: 2.50 M.

Homiletik von F. L. Steinmeyer, herausgegeben von Pastor M. Reyländer, 329 S., geh. 5.25 M.

Die geistige Kultur der semitischen Völker von Lic. Just. Köberle, 50 S. Preis: 0.75 M.

Die Bergpredigt des Herrn. Von Dr. P. Kaysser. IV. Letzte Mahnungen und Warnungen. 137 S. Preis: 1.60 M.

Gehört Jesus in das Evangelium? Von Dr. M. Kähler, 2. Aufl. 38 S. Preis: 0.75 M.

Ad. Harnacks Wesen des Christentums geprüft von Prof. Dr. W. Walther, 4. Aufl. 168 S. Preis: kart. 3.00 M.

Grundriß der Geschichte des Neutestamentlichen Kanons. Von Dr. Th. Zahn. 84 S. Preis: 2.10 M.

Brot und Salz aus Gottes Wort in 20 Predigten von Dr. Th. Zahn. 236 S. Preis: 3.60 M.

Das Leben im Glauben. Predigten und Betrachtungen für die festlose Hälfte des Kirchenjahres von Dr. W. Walther. 157 S. Preis: 2.60 M.

Agobard von Lyon und die Judenfrage von Prof. Dr. Frdr. Wiegand. 32 S. Preis: 1.00 M.

Die Selbständigkeit der Dogmatik gegenüber der Religionsphilosophie. Von Lic. Prof. Lud. Ihmels. 34 S. Preis: 1.00 M.

Probabilia betr. den Text des 1. Timotheus-Briefes. Von Dr. Paul Ewald. 38 S. Preis: 1.20 M.

Die Bundeslade. Von Dr. W. Lotz. 44 S. Preis: 1.20 M.

Diese letzten vier Schriften sind sämtlich Sonderabdrücke aus der Festschrift der Universität Erlangen zur Feier des 80. Geburtstages Sr. königl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern.

Die neuen evang. Perikopen der Eisenacher Konferenz. Exeget. homilet. Handbuch von Lic. Dr. Gottlob Mayer, 11. Lieferung. führt vom 12. bis 20. Sonntag nach Trinitatis. Preis per Lieferung 1 M.

Die neuen alttestamentlichen Perikopen der Eisenacher Konferenz. Von A. Pfeiffer. 9. Lieferung, führt vom 10. bis 16. Sonntag nach Trinitatis. Preis wie oben.

Vom Verlag von Ernst Reinhardt in München:

Die Gottesherrschaft als welterneuerndes Lebensprinzip von L. Reinhardt V. D. M. 2. Aufl. 96 S. Preis: 1.00 M.

Vom Verlag Jennings & Pye, Cincinnati, Ohio.:

Die Geschichte der weiblichen Diakonie von P. D. Ph. C. Golder; mit 202 Illustrationen, im Selbstverlag des Verfassers und von genannter Firma zu beziehen. Das Buch ist in jeder Hinsicht prächtig ausgestattet und fein gebunden, 508 Seiten. Behandelt von S. 201—374 die weibliche Diakonie in Amerika. Von S. 415—490 folgt ein Anhang von Vorträgen, Referaten und Abhandlungen über Diakonie und zuletzt Statistische Information und Inhaltsverzeichnis. Ein Buch, das reichliche Belehrung und Auskunft darbietet über diesen wichtigen Zweig der christlichen Liebesthätigkeit. Preis $1.50.

Von der Buchhandlung von C. H. Roller in Milwaukee kam uns zu:

Entwürfe zu Predigten an den Festen und in den Festzeiten von A. W. Appuhn. 226 S. Preis: geb. 75 Cts. Das Buch bietet teils kurze Dispositionen, teils mehr ausgeführte Predigten und Entwürfe für alle Arten von Festen im ganzen Jahr, unter Anlehnung teils an ältere lutherische Homileten, teils an Löhe und Stier (die Reden Jesu). Als Handreichung für jüngere Amtsbrüder vom Verfasser dargereicht.

Wenn auch die eigene Arbeit durch solche Entwürfe nicht erspart werden kann noch soll, so bieten sie doch dem ernstlichen Forscher die nötige Anregung und Anleitung, in welcher Weise ein Text zu behandeln ist, ohne ihn zu der oft recht zeitraubenden Arbeit des Studiums ausführlicher Kommentare zu nötigen, zu welcher im Amt oft genug die Zeit fehlt.

„Der Türmer". Monatschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E.Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) — Aus dem Inhalt des Augustheftes: Fünfundzwanzig Jahre Bayreuth. Ein Erinnerungsbild von Hans von Wolzogen. — Meli. Skizze von Selma Lagerloef. — Gedichte von Hieronymus Lorm. — Fénelon. Von Prof. Frantz Funck-Brentano. — So müde. Gedicht von Melanie Ebhardt. — Feuer. Erzählung von A. Rantzau (Fortsetzung). — Einiges von John Ruskin. Von Fritz Lienhard. — Gurlitt, Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts. — Der dritte Kanzler. Von Richard Bahr. — Das Berliner Bismarck-Denkmal. Von Willy Pastor.

— Vom Krach. Von Veritas. — Ein Stückchen Kulturgeschichte. — Ein deutsches Verlagshaus. — Der Urzustand der Menschheit. — Vom Religionsunterrichte in unsern Volksschulen. 1. Von O. Vogelgesang; 2. von A. Ehringhaus. — Türmers Tagebuch: Eine häßliche Zeitkrankheit. Wie die Majestät beleidigt wird. Der Gummischlauch im Dienste der Wahrheit. Jugend und Korpulenz. Die verkannte Wanze. Der junge Mann, mit Namen Levi. Aus deutscher Seele. — Kunstbeilage: Siegfrieds Tod. Von H. Hendrich. (Photogravure.)

Katechetische Zeitschrift. Organ für den gesamten evangelischen Religionsunterricht in Kirche und Schule. Herausgeber Pastor August Spannuth, Stuttgart. Preis vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.

Aus dem Inhalt des zweiten Heftes IV. Jahrgang.

1. Bemerkungen zu den Worten im zweiten Artikel des apostolischen Symbolums: „Gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, gestorben und begraben." Von Pastor A. Dächsel.

2. Christocentrische Rückschau auf den ersten Artikel. Von Pastor Dieckmann.

3. Meditationen zur Vorbereitung auf Konfirmandenstunden über das vierte Hauptstück. Dritter Abschnitt: Kraft und Wirksamkeit der Taufe. Von R. Kölbing.

4. Katechesen „außer der Reihe." Von Pastor O. Umfrid.

5. Entwürfe zur schulgemäßen Behandlung der Eisenacher Perikopen. Von Pastor Habermas.

6. Verschiedenes: a. Die Muttersprache Jesu; b. Bibelwissenschaft und Religions-Unterricht; c. ist eine Aenderung der gegenwärtigen Konfirmationspraxis anzustreben?

Aus dem Inhalt des vierten Heftes, IV. Jahrgang:

1. Läßt sich Religion lehren? Von Prof. Frhr. von Soden in Berlin.
2. Führe uns nicht in Versuchung. Von Supt. Dr. Hoffmann.
3. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Von L. Heinemann.
4. Ostern. Von Diak. Otto Hardeland.
5. Entwürfe zur schulgemäßen Behandlung der Eisenacher Perikopen. Von Pastor Habermas.
6. „Meinen Jesum laß ich nicht." Behandlung eines Liedes auf der Oberstufe. Von Kantor W. Gewalt.
7. Verschiedenes.

Der christliche Gottesbegriff im Sinne der gegegenwärtigen evangelisch-lutherischen Kirche, von Dr. Georg Schnedermann, a. o. Prof. der Theol. in Leipzig. Deichertsche Verlagshandlung. Leipzig 1901. 2. Abteilung. 274 Seiten. Preis 3.60 M.

Es ist allerdings einigermaßen mißlich, eine Recension schreiben zu sollen über die zweite Abteilung eines Werkes, das in sechs Abteilungen erscheinen soll, während man die erste Abteilung, auf welche in der vorliegenden zweiten mannigfach zurückgewiesen wird, nicht gelesen hat. Indes wenn man aus dem Bruchstücke aufs Ganze schließen ex ungue leonem erkennen darf, läßt sich wohl sagen: das vorliegende Werk ist ein sehr ansprechendes, vielleicht ein bedeutendes. Daß der Verfasser seinen Standpunkt ausdrücklich auf dem Boden der lutherischen Kirche nimmt, darf einen pure evangelischen

Leser nicht zurückschrecken, denn von einem Lutheranismus, wie er einem hierzulande den teuren Namen der lutherischen Kirche zu verleiden geeignet ist, ist in dem Werke nichts zu finden, und daß der Verfasser in der Prädestinationslehre in der reformierten Kirche eine Ueberspannung der Allherrlichkeit Gottes auf Kosten seiner Güte rügt und der lutherischen Anschauung, die sich von jenem Fehler bald freigemacht, freudig die Palme reicht, das wird auch dem evangelischen Leser nicht unsympathisch sein. Freilich wird das Werk seinen Leserkreis hauptsächlich unter den Theologen suchen müssen, denn der Nichttheologen, die geneigt und dafür zu haben sind, religiösen Gedankengängen mit angestrengtem Nachdenken zu folgen, giebt es ja nicht viele, dennoch ist das Werk nicht speziell für Theologen geschrieben, sondern für Gewißheit suchende Christen. Seine Art der Darstellung charakterisiert der Verfasser selber dahin, daß er seinen Nachweis auf dem Wege schlichtester, möglichst lückenloser, den Weg der Umständlichkeit nicht scheuender Ueberlegung führe; er erspart dem Leser nicht, die sorgsam Schritt für Schritt gehende Ueberlegung, die er selbst angestellt, mit ihm durchzumachen, und die Darstellung macht daher allerdings zuweilen den Eindruck der Breite, so daß man meint, Ergebnisse fast selbstverständlicher Art hätten können auf kürzerem Wege erreicht werden, aber er wollte seine Aufstellungen als wohlerwogen hinstellen, und das ist ihm gelungen. Eine edle Einfachheit in der Darstellung der Glaubenswahrheiten charakterisiert das Werk, und mag der Ausdruck auch mißverständlich sein, so ist er doch treffend, wenn der Verfasser sagt, seine Blätter seien gemeint, als ein vornehm schlichtes Zeugnis eines wissenschaftlich gebildeten Christen von unserer Gemeinschaft mit Gott in Christo. Δός μοι ποῦ στῶ, gieb mir einen Standpunkt, auf welchem ich fußen, von welchem ich ausgehen kann, das ist auch die Forderung des christlichen Glaubens. Der Glaube ist eine Gewißheit, und die Glaubens l e h r e ist die wissenschaftliche Darstellung vom Inhalte dieser Gewißheit. Wohl ist es ja wahr, und der christliche Glaubenslehrer wird's am wenigsten bestreiten, daß unsere Glaubensaussagen samt dem christlichen Bewußtsein, dem sie entnommen sind, ihrerseits auf andere Ursachen zurückgehn, nämlich auf die kirchliche Unterweisung, die wir empfangen haben, höher hinauf auf die Heilige Schrift, höher hinauf auf Christum ja auf Gott selbst; aber so anders der Glaube kein bloßer Autoritätsglaube sein soll, können diese höher liegenden Ursachen nicht als e r s t e und nächste Quelle unserer Glaubensgewißheit angesehen werden. Nicht die christliche Gemeinde als solche kann die ersten Aussagen für die Glaubenslehre darreichen, da würde man ja fragen müssen: wo ist die rechte christliche Kirche, wer repräsentiert sie? Auch nicht die Heilige Schrift, denn da würde man erst zu end- und hoffnungslosen religionsgeschichtlichen und kritischen Vorverhandlungen schreiten müssen. Auch ein etwa allgemein menschliches Bewußtsein kann nicht vor dem christlichen zum Gehör kommen. Sondern zunächst frage ich: was weiß i c h als dieser gegenwärtige Christ, zunächst abgesehn von jenen später besonders zu betrachtenden Quellen, von meinem Gott? Ich habe Gemeinschaft mit Gott, Gott hat Gemeinschaft mit mir, Gott ist von der Art, daß er Gemeinschaft mit mir haben kann, das sind die Grundaussagen des christlichen Bewußtseins. Hiermit sind weitere Aussagen nahegelegt, zunächst über das Dasein Gottes, welches der Christ mit andern Menschen voraussetzt, aber als das s e i n e s, des wahren Gottes eigenartig behauptet, ohne es erst beweisen zu wollen. Hieran reihen sich die Aussagen über ein bestimmtes Dasein Gottes, der nicht

ein namenloses absolutes, sondern mir verwandt, Person, Geist ist. In unserem Gemeinschaftsverhältnisse ist Gott der überlegene bestimmende Teil, er ist der Höchste, der Welterhabene, auf der andern Seite der Vollkommene, Gute, Heilige. Mit diesen Grundaussagen des christlichen Bewußtseins stimmen überein die Aussagen des christlichen Gemeindebekenntnisses, das wird nachgewiesen am apostolischen Glaubensbekenntnisse. Ebenso stimmen damit überein die Aussagen der Heiligen Schrift und zuletzt insonderheit die Jesu Christi. Diese Quellenaussagen erlangen nun in der Glaubens l e h r e eine wissenschaftliche Gestaltung, welche sie als solche zumeist nicht bieten aber keineswegs verwehren. — In diesen angedeuteten Gedankengängen zeigt sich der Einfluß Schleiermacherscher Theologie; speziell bekennt sich Schnedermann von Franks System der christlichen Gewißheit beeinflußt. Er steht inmitten der theologischen Bewegung der Gegenwart, polemische Beziehungen zu andern theologischen Richtungen sind für den Kundigen leise angedeutet aber nicht in die Diskussion hineingezogen. Das Buch dienet im besten Sinne einem Unionswerke, einem Streben nach Verständigung, indem es darstellen will, was bewußtgläubige Glieder der evangelischen Kirche angesichts der modernen Welt- und Lebensanschauungen wirklich glauben. Es ist zu wünschen, daß dem Buche eine weitgehende Aufmerksamkeit zugewendet werde.

O.

T h e o l o g i s c h e r J a h r e s b e r i c h t. Zwanzigster Band, enthaltend die Litteratur des Jahres 1900. Zweite Abteilung: Historische Theologie. Berlin 1901. C. A. Schwetschke und Sohn.

Hat schon die in der vorigen Nummer angezeigte erste Abteilung den Umfang von 288 Seiten erreicht, so ist die zweite noch bedeutend größer; sie umfaßt 508 Seiten, oder 18 Seiten mehr als der Umfang des Berichtes über die gesamte theologische Litteratur des Jahres 1886 betrug. Es mag die Erweiterung der gegenwärtigen Abteilung zu einem Teil davon kommen, daß sie noch vollständiger ist als früher, obwohl man sich auch vorher keineswegs über Unvollständigkeit beklagen konnte; zum größten Teil kommt sie aber auf Rechnung der gegenwärtig außerordentlich rührigen und seit längerer Zeit stets steigenden Thätigkeit auf dem Gebiete der historischen Theologie.

Neun Referenten haben den ungeheuren Stoff bearbeitet, der nach Perioden der Kirchengeschichte geteilt ist, nämlich: Bis zum Nicänum; bis zum Anfang des Mittelalters mit Einschluß der byzantinischen Litteratur; Mittelalter; vom Beginn der Reformation bis 1648; von 1648 an. (Das Mittelalter und die Zeit von 1648 an, sind von je zwei Referenten bearbeitet worden.) Dazu kommt eine Rubrik „Interkonfessionelles“ von 76 Seiten und eine Registrierung und teilweise Besprechung der Litteratur zur „Allgemeinen Religionsgeschichte“, 28 Seiten umfassend.